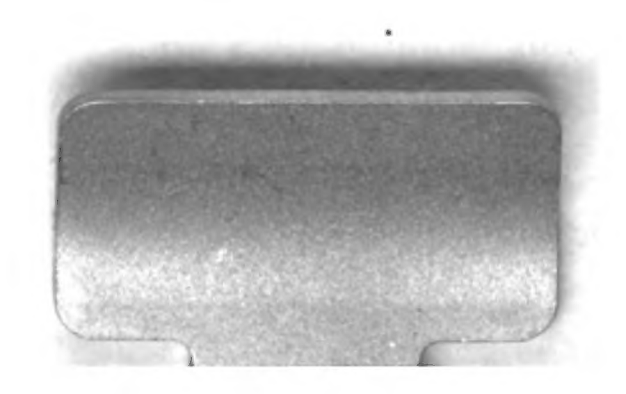
Digitized by Google

Germ. g.
147 l
3



Digitized by Google

Digitized by Google

Germania.

Archiv

zur

Kenntniß des deutschen Elements in allen Ländern der Erde.

Im Vereine mit Mehreren herausgegeben

von

Dr. Wilhelm Stricker.

Dritter Band.

Mit einer Karte der deutschen Ansiedelungen in Südrußland.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.

1850.

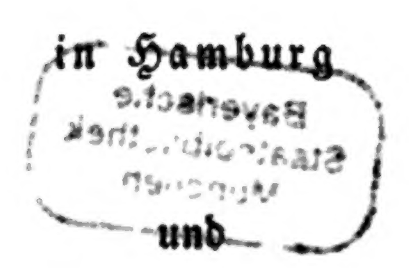
Digitized by Google

Digitized by Google

Den Herren

J. M. Lappenberg

in Hamburg



und

G. H. Pertz

in Berlin

zugeeignet

vom Herausgeber.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. u. II. Nachträge und Berichtigungen zu G. Höfkens „Flämisch Belgien". Von Dr. J. W. Wolff in Jugenheim an der Bergstraße
1. Das Verhältniß der flämischen Bewegung zu Deutschland . 1
2. Flämische Presse und Bühne 9

Ueber die Rechts-Verhältnisse der Fremden, besonders der Deutschen in der Türkei. Vom Geh. Justizrath und k. preuß. Generalconsul in der Moldau und Walachei Ritter Dr. Neigebaur . . 28

Das Kaufhaus der Hanse in London. Von Sartorius von Waltershausen (aus der Gesch. des hanseat. Bundes. 1803. II.) . . 35

Kunst, Poesie, Wissenschaft im Elsaß. Von 1648—1789. Von Professor A. W. Strobel in Straßburg 49

Wanderung in die Sette-Comuni. Von Joseph Bergmann, Custos der Ambraser Sammlung, wirkl. Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Wien 79

Namen, Lage und Bevölkerung der XIII Comuni im veronesischen Gebirge. Von Joseph Bergmann 80

Die deutsche Gemeinde Sappada nebst Sauris in der Pretura Tolmezzo in Friaul. Von Joseph Bergmann 92

Zur Parallelstatistik des deutschen und polnischen Elements in Oberschlesien. Von Dr. med. Pappenheim 98

Volks- und Länderkarte der österreichischen Monarchie . . . 118

Die Deutschen im Böhmerwald. Nach Joseph Rank 130

Die deutsche Sprachinsel Gottschee in Krain 134

Das belgische Staatsdeutsch in Luxenburg. (Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft. Jahrg. 1847. Heft 2.) 136

Die deutschen Colonien in Südrußland. Mit einer Karte. Mitgetheilt von Hrn. Walther, in Kesselstadt bei Hanau, früher k. preuß. Consul in Odessa 137

Die deutschen Auswanderer in Bulgarien. Von Adam Sievert, ehemaligem k. k. Consulatskanzler 141

Die beiden deutschen Siedelungen Economy in Pennsylvania und Zoar in Ohio. Von Dr. K. J. Clement 143

Die deutschen Ansiedelungen in Texas im Jahre 1848. Von Victor Bracht 154

Schicksale der deutschen Auswanderer nach Brasilien. Von Herrmann Abeken 157

Die deutsche Auswanderung nach Demerara. Von Herrmann Abeken 165

Der Deutsche in Paris. (Ausland 1847) 167

Neueste Nachrichten über die deutschen Auswanderer in Havre . . 183

Statistik der Wirksamkeit des deutschen Wohlthätigkeitsvereins zu St. Petersburg in den vier ersten Jahren seines Bestehens . . 185

Digitized by Google

Seite
Die Deutschen in Jerusalem 190
Die Ursachen der deutschen Auswanderung. V. Dr. Rutenberg in Berlin. 192
Die Deutschen im Banat. Von Friedrich Uhl.
a. Geschichte der Einwanderung 214
b. Die Deutschen auf der Haide 216
Die deutsche und slavische Bevölkerung in Schlesien. Nach Hundrich. 223
Deutsche Elemente in Armenien. Nach Moritz Wagner.
a. Deutsche Sprache und Literatur in Tiflis 224
b. Die evangelisch-deutschen Missionen unter den Armeniern . 226
Galerie deutscher Männer, welche in irgend einer Weise für fremde Länder wichtig geworden sind.
7. 8. 9. Schilderung Biron's, Ostermann's und Münnich's . 228
Zusatz zu Johann Cleberger 252
10. Ludwig Leichardt 464
11. Christoph Philipp Oberkampf 483
12. Friedrich Baron von Eben 484
III. u. IV. Mittheilungen über das deutsche Element in verschiedenen Städten. Von Dr. jur. Gries in Hamburg 273
Die Silvier am Monterosa. Von Dr. K. J. Clement. Mit einem Nachwort von Dr. Lorenz Diefenbach 276
Die preußische Colonie in Karlstadt in Mosquitia. Von Alex. von Bülow. 333
Ueber das ursprüngliche Doppelelement der Bevölkerung zu Galtür in Tirol. Von Joseph Bergmann 341
Jahresbericht der Deutschen Gesellschaft der Stadt Neu-York . . 347
Eine Fahrt nach Gutenberg am Missisippi, von Franz Löher . . 363
Fragmente aus dem Tagebuch eines deutschen Naturforschers in Transkaukasien. Winterleben in Tiflis. — Die deutsche Colonie in Neu-Tiflis. — Ein französischer Veteran. — Die Separatisten. 367
Neu-Braunfels und Friedrichsburg in Texas 377
Die vlämische Sprachbewegung 383
Zweiter Jahresbericht der Deutschen Gesellschaft von Neu-Orleans . 387
Die Nordholländer auf der Insel Amack bei Kopenhagen. Von Dr. K. J. Clement 401
Gesundes Urtheil eines Zeitgenossen über Deutschlands selbstbereitete Schmach. Von Prof. F. W. Barthold 406
Die nassauischen Truppen in Spanien. 1808—1814 408
Einnahme einer dänischen Festung durch eine Schwadron hannover'scher Husaren im Jahre 1807. Nach Beamish 426
Die Deutschen in der Schlacht bei Patras am 24. Juli 1687 . . 429
Die Anhaltiner auf der Insel Cabrera vom 14. Januar 1811 — 14. Januar 1812. Nach L. Zeidler in Zerbst 434
Literatur 255; 488
Notizen 267. 503

Digitized by Google

A. Aufsätze.

I. Nachträge und Berichtigungen zu G. Höfkens „Flämisch Belgien."

Von Dr. J. W. Wolf in Jugenheim an der Bergstraße.

1. Das Verhältniß der flämischen Bewegung zu Deutschland.

Ueber die flämische Bewegung wurde in den letzten Jahren so viel gesprochen und geschrieben, daß es fast überflüssig erscheinen könnte, den Gegenstand noch einmal aufzufassen und noch einmal zu beleuchten, und doch, wie wenig Klares und Wahres ist noch über ihn gesagt! Dieser Ausspruch mag hart scheinen, er ist es aber nicht. Wir ziehen durch ihn nicht im Mindesten den redlichen Willen so vieler Männer in Zweifel, welche sich der flämischen Sache in Deutschland annahmen; das sei ferne von uns. Gern und willig erkennen wir Kuranda's Fleiß an und am wenigsten verkennen wir den warmen, begeisterten Eifer, mit welchem unser trefflicher Höffken die flämischen Zustände ergriff und vertheidigte, aber dem Ersten mangelte eine gründliche Kenntniß der Sprache und Literatur Flamlands und der Zweite konnte sich sonderbarerweise in seinen Darstellungen nicht auf die „höhere Warte" und über die „Zinnen der Partei" erheben, die gerade am deutschfeindlichsten gesinnt ist. Es ist erstaunenswerth, wie Höffken für manche Mediocritäten schwärmt, die Gent angehören, während er brave Dichter und Prosaiker ganz ignorirt, die in Brüssel und andern Städten leben; wie Höffken das konnte, von dem man doch sonst nur Umsicht und Gründlichkeit gewohnt ist. Er stand wohl durch seine frühere Stellung zur Augsburger Allgemeinen Zeitung mit deren genter Correspondenten Snellaert in langjähriger

Verbindung und schrieb ganz unter dem Einfluß dieses Mannes, der bei aller Liebe für die flämische Sache doch von großer Einseitigkeit nicht ganz frei zu sprechen ist, der namentlich, wie sehr er auch dagegen protestire, einen panischen Schrecken nicht zu verbergen vermag, sobald von der Einwirkung deutscher Literatur auf die flämische die Rede ist.

Wir läugnen es gewiß nicht, daß Deutschland selbst mit Schuld an der Entfremdung Flamlands ist. Das Reich hat Belgien nur zu oft im Stich gelassen und neuerdings bewies man sich in deutschen Zeitschriften gar zu unfreundlich, wenn die Rede auf die flämische Bewegung kam. Leichtfertige Touristen durchflogen Belgien, lasen in Ostende und Brüssel Spötteleien über flämische Zustände und klatschten das Gelesene und Gehörte ohne Weiteres in ihren Reiseberichten nach. So ein preußischer Offizier in Lewalds Europa, so ein Anderer in der Minerva. Ja wir erlebten selbst, daß um 1840 die Kölnische Zeitung die Bestrebungen der Fläminge als ein unfruchtbares Beginnen verwarf. Dies setzte einerseits böses Blut, aber doch bei weitem nicht so viel, wie der gute Rath mancher Enthusiasten, die in unbesonnenem Schwärmen für die 40 Millionen Deutschen den Flämingen zuriefen, sie müßten um etwas zu werden, ihre Sprache ablegen und das Deutsche dafür adoptiren. Dieß erweckte in den Flämingen ein Mißtrauen, dessen Folgen sich noch lange fühlbar machen werden; sie sahen von da an selbst in den wohlgemeintesten Bestrebungen, die deutsche Literatur mehr bei dem Volke einzuführen, eine Propaganda zur — wie sie es närrischer Weise nannten und nennen — Germanisirung Flamlands, sie d. h. die Leiter der Bewegung, die Schriftsteller.

Und was ist denn die flämische Bewegung ohne den innigsten Anschluß an unsere Literatur? — Vergebens harrte man bis jetzt auf einen großen Genius, der mit allmächtiger Hand das Volk den französischen Sympathien entrisse und es aufrüttelte aus dem Schlummer, in welchem es großentheils noch versunken liegt. Flamland besitzt bis zur Stunde noch keinen Göthe oder Schiller, keinen Byron, keinen Ohlenschläger, selbst keinen Bilderdyk. Unter seinen Dichtern sind manche recht liebe und brave, unter seinen Prosaikern zählt es viele, die gewiß Anerkennung verdienen, aber ein durchgreifender mangelt, einer der

den Ausschlag gäbe. Da dieser aber mangelt, müßte man bemüht sein, diesen Mangel möglichst zu ersetzen und dies könnte man auf doppelte Weise, einerseits durch erhöhten Fleiß, den man auf die eigenen Arbeiten wendete und anderseits durch Uebertragungen klassischer Werke aus stammverwandten Sprachen. Beides muß Hand in Hand gehen, wenn man nachhaltige Resultate erlangen will, aber dieß ist leider bisher nicht der Fall gewesen.

Das Französische ist den meisten Belgiern geläufig, es wird dem aufblühenden Geschlechte noch geläufiger werden, da es in allen Schulen gelehrt wird, da es dem Kaufmann und dem Handwerker durchaus nothwendig ist. Es hat eine quantitativ sehr reiche, manchem Geschmack sehr zusagende Literatur, deren zahllose Produkte durch den Nachdruck so verbreitet und so billig sind, daß sich jeder Arbeiter fast eine Bibliothek der neuen sogenannten Klassiker anlegen kann. Kostet doch ein ziemlich starkes Bändchen in Brüssel kaum einen Silbergroschen bei den Antiquaren, kaum vier Kreuzer. Gegen diese Literatur mit Erfolg zu kämpfen, müßten die Fläminge also bemüht sein, gleich Anziehendes, gleich viel und gleich Billiges zu liefern. Gleich Anziehendes, liefern sie das? Sie glauben es wohl, aber der ruhiger und weniger Befangene wird darin nicht gleicher Ansicht mit ihnen sein. Sie schwärmen so sehr für Conscience's Löwen von Flandern, für dessen Volksgeschichten, aber wir können es uns doch unmöglich verbergen, daß diese Arbeiten an ästhetischem Werth den Vergleich mit den bessern französischen Romanen nicht aushalten. Und sie sind doch nebst de Lae's „Lotterieloos" das Beste, was bisher erschien. Eine Menge anderer Erzählungen stehen tief, tief unter ihnen; als Beispiel führe ich die in der Didaskalia übersetzten Novellen von van Kerckhoven u. a. an. Sie haben alle Fehler einer noch in den ersten Windeln liegenden Literatur und entbehren aller Vorzüge einer solchen; der Schwung, die übersprudelnde Kraft, Lust und Phantasie fehlen ihnen ganz und gar, was einerseits in dem ernstern Charakter, dann aber auch in den meist gedrückten Verhältnissen ihren Verfasser liegen mag. Dazu begegnen wir in ihnen einem oft derben Materialismus, der in seiner naiven Nacktheit nur abstoßen, nicht aber anziehen kann. Mit den Dichtern geht es in etwas besser; bei ihnen

bricht sich oft ein leuchtender Gedanke Bahn, doch das Volk begehrt ihrer nicht so sehr; es verlangt nach tüchtiger Prosa. An wissenschaftlichen Werken liegt noch gar nichts vor; darin sind die Fläminge, da sie einmal nicht deutsch lernen wollen, rein auf Frankreich hingewiesen. Wenn auch die Qualität des Produzirten auf diese Weise nicht weit her ist, dann möchte sie doch einem großen Theil der Fläminge, denen namentlich, die an französische Kost noch nicht gewohnt sind, genügen, hätten sie der derben Speise wenigstens quantitativ genug; aber auch in dieser Beziehung steht das Flämische hinter dem Französischen zurück. Durchschnittlich erschienen bisher alle Jahre drei bis fünf Romane, einige Dutzend Novellen und einige hundert meist hausbackener Gedichte und damit soll ein Völkchen von fast zwei Millionen sich ganzer zwölf Monate nähren, dadurch abgehalten werden von französischer Lektüre? Auch dies wollen wir, um das nur irgend Mögliche zu thun, noch zugeben, dann aber kommt noch die Preisfrage und wirft nur gar zu oft ein Veto hinein. Gern bescheidet sich der begeisterte Schriftsteller jedes Honorars, doch der Verleger will seine Kosten decken und da der Druck im Allgemeinen nicht gerade billig zu nennen ist, so werden die Bücher, wenn auch nicht zu theuer, doch ungleich theurer als jede französische Ausgabe. Kann doch auch der Verleger dieser auf Tausende von Lesern rechnen, während der flämische Verleger nur einige Hunderte absetzen kann. Nur Conscience brachte es bisher mit seinen Schriften über Tausend.

Wie warm auch das Volk Anfangs für die flämische Sache sein mochte, es konnte bei so lahmem Fortgang kaum warm bleiben; es war gezwungen, wenn es nicht geistig zurückgehn wollte, zu der französischen Literatur zu greifen. Das sahen weniger Einseitige schon seit Jahren ein und darum riefen sie den Schriftstellern unablässig zu: Uebersetzt aus dem Deutschen, aus dem Englischen, aus dem Dänischen. Aber dieß geschah nicht. Als der Mangel gegen 1843 zu fühlbar wurde, erschien in Gent eine „Neederduitsche Leesbibliotheek" unter der Leitung von Snellaert, welche in zwanzig Jahrgangs-Bändchen holländische Romane und holländische Uebersetzungen von E. T. A. Hoffmann und Friederike Bremer zu recht billigen Preisen brachte. Leider aber bestand sie nicht lange; ein Streit des Redakteurs mit dem Verleger über

das Honorar (so wir nicht sehr irren) führte ihren Tod herbei und das Pubiikum, weches durch sie einmal an Besseres gewohnt war, empfand den früheren Mangel jetzt doppelt. „Uebersetzt um Gotteswillen!" bat, flehte man von Brüssel aus. „Ihr werdet euch selbst durch die Bekanntschaft mit den bessern Werken eurer Nachbarn bilden, ihr, die ihr bisher nur die verdorbene französische Luft einathmetet, werdet an gesundere, reinere Luft gewohnt; das Volk, dessen Innerstes die Schöpfungen des germanischen Geistes mehr ansprechen, wird sich mit Freuden euren Uebertragungen und dann auch euren Arbeiten zuwenden, welche bis jetzt nur welscher Geist in flämischer Hülle waren." Aber es half Alles nichts. Wir hörten von Antwerpener Schriftstellern sagen: „Wir wollen nicht unter deutschem Einfluß schreiben; wir wollen — ursprünglich, original sein." Und Antwerpen war und ist doch die Stadt, in welcher man am wenigsten abgeneigt gegen das Deutsche ist. Die genter Blätter erkannten wohl an, daß man sich mit der deutschen Literatur befreunden könne, aber sie warnten zugleich, dabei nur höchst vorsichtig zu Werke zu gehen und die genter Schriftsteller, Rens besonders, gingen dabei mit rühmlichem Beispiel voran. Er übertrug aus Gleim, Gellert, Pfeffel, Langbein u. a. ein Paarmal auch aus Schiller, aber doch so, daß von Schiller nichts übrig blieb; so lasen wir den „Handschuh" mit seinem lebendigen, malerischem Versmaaß in langweiligen achtzeiligen Strophen. Besser sind Uebersetzungen göthescher Gedichte, die im genter Jaerboekje, und verschiedene heine'sche Lieder, die von van Hasselt an verschiedenen Orten mitgetheilt wurden, doch erschienen dieselben unter dem Namen der Uebersetzer, deren Letzterer überhaupt seinen ganzen Namen fast literarischen Diebstählen verdankt. In den Recensionen erkannte man das Verdienst dieser Gedichte jedesmal vollkommen an und bedauerte nur, daß die Herren Mittheiler derselben nicht mehr schüfen; als von anderer Seite bemerkt wurde, daß sie ursprünglich Deutsch seien, stutzte man wohl, aber weitern Erfolg hatte das nicht. Kurz alle Mahnungen von Coremans, Delecourt, Dautzenberg, Schreiber dieses u. m. a. verklangen ungehört; alle Bestrebungen des de Laetschen Blattes „Vlaemsch Belgie" und später besonders der „Broederhand" fruchteten nichts. Selbst die warme Herz-

lichkeit, welche Deutsche und Fläminge bei den Festen des von Schreiber dieses mitgestifteten deutschflämischen Sängerbundes beseelte und bei denen besonders van Duyse sich durch glühende Worte bemerklich machte, hatten keine weitre Resultate. Auf dem Germanistencongreß, dessen Bedeutung Höfken so schön hervorhebt, zu dem Holland, England Dänemark und selbst Skandinavien ihre Vertreter gesandt hatten, fehlten nur die Fläminge. Jacob Grimm empfing einen Brief und ein Gedicht von Serrùre und van Duyse, worin gesagt war, daß sie im Geiste mit anwesend seien; als er die Nachricht davon mittheilte, schwebte ein nicht zweideutiges Lächeln auf der Meisten Lippen.

Wenn Höfken meint, das Verhältniß der flämischen Bewegung zu Deutschland werde allmählich ein herzinniges, so müssen wir dieß, was Deutschland angeht, dahin berichtigen, daß dieß Verhältniß seit Jahren schon ein herzinniges ist. Wenn er sagt, daß die Fläminge, „noch mit Mißverständnissen, mit schiefer Auffassung der belgischen Zustände und mit thörichten Zumuthungen zu kämpfen haben," so finden wir darin keinen Grund des Mißtrauens gegen das ganze Deutschland, vor allem gegen Männer, die ihnen bewiesen haben, daß sie ihnen ein redliches Herz entgegenbringen, keinen Grund zur indirekten Verfolgung derer im eigenen Volke, welche zur Erkenntniß kamen, daß ohne Deutschland die flämische Bewegung stille stehen wird. Keines Flämings Herz kann glühender für die große Erhebung schlagen, als das des Wallonen Delecourt in Brüssel, der als flämischer Schriftsteller auch hohe Verdienste hat und von ihm ist doch in Gent kaum die Rede und man zuckt die Achseln, wenn von ihm die Rede ist, und dieß bloß, weil er eine Orthographie vorschlug und anwendet, die ähnlich der von Höfken vorgeschlagenen, das Flämische den andern germanischen Stämmen verständlicher machen würde. Er meinte nur, man solle aa statt ae (sprich ah), s statt des anlautenden z u. s. w. schreiben. Es hat Niemand der es mit den Flämingen gut meint und dessen Blick tiefer schaut, die Zumuthung an sie gestellt, „Alles spornstreichs zu verhochdeutschen," wie Höfken sich von seinen genter Freunden sagen ließ, wol aber hat man ihnen gerathen, sich die „Errungenschaften Deutschlands eigen zu machen. Und das war nicht zu viel verlangt. Holland

stände nicht auf der Höhe, auf welcher es nun steht, wenn es sich mit flämischer Engherzigkeit gegen Deutschland abgeschlossen, wenn es nicht Deutsches die Hülle und Fülle ins eigne Haus getragen hätte. Jeder gebildete Holländer spricht Deutsch und trotzdem lebt das Holländische in aller Kraft fort. Was wäre ebenfalls aus der Literatur des kleinen Dänemark geworden, wenn dieß sich so kleinlich benommen hätte, wie die Fläminge es thun? Oehlenschläger schrieb Dänisch und Deutsch dazu und trotzdem ging das Dänische nicht unter; seine Literatur erblüht im Gegentheil um so schöner und um so reicher, wie gleichfalls die des stammverwandten Schwedens, seitdem dieß sich von dem Französischen ab und dem Deutschen zuwandte. Mit dem „Germanisiren" hat es bei weitem keine so große Noth; auch ohne „ihre Sache, die nicht für heute und morgen blos ist, in eine falsche Stellung zu rücken, auch ohne sich zu überstürzen," könnten sie viel thun, was sie zu ihrem großen Schaden, gebe Gott, daß wir nicht einst sagen müssen, zum Verderben ihrer großen Sache [1]) jetzt unterlassen. Ein uns allen auf der Germanistenversammlung theuer gewordener Mann, Dr. Jonckbloet aus Rotterdam, einer der tüchtigsten Philologen Hollands, sprach vor nicht gar langer Zeit manches wahre Wort über dies auch bei den Holländern immer mehr tobende Rufen nach durchaus selbstständiger Entwickelung. „Ist es wohl, fragt er, ein tröstlicher Gedanke für das brave, bewahrende niederländische Volk, welches bei jeder Gelegenheit seine großen Väter im Munde führt, die in Bezug auf Kunst und Wissenschaft dem ganzen Europa Gesetze vorschrieben, — ist es wohl ein tröstlicher Gedanke für uns, daß die wahre Kenntniß alles dessen, was uns als Volk auszeichnet, seiner ganzen Eigenthümlichkeit und Entwickelung uns durch Fremde zukommen muß? Wir müssen es leider erröthend bekennen, und unsern deutschen Brüdern dankbar dafür sein, daß sie uns die Wege zeigten, die wir einzuschlagen haben, das Feld, welches wir weiter zu bebauen berufen sind; zugleich aber können wir einen wiederholten Seufzer über unsern stationären Geist nicht unterdrücken

---

[1]) Wenn es wahr ist, daß Stillstand Rückschritt ist, dann sieht es jetzt sehr schlimm um die flämische Sache aus.

und uns nur tief beklagen über das, was man mit einem in den letzten Tagen so oft gehörten Worte nennt „unsere Entwickelung in niederländischem Sinn“..... Wir haben uns seit Jahr und Tag einseitig, wie die Chinesen entwickelt und gingen, die Einzelnen, wie die Massen, unter in dem vielbeliebten System der Selbstvergötterung. Wir können wohl die Bewegung, welche sich rings um uns kund gibt, nicht unbemerkt lassen, aber in der Regel zucken wir die Schultern und sind verstimmt darüber, sprechen wir von gefährlichen Systemen, sagen wir, daß wir unsern eignen Weg gehn müßten, oder, um durch Ausnahme von der Regel uns einen Namen zu machen, stoßen wir für den oder jenen großen Mann in die Ruhmesposaune, ohne daß wir uns doch die genialen Resultate dieses Mannes zu Nutze machten. So taumeln, so schleppen wir uns lahm weiter [1]). Die großen Bestrebungen der Deutschen haben nur wenig Einfluß auf uns gehabt, keineswegs rissen sie uns aus dem alten Schlendrian heraus. Mag dieß Urtheil im Munde eines Holländers hart klingen, in Bezug auf den südlichen Theil der Niederlande, auf Belgien ist es nur allzuwahr und möchten wir auch nicht ein Jota davon streichen.

„Das Rechte und wahrhaft Volkserspießliche,“ sagt Höfken, „bleibt meines Erachtens, Anschluß an das Allgemeine mit und durch Ausbildung des Besondern.“ Das wollen alle redlichen Freunde der flämischen Sache, das aber wollen nicht — die Fläminge selbst. Daß sie dieß nicht wollen, davon würde ihn ein längerer Aufenthalt unter ihnen überzeugt haben, das hätte er erfahren, wenn er sich an die Männer gewandt hätte, welche seit Jahren die deutsche Sache in Belgien vertraten. Dieß jedoch that er nicht, von diesen Männern nimmt er kaum oder gar nicht Notiz, wie wir in der Folge näher zu erweisen gedenken. Werfen wir einstweilen einen Blick auf seine Darstellungen der literarischen Zustände, er wird uns Alles bis hierhin Gesagte aufs Vollkommenste bestätigen.

---

[1]) De Gids, negende Jaargang. Blz. 558 en 559.

2. Flämische Presse und Bühne.

Die belgische Tagespresse liegt noch sehr im Argen und besonders in Bezug auf Alles, was Deutschland betrifft. Erst in der allerjüngsten Zeit ist es damit ein wenig besser geworden, nur, wo ein ferneres Ignoriren deutscher Zustände ihr Schaden bringen, ihr Abonnenten rauben und der pariser Presse zuführen würde. Merkwürdigerweise ist diese Besserung aber nur in den französischen Blättern der Hauptstadt fühlbar, weniger in denen der Provinzen, am Allerwenigsten in denen der flämischen Provinzen. So fand ich bei meinem letzten Aufenthalt an der Nordsee in dem Journal de Bruges und dem Impartial de Bruges täglich sechs, acht und neun Colonnen den Verhandlungen der französischen Kammern gewidmet, während die Nachrichten über Frankfurt kaum eine Colonne füllten und — damals tobte der Aufruhr am Sitze der deutschen Centralgewalt. Wie würden sich die Beilagen und Extra- und Außerordentlichen Beilagen zu ihnen gedrängt haben, wenn ein ähnlicher Aufstand an die hölzernen Wände der windigen pariser Parlamentshütte gepocht hätte. —

Diese Verhältnisse springen zu sehr in die Augen, als daß sie dem scharfen Blicke Höfken's entgehen konnten; über das Mittel aber, ihnen abzuhelfen, schweigt er. Dieß wäre, dem einstimmigen Wunsche der brüsseler und antwerpener Deutschgesinnten zufolge, eine von Deutschland aus in Brüssel gestiftete französisch geschriebene Zeitung, welche die ausländischen Zustände nur flüchtig, die deutschen hingegen gründlich erörterte, also das volle Gegentheil von dem thäte, was die französischen Journale Belgiens thun. Schon vor mehren Jahren machte der damalige preußische Gesandte, Freiherr von Arnim, der sich überhaupt um die Förderung deutscher Sympathieen in Belgien nie genug zu schätzende Verdienste erwarb, die preußische Regierung darauf aufmerksam und schlug, als man auf die Gründung eines neuen Organs nicht eingehen wollte, den Ankauf eines schon bestehenden vor, doch drang er nicht damit durch; die Sache wurde in reifliche Erwägung gezogen, verschoben und blieb endlich liegen. Was uns betrifft, so glauben wir, daß eine derartige Zeitung sich einestheils eher

hätte halten können und anderntheils auch den Flämingen viel mehr Nutzen gebracht hätte, als das vielgerühmte flämische Tagblatt „Vlaemsch Belgie,“ welches 1844 in Brüssel geboren wurde und starb. Es lieferte uns den sprechendsten Beweis, wie wenig die flämische Bewegung noch im gebildetern Theile des Volkes Wurzel gefaßt hat. De Laet machte gegen Ende 1843 seinen Plan bekannt, Aktionäre fanden sich bald in allen Städten, der König selbst gab durch eine dritte Hand eine namhafte Summe als Beitrag zur Begründung des Unternehmens; zwei Mitredakteure traten mit rüstigem Muth De Laet zur Seite, alle flämischen Schriftsteller wirkten unentgeltlich an dem Blatte mit und priesen es in vielen französischen Blättern an, man bemühte sich auf jede Weise, Abonnenten zu gewinnen und dennoch ging das Blatt zurück und unter, da es von seinen dreihundert zuletzt kaum etwas mehr als hundert Abonnenten hatte. Höffken wirft (S. 174) Deutschland vor, daß es nichts für das Blatt gethan, aber ist der Vorwurf so ganz und gar gerecht? Vlaemisch Belgie bestand gegen zehn Monate, hatte also Zeit, sich Freunde zu erwerben unter den Flämingen; es fand diese nicht, weil es auf zu viel Gleichgültigkeit stieß und nun sollte Deutschland Summen herschießen, um es aufrecht zu erhalten? Man hat Herrn von Arnim getadelt, daß er nicht bei seiner Regierung die Rettung des Blattes durchgesetzt habe, aber mit Unrecht. Hätte er, hätte überhaupt Deutschland gesehn, daß die Fläminge beim besten Willen, mit allen Anstrengungen das Blatt nicht zu halten vermochten, die Fläminge, d. h. das Volk, nicht nur die Paar Dutzend Schriftsteller und ihre nächsten Freunde, dann möchte jener Vorwurf, dann dieser Tadel gerechtfertigt sein, aber nun, wo es sich um so geringe Summen handelte, müssen wir ihn zurückweisen. Man deutet uns auf Frankreich hin und auf dessen Unterstützung der belgischen Presse, aber Frankreich sieht auch, daß es seine Unterstützungen nicht fruchtlos anwendet. Ein solches französisches Blatt findet nicht den zwanzigsten Theil der uneigennützigen Hülfe, welche Vlaemsch Belgie fand, dagegen zwanzigmal mehr Freunde von den ersten Tagen seines Erscheinens an. Man könnte sagen, aber Vlaemsch Belgie würde Alles schon anders gemacht haben, doch dazu war kein Anschein vorhanden. Höffken eifert

wohl gegen Jesuiten und Franzosen, als Feinde des Blattes, aber er wirft einen verhüllenden Schleier über eine ganze Partei wenigstens ebenso gefährlicher und noch viel heftigerer Feinde. Er, der jede Zeile der leitenden Artikel so genau kennt und so genau benutzt, schweigt ganz über eine ganze Reihe dieser Artikel, in welchen Vlaemsch Belgie sich gegen die „Gazette van Gent" vertheidigte, die es anklagte, daß es — zu Deutsch sei. Man ging selbst weiter und beschuldigte das Blatt, daß es sich der preußischen Regierung verkauft habe, eine Anklage, die selbst unser Preußenfresser Karl Heinzen, nichtswürdigen Andenkens, wiederholte. Wenn aber die älteste, wenn eine hundertjährige flämische Zeitung sich einer solchen Anklage nicht entblödet, wenn sie die Stirn hat, mit einem Franzosen (Leon Faucher) gegen ihre jüngere flämische Schwester gemeinschaftliche Sache zu machen, und wenn ein solches Verfahren nicht die allgemeinste Entrüstung hervorruft, wenn das Volk dazu schweigen kann, dann wird es wahrlich Niemand mehr auch dem besten Freunde von Vlaemsch Belgie verdenken, wenn er den Muth verliert und sich nach andern durchgreifendern Mitteln zur Vertheidigung seiner Sache umsieht. Hätten wirklich die Jesuiten das Blatt gestürzt, dann würden sie, die Mächtigen, es wohl haben halten können, wenn sie das gewollt hätten; gewollt hätten sie es, wenn sie eingesehn hätten, daß das Blatt Sympathien, Leser genug gefunden, aber auch sie gaben es auf, da auch sie sich überzeugen mußten, daß es mit der „vaterländischen Begeisterung" bei ihren flämischen Landsleuten nicht weit her war. Es lebte bis nach den Wahlen; daß es sein Leben nach De Laet's Rücktritt in seiner ultrakatholischen Richtung so lange noch erhielt, das verdankte es achthundert Franken, die der Graf Merode ihm als letzten Moschus reichte, damit es gewisse Wahlumtriebe befördere, was es redlich, wenn auch in allerschmutzigster Weise that, wie es denn überhaupt seit De Laets Abtreten immer mehr die Sprache der Gasse und der Kneipen angenommen hatte.

Mit wie ganz anderm Erfolge würde ein französisch geschriebenes Blatt in Brüssel für die flämische Sache gewirkt haben, für die deutsche wirken, wenn uns endlich die Augen aufgehn und wir unser Interesse in Belgien besser zu wahren wissen sollten. Die kleine Condescendenz

hätte sich tausendfältig gelohnt. Es ist nun einmal nicht anders, die Leute haben einmal ein, wenn auch dummes Vorurtheil gegen das Flämische, sie lesen nun einmal lieber Französisch, darum blieb kaum anderes übrig. Mehr als durch all seine flämischen Artikel erreichte De Laet von jeher durch seine französischen in dem **Précurseur** und dem **Journal d'Anvers**; ihnen hauptsächlich ist es zu danken, daß es in dem Florenz von Belgien so gut um die flämische Sache steht und diese Erfahrung hätte wohl — doch das Kind liegt nun einmal im Brunnen.

Außer und neben Vlaemsch Belgie entstanden eine Menge kleinerer Blätter und Blättchen, von denen Höfken sagt. „Jetzt finden wir in jeder Stadt, in jedem Flecken mindestens ein niederdeutsches Blatt und in diesem Blatt einen warmen Vertheidiger flämischer Anliegen.“ Es würde uns sehr freuen, wenn dem so wäre, aber so günstig steht es bei weitem nicht. Von den acht und dreißig flämischen Organen sind zwei Drittel fast ausschließlich „Anzeiger,“ „Wochenblättchen,“ die nur Inserate von Auktionen, Vermiethungen u. dgl. enthalten und nicht einen literarischen oder politischen Aufsatz.

O, es ist ein schönes Wort, welches Höfken den Flamingen als leitenden Grundsatz zulegt: „Erst meinen Millionen Brüdern helfen und dann mir selber,“ aber wie viel fehlt ihnen dazu! Das mag das Prinzip einiger Führer sein, das allgemeine Prinzip ist es nicht, denn wäre es das, schwebte Allen überhaupt die Größe ihrer Aufgabe recht vor Augen, dann würde nicht der kleinlichste Parteigeist das kleine Häuflein in eine solche Menge kleinerer und einander rastlos bekämpfender Häuflein spalten. Es thut uns wehe, daß wir dem begeisterten Vertheitiger der Fläminge so kalte Berichtigungen bringen müssen, aber wir halten es für unsere Pflicht, endlich die flämischen Bestrebungen in das ihnen gebührende Licht zu stellen. Dieß mag den belgischen Freunden unangenehm sein, wir geben das zu, doch viel unangenehmer ist es ihnen gewiß, wenn ein von Höfken's Werk für sie Entflammter zu ihnen kommt und — sich so gewaltig getäuscht sieht. Das aber wird bei Jedem der Fall sein, der die Höffensche Darstellung ihrer literarischen Zustände mit der Wirklichkeit vergleicht. Sie ist ein Flecken des sonst so trefflichen Werkes und eben so oberflächlich und einseitig parteiisch, als viele an-

dere Kapitel, z. B. über die wirthschaftlichen und socialen Zustände, über die Geschichte Belgiens gründlich und reich an schönen Gedanken sind.

Höffken beginnt mit einer Aufzählung der literarischen Zeitschriften der Fläminge und — ignorirt dabei gleich in einem Schlage zwei brüsseler Monatsschriften und dabei in erster Linie die — **Broederhand, tydschrift voor hoog-en nederduitsche letterkunde** d. h. zu Deutsch: „die Bruderhand, Zeitschrift für hoch- und niederdeutsche Literatur.“ Wir standen einen Augenblick starr, als wir dieß sahen. Schrieb Höffken seine Vorrede doch sechs Monate nach der Gründung dieses Organs, zu einer Zeit, wo es gerade am kräftigsten blühte, hatte doch die von ihm bei jeder Gelegenheit citirte Augsburger Allgemeine Zeitung sich desselben mehremale angenommen, hatten doch die Grenzboten, die Kölnische, die Preußische Staatszeitung und vor Allem das Magazin für die Literatur des Auslandes dieß Organ zu wiederholtenmalen (das Letztere selbst jede einzelne Lieferung) mit großer Liebe besprochen; mußten wir demzufolge doch voraussetzen, daß der Publizist Höffken von der Existenz desselben wußte. Warum schwieg er denn so ganz von ihm, während er selbst des durch und durch miserabeln „vlaemschen Rederykers“ aus Antwerpen lobend erwähnt? Warum bleibt er selbst hinter den genter Blättern zurück? Warum weiß Höffken nichts von ihm, während doch die Reisehandbücher selbst von ihm erzählen? Als vormaliger Redakteur der Broederhand mußte Schreiber dieses sich mit diesen Fragen begnügen. Ihre Beantwortung wird auch nach manchen früher von uns gegebenen Andeutungen nicht allzu schwer fallen.

Das zweite brüsseler Organ, von dem er nichts weiß, oder nichts wissen will, ist „de Vlaemsche stem“, die flämische Stimme, deren Redacteurs, die ehemaligen Coredakteurs von Vlaemsch Belgie, zwar an Verfolgungen und Verdächtigungen alles Deutschen den Gentern den Rang bei weitem abliefen und darum wohl auf Sympathien bei diesen hätten rechnen können, die aber bei den antwerpener Freunden Höffkens mißliebig waren und wohl darum von ihm mit Schweigen übergangen werden. Richtig bemerkt er, daß es jetzt acht literarische Organe in Belgien gebe; bei der Aufzählung bringt er deren jedoch

nur sieben bei und darunter zwei seit Jahren eingegangene. Warum diese Unehrlichkeit? Ist er nicht gleicher Ansicht mit den beiden brüsseler Organen, warum hat er nicht den Muth, es zu sagen? Durften doch die Letztern in Bezug auf ihre Verbreitung und ihren Gehalt es wohl mit den meisten übrigen aufnehmen. Auf seinen Vorwurf übrigens, daß nicht ein einziges Exemplar des Kunst- en Letterblads nach Deutschland gehe, können wir zu unserer Freude und seinem Troste sagen, daß von der Broederhand gegen fünfzig Exemplare nach Deutschland gingen.

„Der strebende Theil der belgischen Jugend bildet den eigentlichen Heerd der flämischen Bewegung. Das muß so sein, die Muttersprache muß die Leidenschaft der Jugend werden, wie es in den gebildetsten Kreisen von Antwerpen, Gent, Brügge u. s. w. wirklich der Fall ist.“ Ja wohl, wenn dem so wäre, dann würden wir den Flämingen gratuliren, aber dem ist nicht so. Die belgische Jugend ist durchgängig verwälscht; wäre sie das nicht, wäre sie der Heerd der Bewegung, wie könnten die Univerisitäten Gent und Brüssel so radical wälsch sein, wie an der von Löwen nur mit Mühe ein kleines Häuflein von flämischen Studenten zusammengehalten werden? In den „gebildetsten Kreisen“ der Fläminge, selbst bei Willems sprach und spricht man gewöhnlich französisch und flämisch nur ausnahmsweise. Die flämische Bühne selbst wirkt mit, das Volk nur ja nicht aus seinen französischen Sympathien zu werfen. „Angehaucht von der vlämischen Sprachbewegung und überdrüßig der französischen Vaudevilles und Opern, schlossen die wirklich Kunstsinnigen nun lieber einen Bruderring von vaterländischer Wirksamkeit“, meint Höfken. Es wäre schön, wenn dem ganz so wäre, aber der Bruderring bringt entweder mittelmäßige Stücke von einheimischen Dilettanten auf die Bühne — einen tüchtigen Bühnendichter hat man noch nicht — oder auch und nur zu oft Uebersetzungen französischer Vaudevilles. Von deutschen Dramen kennt das flämische Repertoire seit mehren Decennien nur „Menschenhaß und Reue“ und eine Uebertragung der ältern französischen Verstümmlung von Schillers „Räubern“. Vergebens wurde auch in dieser Beziehung hundertmal auf das deutsche Theater hingewiesen, es half nichts; die

Angst vor der „Gemanisirung" war zu groß. Nur in den Sängervereinen drang mehr deutsches durch und zwar durch die Sängerfeste in Köln, Brüssel und Gent, wo man sich überzeugte, daß man doch von Deutschland lernen könne.

Wenden wir uns nun mit Höffken zu den Schriftstellern selbst, von denen er „diejenigen, welche sich bisher in der flämischen Bewegung am meisten hervorgethan haben, in gedrängter Uebersicht" vorführt.

Wir stimmen Höffken vollkommen bei zu Allem, was er über den zu früh, viel zu früh hingegangenen Willems sagt. Wir thun dies um so mehr, da Willems einer der wenigen Fläminge war, die scharfen Auges einsahen, daß von Osten auch der flämischen Literatur das Licht kommen müsse. Seine umfassenden Kenntnisse, vor Allem seine Vertrautheit mit deutscher Wissenschaft, in der ihm nur Bormans und Delecourt gleichkommen, hatte alle Engherzigkeit von ihm abgestreift und ihn einer freieren Auffassung der flämischen Zustände fähig gemacht. Sein Haus war ein Wallfahrtsort für alle Deutschen, die Gent besuchten und Allen, die ihn einmal gesehen, bleiben die mit ihm verlebten Augenblicke gewiß unvergeßlich. Mir bleiben sie dieß insbesondere; ich verdanke seiner zuvorkommenden Gefälligkeit die Bekanntschaft und den Zugang zu einer Menge der wichtigsten Quellen für die Kunde niederländischen Alterthums, ich fand überhaupt in ihm einen lieben Freund. Mit dem Gange der Bewegung war er nicht immer zufrieden. So erzählte er eines Abends herzlich lachend in der genter literarischen Gesellschaft, er habe eben eine Carricatur gesehn, welche die flämische Bewegung vorstelle, namentlich einen bestiefelten, bespornten und peitscheschwingenden Reiter auf — einer Schnecke. „Das Bild ist nicht so übel, sagte er. Man kann wohl mitunter fragen: Wo ist denn hier Bewegung?" Eines Tags — es war im Juni 1843 führte er seinen Freund Prof. Huber aus Berlin zu mir, der ihm durch Jacob Grimm empfohlen war und auch mir Briefe brachte. Huber sprach begeistert über die Theilnahme Deutschlands für die flämische Sache und tadelte streng, daß die deutschen Regierungen immer noch kalt gegen sie blieben. „Die werden kommen, sagte Willems, wenn wir nur erst mehr bewiesen haben, daß wir etwas leisten können. Einstweilen wünschte ich uns

mehr Liebe für Deutschland, von dem wir noch gar nichts wissen. Leider aber muß man vorsichtig mit dem Predigen dieser Liebe sein, da sonst gleich über Verrath und Verkauftsein geschrieen wird." Ein Jahr später hatte ich die Freude, Uhland zu ihm zu führen; der Augenblick wo sich die beiden Männer zuerst die Hand drückten, bleibt mir unvergeßlich; Willems Auge war feucht. Es leuchtete aber sogleich in dem schönen und tiefen Glanz, der ihm zu Zeiten so eigenthümlich war, als ich sagte, daß der gefeierte Dichter komme, um niederländische Volkslieder zu sammeln und er suchte alsbald alle Sammlungen solcher aus seiner reichen und kostbaren Bibliothek heraus. Am Abend desselben Tages sah ich ihn wieder und fand ihn äußerst heiter, so, daß er fast eine Stunde lang mir flämische Volkslieder vorsang. Das nämlich bleibt ein großes Verdienst bei ihm, daß er neben dem Texte auch der Melodie seine Aufmerksamkeit schenkte, und sie gleich in Noten brachte, sobald er sie gehört. Zahlreiche der schönsten Volksweisen danken ihm ihre Erhaltung. Unser freundschaftliches Verhältniß wurde selbst nicht gestört, als ich durch die der Holländischen sich mehr nähernde, dem Deutschen das Verständniß des Flämischen erleichternde Orthographie der Broederhand mir so viele Feinde erwarb. Wenn er zu den Monatssitzungen der Akademie nach Brüssel kam, sahen wir uns fast regelmäßig und verbrachten einen großen Theil des Morgens in Mittheilungen aller Art.

Nie hat sich die wälsche Partei in Brüssel größerer Erbärmlichkeit schuldig gemacht, als beim Tode dieses Mannes. In der Akademie war ihr Willems stets ein Dorn im Auge, denn da stand er stets schlagfertig da, sobald ein Wort des Spottes oder der Verachtung des Flämischen sich über die Lippen der exclusive französischen Mitglieder wagte. Zwei Tage nach Willems Hinscheiden hielt die Akademie ihre Monatssitzung und in dieser las Reiffenberg einen Nekrolog des heimgegangenen Collegen vor, der Herzlosigkeit und kaum verhaltene Freude über die noch nicht kalte Leiche in hohem Maße vereint, der voll leichter Witze steckt. Die wälschen Mitglieder der Akademie hatten einen solchen Spaß an ihm, daß sie zu dem Hohn über den todten Löwen Beifall klatschten. Am meisten zeichnete sich dabei die größte aller Nullitäten, an

denen die Akademie so reich ist, der Reichsarchivist Gachard aus. Wie schneidend dieser Spott in der allgemeinen Trauer klang, seine Folgen waren gewichtig; er führte der flämischen Sache manche Sympathien zu.

Kanonikus David in Löwen ist in treuem Bilde von Höffken gezeichnet. De Decker sagte eines Tags zu Willems: „Sie sind der Hemmschuh, der den oft zu schnell rollenden Wagen der Bewegung vorm Hinrollen bewahrt", aber Willems antwortete: „Nein, auf die Ehre mache ich keinen Anspruch; Herrn David mag sie eher zukommen." — Professor Bormans, der Tüchtigste Aller, die noch für das Flämische in die Schranken traten, ist seit längerer Zeit ziemlich schweigsam geworden. Gleich ihm ist Blommaert ein gründlicher Kenner deutschen Wesens, eins „der ausgezeichnetsten Häupter der flämischen Bewegung." Er hat ein offenes Auge für ihre sehr schwachen Seiten, er arbeitete kräftig für engere Verbindung mit unserer Literatur, aber er mußte sich überzeugen, daß ihr zu viele Feinde lebten und muthlos zog er sich immer mehr zurück. Van Ryswyck rief ihn in einem schönen Gedicht zum Ausharren auf, doch half dieß nicht für lange, denn neuerdings ist er abermals auffallend stille geworden. Snellaert mag sehr warm für sein Vaterland fühlen, dieß geben wir gerne zu, sein Wirken war aber nicht immer ein segenreiches; er hat besonders durch seine bittern und rücksichtslosen Kritiken Manchen entmuthigt. Er fühlt, wie viel seinen Landsleuten noch fehlt und möchte das mit einem Schlage ändern, aber das ist nicht so leicht. An ästhetischer Bildung ist er einer der hervorragendsten; den Einfluß seines „Meisters" Willems wird Niemand so leicht bei ihm verkennen. Schade nur, daß eine ganz blinde Vorliebe für die Holländer und besonders für den „göttlichen" Bilderdyk ihm nicht erlaubt, sich einmal mit rechter Liebe und gründlichem Eifer auf das Studium anderer Literaturen zu werfen. Er würde sonst einsehn, daß es um den Ruhm seines Heros bei weitem nicht so steht, wie er glaubt, daß es Genien gibt, die ihn himmelhoch überragen. Bei van Duyse gilt der Schwur bei Bilderdyk bei Weitem nicht mehr so viel, seitdem er sich mehr in die Arme unserer Literatur geworfen hat und durch seine Frau mit der englischen bekannt wurde. Er hat seitdem

bedeutende Fortschritte gemacht und strebsam, wie er einmal ist, wird er gewiß noch viel leisten.

Seine frühere Breite ist mehr zur Tiefe geworden, er ist sich klarer bewusst und auch die Form verschönert sich auffallend bei ihm. Ging er früher schon durch das ihm von Höffken vorgeworfene „Viel wissen" in der Auswahl und Behandlung seiner Motive bei Weitem mit mehr gutem Geschmack, als die meisten übrigen, zu Werke, dann haben wir ihm jetzt kaum noch Fehler gegen denselben vorzuwerfen. Wie seine Dichtungen, so ist auch seine Prosa, in der er sich nicht „einmal", nein hundertmal, versuchte, schwungvoll und lebendig, das volle Gegentheil von der des Dichters Rens, eines wackern, braven Flämings, eines Ehrenmannes durch und durch, dem die Bewegung Großes verdankt. Höffken sagte von ihm, seine Poesie sei „immer kernig, sehnig, durchgehends didaktisch und mache seinem Herzen, wie seinem Kopfe Ehre." Seinem Herzen, o gewiß; es schlägt ein sehr schönes Herz in dieser begeisterten Brust; seinem Kopfe aber, nein. Auch Rens kennt nichts größeres, höheres, herrlicheres, als seine Holländer und obwohl er das Deutsche liest und achtet, so zieht es ihn doch nicht an. Er liebt die breite Didaktik und sie blickt überall bei ihm durch. Unendlich höher, als er, stand Ledeganck, ein tiefpoetisches Gemüth, dem es leider nicht gegönnt war, zur vollen Blüthe zu gelangen. Kaum gestatteten ihm glücklichere Verhältnisse, sich der Poesie ganz zu weihen, als die Schwindsucht ihn wegraffte. Die Fläminge preißen ihn als den größten ihrer Dichter und das war er und das wurde er, weil er nicht engherzig an niederländischem Wesen klebte, weil er die Deutschen und Engländer vor Allem gründlich kannte. Das aber sagt kein Fläming, wie sehr gut jeder es weiß. „Trachtet ihm gleich zu werden", klang oft die Mahnung an jüngere Dichter; aber den Weg dazu zeigte man nicht. Blieck nennt unser Höffken einen „jungen Mann von sanfter, etwas schwermüthiger Gemüthsart." Wie würde er sich wundern, wenn er den stämmigen, wohlbeleibten, behaglichen Vierziger sähe! Wir wissen wenig davon, daß er „mit Erfolg sich bemühte, die Ballade auf flämischem Boden wieder aufzuwecken," wohl aber, daß außer dem „reinen Herzen" in seinen Gedichten nichts zu finden ist, als Wortschwall voll

des größten Ungeschmacks. Als Probe genüge, daß er van Duyse einst begeistert zurief: „O Sohn der keuschen Nonnen!“ (d. i. der — Musen.) Auch Blieck aber ist gleich Rens ganz einseitiger Niederländer. In das Lob Conscience's stimmen wir mehr ein, als in das van Ryswyck's. Es mag dieser Dichter „ein lauteres, frisches, geistvolles Naturkind“ sein, wir gestehen ihm mit Höfken hochpoetische Bilder und erhabene Gedanken gerne zu, aber wir können doch zugleich nicht umhin, den harten Tadel vollkommen zu billigen, der van Ryswyck so oft traf. Man warf ihm einerseits vor, daß er die Sprache allzu cavalierement behandle, andererseits und mit mehr Recht, daß er allen Anstand alles Schicklichkeitsgefühl aus den Augen setze und sich Dinge erlaube, die wohl bei der Hefe des Pöbels, nicht aber bei auch nur einigermaßen Gebildeten Anklang finden können. So brachte das Antwerpener Taelverbond vor einiger Zeit eine poetische Erzählung von ihm, worin erzählt wurde, daß Karl V. eines Nachts von einem Bauer auf einem Feldwege geführt worden sei; als das Licht unterwegs erloschen, habe der Bauer salva venia einen Koth in die Laterne gemacht und der Kaiser sei dem Geruche gefolgt, wie vorher dem Licht. Wir wollen durchaus nicht „die Launen und die Selbstironie aus der ernsten Poesie verbannen“, wir freuen uns an Darstellungen auch des niedern Genres, nur muß Geist in ihnen stecken. Wir freuten uns mehr als einmal der tollen Lust einer Bauerngesellschaft von Rubens Hand, aber sein Schüler Teniers konnte uns nie hinreißen, wenn er seinen Pinsel durch den Ryswyckschen verwandte Scenen entweihte. Derartiges muß verletzen, es muß dieß noch mehr im neunzehnten Jahrhundert, als es dieß im siebenzehnten that, es ist nicht zu entschuldigen. Derartigem aber begegnen wir nur zu oft bei van Ryswyck. Es würde auf den Dichter einen ganz heilsamen Eindruck gemacht haben, wenn er eine Mißbilligung dieser Dinge von Höfken erfahren hätte, während das übertriebene Lob, welches dieser ihm spendet, ihn nur noch in seinem Widerstande gegen flämische Kritiker, die es wahrhaft gut mit ihm meinen, bestärkt. Lachte er bisher David und Andere aus, die ihm sorgfältigere Behandlung der Sprache und größere „Kieschheid“ anriethen, dann thut er dies jetzt noch zehnmal mehr. Ueber Nolet de Brauwere van

Steeland (nicht „aus Seeland") urtheilt Höffken, ohne etwas von ihm gelesen zu haben. Die Reise durch Skandinavien und Rußland dieses Mannes ist weder poetisch noch in Reimen beschrieben, sondern durch und durch prosaisch und platt; es ist nur von Essen und Trinken von Erbrechen, Abtritten und dergl. die Rede, wovon wir, wenn Höffken Beweise fordern sollte, deren in Menge liefern werden, Beweise von jeder Seite. Sein epischer Versuch „Ambiorix" (nicht Ambiarix) ist unter aller Kritik. Ein Zuruf dieses Dichters „an die Germanen" wurde unlängst noch sehr unfreundlich von der Kölner Zeitung aufgenommen und mit Recht, denn er enthielt baaren Unverstand in einen Schwall leerer Phrasen gehüllt. Auch Nolet de Br. van St. aber ist gleich Rens und Blieck enragirter Niederländer und dem Deutschen abgesagter Feind, und er jauchzte laut Snellaert zu, als dieser rief: „Lieber ein Teufel allein, als der jüngere Bruder solch eines Engels! (Deutschlands); daß die Deutschen schon Raubvogelblicke auf uns schlugen, dafür liegen Beweise vor (?!)" Doch, fügte Nolet hinzu, wir fürchten nur die Raubvogelblicke des deutschen Geistes, der sich darin gefällt, durch übertriebene Volksträumereien die Köpfe der Menge toll zu machen. Wer sich an Gift sättigen will, kann sich Nahrung bei den Franzosen holen und braucht nicht zum Ueberfluß auch noch bei deutschen Querköpfen zu Markte zu gehn." Daß dieser Mann fragen konnte: „Hat denn Deutschland nach Schiller, Göthe und Herder noch irgend einen hervorstechenden Schriftsteller aufzuweisen?" das darf nicht wundern.

Kerckhoven ist nicht ohne Talent in der Novellistik, aber er will allzu ursprünglich sein. Ecrevisse (nicht Ecrevista) schildert mitunter sehr gut, oft aber gewaltig breit, und verspricht viel. J. de St. Genois ist ein sehr begabter Romanschreiber; dafür sprachen seit lange schon seine französischen Romane, besonders „Hembyze" u. a. Weniger galten Bogaerts und Rousse. Die würdigste Stelle neben Conscience nimmt aber als Novellist De Laet ein, darin stimmen wir Höffken ganz bei. Seine flämische Dorfgeschichte: „Das Lotterieloos" ist meisterhaft und gehört zu den Besten, was noch im Flämischen erschien. Von ihr könnten wir eher sagen, was Höffken von Ledeganck's

„Schloß von Zomergem“ sagt: „Sie würde in jeder Literatur eine ehrenvolle Stelle einnehmen.“ An Gedankenreichthum, Tiefe der Auffassung und scharfem Blick kommt überhaupt Niemand, selbst Snellaert nicht, de Laet gleich. Das bewährte er in Vlaemsch Belgie und längere Zeit hindurch in der Bremer Zeitung als Politiker, das beweisen gleichfalls seine novellistischen Produkte. Darum dürfen wir auch mit Recht erwarten, daß die „Geschichte der öffentlichen Arbeiten in Belgien,“ mit welcher ihn das Ministerium de Theux betraute, ein in jeder Beziehung tüchtiges Werk werden wird.

Damit schließt Höfken seine Reihe flämischer Dichter und Prosaiker. Wir können ihm darin nicht folgen und glauben es unsere Pflicht, noch einige und zwar sehr bedeutende Nachträge zu denselben zu bringen. Früher und an ganz unpassendem Ort erwähnt Höfken des Brüsselers Dautzenberg und „anderer jungen Talente“, die er nicht weiter besprechen könne. Dautzenberg ist aber ebensowenig ein junges Talent, wie Blieck; er ist ein gereifter Mann voll Thatkraft und Energie, der sich um die flämische Sache große Verdienste erwarb, der aber der weitern Anführung nicht würdig erachtet wurde, weil er — zu deutschgesinnt ist. Wenn er auch keinen Band Gedichte lieferte, wie Rens, Blieck und Nolet, dann betheiligte er sich doch aufs Wärmste an allen literarischen Unternehmungen und erwarb sich einen in Belgien, wie in Holland geachteten Namen. Ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur, wandte er sich von der niederländischen Dichterschule mehr und mehr ab und huldigt längst nicht mehr dem „göttlichen Bilderdyck.“ Ganz in der Natur zu Hause, offnen Sinnes für ihre Schönheiten, mit einem reichen und warmen Gemüth begabt, lieferte er eine Menge von kleinen Gedichten, Romanzen und Balladen, die zu dem Besten gehören, was die flämische Literatur besitzt. Er übte einen höchst bedeutenden Einfluß auf van Duyse und veranlaßte mit dessen Hinwendung zu deutschen Studien; mit ihm ist er einer der thätigsten Vorsteher des deutsch-flämischen Sängerbundes, für welchen er eine große Zahl deutscher Lieder übertrug. Außer ihm ist noch ein „veelbelovend“ junger Dichter zu erwähnen, dessen Höfken ebenfalls irgendwo im Vorbeigehn gedenkt: Heremans von Antwerpen, der nun in Gent lebt und in

deutscher und englischer Literatur gleichbewandert, sich auch als Prosaiker und besonders als Kritiker auszeichnet. Er hat viel Schwung und Kraft und wird wohl einst Ledeganck's Verlust ersetzen können. Van Beers, ebenfalls ein Antwerpener, von dem Höffken gar nicht spricht, lieferte die anmuthigsten, schwärmerischesten Liebeslieder, die wir in den letzten Jahren in Belgien sahen; auch er verspricht sehr viel. Vor Allem aber müssen wir es schwer rügen, daß Höffken Delecourt's nur so ganz flüchtig gedenkt, Delecourt's, dessen einziges Verbrechen auch nur darin besteht, daß er vertrauend gen Osten blickt. Ein geborner Wallone erkannte dieser vortreffliche Mann schon sehr frühe die Ungerechtigkeit, mit welcher man der flämischen Bewegung entgegentrat und seine ganz französische Erziehung hinderte ihn nicht, sich zum treuen Verfechter dieser echt vaterländischen Sache aufzuwerfen. Er machte sich bald mit dem Flämischen innig vertraut und studirte besonders und mit großer Vorliebe auch die ältern Dichter. Außer Willems und Bormans gab und gibt es jetzt Niemand in Belgien, der mit dem Niederländischen grammatisch inniger vertraut ist, als er, der Wallone, und keines Flämings Bibliothek mag besser in der altniederländischen Literatur bestellt sein, als die seine. Vom Niederländischen schritt er weiter zum Deutschen, zum Englischen und Dänischen, welche Sprachen ihm sämmtlich geläufig sind und mit deren Literatur er sich tief befreundete. In den Brüsseler Blättern, später auch in denen von Bergen, Lüttich u. a. war er alsdann lange Zeit der Einzige, der für das Flämische in die Schranken trat und dies schwer gerüstet konnte und wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß die Anerkennung, welche wallonischerseits dem Flämischen so reich wurde, seinem Einflusse größtentheils zu danken ist. Und wie undankbar sind die Fläminge dagegen! Nur mit äußerstem Mißtrauen nehmen sie jeden Händedruck an, der ihnen von den Wallonen wird, die sie als „waelsche broeders" doch immer im Munde führen. So wurde von der die flämische Sache so glänzend vertheidigenden Schrift des wackern Advokaten Jottrand in Brüssel, aus der auch Höffken manches schöpfte, in Gent kaum gesprochen und sie fand nur einen kalten Empfang. Ja, als einst ein Wallone sich zu sehr von französischen Sympathien wegreißen ließ, da

schleuderte Snellaert eine Schrift in das Volk, die wir nur als ein unwürdiges Pamphlet bezeichnen können, in der er so weit ging, die Wallonen zu verspotten, weil sie — berußte Kohlenarbeiter seien, in der er ihnen alles Talent, allen Geist absprach, um es den Flämingen allein zu vindiziren. Die Unvorsichtigkeit des Einzelnen hatte plötzlich alle Liebe so vieler vergessen machen und der „Walenhaß" wurde mächtig geschürt. Wie warm Delecourt sich auch den Flämingen bewies, er gelangte nur bei den Antwerpnern zu einiger Anerkennung. Aehnlich ergeht es dem begeisterten van Thielen, einem Holländer von Geburt, der aber auch deutscher Sprache und deutschem Wesen ein glühender Freund ist, seit Jahren seine warme, aufopfernde Liebe für die flämische Sache auf jede Weise bethätigte und in Brüsseler Blättern, besonders in dem Observateur, sie oft kräftig in Schutz nahm. Höfken kennt ihn, wie es scheint, selbst nicht dem Namen nach. Daß er von De Laet's ehemaligen Mitredakteuren an Vlaemsch-Belgie nicht spricht, ist unverzeihlich, denn Jaek van de Velde stand nie zurück, wo es ein thatkräftiges Eingreifen galt, und Sleeckx erwarb sich manche Ansprüche auf den Dank seiner Landsleute, vor Allem durch die brave Weise, in welcher er in den Kampf mit den städtischen Behörden von Brüssel einging. Obwohl dies eine höchst interessante Episode der Bewegung ist, obwohl in Vlaemsch-Belgie davon die genauesten Nachrichten mitgetheilt wurden, ignorirt Höfken ihn und warum? — Weil Sleeckx nun im Lager der katholischen Partei steht, weil er Feind De Laet's ist. Von Vleeschouwer, dem Uebersetzer von Göthe's Faust, dem wackern Kämpfer in Antwerpen ist ebenfalls nicht die Rede, und es wundert uns nicht, denn Vleeschouwer war sehr lebendig an der Broederhand thätig.

Den besten Beweis aber, wie leichtsinnig Höfken in diesem Kapitel zu Werke ging, wie wenig es ihm um Gründlichkeit zu thun war, liefert der Abschnitt „Vlaemsche Frauen als Dichterinnen", wo er Marie Doolangse, die bereits seit mehr als einem Decennium glückliche Frau van Ackere, in zwei ganz und gar verschiedene Personen theilt, ihr als Jungfrau reichen Weihrauch streut und als Frau sie eben nur nennt und zwar neben einer andern ganz talentlosen Reimerin, Maria

D'Huyghelaere. Noch auffallender ist dieß, da sie ihre Poesieen erst als Frau gesammelt herausgab und auf dem Titel ihr voller Name ausdrücklich zu lesen ist, da sie nur unter ihrem Frauennamen bekannt und innerhalb der flämischen Sprachgrenze berühmt ist. „Ihre Poesie hängt voll zarter duftiger Blüthen", sagt Höffen. Hätte er die Dichtungen dieser übrigens sehr patriotisch gesinnten Frau gekannt, dann würde er sich auf das Lob ihres Gefühls beschränkt haben. Eigentliche Poesie ist bei ihr nicht zu Hause, sie ergießt sich mit gemächlicher niederländischer Breite in ganze Ströme von Versen, deren Inhalt aber meistens sehr dünn und mager ist. Jeder Gedanke, jedes „Gedänkchen" wird von ihr auf eine wahre Folterreckbank gespannt und so lang gezogen und gedehnt, bis er den Geist aufgiebt. Auch für sie aber gilt unser Refrain: Sie kennt nur die Niederländer, andere Literaturen sind für sie nicht da.

Ziehen wir nun die Schlußsumme des Gesagten und wir werden bestätigt finden, was wir Eingangs dieses Abschnittes behaupteten. Als Gelehrte sahen wir Willems, Bormans, David und Delecourt hauptsächlich glänzen, alle vier Männer, die sich nicht im engen Kreise niederländischer Wissenschaft hielten, welche die deutschen Errungenschaften auf diesem Felde nicht bruchstückweise durch die Holländer kennen lernten, sondern an der Quelle selbst sich mit ihnen vertraut machten. Als Dichter begrüßten wir mit Höffen vor Allem Ledeganck, den vertrauten Freund der Engländer, Blommaert, Dautzenberg und van Duyse, die begeisterten Freunde und Kenner deutscher Literatur. Wir fanden in Ryswyck, dem Blumauer der Fläminge, wohl ein großes Talent, aber ein noch sehr rohes, welches einstweilen noch gründlicheres Eingehen auf verwandte Literaturen verschmäht. Rens, Blieck, Nolet, und Frau van Ackere, die echten, vollblutigen Niederländer, konnte selbst Höffen nicht mit größerm Lob bedenken. Bei aller Anerkennung, die Höffen — und mit ihm wir — Snellaert für seine warme Vaterlandsliebe zollte, vermag er doch nicht, ein größeres, in die Bewegung nachhaltig eingreifendes Werk dieses Mannes zu nennen. Kerkhoven, Rousse, Sleeckx und Bogaerts, sämmtlich aller nicht niederländischen und nicht fran-

zösischen Literatur fern, sind mittelmäßig in jeder Beziehung. De Laet's bessere Zeit begann, seitdem er an die Redaction von Vlaemsch-Belgie, seitdem er nach Brüssel kam, wo Delecourt ihn in die deutschen Strebnisse einweihte. Ecrevisse ist halb deutsch, wie gleichfalls van Thielen, und der vielversprechende Heremans treibt das Deutsche und Englische mit gleicher Vorliebe. De Saint Genois und van de Velde ließen sich dasselbe angelegen sein. Conscience stand lange Zeit nur mit holländischer und französischer Literatur vertraut uns fern; in neuerer Zeit aber rückte er uns gleichfalls näher, und seine jüngsten Arbeiten beweisen, daß dies nicht zu seinem Schaden war.

Ich schließe mit dem, wenn auch nur leicht hingeworfenen schönen Bilde eines Mannes, den die Flåminge bisher nur zu sehr verkannten, dem ich große Fehler nicht abspreche, der einseitig ist, wie wenige — Lieber französisch als deutsch! rief er vor ein paar Jahren, — der aber eine so rührende Opferfreudigkeit bewies, wie sie nur höchst selten vorkommt. Es ist dies Michael van der Voort in Brüssel. Von armen Aeltern in Antwerpen geboren, konnte er sich nur eine geringe Schulbildung erwerben. Schon sehr frühe wurde er Lehrer und hielt in seiner Vaterstadt eine kleine Elementarschule. Da begann die Bewegung und er warf sich rüstig in sie hinein und vertheidigte die Rechtmäßigkeit der Schilderhebung in einer kleinen, französisch geschriebenen Broschüre. Bald darauf vereinigte er sich mit einigen gleichgesinnten Freunden zur Stiftung der flämischen Literaturgesellschaft, welche unter dem Namen der alten Rederykkamer „der Olivenzweig" (de Olyftak) ins Leben trat und die bis zu dieser Stunde in Antwerpen kräftig für die gute Sache wirkt. Es brachen aber nicht lange nachher Zwistigkeiten unter den Mitgliedern aus, die van der Voort bestimmten, sich zurückzuziehen. Eine wenn auch äußerst schlecht besoldete Stelle, (die ihm jedoch mehr eintrug, als seine kleine Schule), zog ihn nach Brüssel, wo er bald wieder Freunde um sich sammelte und die Errichtung einer der Antwerpner ähnlichen literarischen Gesellschaft durchsetzte. Obgleich von Morgens acht bis Abends neun Uhr auf dem Büro einer Feuerversicherungs-Gesellschaft angestrengt arbeitend, fand er noch Zeit zu einer ausgedehnten Correspondenz mit den bekanntesten Schriftstellern, die

er für seinen neuen Plan zu gewinnen wußte. Die erste Sitzung des neuen Vereins war eine glänzende; Ledeganck, Bormans, David u. a. wohnten ihr bei, der Statthalter von Brüssel, an den sich van der Voort um Protektion der Sache gewandt, räumte einen Saal des Regierungsgebäudes dazu ein und mehrere der achtbarsten Männer aus Brüssel traten in den Vorstand; zum Schriftführer wurde einstimmig van der Voort gewählt. So war denn in der Hauptstadt ein Anhaltspunkt für flämisches Leben gefunden, an dem man bald bemerkte, daß die Theilnahme für die Bewegung selbst in Brüssel keine geringe war. Die sonntäglichen Sitzungen der Gesellschaft waren immer besuchter und bei der öffentlichen Jahressitzung, für welche durch van der Voorts Bemühungen der Magistrat einen Saal des Rathhauses einräumte, fanden sich mehremal über fünfhundert Zuhörer ein. Stets mit neuen Plänen zur Beförderung der Sache sich tragend, schlug V. ein Jahr nachher eine Verbindung sämmtlicher literarischen Vereine zu einem großen Bunde vor; man ging darauf von allen Seiten ein und die Stiftung des „Taelverbonds" wurde festlich in Brüssel begangen. Dann drang der eifrige Mann auf kräftigeres Auftreten der flämischen Bühne in Brüssel. Er wandte sich an ein paar fast ganz verkommene Reste von ehemaligen Rederykkammern, suchte junge Liebhaber zu gewinnen und der alte „Wyngaerd" blühte neu auf. Die Mitglieder der literarischen Gesellschaft, deren Vorsitzer er wurde, welche einigermaßen Beruf zum Theater in sich fühlten, traten mit Freuden bei, eins der kleinern französischen Theater wurde Abendweise gemiethet nnd reicher Besuch lohnte die uneigennützigen Spieler und mehr noch unsern uneigennützigen Freund, der gleich jenen nicht nur keine Vergütung für seine großen Bemühungen, für seine geopferten Nächte erhielt, sondern selbst von seinem spärlichen, nothdürftig zum Leben ausreichenden Einkommen noch einen Beitrag als Mitglied der beiden Vereine zahlte. Aber es schien ihm der Wirkungskreis des literarischen Vereins kein genügender, so lange die Gesellschaft kein eigenes Organ besäße; er rief auch ein solches ins Leben und zwar unter dem Titel „Het Vaderland" (Höffken weiß nichts von ihm, wie es scheint) und übernahm in seinem Feuereifer selbst, und natürlich unentgeldlich, die Redaction, mit

der bekanntlich in Belgien meistens auch der Debit verbunden ist. Auch damit noch nicht zufrieden, trachtete er im Verein mit einigen Freunden eine Art flämischen Casinos in der Hauptstadt zu gründen und auch dies gelang, wenn auch nicht so vollständig, wie es wohl wünschenswerth gewesen wäre, denn die Einrichtung eines Lesekabinetts, in welchem gegen zwölf Zeitungen auflagen, hatte nicht die gehofften Resultate. Die Fläminge lieben nicht das Lesen; das Trinken ist ihnen lieber und ein Glas Faro nebst einem Spiel Domino wiegt reichlich zehn Zeitungen auf. Zudem waren sie durch den allabendlichen Besuch des Gesellschaftslokals an dies gebunden und sie mußten ihre bis dahin gewohnten Wirthshäuser aufgeben, was auch ein Entschluß war, den man nicht leicht von ihnen fordern konnte. Mit Mühe brachte es van der Voort dahin, daß man einen Abend der Woche sich zusammenfand und zusammen — trank. So besteht denn die Gesellschaft „Verbroedering" noch. Sie ist wenigstens ein Haltpunkt mehr, der besonders zur Unterstützung des Theaters dient und durch den man auf die untere Bürgerklasse stark einwirken kann. In jeder der Zusammenkünfte kann man van der Voort strahlenden Auges von Einem zum Andern rennen und mit Jedem Gespräche anknüpfen sehn. Das Faroglas des kleinen Männchens hat den schönsten Deckel von allen, einen nämlich in ciselirtem Messing, ein Geschenk der Freunde. Er selbst ist kennbar an dem irdenen Stummelpfeifchen, welches nach ächt flämischer Weise nie kalt wird und an Kürze seines Gleichen nicht in der Gesellschaft hat. Das selbstzufriedene Lächeln, mit dem er auf sein Glas schaut, ist ihm zu gönnen; er hat viel, sehr viel gewirkt und wir möchten wohl manchem seiner Verkenner zurufen: Gehe Du hin und thue deßgleichen!

II. Ueber die Rechts-Verhältnisse der Fremden, besonders der Deutschen in der Türkei.

Vom geheimen Justizrath und k. preuß. Generalconsul in der Moldau und Walachei Ritter Dr. Neigebaur.

Nachdem durch mehrere Verträge, besonders durch den von 1535 zwischen Franz I. und Soliman, festgestellt worden war, daß alle unter den in der Türkei lebenden Franzosen stattfindenden Rechtshändel nach ihren Gesetzen durch ihre Consulate entschieden werden sollten, ist es allgemein Grundsatz geworden, daß hier jeder Fremde nach seinen heimathlichen Gesetzen beurtheilt wird.

Die Franzosen haben über die diesfallsigen Verhältnisse die älteste Gesetzgebung; daher sie auch von den andern Nationen im Ganzen nachgeahmt worden ist. Die Ordonnanz Ludwig XVI. vom Jahr 1778 ist das hauptsächlichste Gesetz über diesen Gegenstand.

Hierin wird den Consuln zuförderst die Polizei über alle Personen ihrer Nation übertragen und sie auch als Richter bei allen zwischen denselben stattfindenden Streitigkeiten bestellt. Es wurde bei einer Strafe von 1500 Livres verboten, eine Klage gegen einen Landsmann bei einer andern Behörde, einer fremden Macht angehörig, zu machen. Wer sich der Amts-Gewalt der Consuln widersetzt, soll streng bestraft werden. Die Consuln haben bei gewöhnlichen Rechts-Streitigkeiten zwei Notabeln als Beisitzer mit berathenden Stimmen zuzuziehen, welchedazu vereidet worden, kann ein Consul solche Notabeln nicht finden, so hater dies zu bemerken und erkennt allein. Ein Beamter des Consulats ist als Gerichtsschreiber zu vereiden, der zugleich die Geschäfte eines Notars besorgt.

Das Prozeß-Verfahren ist dergestalt angeordnet, daß auf die schriftlich eingereichte, oder auf der Canzlei niederschriebene Klage der Consul

beide Parteien vorladet, indem dem Verklagten Abschrift der Klage ertheilt wird. Der Verklagte kann schriftlich antworten, worauf der Consul mit den Notabeln erkennt, dies Erkenntniß kann entweder die Sache ganz entscheiden, oder nur vorbereiten z. B. daß Beweis aufzunehmen u. s. w. Wenn eine Vernehmung außerhalb der Canzlei nothwendig ist, schickt der Consul einen Beamten oder gibt einem der Notabeln den diesfallsigen Auftrag, welche das Protokoll zu den Akten zu bringen haben; dasselbe kann den Parteien auf Verlangen mitgetheilt werden, damit sie ihre Erklärung darüber abgeben können; worauf das Erkenntniß erfolgt, allein es ist nicht nothwendig, daß dies vorher geschieht. Wenn das Erkenntniß auf Zeugen=Beweis lautet; so werden diejenigen, welche einer fremden Nation angehören, durch ihre Consuln, sonst aber unmittelbar vor den Consul vorgeladen. Wenn ein Franzose als Zeuge ausbleibt, hat er das erstemal eine Geldstrafe von 30, das zweitemal von 100 Livres zu zahlen; dies wird bei jeder Wiederholung verdoppelt; der Consul kann aber auch gleich nach dem ersten Ausbleiben den Ungehorsamen durch den Gerichtsboten bestellen lassen.

Gegen ein Definitiv=Erkenntniß findet binnen 3 Tagen Opposition statt. Wechsel=Erkenntniße werden aber demohnerachtet sofort vollstreckt; selbst wenn gegen ein contradictorisches Erkenntniß Appellation eingewandt worden ist. Wenn der obsiegende Theil ein anderes Erkenntniß, gegen welches Appellation angemeldet worden, sofort vollstrecken lassen will, so muß er Caution leisten und es reicht dazu ein Bürge hin, der natürlich zahlungsfähig sein muß. Die Vollstreckung der Erkenntnisse kann in den geeigneten Fällen auch durch Personal=Arrest von dem Consul bewirkt werden. Die Appellation von den Consulaten im Orient und den afrikanischen Küsten geht an den Apell=Hof zu Aix; von den andern an den zunächst gelegenen Appell=Hof. In Constantinopel wurden ausnahmsweise 3 Notabeln zu Richtern in erster Instanz bestellt.

Bei vorgefallenen Verbrechen muß der französische Consul mit dem Canzler alle Umstände zu Protokoll nehmen, und den verhafteten Verbrecher binnen 24 Stunden vernehmen; darauf hat der Consul eine Ordonnanz zu erlassen, in welcher er die Zeugen vorladet, die ebenfalls zu Protokoll vernommen und mit dem Angeklagten confrontirt werden,

der seine Einwendungen gegen ihre Aussagen machen kann. Die Consuln dürfen nur auf Geldstrafen erkennen; bei schweren Verbrechen wird der Angeschuldigte in die Heimath geschickt. Auch jeder andere Franzose kann von seinem Consulat zurückgeschickt werden, wenn er durch sein Betragen dem Staate oder dem Handel desselben gefährlich werden könnte; doch müssen die Beweggründe dem Ministerium berichtet werden. Zu allen Heirathen ist die Genehmigung des Consuls nothwendig. Verboten ward es, anderes Grund-Vermögen zu besitzen, als die zur Wohnung und zum Handel nothwendigen Gebäude, auch Pachtungen anzunehmen ward jedem Franzosen verboten, unter der Verwarnung, nach Frankreich zurückge schickt zu werden. Wennein Franzose ohne am Orte Erben zu hinterlassen verstirbt, so soll der Consul sofort Siegel anlegen und das Inventar an das Ministerium senden, um den Erben mitgetheilt zu werden. Damals ward es auch den Franzosen verboten in der Türkei blaue Röcke zu tragen, weil die Uniform der Consular-Beamten diese Farbe hatte.

Nach dem Vorgange der Franzosen haben auch die andern Nationen im Orient nach und nach ein ähnliches Verfahren angenommen. Sonach bilden alle Fremden einem Staat im Staate und bleiben auch in der Türkei ihren vaterländischen Gesetzen unterworfen; besonders untereinander, wenn nicht Landeseingeborne dabei betheiligt sind. In den übrigen Fällen dient der Landes- und Handels-Gebrauch, und vornehmlich das französische Handels-Gesetz zum Leitfaden; weil dieses in der Levante allgemein angenommen ist und daher die Parteien aller Nationen sich dem Ausspruche desselben gewöhnlich ohne Schwierigkeit unterwerfen. Daß die Gesetze und Formalitäten des Inlandes unter einer fremden Herrschaft und besonders unter den abweichenden Verhältnissen der Türkei nicht immer anwendbar seien, ist schon in dem obenangeführten Edikt von 1778 ausgesprochen, und dem darin angeordneten summarischen Verfahren zu Grunde gelegt. Einzelne Fälle, wo selbst in Streitsachen zwischen Franzosen, Oesterreichern u. s. w. deren Gesetz nicht in Anwendung kommen konnte, sind solche, wo es sich um unbewegliche Güter handelt, deren Besitz fremden Nationen in der Türkei nicht gestattet, wiewohl stillschweigend geduldet ist, in welchen

Fällen blos der mohamedanische Gerichts-Hof Mekheme als kompetente Behörde spricht. Es können daher die auf Miethkontrakte, Feilbietungen liegenden Güter, Umschreibung der betreffenden Urkunden u. s. w. einschlagenden Amtshandlungen, von den Consulaten nur mit Vorschrift und steten Modifikationen ausgeübt werden. In Fällen, wo von Israeliten Eide abzunehmen sind, wird hier allgemein vorgezogen, dieselben vor ihren eigenen Religions-Oberhäuptern oder Rabbinern und in ihren Synagogen, wiewohl im Beisein eines Consulats-Beamten den Eid ablegen zu lassen; da diese Vorschrift fast allein für die Gewissenhaftigkeit derselben in einer so wichtigen Sache Bürgschaft gewährt. Aus ähnlichen Gründen verfügt man auch gewöhnlich, daß bei fremden Unterthanen des nicht unirten Ritus, die Eides-Ablegungen vor dem griechischen Bischof statthaben. Als Sachverständige werden oft Individuen verschiedener Nationen gewählt, ohne daß von denselben ein Eid gefordert werden kann. Schuldarrest kommt, besonders für die Länge, selten in Anwendung; es gibt wenig Beispiele, daß derselbe bei den Consulaten acht Tage überschritten hatte. Wenn der Schuldner nicht im Stande ist, Caution zu stellen, so ziehen die Gläubiger in ihrem eigenen Interesse vor, ihn seine Handlung fortsetzen zu lassen, und sich mit ihm auf irgend eine Art zu vergleichen, um so mehr als überhaupt in der Türkei Schuldner weit glimpflicher als nach den europäischen Gesetzen behandelt werden und insonderheit die türkischen Gerichte niemals Schuldarrest über 91 Tage zuerkennen, sondern mehrentheils nach einer Verhaftung von mehreren Tagen eine einfache Insolvenz-klärung hinreicht, um das betreffende gerichtliche Dokument, Hadschet genannt, über Zahlungsunfähigkeit zu erreichen und dadurch den türkischen Unterthanen den Schutz des Gesetzes und den Vortheil sehr langwieriger Ratenzahlungen zu sichern. Aus demselben Grunde ist auch z. B. die Strenge der Exekution bei Wechsel-Verbindlichkeiten nicht leicht ausführbar, da auch die andern fremden Missionen und Consulate hinsichtlich ihrer Nationalen dieselben nicht eintreten lassen; bei den türkischen Tribunalen aber an schnellen Gerichtsbeistand gegen Wechsel-Schuldner nicht zu denken ist.

Für gerichtliche Kundmachung mangeln entweder die öffentlichen

Blätter oder da, wo deren vorhanden sind, dürfte es nicht immer räthlich sein, davon Gebrauch zu machen, oder in manchen Fällen die Publizität besser vermieden werden. Hinsichtlich der gerichtlichen Depositen und Aufbewahrung ist für die Consulate große Schwierigkeit vorhanden. In Betreff der Gerichts-Ferien richtet man sich nothwendigerweise nach dem Landes-Gebrauche. Ueber die Gerichtskosten ist endlich zu bemerken, daß selbe für die Consulate nach ihren besonderen Sportel-Taxen festgesetzt sind. Bei manchen Consulaten werden diese Gebühren von den betreffenden Beamten bezogen oder für die Staatskasse des Consulats verrechnet.

Der Versuch des gütlichen Vergleichs muß um so mehr von dem Friedens-Gerichte der Consulate, als welches sie selbst fungiren, jedesmal vorausgeschickt werden, da deren Beruf mehr darin liegt: Rekursen und Streitigkeiten zuvorkommen, als zu entscheiden. Ohne Beibringung eines Zeugnisses über den nicht erfolgten Vergleich müssen eigentlich gar keine Streitsachen anhängig gemacht werden. Es dürften daher die Consuln ihre Bestimmung nicht verfehlen, wenn sie auch, während der Prozedur, ja selbst nach geschöpftem Erkenntniß, fortfahren, im geeigneten Wege, die Parteien zu einer gütlichen Ausgleichung zu stimmen, wobei der Einfluß von Mittelpersonen häufig mit Erfolg anwendbar ist. Dies ist besonders bei jenen Rechtshändeln der Fall, wo, wie es hier häufig zu geschehen pflegt, blose Persönlichkeit oder die Thätigkeit unberufener Sachwalter den Zwist unterhält, oder wenn es sich um geringfügige Gegenstände handelt, wo dann schriftliches Verfahren möglichst ganz vermieden wird. Ist ein Vergleich zu Stande gekommen, so wird in der Consulats-Kanzlei eine Urkunde darüber errichtet und von beiden Theilen unterzeichnet; sind die Parteien griechischer oder israelitischer Nation, so wendet sich das Consulat zuweilen mit Erfolg an den griechischen Bischof oder den Rabbiner des Ortes, als die religiösen Oberhäupter der Parteien, welche nicht selten als Friedensgerichte einschreiten, namentlich wenn es sich um Familien- oder Gewissenssachen handelt, wo die kirchliche Autorität ihren Einfluß selten verfehlt.

Hat der Versuch der Güte fehl geschlagen; so trachtet das Consulat

bevor die Streitsache den Rechtsweg nimmt, die Parteien zur Wahl von Schiedsrichtern zu bewegen; in diesem Falle wird der Kompromiß schriftlich aufgesetzt, und jederzeit die Entsagung auf Appellation stipulirt. Bei den Sitzungen dieser selbst gewählten Schiedsrichter steht es den Parteien frei, zu interveniren. Ohne Zweifel ist es, besonders für Handels-Angelegenheiten der einfachste, und in Hinsicht auf die Stellung der Consulate der zweckmäßigste Weg, Streitsachen ihrem Ende zuzuführen, wenn die Parteien vermocht werden können, sich auf Schiedsrichter zu vergleichen. Allein auch den wohlberechnetsten Vorstellungen gelingt es nicht immer, die Parteien zur Verzichtung auf die Rechtswohlthat der Appellation zu bestimmen, namentlich wenn der Kläger fremder Unterthan ist, wo dann das Consulat oft nur wenig Einfluß ausüben kann. Die diesfalls angewandten Bemühungen scheitern übrigens mehrmals nicht nur an dem unbeugsamen Eigensinn der Streitenden, und an den Rathschlägen eigennütziger Anwalte; sondern zuweilen selbst an den Einflüsterungen fremder Kanzleien, denen dadurch die tarifmäßigen Gebühren entgehen würden, welche sie für eigene Rechnung behalten. Endlich auch daran, daß der schiedsrichterliche Spruch gewöhnlich dahin ausfällt, daß beide Theile etwas von ihrer Forderung abzulassen haben.

Wenn daher die Versuche einer schiedsrichterlichen Ausgleichung mißlingen, so wird zur Austragung der Streitsache im persönlichen Wege geschritten und dies geschieht in der Regel durch Niedersetzung einer Kommission oder eines Kollegial-Gerichts. Doch herrscht darin die größte Verschiedenheit.

Es treten oft Fälle ein, wo Consuln allein und aus eigenen Autoritäten ein Dekret oder Erkenntniß in Streitsachen erlassen, dies hat bei manchen Consulaten dann statt, wenn es sich um einen unerheblichen Gegenstand, oder blos um Erfüllung einer unbestrittenen Verbindlichkeit, Einhaltung eines stipulirten Termins u. dgl. handelt; kurz wo das Recht zu klar am Tage liegt, um die Zusammentretung einer eigenen Commission zu motiviren. So erlassen in ähnlichen Angelegenheiten nicht nur die österreichischen Consuln einfache Dekrete, sondern auch die französischen Reglements z. B. von 1778 schrieben

zwar dem Consul für eigentliche Rechtshändel vor, sogenannte Notablen zuzuziehen, ermächtigen ihn aber auch, allein Recht zu sprechen, da wo keine solche vorhanden waren. Auch unterwarfen sich die Parteien gewöhnlich ohne Schwierigkeiten einem solchen Spruche, von dessen Billigkeit überzeugt, und es sind wenig Beispiele vorhanden, daß von selben appellirt worden wäre. Mitunter haben Consuln dem Theile welcher sich durch ein solches Dekret beschwert glaubte, erlaubt zu verlangen, daß die Sache im Commissionswege ausgetragen werden möchte. Allein sehr selten sind beide Theile dahin einig; derjenige, welcher einmal eine Entscheidung für sich hat, wird schwer sich einer neu zu ernennenden Commission unterwerfen.

Man sieht hieraus, daß sich der Gerichts-Gebrauch der Consulate unter Verhältnissen gebildet hat, wo die Consulate, selbst mit Rechts-Geschäften wenig vertraut, gern vermieden, als Richter aufzutreten. Auf diese Weise wurden gewöhnlich unbedeutende Sachen ganz summarisch entschieden, und oft mit der Execution angefangen; dagegen schwierige Sachen so lange hingehalten, bis die Parteien sich genöthigt sahen, sich zu vergleichen. Dies ist unter Kaufleuten sehr gewöhnlich; sie brauchen einander, und so wird ein alter Prozeß bei Gelegenheit eines neuen Handels-Geschäfts mit abgemacht. Leichter ist es freilich für einen Consul, die Entscheidung eines Prozesses einer Commission zu überlassen, als selbstständig zu entscheiden, wobei stets die eine Partei, welche unterliegt, unzufrieden ist. Allein die Schwierigkeit, an manchen Orten solche Männer zu finden, welche diese Commissions-Arbeiten unternehmen wollen, oder die, wenn sie solche übernommen haben, dem Einflusse der Parteien unzugänglich sind, macht, daß die Prozeßführung durch solche Commissions-Gerichte sehr mangelhaft ist. Im besten Falle dauert es sehr lange, ehe man eine Entscheidung erhalten kann. Haben die Parteien kein Zutrauen zu dem Consul als Richter; so werden sie leicht geneigt sein, ihren Rechts-Streit Schiedsrichtern zu überlassen. Allein auch dies Verfahren erscheint in der Theorie ebenfalls vielbesser, als in der Ausführung; denn gewöhnlich entscheidet der von jeder Partei gewählte Schiedsrichter für seine Partei und dann hält es sehr schwer, sie zur Einigung über einen Obmann zu vermögen, und geschieht dies endlich

doch, so werden von den Unterliegenden Nullitäten in der Compromiß-Verschreibung aufgesucht u. s. w. Eine andere Schwierigkeit ergibt sich dann auch noch; nehmlich die Schiedsrichter zu zwingen, ihr Laudum abzugeben, besonders wenn diese fremden Consulaten angehören.

Doch wenn auch diese Arten von Prozeßführungen bei bedeutenden und zweifelhaften Sachen angemessen sind, so findet sich doch, daß dies die Natur der gewöhnlichsten Prozesse nicht ist. Die meisten sind sehr einfach, und die Exceptio non paratæ pecuniae ist die gewöhnlichste Ausrede, daher die Entscheidung meist unzweifelhaft.

III. Das Kaufhaus der Hanse in London.

Von Sartorius von Waltershausen.

Zu London war ihre Haupt-Factorey in Donegard ward (Downgard, Doward) in der Themse-Straße. An dem rechten Ufer des Flusses belegen, mit schönen und geräumigen Kayen versehen, war die Anlage ihrem Zweck vollkommen entsprechend. Ihr altes Haus daselbst hieß die Gildehalle der Deutschen. Als ihre Geschäfte sich in dieser Periode erweiterten, bedurften sie eines größeren Raums zu Waarenlagern, mehrere Wohnungen für die größere Zahl der daselbst Residirenden, oder der ab- und zureisenden Deutschen. Sie mietheten im sechsten Jahre der Regierung Richards II. ein daran stoßendes, großes Gebäude, welches Richard Lions zugehörte, gleichfalls mit einem großen Kay an der Themse versehen. Als der Eigenthümer bei einem innern Aufruhr hingerichtet ward, haben sie es wahrscheinlich eigenthümlich erworben. Die Gegend da herum oder der Weg dahin hieß Windgoose, und die Deutschen führten denn die Windgoose-Alley, eine kleine enge Straße auf, womit sie beide Häuser etwa miteinander in Verbindung gesetzt

haben mögen. Später erwarben sie ein ähnliches, an ihre bisherigen Besitzungen grenzendes Haus mit dem dazu gehörigen Raume, welches John Rainwell gehörte, das Steelhouse oder Steelyard genannt ward, und dessen volles freies Eigenthum ihnen Eduard IV. in dem Utrechter Vertrage nebst den anderen Räumen und Häusern zusicherte. Von dieser Zeit an hat die Factorey den Namen Stahlhof oder Steelyard, wie es scheint, zuerst geführt, da zuvor nur immer von einer Gildehalle der Deutschen die Rede war.

Diese Gebäude, oder wenigstens die alte Gildehalle, waren mit Mauern und drei Thoren versehen, wovon das mittlere, als das größere und festere, selten geöffnet ward. Der häufig tumultuirende Pöbel in London, der erbittert über die Hansen, sie von Zeit zu Zeit plünderte und überfiel, machte Sicherheitsmaßregeln dieser Art nothwendig genug.

Innerhalb dieser Gebäude, in klösterliche Zellen vertheilt, lebten die Residirenden unter strenger Zucht. Sie hatten einen gemeinschaftlichen Tisch und waren wahrscheinlich so wie auf den anderen Niederlagen, damals so gut wie in der Folge, in Kameradschaften, in Meister und Gesellen vertheilt. Alle waren und mußten unverheirathet sein. Wer eine Engländerin ehelichte oder zur Beischläferin nahm, verlor die Hanse, und sollte nie in einer ihr verwandten Stadt zum Bürgerrecht gelangen können. Ja der guten Ordnung wegen, sollte keiner selbst nur eine Haushälterin haben, keiner „Frawkens" des Nachts, selbst nicht am Tage auf die Niederlage kommen lassen, bei Geldstrafe, ja bei öftern Vergehen der Art, bei Verlust des Kaufmannsrechts. Da man ferner vereint und schlagfertig bei einem Ueberfalle des wilden Londoner Pöbels sein mußte, und zugleich um eine bessere Ordnung zu handhaben; so durfte keiner der Residirenden, am wenigsten einer des Kaufmannsraths, außerhalb des Stahlhofs schlafen, vielmehr mußte jeder des Nachts auf der „Manscop" zubringen. Nicht minder verpönt war es, irgend etwas auszuplaudern an Engländer oder Butenhansen, von dem was auf der Niederlage vorging, oder was vom Kaufmannsrathe in seiner Versammlung beschlossen ward.

Die Direction der Factorey führte ein Aldermann und zwei Sup-

pleanten oder Beisitzer desselben, nebst neun Rathmännern, welche zwölf zusammen den Kaufmannsrath ausmachten. Diese zwölf Männer kamen jede Mittwoche des Sommers um sieben, des Winters um acht Uhr Vormittags in der Kaufmannshalle zusammen, berathschlagten sich über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten, und schieden die streitenden Parteien.

Auch hier waren die Residirenden in drei Theile getheilt. Köln, Geldern und die Städte jenseits des Rheins machten das eine, die aus Westphalen, aus dem Lande Berg und überhaupt die niederrheinischen Kommunen diesseits dieses Stroms, die Sächsischen und Wendischen machten das zweite und endlich die Preußischen, die Livändischen und die Gottländischen Städte das dritte Theil aus.

Am Neujahrstag Abend versammelten sich alle Stimmfähige aus diesen Dritteln. Das Kölnische wählte vier Mann aus dem Westphälischen, dieses eben so viele aus dem Preußischen, und dieses endlich eine gleiche Zahl aus dem Kölnischen Drittel. Fanden sich aber in einer dieser Abtheilungen eben keine zu dem Geschäfte geschickte Männer, so hatte der vorsitzende Oldermann das Recht, mit einigen Personen aus den andern beiden Theilen, die erforderliche Zahl von zwölfen, durch eigene Ernennung, voll zu machen. Aus diesen ward alsdann der neue Oldermann durch geheimes Stimmengeben, nach absoluter Majorität, gewählt. Die beiden Drittel, aus welchen er nicht genommen war, standen auf und ernannten, nach obiger Weise, jeder aus dem andern Theile einen Beisitzer oder Gehülfen. Die drei Neugewählten schwuren alsdann folgenden Eid: „Wir loben und schwören des Kaufmanns Freiheit und Recht, womit die Hansen in England privilegirt sind, und das Recht und die Ordinatien, welche er sich oder welche die Städte ihm gegeben haben, zu bewahren und zu halten, so gut wir können, nach unsern besten fünf Sinnen, und jeden rechtfertig zu richten, er sei reich oder arm, in allen Kaufmannssachen sonder Arglist; so wahr uns Gott helfe und alle seine Heiligen."

Nach abgelegtem Eide überlieferte der abgehende Oldermann den Schlüssel dem neu Erwählten, und er und seine beiden Besitzer nahmen die neun Männer in Eid und Pflicht. An demselben Tage wurden auch

die vier Schoßmeister oder Schoßerheber ernannt. War einer ein Jahr Oldermann gewesen, so war er die folgenden zwei Jahre unfähig dazu erwählt zu werden, jedoch konnte er im nächsten Jahre zum Beisitzer desselben oder zum Neunmann wieder erkieset werden.

Vierzehn Tage nach Neujahr war eine abermalige große Versammlung, wo die erworbenen Freiheiten und das Statutenbuch oder das Kaufmannsrecht verlesen ward.

Wurde ein Oldermann durch Krankheit verhindert sein Amt zu führen, so bestellte er einen statt seiner aus den übrigen eilf Aufgeschwornen. Verreisete er aus der Stadt London in seinen eigenen oder in des gemeinen Kaufmanns-Angelegenheiten innerhalb des Landes, so traten seine beiden Beisitzer an seine Stelle, oder er bestellte einen statt seiner. Reisete er aber über See ab, so ward der gemeine Kaufmann versammelt, und ein Statthalter an seinen Platz erwählt, bis er wiederkehrte. Verreisete einer der Beisitzer oder Neunmänner über See, so wählten die übrigen statt seiner aus den Kaufleuten einen andern, bis die Zahl wieder voll war. Jeder, der zu einer der vorbenannten Stellen erhoben ward und sich weigerte sie anzunehmen, mußte vierzig Schilling Sterling Strafe zahlen, und ward er zum zweiten Male dazu ernannt und lehnte er das Amt wiederum ab; so ward er des gemeinen Kaufmannsrechts verlustig erklärt. Wurde einem aufgetragen im Namen des Comptoirs eine Reise über See oder sonst wohin zu unternehmen, und weigerte er sich dessen und hatte er gleichwohl keine gültige Entschuldigung anzugeben; so verfiel er zum ersten Male in hundert Schilling Sterling Strafe, und wurde er zum zweiten Male zu dem Geschäfte erkoren und weigerte er sich abermals, so verlor er das Kaufmannsrecht.

Beleidigte einer den Oldermann mit Worten wegen seines Rechtsspruchs oder wegen irgend etwas, das den gemeinen Kaufmann anging, so verfiel er in eine Strafe von vierzig Schillingen. Auf gleiche Weise büßte derjenige, welcher gegen den andern Schimpfreden ausstieß, während der Oldermann Sitzung und Morgensprache hielt. Befolgte jemand aber seine Befehle nicht, welche er in der Versammlung nach dem Kaufmannsrechte zum ersten, zweiten oder dritten Male gab, so

war der Widerspenstige in die höchste Geldstrafe verfallen. Befahl der Oldermann jemanden, des Rechts wegen, nicht von London zu reisen, ohne seinen und des gemeinen Kaufmanns Urlaub, und that er es doch, so konnten ihn die Vorsteher durch einen Sergeanten greifen und zurückführen lassen, und ihn gefangen halten, bis er dem Rechte Genüge gethan hatte.

Kein butenhansisches Gut durfte hier so wenig, als auf irgend einer andern Niederlage mit den erlangten Privilegien des Zolls vertheidigt werden. Wenn aber jemand deßhalb in Ungelegenheiten mit des Königs Offizieren gerieth, so durfte ihn der Oldermann nicht vertreten, vielmehr sollte der Uebertreter des Gesetzes dem Comptoir eben so viel zur Strafe zahlen, als ihm des Königs Bediente auflegten. Zu anderen Zeiten ist auf dieß Vergehen die Strafe von 1 Mark Goldes, ja Leib- und Lebensstrafe gesetzt, und dem Comptoir verboten worden einen solchen gegen des Königs Offiziere zu vertheidigen.

Kein Hanse soll den andern gerichtlich (wahrscheinlich vor englischen Richtern) verfolgen, er habe denn dazu des Oldermanns Einwilligung. Würde aber jemand von den Hansen flüchtig, so soll der, welcher rechtliche Ansprüche an ihn hat, ihn gleichfalls nicht anders als unter derselben Bedingung mit englischem Rechte arretiren lassen, und träfe es sich, daß man in der Eile den Aldermann nicht finden könnte, so soll wenigstens die Erlaubniß dazu von den zwei Beisitzern oder von zwei geschworenen Neunmännern zuvor erlangt werden.

Der Zweck dieser und ähnlicher Statute ist ganz derselbe, den man auf allen hansischen Niederlagen zu erringen bemüht war. Der Verkehr zwischen Deutschland und England sollte möglicher Weise ganz an die Hände der Bundesgenossen geknüpft bleiben und mit ihrem Kapitale betrieben werden. Die englischen Gerichte und Richter sollten möglicher Weise nie in die Streitigkeiten der Comptoristen gemischt werden; einzig sollte dies nur im äußersten Nothfalle erlaubt sein, um die Widerspenstigen zu zwingen. Keine englischen Güter durften nach einem Statute, von dem Jahre 1447, in anderen als hansischen Schiffen von den Deutschen versendet werden.

Von der Zahl der hier Residirenden ist nichts bekannt. Da aber die Vorsteher der englischen Factorey nur halb so zahlreich waren, als die Bedienten, welche demselben Geschäfte zu Brügge vorstanden, so ist es wahrscheinlich, daß die Residenz hier auch etwa nur halb so stark, als dort sein mochte, und daß etwa halb so große Geschäfte zu London gemacht wurden.

Die Pflichten der Obern des Comptoirs in England waren dieselben, welche denen, die der niederländischen Factorey vorstanden, oblagen; nämlich: Vertheidigung der Privilegien, Erhaltung der Ordnung und der Statuten der Niederlage. Es heißt hier noch bestimmter: Wenn ein Hanse in Streit mit des Königs Offizieren geräth, wenn er eine gerechte Sache hat, und den Privilegien zu nahe getreten worden, so soll der Oldermann ihn, wenn es irgend seine Geschäfte erlauben, persönlich begleiten und seine Vertheidigung übernehmen. Käme dieser, oder sein Stellvertreter deßhalb aber zu Schaden, so soll die Korporation diesen gemeinschaftlich tragen, auf daß alle gleichmäßig laut der Privilegien vertheidigt werden. Würde einem Hansen sein Gut zu Wasser oder zu Lande genommen, so soll der gemeine Kaufmann ihm zu dessen Wiedererlangung behülflich sein. Ermangelte der Beraubte aber des dazu nöthigen Geldes, so soll das Comptoir die Kosten vorschießen und an dem zurück erhaltenen Gute sich entschädigen. Niemand soll einen neuen, den Privilegien zuwider laufenden Zoll, oder eine andere Abgabe, sie seien so gering als sie wollten, den Offizieren des Königs, bei vierzig Schillingen Strafe, entrichten; käme aber jemand deßhalb zu Schaden so soll das Comptoir ihn gemeinschaftlich tragen. Dagegen soll kein Hanse die englischen Zöllner bestechen, um den gebührlichen Abgaben zu entgehen, damit der König nicht gerechte Ursachen zu klagen erhalte.

Die Vorsteher des Comptoirs, besonders der Oldermann, bewahrten die heilige Lade, worin die von den Königen des Landes erworbenen Privilegien lagen. Da aber die von Zeit zu Zeit eintretende Plünderung der Factorey, durch den Londoner Pöbel und andere Streitigkeiten, oder die Räumung der Niederlage, diesen hochheiligen Schatz, nebst den anderen Kleinodien des Comptoirs, die weiter von keiner gro-

ßen Bedeutung eben waren, in Gefahr brachten; so ward es den Vorstehern der Factorey aufgegeben, jene theuer erworbenen Privilegien nach Brügge zu bringen. Als nach dem Utrechter Vertrage das Andenken der überstandenen Gefahr noch lebhaft war, so wurde befohlen, die Originale der Privilegien nach den Hanse-Städten, namentlich nach Lübeck, zu schaffen und blos die Abschriften zu London zu behalten. Jeder abgehende Oldermann mußte seit der Zeit auch einen Eid leisten, daß er keine Papiere, oder Pergamente der Art behalten, sondern sie alle redlich abgeliefert habe. Ohne Zweifel bewahrte der regierende Oldermann auch das Siegel der Factorey, welches ihr, im Jahr 1434, von der Hanse zu brauchen verstattet ward.

Das allen Comptoiren gemeinschaftliche Statut galt gleichfalls hier, daß keiner zum Regimente gewählt werden durfte, der nicht voller hansischer Bürger war. Zu jungen Gesellen, Dienern oder Factoren konnten aber auch solche aufgenommen werden, welche nur in dem Kreise der Hanse geboren, ja wohl solche, die auch außerhalb desselben zu Hause waren. Jedoch blieben Engländer, Holländer, Brabänter, Seeländer, Fläminger, Nürnberger und überhaupt Oberdeutsche, so wie alle Nichtdeutsche ausgeschlossen. Selbst Bastarde mußte das Comptoir, auf ausdrücklichen Befehl der Hanse, einst zu Gesellen aufnehmen.

Da die Könige so oft klagten, daß die Deutschen auf der Niederlage zu London Fremde mit ihren Privilegien vertheidigten, so ward beliebt, daß kein Außerhanse, der als Diener, oder Gesell auf dem Comptoir residirt, auf eigene Rechnung Handelsgeschäfte betreiben solle, er sei denn bereits sieben Jahre im Dienst gewesen und habe volles hansisches Bürgerrecht gewonnen. Während dieser sieben Jahre aber soll er weder ein eigenes Kapital im Handel anwenden, noch mit seinem Herrn, oder demjenigen mit dem er gemeinschaftlich in London auf dem Comptoir wohnt, Mascopey haben, bei Strafe von drei Marken Goldes. Die Vorsteher haben das Recht einen deßhalb Verdächtigen vorzufordern und ihm den Eid darauf abzunehmen. Da ferner viele Fremde, um zum Genuß der hansischen Freiheiten in England zu gelangen, in einer Bundesstadt sich das Bürgerrecht kauften und daraus viele Streitigkeiten mit den Engländern, und andere nachthei-

lige Folgen entstanden; so soll diese erworbene Eigenschaft noch nicht sogleich zum Genuß der englisch-hansischen Freiheiten die volle Befugniß ertheilen. Vielmehr soll ein solcher Fremdling zugleich mit Haus und Hof in einer Hansestadt angesessen sein, oder wenn ihm dies nicht gelegen wäre, so soll er wenigstens beweisen, daß er bereits seit sieben Jahren das Bürgerrecht in einer der conföderirten Communen erworben habe, bevor er jener Freiheiten sich bedient.

Die gesammte Niederlage blieb der Hanse unterworfen und verantwortlich; die Vorsteher mußten auf den großen Tagfahrten ihre Rechnungen über die Einkünfte und Ausgaben ablegen; hierher ging die Appellation von ihren Urtheilen. Der Sprengel des Comptoirs zu London erstreckte sich ohne Zweifel über alle englische Städte, wo sich Hansen befanden und Geschäfte machten, auch höchst wahrscheinlich über die, welche sich in Schottland des Handels wegen aufhielten. In England besaßen die Deutschen einige Nebenlogen, oder kleinere Factoreyen, wie der Utrechter Vertrag deutlich beweiset, die Vorsteher dieser waren ohne Zweifel der Hauptniederlage zu London unterworfen. Dieselben Gattungen von Strafen, wie zu Brügge, waren auch hier zur Erhaltung guter Ordnung üblich. Ausgabe und Einnahme beruhten auf denselben Gründen. Geldstrafen und Schoß machten die Quellen der Einkünfte aus; wer die letzte Abgabe zu erlegen verweigerte, mußte ihren Betrag doppelt zahlen, und eine Mark Silbers zur Strafe geben.

Die Erhebung des Schosses forderte auch den Stapelzwang, der ganze Mechanismus der hansischen Handelsgeschäfte forderte ihn nicht minder. Jedoch hat man darüber weniger detaillirte Nachrichten, als über den zu Brügge. Wahrscheinlich mußten alle hansische Schiffe und Güter, welche nach England oder Schottland bestimmt waren, die Niederlage zu London besuchen und vor der Abfahrt etwa hier ansprechen; oder aber, wenn es vergönnt war in anderen Häfen unmittelbar zu landen, so ist bei den Neben-Factoreien die Schoßabgabe entrichtet worden, oder durch Unter-Agenten des Comptoirs, welche in den anderen Häfen angestellt waren, dies Geschäft betrieben, und es sind durch diese die Handels-Statute und Freiheiten zugleich aufrecht erhalten

worden. Doch ist das erste wahrscheinlicher, oder vielmehr die Regel wohl gewesen. Hatte man den Stapel zu London besucht, und keinen vortheilhaften Absatz für die eingeführten Güter gefunden, so zog man von da zu Wasser oder zu Land nach den Gegenden, wo man bessere Geschäfte zu machen hoffte. Bei der Rückfahrt nach Deutschland mag es sich auf gleiche Weise verhalten haben. Auf jeden Fall wurden die Hauptgeschäfte zu London gemacht. Dies war der größte Marktplatz des Landes.

Die residirenden Factoren und Diener besorgten die Geschäfte, welche ihnen von den Kaufleuten in den Hanse-Städten aufgetragen wurden; oder die hierher Reisenden thaten es selbst. Beide durchstreiften aber auch gewiß das Land. Es war ihnen vermöge ihrer Privilegien verstattet, einen freien Ein- und Verkauf in allen Theilen des Reichs zu betreiben. Es kommen Hansen, welche ihren Handelsgeschäften nachgehen außer London noch zu Lyon, Boston, Hull, Grimsby, Sutthampton, Yarmouth, Canterbury, Rochester, York, Norwich und Bristol vor.

Wahrscheinlich gab es auch auf dieser Factorei Venthe-Waaren, womit der Handel frei stand, wenigstens durften beim Verbot alles Handels auf England, Bergerfisch und Fettwaaren hierher geführt werden, welches eben jene Meinung zu bestätigen scheint. Uebrigens galt das Statut hier wie aller Orten, daß man keine Güter Engländern committiren durfte, und es sind auch so gut als keine Beispiele vorhanden, daß dies hier, wie es bereits häufig am Ende dieser Periode in den Niederlanden der Fall war, geschehen wäre. Der Grund, daß man keinem Engländer, wegen ihrer bekannten gehässigen Gesinnungen gegen fremde Nationen und Kaufleute, vertrauen konnte, war allgemein bekannt, und oft und viel verspürt worden. Eben die Achtung dieses und der damit zusammenhängenden Statute aber hielt des Comptoirs Verfassung auch aufrecht, selbst da, als das in den Niederlanden bereits zertrümmerte.

Ueber die Quantität der Aus- und Einfuhr ist nichts mit Gewißheit anzugeben. Daß der Umfang der hansischen Geschäfte aber, bis gegen das Ende dieser Periode, im Steigen und Zunehmen, aus leicht

begreiflichen Gründen, war, dies erhellet aus dem utrechter Vertrage, worin auf die Erweiterung von Raum und Gebäuden für die Niederlage zu London Bedacht genommen ward. Jedoch ist nicht minder gewiß, daß der stets zunehmende Activ-Handel der Engländer, beides in Ost- und Nordsee, dem Verkehr der Hansen auf die britischen Inseln einige Schranken setzte, obschon man annehmen muß, daß sie, durch ihre Privilegien in England und durch andere bekannte Ursachen begünstigt, die überwiegenden Geschäfte, bis zu Ende dieser Periode, gemacht haben.

Die Ausfuhr der Hansen bestand vorzüglich in Watte und in englischen Tüchern. Jene mag in der ersten Hälfte dieses Abschnitts noch in größeren Quantitäten von ihnen ausgeführt worden sein; die letzteren aber wurden in der Folge immer mehr, die Wolle dagegen weniger ausgeführt, da die Engländer stets größere Fortschritte in der Tuchweberei machten. Der bedeutendere Theil der von den Hansen ausgeführten englischen Tücher, wie es aus späteren Streitigkeiten zu erhellen scheint, bestand in ungeschorenen, ungepreßten und ungefärbten, denen die Hansen die letzte Vollendung in ihren Städten gaben. Ohne Zweifel haben sie auch Zinn, Leder und vielleicht einige andere Producte des Landes exportirt, obschon genauere Nachrichten darüber fehlen. Diese Waaren haben sie theils nach Deutschland, theils nach den von ihnen beherrschten, nordöstlichen Staaten geführt. Aber auch nach dem Westen sind vermöge des Rechts und der Begünstigungen ihres Zwischenhandels mehrere dieser Gegenstände gebracht worden.

So lange die Wolle einen bedeutenden Ausfuhr-Artikel ausmachte, ist sie fleißig von den Hansen nach Flandern und auf andere niederländische Marktplätze verführt worden; und vielleicht sind auch englische Produkte durch sie in Frankreich und in Spanien gegen dort einheimische Güter umgesetzt worden; doch mag dies letztere eben von keiner großen Bedeutung gewesen sein.

Ihre Einfuhr bestand vornehmlich aus den üblichen Producten Deutschlands und der nordöstlichen Länder, deren Handel die Hansen beherrschten. Bestimmt erwähnt werden Pech, Theer, Pottasche, verschiedene Holzarten zum Schiffbau und anderen Gebrauch, als z. B.

Holz woraus Bogen verfertigt wurden, verschiedene Dielen, Sparren und Latten, ferner Osmund, d. i. Eisenerz und verschiedenes anderes Eisen oder daraus verfertigte Waare, Flachs, Leinwand, Zwirn, Taue, Fettwaaren, Bergerfisch und einige Zeit lang Häringe; nicht minder sind Rheinweine und Ostersches Getreide von ihnen eingeführt worden. Wahrscheinlich aber wurden auch noch einige andere Waaren aus den bekannten Gegenden von ihnen hierher gebracht, obschon jene die bedeutenden gewesen sein mögen. Vermöge der ihnen zustehenden Privilegien eines freien Fuhrhandels zwischen England und anderen westlichen Völkern, haben sie unbezweifelt auch von den niederländischen Marktplätzen die feineren Italienischen, Orientalischen oder Levante-Waaren hierher geführt, in so fern die Engländer sie dort nicht selbst holten, denn durch ihre Privilegien begünstigt, scheinen sie bei der Einfuhr die übrigen Fremdlinge leicht übertroffen zu haben. Von Frankreich aus, wenn keine Fehde zwischen diesem Lande und England war, mögen sie vorzüglich französische Weine eingeführt haben, besonders, seitdem die Engländer ihre französischen Besitzungen, bis auf Calais, eingebüßt hatten.

Die hansischen Seestädte machten hier, so wie auf allen Niederlagen, die meisten Geschäfte. Daß aber auch Landstädte an dem Verkehr mit England unmittelbar Theil genommen haben, ist aus der Eintheilung der auf dem Comptoir zu London Residirenden, bereits abzunehmen. Auch heißt es in einem, im Jahr 1404, von den Seestädten erlassenen Statute, daß keine Leinwand und anderes Gut von den Communen, die binnen Landes belegen sind, nach England directe gesandt werden solle. Endlich aber scheint dieß selbst daraus abgenommen werden zu müssen, daß zur Schließung des utrechter Vertrags auch mehrere Landstädte deputirt waren, welches beim Abschluß mit den drei nordischen Reichen so gut als nie der Fall war, weil bei diesem Handel die Landstädte weniger, oder gar nicht unmittelbar interessirt waren. Ohne Zweifel bedienten sich diese in ihrem Verkehr auf England der Schiffe der an den Seeküsten belegenen Schwestern. Wahrscheinlich ist von ihnen über die Niederlande dieser Handel vorzüglich betrieben worden.

Cöln, wenn man diese Stadt zu den Landstädten rechnet, war nach

damaliger Sitte gleichsam eine Amphibie, sie hat bedeutende Geschäfte in England gemacht. Sie besaß, im Jahr 1470, die Gildehalle zu London mit den daran haftenden Privilegien ausschließend, als sie bekanntlich mit den übrigen Hanse-Städten zerfallen war und allein dieß spricht für die Behauptung, daß ihre Geschäfte bedeutend sein mußten. Ohne Zweifel hat die Einfuhr der Kaufleute dieser Stadt hier, wie in den Niederlanden, vorzüglich in rheinischen Weinen bestanden. Von dem Verkehr der übrigen Landstädte geschieht aber so gut als gar keine specielle Erwähnung.

Mit Schottland haben mehrere hanseatische Communen einen Handel betrieben, ohne daß sie jedoch, wie es scheint, hier besonderer Privilegien, oder einer begünstigten Factorei sich zu erfreuen gehabt hätten. Es kommen in dem ersten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts verschiedentlich Klagen, von Seiten der Hanse, vor, daß die Schotten ihre Seefahrer beraubt hätten. Man bediente sich der bekannten Repressalien, verbot den Bundesgenossen allen Verkehr mit ihnen und suchte sie so viel als möglich, an den Orten, wo hansische privilegirte Factoreien waren, und wohin etwa auch Schotten kamen, z. B. in Norwegen und in Flandern zu verfolgen und zu drücken.

So sagt ein hansisches Statut, vom Jahr 1412, aus, daß kein Hanse-Genoß den Schotten weder zu Brügge, noch irgend sonst wo geschnittenes oder ungeschnittenes (d. i. geschorenes, ungeschorenes) oder aus schottischer Wolle verfertigtes Tuch abkaufen solle, und es ward jedem Außerhansen untersagt dergleichen in einer Bundesstadt zu verkaufen. Die Streitigkeiten scheinen auch über ein Jahrzehnd fortgedauert zu haben, oder erneuert worden zu sein. So ward das Comptoir zu Brügge, im Jahr 1418, beauftragt diese Streitigkeiten auszugleichen und bis daß dieß geschehen sein werde unter Strafe der Confiscation allen Handel mit den Schotten zu untersagen. Diesem zu Folge scheint es, daß der vorzüglichste Verkehr zwischen beiden Theilen auf dem großen Marktplatze zu Brügge gemacht ward. Einige Jahre nachher ward das Verbot alles Handels mit ihnen, im Jahr 1426, erneuert, wenn sie anders sich zum Schadenersatze nicht verstehen wollten.

Die Bremer hatten unter anderen ein von Edinburg kommendes Schiff, im Jahr 1445, mit Leder und Tuch beladen, genommen. Es findet sich, von eben dem Jahre, eine Vollmacht König Jacobs von Schottland für seine Deputirte mit Bremen, Lübeck, Hamburg, Wismar, Stralsund und Rostock zu unterhandeln und die Streitigkeiten beizulegen. Es sagen einige Diplome dieses und des folgenden Jahrs aus, daß dies mit Bremen wirklich geschehen sei. Zu Beilegung aller Streitigkeiten versprach die Stadt, da sie wahrscheinlich den Schotten mehr als diese den ihrigen Abbruch gethan hatte, daß sie dem Könige Jacob, ohne jedoch dazu verbunden zu sein, aus bloßem Wohlwollen und Liebe zu ihm, ein Schiff, die Rose genannt, mit drei Ankern und dem nöthigen Zubehör, nebst vierzig Lasten Biers verehren wolle, womit denn alle Streitigkeiten beigelegt sein sollen. Doch der merkwürdigste Punkt, der in diesem Vertrage vorkommt ist dieser. Wenn die Schotten, so heißt es daselbst, ihre Güter in Schiffe solcher Völker laden, welche in Fehde mit der Stadt Bremen begriffen sind, so sollen sie unangetastet bleiben, wenn die Bürger der genannten Commune jene Schiffe etwa aufbringen sollten; die Schiffe selbst sollen nach gegebenen Geisseln und nach Erlegung einer zu bestimmenden Summe Geldes, frei weiter segeln dürfen. Beide Theile versprechen sich für ihre wechselseitigen Unterthanen freien Handel und Wandel, so wie freies Geleit in ihren Landschaften. Acht Jahre nachher versprach König Jacob eben dieser Stadt, in einer andern Urkunde, für ihr Schiffe, Kaufleute, Waaren und Lebensmittel, Sicherheit und Schutz in seinem Reiche, er empfiehlt sie zu gleichen Zwecken seinen Freunden und Verbündeten. Alles jedoch in so allgemeinen Ausdrücken, daß daraus weiter keine genauere Einsicht in diesen Theil des hansischen Verkehrs erworben wird.

Die Wolle oder wenigstens die Tücher der Schotten kamen wahrscheinlich an Güte den englischen Producten dieser Art nicht gleich, aber die Hansen scheinen auch für diese minder vollkommenen Güter einen Absatz gekannt und es verstanden zu haben dabei einige Gewinnste zu machen. Andere bekannte hansische Artikel mögen dagegen ausgetauscht

worden sein. Zu einer großen Bedeutung scheint sich dieser Zweig ihres Verkehrs jedoch zu keiner Zeit erhoben zu haben.

Somit hat sich mit den britischen Inseln im Ganzen das frühere Verhältniß erhalten. Freilich, die Engländer betrieben stets einen größern eigenen Handel, und dies war für die Hansen unbequem genug; allein sie blieben doch noch die überwiegenden Handelsleute in diesen Gegenden. Die kraftvollere Regierung des Hauses Tudor ließ freilich manche Gefahr ahnen; aber erst unter der letzten Regentin dieser Dynastie ist der gefährliche Schlag, von welchem sich die Deutschen nie wieder erholten, geschehen. Eine ganz andere Handelswelt, die sich in dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts bildete, machte der hansischen Handelsherrschaft ein Ende. Die Erscheinungen, die aber bisher vorgefallen waren, konnten unmöglich den Deutschen allen Muth und alle Hoffnung rauben; nur erst in der Folge war dies der Fall, als alle Stützen und Ständer ihrer Macht morsch und mürbe zusammen stürzten.

IV. Kunst, Poesie, Wissenschaft im Elsaß.

Von 1648 bis 1789.

Von Professor A. W. Strobel in Straßburg.

In diesem Zeitraume, der fast ein ganzes Jahrhundert von Kriegsunruhen, Wechsel der äußern Umstände, Untergang des lange Bestandenen und Bildung neuer Zustände darbietet, und ehe eine Epoche dauerhaften Friedens entstehen konnte, mußte, dem nothwendigen Gang der menschlichen Dinge nach, auch die geistige Bildung bald beschränkt, bald aufgehalten und bald wieder befördert werden; ein reges, sowohl künstlerisches als wissenschaftliches Leben begann wirklich auch erst nach dem Tode Ludwigs XIV., als der Donner des Geschützes am Rheine verhallt war und der Einfluß einer geregelten Gesetzgebung allmählich sich immer deutlicher fühlen ließ. Die gelehrten Anstalten, welche von der Regierung aufrecht erhalten, oder auch gegründet wurden, entwikkelten sich mit den Jahren auf eine erfreuliche Weise, und auch die Kunst erblühte vielfältig, da sie sich mancher Gönner erfreute, welche derselben Schutz und Aufmunterung angedeihen ließen; nicht wenige auswäritge Künstler wurden auch jetzt dadurch bewogen, für einige Zeit, oder auch für Lebenslang, ihr Talent in unserer Provinz zu üben.

In Bezug auf die Kunst, war vorerst die Architektur in vielfacher Beziehung thätig; die in dem Lande eingekehrte neue Ordnung der Dinge machte eine große Anzahl, zum Theil sehr ausgedehnter Gebäude, sowohl zu kirchlichen, als zu bürgerlichen Zwecken nothwendig, von denen jedoch wenige für den Kunstsinn interessant sind; auch werden die Namen der Baumeister selten erwähnt. Eine Ausnahme machen folgende Werkmeister: Hans Heckler und sein Sohn Hans Georg, beide Architekten des straßburger Doms. Letzterer, der 1669, im ein-

undvierzigsten Lebensjahre starb, und handschriftliche Nachrichten über dieses berühmte Gebäude hinterlassen hat, war einer der größten Baumeister seiner Zeit; als im Jahr 1654 der Blitz den obern Theil der Münsterpyramide bedeutend beschädigt hatte, ließ dieser Architekt drei Gerüste über einander aufführen, und die Spitze des Thurmes bis auf achtundfunfzig Fuß abnehmen; im dritten Jahre, nach dem Beginn der Arbeit, war der Schaden wieder gebessert, und die Höhe noch um ungefähr zwei Fuß vermehrt. Im Jahre 1718 und den fünf folgenden, baute der Stadtarchitekt Franz Rudolf Mollinger das ansehnliche und bequem eingerichtete Hospitalgebäude in Straßburg, an der Stelle des alten, das zwei Jahre vorher ein Raub der Flammen geworden war. Ein durch seinen prachtvollen Styl ausgezeichnetes Gebäude, die sonstige Stifts-, nun Pfarrkirche in Gebweiler, wurde im Jahre 1766, unter der Verwaltung des gefürsteten Abtes Casimir von Rathsamhausen begonnen, wahrscheinlich nach dem Plane des zuerst mit dem Aufbau beauftragten Architekten Beuque von Besançon, dessen Entwurf jedoch von seinem Nachfolger Gabriel Ignaz Ritter von Augsburg, in einzelnen Theilen abgeändert wurde; an die Erhaltung dieses merkwürdigen Baues ist in den letzten Zeiten ernstlich gedacht worden.

Die Malerkunst, welche durch die Menge ihrer Fächer und den allgemeinen Gebrauch, unter den schönen Künsten den verbreitetsten Anbau findet, zählte in dieser Epoche viele Jünger in unserm Lande; manche derselben übten ihr Talent in andern Gegenden, so wie auch wieder mehrere fremde Maler sich während einiger Zeit im Elsaß, und besonders in Straßburg, niederließen. In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts arbeitete Isaias Rumpler, Zeichner und Maler in Straßburg; Leonhard Baldner, auch von Straßburg, Fisch- und Hagemeister, malte zu derselben Zeit Fische und andere Thiere sehr hübsch in Wasserfarben. Eben daher stammte der in Frankfurt am Main, um 1670 arbeitende geschickte Landschaftmaler Nicolaus Gaßner. Der berühmte Thiermaler Johann Heinrich Roos war im Jahr 1656 in Straßburg, wo er sich mit Anna Emmerich verehelichte, und im hierauf folgenden Jahre sich in Frankfurt am Main niederließ. Sein

jüngerer Bruder Theodor befand sich in Straßburg, zur Zeit, als diese Stadt an Frankreich überging: sein Ruf als großer Künstler bewog viele Stabsoffiziere sich von ihm malen zu lassen; auch wurde sein Haus von aller Einquartierung befreit. Ein Landschaftsmaler, der aus Reichenweiher gebürtig war, und Samuel Rudolf hieß, erhielt seine Bildung in Straßburg, und wurde 1690 Cabinetsmaler der Markgräfin von Ansbach; er starb 1713.

Auch in dem achtzehnten Jahrhundert zählte das Elsaß viele, und zum Theil recht tüchtige Maler. Im Fache der Dekorations- und Architekturmalerei zeichnete sich Arnheiter aus, in den Landschaften Schopp; im Jahr 1750 malte Hauwiller viele Portraite in Straßburg. Im Fache des Stilllebens stellte ebendaselbst Conrad Mannlich, mit einer täuschenden Aehnlichkeit, Früchte und todte Thiere dar. Johannes Müller, aus derselben Stadt, und guter Historien- und Landschaftenmaler, starb 1756, dreiundvierzig Jahre alt, als Saarbrückischer Hofmaler. Johann Caspar Heilmann von Mühlhausen bildete sich in Rom, und ging hierauf 1742 nach Paris, wo er so viele Portraite zu malen bekam, daß er außerdem nur noch wenige Landschaften und einige Küchenstücke fertigen konnte; dieser tüchtige Künstler starb 1760. In Straßburg machte um dieselbe Zeit Johann Friedrich Redslob wohlgelungene Zeichnungen, meist drolligen Inhalts. Daniel Hirn aus derselben Stadt, bildete sich in Mailand und Paris, und kam zuletzt an den Zweibrücker Hof, wo seine Jagdstücke vielen Beifall fanden; er starb um 1766. Einen nicht geringen Vorschub that in diesem Kunstzweige die im Jahre 1776 in Straßburg errichtete Malerakademie, deren Stifter Joseph Melling, ein guter Historienmaler, war. Diese Anstalt wurde von dem Magistrate begünstigt, und lieferte gute Schüler. Georg Friedrich Mayer aus Straßburg malte vortreffliche Landschaften und Thiere: er lebte in Paris, wo er 1778 starb, und in Ermenonville seine Ruhestätte fand. In Straßburg arbeiteten um dieselbe Zeit Haldewanger und Hans, zwei Maler, von welchen der Letztere auch einige Kupferstiche gefertigt hat. Ein geschickter Miniaturmaler, aus Straßburg gebürtig, war Johannes Guerin, der lange Jahre hindurch in Paris sein Talent übte. Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit

fertigte Christoph von Bemmel um dieselbe Zeit in Straßburg eine Menge größerer und kleinerer Landschaften, die durch ihre Composition interessanter sind, als durch ihre Ausführung: er scheint 1783 gestorben zu sein. Johann Weiler aus Straßburg bildete sich in Paris zu einem so geschickten Miniaturmaler, daß er Cabinetsmaler des Königs und Mitglied der dortigen Malerakademie wurde; er erhielt den Auftrag, eine Anzahl von Portraiten ausgezeichneter Männer auf Email zn malen, starb aber schon 1791 im fünfundvierzigsten Jahre seines Alters, aus Gram über die damaligen Ereignisse. Frei von Gebweiler starb in einem vorgerückten Alter, während der Revolution, in seiner Vaterstadt, nachdem er lange in Paris und Straßburg gearbeitet hatte; er erfand die Kunst das Pastell zu fixiren. Ein geschickter Maler war Johann Daniel Heimlich, der auch einige hübsche Blätter elsässischer Landschaften radirt hat: er starb 1796, in einem Alter von sechsundfunfzig Jahren. Ein Maler aus Than, Jüdlin genannt, malte in Paris viele Bildnisse und starb um 1800 in seiner Vaterstadt. Corti aus Rappoltsweiler, wo er 1757 geboren wurde, bildete sich in Paris, arbeitete in der Schweiz und in Venedig, bis er in seine Vaterstadt zurückkehrte; seine religiösen Gemälde finden sich in mehreren Kirchen des Oberelsasses. Ein geschickter Maler, der vortrefliche Portraits fertigte, und auch besonders Familienscenen gut darstellte, war Martin Drölling aus Bergheim bei Colmar, der 1752 geboren wurde und 1817 starb. Als Portraitmalerin machte sich auch Monica Tanisch bekannt, die 1830 in hohem Alter starb. Mehrere durch ihre Geburt dem Elsaß angehörige Künstler fanden im Ausland Beamtung, oder sonst einen großen Wirkungskreis für ihre künstlerische Thätigkeit; wie der bairische Kunstdirektor von Mannlich, der große Historienmaler Lutherburg, der Hofmaler Klotz in München. Johann Georg Baltz, der Landschaften und Bildnisse in Miniatur und auf Porzellan mit vielem Talente malte, und dessen Werke sehr verbreitet wurden, gehörte gleichfalls Straßburg an, wo er 1760 geboren wurde.

Auch einige geschickte Zeichner findet man in Straßburg, während dieses Zeitraums. Daniel Braun, ein Kunstzeichner, lebte daselbst um das Jahr 1646, so wie Johann Jakob Arhardt; dieser überreichte im

Jahr 1645 der Dreizehner Kammer zwei mit der Feder gezeichnete Risse, von welchen der eine einen geometrischen Grundriß des Münsters, und der andere einen perspektivischen Abriß dieses Tempels vorstellte: er erhielt dafür ein Geschenk von zwölf Reichsthalern. Er machte noch andere Zeichnungen dieser Art, und fertigte zugleich Risse für die Festungswerke, Ansichten von Städten u. s. w. Im Jahr 1690 componirte der Straßburgische Buchhändler Johann Eberhard Zetzner eine „kurze aber gründliche Anweisung zur sehr richtigen Zeichenkunst, in vier Büchern, und nöthigsten Vorbildern entworfen;“ sein Werk ist aber nie öffentlich erschienen. Der berühmte Orgelbauer Johann Andreas Silbermann, der 1783 starb, hat mit großer Sorgfalt und gefälliger Ausführung mehr als zweihundert Zeichnungen gefertigt, die meist Gebirgsprospekte und Burgruinen vorstellen; und wie er selbst sagt, nur für die Interesse haben, die diese Gegenden kennen, und „eine Zeichnung verstehen.“

Unter den Arbeiten der zu dieser Zeit lebenden straßburgischen Kupferstecher, sind eine Reihe von Portraiten hervorstechend, unter denen manche wirklich ausgezeichnet sind, während von ihren andern Blättern nur wenige als tüchtige Arbeiten gelten können. Die beiden Brüder, Peter und Abraham Aubry, aus Oppenheim, welche um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Straßburg arbeiteten, wo Ersterer zugleich Kunsthändler war, fertigten eine große Anzahl von Bildnisse, von denen aber nur wenige beachtenswerth sind. Die kleinen Kupferstiche, die sie 1656 zu einem Werkchen lieferten, das die Ceremonien erläutert, welche damals auf dem straßburgischen Gymnasium mit den angehenden Studenten vorgenommen wurden, haben noch einiges historische Interesse. Der zu derselben Zeit lebende Martin Hailler stach eine perspektivische Ansicht des Münsters nach Arhardt auf eine zierliche Weise. Mittelmäßig sind die Bildnisse, welche der Berliner Albert Christian Kalle zwischen 1650 und 1670 in Straßburg ausführte. In der Beschreibung der elsässischen Pflanzen von Mappus kommen zwei Blätter von A. D. Dannecker vor. Der Kunsthändler Friedrich Wilhelm Schmuck fertigte 1678 eine Landkarte des Elsasses, ein Trachtenbüchlein, und Darstellungen zu einem Werke: „Von monstruösen Pro-

dukten," das er 1679 herausgab. Auch Wilhelm Alfenbach, Vater und Sohn, ließen sich, von Paris kommend, in Straßburg nieder, wo sie für den Verlag des Kunsthändlers Gerhard Alzenbachs arbeiteten.

In dem achtzehnten Jahrhunderte zeigte sich in diesem Zweige der Kunst ein großer Fortschritt, und mehrere der damals lebenden straßburgischen Kupferstecher haben werthvolle Arbeiten hinterlassen. Johann Adam Seupel lernte seine Kunst von selbst, und stach eine Reihe von Portraits, unter denen einige mit einer wahren Meisterhand ausgeführt sind. Sein Kupferstich, den Dom seiner Vaterstadt vorstellend, war lange Zeit der beste in seiner Art; er malte auch kleine Portraits in Pastell. Er starb 1714, zweiundfunfzig Jahre alt. Philipp Jacob Lauterburger, ein Basler, Kupferstecher und Miniaturmaler, war Bürger in Straßburg, und der Vater des früher genannten berühmten Malers; eines seiner Blätter, eine Anbetung der Hirten vorstellend, trägt die Jahrzahl 1716; auch stach er die Portraits mehrerer Straßburger Gelehrten; er endigte sein Leben 1768 in Paris. Johann Martin Weiß ist der Zeichner der großen Kupferstiche, welche die 1744 statt gefundenen Feierlichkeiten bei der Anwesenheit Ludwigs XV in Straßburg vorstellen; an ihrer Ausführung hinderte ihn sein bald hernach erfolgter Tod; seine Bildung hatte er in Paris erhalten. Von Johann Striedbeck sind Portraits und Landestrachten vorhanden; von Heim, die Ruine von Truttenhausen mit der Jahrzahl 1775; von Jacob Homburg, etliche radirte Blätter, die Bettler vorstellen; von Andreas und Johann Rudolpf Metzger, Bildnisse und Landschaften; ein tüchtiger Künstler war Göpfert von Schlettstadt, der 1788, kaum dreißig Jahre alt, als Hofkupferstecher in Darmstadt starb, und mehrere schöne Stiche hinterlassen hat. Zuletzt gehört noch der geschickte straßburgische Kupferstecher Christoph Guerin dieser Zeit an; unter seinen Blättern ist der entwaffnete Amor das Gelungenste; er hat auch mehrere treffliche Schüler gebildet.

Von Bildhauern kommen in dieser Zeit folgende vor: Im Jahre 1691 starb, fünfundvierzig Jahre alt, Petrus Petry, den seine an der Kirche zum Alten-Sankt-Peter befindliche Gedenktafel den „berühmten bischöflich straßburgischen Bildhauer" nennt. Friedrich Fransin hieß der

sonst wenig bekannte Bildhauer, welcher den Sarkophag an dem Grabe der Aebtissin Odilia auf Hohenburg verfertigte, der mit vielen niedlichen Figuren bedeckt war. Die beiden straßburgischen Bildhauer Johann und Wolfgang Hagenauer, von denen der Letztere auch Architekt war, lebten und starben in Oesterreich: Johann, als kaiserlicher Hofbildhauer 1810 in Wien, der andere 1801, als salzburgischer Bauverwalter. Der Künstler, der die in der Pfarrkirche zu Gebweiler befindliche Himmelfahrt Mariä ausführte, hieß Fidelis Sporrer von Weingarten; seine Kinder haben sich derselben Kunst gewidmet. Joseph Michael Haff von Straßburg, übte sein schönes Talent in Augsburg.

Auch geschieht in dieser Epoche zweier geschickter straßburgischer Steinschneider Erwähnung: Gerhard Walder, der 1670 am kaiserlichen Hof in Wien lebte, und Johann Conrad Müller, der in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sich nach Paris begab, und dort viele Wappen sauber in Edelstein schnitt. Von Formschneidern kommen im achtzehnten Jahrhundert Isnard, Johann und Caspar Hegi vor. Mehrere ausgezeichnete Silberarbeiter übten ihr Talent in derselben Zeit. Sebastian Dattler, kaiserlicher Hofgoldschmied, von Straßburg, der auch Stempel schnitt, und 1650 in Dresden lebte; Johann Friedrich Baer, von Straßburg, der auch ein geschickter Mechaniker war, und zuletzt Friedrich Jacob Kirstein, der seine Kunst auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht hat. Ueber den Zustand der Musik in jener Zeit findet sich Auskunft in dem diesen Gegenstand umständlich behandelnden Werke, von J. F. Lobstein. (Straßburg 1840.)

In den schweren Zeiten der Verwüstung und des allgemeinen Jammers, welche die Provinz im siebzehnten Jahrhundert zu wiederholten Malen trafen, und sich in den ersten Zeiten des folgenden wiederholten, zog der Wechsel der Umstände zu mächtig die Aufmerksamkeit nach diesen traurigen Ereignissen hin, als daß sich die Neigung zur Poesie, die sich im innern Leben, und unabhängig von äußren Verhältnissen entwickelt, ruhig hätte ausbilden können. Die Beschäftigung mit der lateinischen Poesie, eine Art von literarischem Luxus, nahm immer mehr ab, und kaum zeigen sich noch einige „mit dem Lorbeer gezierte

Poeten," welche sich derselben widmeten. Samuel Artopäus bildete sich selbst zu einem Humanisten, da ihn seine schwache Gesundheit verhinderte die öffentlichen Lehrkurse zu besuchen; im Jahr 1689 erschien ein von ihm verfaßtes lateinisches Hochzeitgedicht. Daniel Rauch, Sohn eines straßburgischen Geistlichen, studirte mit großem Fleiß die alten Sprachen, konnte aber, als er durch eine öffentliche Disputation sich den Magistergrad erwerben sollte, die damit verbundenen Unkosten nicht bezahlen, und las an der Stelle derselben ein griechisches von ihm geschriebenes Gedicht über die Passion vor. Er hat auch in lateinischer Sprache geistliche Lieder gedichtet. Er starb 1683 als Pfarrer zu Sankt-Wilhelm in Straßburg. Auch der 1720 daselbst verstorbene Rechtsprofessor Johann Caspar Kuhn, von Saarbrücken, hatte den Dichterlorbeer erhalten. Ein neues Element kam in das literärische Leben der Provinz nach ihrer Lostrennung von Deutschland durch die französische Sprache; da aber die Einführung derselben in die Landesgerichte, obgleich vom Hofe verlangt, dennoch, wie früher bemerkt worden, nicht statt finden konnte, so blieben französische poetische Compositionen lange Zeit nur eine Seltenheit, und es finden sich nur wenige davon, die veröffentlicht worden sind. Eine der ältesten Produktionen dieser Art ist eine Grabschrift, welche dem französischen Generalmajor Johann von Rosa, der 1650 in der Schlacht von Rethel fiel, von Emanuel Binder, einem Lehrer der Schule in Colmar, gesetzt wurde, dabei aber in einer ganz ungefügigen Sprache abgefaßt ist. Die bekannte Dichterin Henriette von Coligny, Gräfin de la Suze, hielt sich während einiger Zeit in Befort auf, dessen Umgebungen ihr wohl gefielen; auch lieh sie ihren Namen der schönen Quelle, welche aus dem Felsen von Bermont hervorsprudelt. Ludwig Remond von Carbonnieres, geboren in Straßburg 1755, zuletzt Staatsrath, schrieb, als er noch geheimer Rath des Fürstbischofs von Rohan war, ein historisches Drama, das er unter dem Titel: „Der Krieg im Elsaß während des großen Schisma im Occident," dem Druck übergab. Es behandelt den Tod des Grafen Hugo VII von Egisheim, der, die Sache des römischen Hofes vertheidigend, im Jahre 1089 in dem bischöflichen Schlosse in Straßburg gemeuchelmordet wurde. Es ist ganz nach Göthe's Götz von Berlichingen gebil-

det. Von Dufresnais erschien 1781 eine Sammlung von Idyllen. Auch der bekannte Dichter Andrieux ist von Straßburg, wo er 1759 geboren wurde.

Zahlreicher zeigen sich literarische Werke in deutscher Sprache, besonders von der Zeit an, wo ein dauerhafter Friede seinen glücklichen Einfluß auf die Provinz zu äußern begonnen hatte, und überhaupt auch die Form der Sprache selbst bestimmter und reiner wurde. Mehrere der Dichter dieser Epoche wandten ihr Talent der religiösen und ernsten Poesie zu. Ein fruchtbarer Verfasser von Kirchenliedern war Johann Friedrich Ruopp, zuerst Prediger in Gorweiler, und zuletzt Adjunkt der theologischen Fakultät in Halle, wo er 1708 starb; seine Lieder finden sich in mehreren Sammlungen. Im Jahre 1726 erschien in Straßburg Georg Heinrich Lange's „Deutsch singender David, oder die Psalme David's in deutsche Verse gebracht." Johann Christian Frauenholz, Capellmeister in Straßburg, machte 1727 „Zions geistliche Blumenlust," eine Sammlung religiöser Gedichte bekannt. Zwei Aerzte von Bischweiler, Burkhard und Geysel, huldigten zugleich der ernsten Muse. Endlich sind noch Friedrich von Baer, schwedischer Hofprediger in Paris, und Engel, Pfarrer in Colmar, Herausgeber von Sammlungen geistlicher Lieder.

Mehrere Versuche wurden im Anfang dieses Zeitpunkts gemacht, um durch Uebersetzungen französischer Hauptdichtungen Geschmack an den Originalen selbst zu erwecken. Schon 1655 übersetzte Isaac Claus einige französische Trauerspiele, unter andern den Cid. Catharina Salomea Link, Gattin eines straßburgischen Professors der Rechte, übersetzte die christlichen Sonnette von Drelincourt, und übertrug selbst den Polyeucte, von Corneille, in gereimte Alexandriner, die wenigstens beweisen, daß sie die dichterischen Schönheiten des Originals recht zu fühlen wußte. Ihre Tochter Catharina Salome Witter, Gattin des Professors der Geschichte dieses Namens, besaß viele Kenntnisse, und widmete ebenfalls ihre Mußestunden der Poesie. David Andreas Schneller übersetzte ein italienisches Singspiel Artaxerxes in deutsche Verse, und schrieb auch bald hernach ein Heldengedicht auf den Grafen Moritz von Sachsen. Ungefähr in derselben noch sehr unvollkommenen Rich-

tung bewegten sich noch der 1761 in Straßburg verstorbene Doktor der Arzneikunde, Georg Heinrich Beehr, von dem unter Anderm ein Lob der Gottheit (1751), die schwache Wissenschaft der Aerzte (1753), christlich moralische Herbstgedanken (1753) übrig sind, in welchem letztern Werke die elsässischen Traubenarten poetisch aufgezählt werden; auch sein letzter Wille erschien in Versen. Dahin gehören auch Johann Rautenstrauchs: Straßburg, nach seiner Verfassung beschrieben, und Kamm's Galimatisches Allerley.

Mit der Verbreitung eines bessern Geschmackes kommen jedoch auch bald tüchtigere Talente, von denen mehrere sich einen bleibenden Namen erworben haben. Schon im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte in Straßburg ein Rechtsgelehrter, Johann Georg Schmied, mit dem Zunamen der Blinde, der mit Witz und Fähigkeit zum Dichten ausgerüstet, sich an ausgedehnte Arbeiten wagte, und dieselben mit vielem Geschick ausführte. Seine „Metamorphosen des Ovid in ungebundener Rede, nebst hin und wieder untermischten Versen,“ erschienen im Jahr 1711. Eine Iliade in burleske Verse übersetzt, ist verloren; dagegen hat sich seine Eneide, in derselben Form, erhalten, als Beweis seiner Leichtigkeit sich in gebundener Rede auszudrücken, und als Probestück seines glücklichen und unerschöpflichen Humors, der viele treffende Vergleichungen aus seinen nächsten Umgebungen herzuholen verstand; er hatte bei seiner Arbeit den von Scarron travestirten Virgil zum Vorbilde gewählt. Einige Stellen aus seinem 37722 Verse umfassenden Gedichte, dem noch mehrere Hundert zum Theil sehr muntere Anmerkungen beigefügt sind, werden wohl hier nicht am unrechten Orte stehn.

Im ersten Buche, wo der Sturm, den Neptun besänftigt, mit einem Aufruhr in einer Stadt verglichen ist, wird eine solche Bewegung also geschildert:

„Wie wann die Leut' an großen Orten,
die volkreich sind, aufrührisch worden,
und des erhitzten Pöbels Geist
schon die Altäre niederreißt,
da ist es ein verwirrtes Babel;
die Magd tobt mit der Ofengabel,

der Knecht nimmt seine älteste Schuh
und schmeißt sie auf den Meister zu:
man ruft nach Fackeln vorn und hinden
der Reichen Häuser anzuzünden,
und fliegen die gedrillten Stein
des Bürgermeisters Fenster ein;
die Wuth weiß alles anzuschaffen,
und macht aus Jedem neue Waffen;
allein sobald in der Gemeind
ein alter wackrer Mann erscheint,
der niemals ein Geschenk genommen
und oft der Stadt zu Hilf gekommen,
da schweigt der Pöbel einsmals still
und hört begierig was er will;
er aber mit den süßsten Reden
besänftigt sie, lenkt einen jeden
mit seines Zuspruchs Honigseim,
und gehn denn alle friedlich heim.“ —

Die Vergleichung der Bienen mit den Aufbauern von Carthago ist hier auf folgende Weise ausgedrückt:

„Nicht anders als die regen Bienen,
sobald die Sommertag erschienen
und die gerade Sonnengluth
auf den smaragdnen Wiesen ruht:
sie fangen an in tausend Freuden
mit vollem Sumsen zu arbeiten;
theils führen aus dem Zuckerhaus
die aufgewachsnen Jungen aus;
theils sitzen in den feißten Zellen,
den Honig weiter aufzuschwellen,
und spannen so ihr Strohgemach
durch die Geburten nach und nach;
theils laßen ihrer Camaraden
gebrachten Vorrath auf sich laden,
und machen so das Magasin
durch den verhaßten Winter hin;
theils stellten sich in einen Haufen
um auf die Hummeln auszulaufen,
ein unerträglich faules Vieh,
bestreiten und vertreiben sie:
das emsig Werk geht unterdeßen
bei ihren wechselnden Careßen,
und riecht der ganze Honigplan
nach Kümmich und nach Thymian.“ —

Als die Trojaner das hölzerne Pferd in ihre Stadt ziehen, wird diese Bewegung so geschildert:

„Die Schneider hüpften von den Scheeren,
die Anwält von dem Schrifterklären,
die Bräute von der Eierbrüh,
die Tagdieb von der Courtoisie,
die Mägde von dem Kinderwischen,
ja die Schmarotzer von den Tischen;
ein Jeder ließ von seiner Ruh
und liefe nun der Arbeit zu,
theils mit den Fuhren, Winden, Hebeln,
theils mit Geseil es fest zu knebeln;
hier rollt es über eine Walz,
dort zog ein Dutzend an dem Hals." —

Nach der Mitte des Jahrhunderts traten im Elsaß mehrere Dichter auf, die in Sprache und Ausdruck mit dem damals sich bildenden bessern Geschmacke gleichen Schritt hielten, und auch bei dem größern deutschen Publikum verdiente Anerkennung fanden. Heinrich von Nikolay, ein geborner Straßburger, zuerst Professor an der Universität seiner Vaterstadt, späterhin russischer Staatsrath, behandelte Episoden aus Ariost und Bojardo in Wielands Manier, mit Leichtigkeit, und nicht ohne Grazie; seine Werke betragen neun Bände in Oktav. Gottfried Jakob Schaller, von Obermodern, wurde durch Pfeffels Vorgang frühe zur Dichtkunst angeregt, und machte sich als lyrischer Dichter einen rühmlichen Namen. Schon 1789 erschienen von ihm vermischte Gedichte, die in Kehl gedruckt wurden. Einen großen Einfluß auf seine Mitbürger übte Leypold, Lehrer am straßburgischen Gymnasium, aus, der mit derselben Leichtigkeit sich in deutscher und lateinischer Dichtung bewegte. Eines noch größeren geistigen Wirkungskreises erfreute sich Conrad Gottlieb Pfeffel, von Colmar, der früh Erblindete, ein Mann von reichen Gaben, der das Leben von seiner ernsten Seite auffassend die vielfachen Gebrechen seiner Zeit genau kennend, und allein der Wahrheit huldigend, völlig als Repräsentant der Ansicht gelten kann, welche damals die Besseren im Lande von dem Gange der öffentlichen Dinge hegten. Seine Schriften, worunter die Fabeln die vorzüglichsten, sind wie bekannt in zwanzig Theilen gesammelt erschienen. Der

zweibrückische geheime Rath Klein, früher Jesuit, von Molsheim gebürtig, war auch ein Nachahmer Wieland's; sein Heldengedicht Athenor fand aber in Göthe einen sehr strengen Tadler.

Im Fache der Geschichtskunde finden sich in dieser Epoche noch mehrere Chroniken vor, unter welchen einige, die nicht bloße Fortsetzungen sind, für die Geschichte der Provinz eine große Wichtigkeit haben. Dahin gehört vorerst die Chronik des Malers und Rathsherrn Johann Walther, der das vielfach bewegte Leben seiner Vaterstadt Straßburg, besonders zur Zeit des von Turenne geführten Krieges, mit vieler Umständlichkeit schildert, und durchgängig als religiöser, verständiger Mann erscheint, dem der vielfache, aus den damaligen Umständen entspringende Jammer, und die zunehmende Entsittlichung der Zeitgenossen sehr zu Herzen gingen; er endigte seine Arbeit mit dem Jahr 1676. Noch mehr Verdienst für die Landesgeschichte hat die Chronik, welche Johann Wencker, der Regimentsherr und späterhin Ammeister, in der schweren Zeit des dreißigjährigen Kriegs auszuarbeiten begann, und nach der Reihe der Jahre von 1300 bis 1659 fortführte. „Als — sagt er in der Vorrede — in den Jahren Christi „1636 und 1637 die grausame Theurung und erbärmliche Hungers„noth in unserm Elsaß überhand genommen, wodurch unzählig viel „Menschen auf dem Lande verschmachten und elendiglich verderben „müssen, auch wir in der Stadt die Theurung und Abgangsmittel „unserer Nahrung ganz beschwerlich empfunden, und noch mehr hätten „fühlen müssen, wo nicht die liebe Obrigkeit durch ihre Sorgfalt mit „großer Mühe und Fleiß an weit entlegenen Orten Früchte und Ge„treide zu erhandeln und allher zu bringen sich hätte angelegen sein „lassen; hab Ich eine solcher Ursachen halb bei mir entstandene Melan„cholie zu divertiren, angefangen solcher Materie in Historien nach„zuforschen, ob auch zu andern Zeiten in diesem fruchtbaren Lande... „dergleichen Mangel in Kriegs- und Mißwachszeiten sich jemalen be„funden." Die Ergebnisse seiner Forschungen theils in gedruckten Werken, theils in Urkunden, waren aber so zahlreich, daß daraus eine für die Geschichte des Landes höchst wichtige Chronik entstand, die der Ver-

fasser bis 1659 fortsetzte. Was sein Sohn Jakob, ebenfalls Ammeister, hinzufügte, ist viel weniger für elsässische Historie ergiebig, die Stelle ausgenommen, wo er die Umstände genau angibt, welche den Magistrat bewogen, im Jahr 1681 die Stadt an Frankreich abzugeben; die Chronik endigt mit dem Jahr 1709. Johann's Enkel, der auch den Namen Jakob trug, ist der Verfasser der schon öfters angeführten Werke, über Archiveinrichtungen, über Kanzleirechte und über einige Gegenstände des öffentlichen Rechtes in Deutschland, in welchem er vielfache Kenntniß zeigt, und eine Reihe wichtiger Urkunden, die theils Straßburg, theils das Reich betreffen, bekannt gemacht hat. Er lebte von 1668 bis 1743, und bekleidete zu zweien Malen das Ammeisteramt. — Einen vorzüglichen Bearbeiter fand die Landesgeschichte an dem schon oft erwähnten, gelehrten Ulrich Obrecht, der 1676 an der Universität von Straßburg öffentlicher Lehrer der Geschichte und Beredsamkeit, sechs Jahre später einen Lehrstuhl des Rechts übernahm, und zuletzt königlicher Prätor wurde. Er hatte das Studium seiner vaterländischen Geschichte seit Jahren zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht, und fing nun 1681 an die Resultate derselben bekannt zu machen, indem er seinen Vorläufer zur elsässischen Historie herausgab. Der Grundsatz, der ihm als Regel für seine gelehrte Thätigkeit diente, war ein sehr praktischer: „So oft, sagt er, die Erinnerung an geschichtliche Fakten, theils durch Nachlässigkeit, theils durch absichtlichen Betrug, entstellt ist, da vermag der Historiker weder durch Fleiß, noch durch Talent, das Mangelnde zu ersetzen, und schnell erlischt das Andenken an dieselben in dem Lauf der Jahrhunderte. Einen tröstlichen Ersatz dafür gewährt dagegen die Leichtigkeit, dasjenige von dem Wahren zu trennen, was Lüge und Irrthum umhüllten; und somit habe der Geschichtsschreiber seine erste und hauptsächliche Bemühung dahin zu richten, in der Erzählung vergangener Dinge das wegzuräumen, was Eitelkeit, Unwissenheit oder Aberglauben zu ihrer Entstellung hinzugefügt hatten. Nur auf solchem Wege sei es möglich zur geschichtlichen Wahrheit zu gelangen." Um zu diesem sich selbst gesteckten Ziele zu kommen, hatte sich Obrecht vorgesetzt, in mehreren solchen Bänden, die in der Geschichte seiner Provinz sich findenden Irrthümer

zu berichtigen, und dann zuletzt eine eigentliche Historie derselben folgen zu lassen. Die Ausführung seines Planes unterblieb, da ihn der Gang der Begebenheiten einem andern Wirkungskreise entgegenführte; das obengenannte Werk bleibt aber immer ein Denkmal seines gründlichen Strebens und seiner ausgebreiteten Kenntnisse. In Obrechts Fußtapfen trat der Jesuit Ludwig Laguille, der 1727 zuerst eine zusammenhängende Geschichte unserer Provinz bekannt machte, und dabei die Ausarbeitungen seines Vorgängers vielfach benutzte. Sein nicht ohne Talent geschriebenes Werk ist durch die Ergebnisse späterer Forschungen von selbst als mangelhaft dargestellt worden, besonders was die frühesten Epochen der Landesgeschichte betrifft; das Verdienst eines meist gründlichen Verfahrens, das unter Anderm auch die am Ende beigedruckten Urkunden beweisen, wird jedoch oft durch das Hervorstechen einer religiösen Parteilichkeit verdunkelt, welche dem Geschichtschreiber fremd bleiben muß, wenn er der Wahrheit keinen Eintrag thun, und das Zutrauen des Lesers nicht verlieren will. Kaum ein Vierteljahrhundert später trat aber schon der ausgezeichnete Historiograph Johann Daniel Schöpflin im Jahr 1751 mit dem ersten Theile seines gründlich gelehrten Werkes auf, wovon zehn Jahre später der zweite erschien; diese mit historischen und kritischen Angaben reich ausgestattete Topographie unserer Provinz, in einem gehobenen Style geschrieben, war die Frucht einer ausgebreiteten Belesenheit und vieler Nachforschungen, die der Verfasser auf einer deßwegen unternommenen gelehrten Reise in Bibliotheken und Archiven angestellt hatte. Manches wäre noch reicher und bestimmter angegeben, wenn ihm besonders das Archiv seiner Stadt zugänglicher gewesen wäre, und mehrere ältere Chroniken und Quellen, wie z. B. die Chronik von Fritsch Closener, das Buch der Abtretungen an das Kloster Weißenburg u. s. w., von ihm hätten benutzt werden können. Für die eigentliche Geschichtskunde des Landes ist aber seine Sammlung elsässischer Urkunden, die erst nach seinem Tode erschien, die Hauptquelle. Wenn in diesem werthvollen Werke auch hie und da kleine Ausstellungen an dem Texte zu machen sind, so liegt wohl der Grund davon hauptsächlich in dem Umstande, daß der ehrwürdige Mann nicht selbst an sein Werk die letzte Hand le-

gen konnte, und sich zuweilen statt der Originaldokumente bloß mit mehr oder weniger genauen Abschriften derselben begnügen mußte. — Einen neuen trefflichen Anbau der Landesgeschichte begann Ph. A. Grandidier, ein gründlicher Geschichtsforscher und gewissenhafter Gelehrter, dessen beide größere Werke leider unvollendet geblieben sind. In seinem Werke über die kirchliche Geschichte der Provinz, das nur bis in das elfte Jahrhundert geht, brach er eine ganz neue Bahn, und gab außer einem sorgfältig gearbeiteten, reichen Texte noch einzelne Dissertationen, bald kritischen, bald historischen Inhalts, nebst kleinen Monographien und einer großen Sammlung genau wiedergegebener Urkunden, die durchgehends belehrend und zweckmäßig sind.. Dasselbe gilt auch von seiner Geschichte des Elsasses, von welcher nur der erste Theil gedruckt worden ist. Grandidier lieferte ferner einen sehr unterrichtenden Text zu einigen Ansichten von oberelsässischen Gegenden, die ein straßburgischer Liebhaber radirt hatte.

Auch findet sich in diesem Zeitpunkte eine nicht geringe Anzahl einzelner historischer Abhandlungen, die sich theils auf Geschichte und Verfassung Straßburgs theils auf die eigenen Verhältnisse der Provinz, theils auch auf einzelne Lokalitäten beziehen. In Bezug auf die allgemeine Lage des Elsasses sind besonders die beiden Denkschriften bemerkenswerth, welche die Intendanten la Grange und de la Houssaie abfaßten, und die zwar ungedruckt, aber in Abschriften vervielfältigt worden sind; sie enthalten zum Theil merkwürdige Angaben über die Einwohner und deren Leben und Treiben. Einen großen Vorschub für die Beförderung des Studiums der Landesgeschichte that ferner der gelehrte Schilter, Generaladvokat des straßburgischen Rathes, durch seine erste vollständigere Ausgabe der Chronik von Königshoven, welcher er unter dem Titel von Anmerkungen, eine Reihe gelehrter Abhandlungen, und historischer Berichte, nebst vielen Dokumenten beifügte. Ueber Straßburg, seine Verfassung und seine Geschichte erschienen in diesem Zeitraume mehrere Werke; viele andere sind nie bekannt gemacht worden. Ueber die Einrichtung des Stadtregimentes schrieben Israel Murfel und Johann Caspar Bernegger, welcher letztere auch eine Topographie eines Theils des die Stadt umgebenden Gebietes

bekannt machte. Von dem Ursprunge der Stadt, ihrer allmäligen Erweiterung und vorzüglichsten Gebäude gab der Rathsherr Johann Andreas Silbermann, im Jahr 1775 seine fleißig gearbeitete Lokalgeschichte heraus, die ihn besonders für die römische Periode Jahre lange Studien und Nachsuchungen gekostet hatte. Die merkwürdigen Gegenstände der Stadt fanden ihre Beschreibung in der 1706 in Folio gedruckten **Alsace française**; in Joh. Heckler's im Jahr 1736 gefertigter Straßburgischen Chronika, die Handschrift geblieben ist; in Joseph Schweighäuser's Wegweiser, und einer historischen und topographischen Beschreibung der Stadt, in französischer Sprache, von Hautemer, vom Jahre 1785, die für jene Zeit sehr zweckmäßig war. Der straßburgische Dom wurde ebenfalls der Gegenstand mehrerer Beschreibungen, theils in französischer, theils in deutscher Sprache; wirkliches Interesse haben aber aus jener Zeit nur das in Manuscript vorhandene Werk von Heckler und die von Grandidier im Jahr 1782 in französischer Sprache unter dem bescheidenen Titel eines Versuchs bekannt gemachte Schrift über die Geschichte des Münsters. Von der damals so blühenden Rheinschifffahrt der Straßburger handelte 1760 Nicolay in seiner schon erwähnten Dissertation über diesen Gegenstand. Einen vollständigen Inbegriff der Geschichte Straßburgs begründete der gelehrte Johann Michael Lorenz; doch erschien davon bloß der Anfang, im Jahr 1789, in Form einer gelehrten Abhandlung. Bei der von Johann Huber, Pfarrer zu St. Wilhelm, gehaltenen Dankpredigt wegen Erweiterung seiner Kirche, findet sich noch eine Abhandlung über das Stift St. Stephan, und eine zweite, über den Ursprung der Landgrafen im Elsaß: der Druck ist von 1657. In J. L. Blessig's kleiner straßburgischen Chronik, die sich bei seiner Jubelrede von 1781 findet, sind viele brauchbare, historische Angaben; auch in den von J. J. Oberlin von 1780 bis 1789, herausgegebenen kleinen Almanachen, sind einige interessante Artikel, die sich auf die Landesgeschichte beziehen. Die elsässische Topographie fand nach und nach mehrere Bearbeiter an Balthasar Han, 1676, während des damaligen Krieges; an Ursenson, 1679; an Ichtersheim, 1710; an Scharfenstein, 1734, der in dem geschichtlichen Theile seines Buches meist sich an Laguille hält; an Bil-

ling, 1782, der sich an Schöpflin anschließt; an Horrer, von dessen gut gearbeitetem elsässischen Diktionnäre, das er französisch abfaßte, nur der erste Theil, 1787, in 4. erschienen ist. Eine eigene historische Compilation, die aber von wenigem Werth ist, lieferte Woog, im Jahr 1784. Ueber die Grenzen des Elsasses schrieb Chr. Fr. Pfeffel im Jahr 1785 eine gelehrte Abhandlung.

Ueber einzelne Theile der Landesgeschichte wurden in diesem Zeitraume zum Theil sehr nützliche Arbeiten geliefert. Die Genealogie des Hauses Rappoltstein lieferte Ludwig Zorn von Plobsheim, in einer Gedenkrede, die er 1683 in Bischweiler bei dem Leichenbegängniß einer aus diesem Hause stammenden Pfalzgräfin hielt; dasselbe findet sich in einer ähnlichen Schrift, die Ludwig Heinrich von Plobsheim zehn Jahre früher, nach dem Tode des letzten Herrn von Rappoltstein, Johann Jakob, abfaßte. Der Odilienberg mit seinen altergrauen Mauern und vielfachen historischen Erinnerungen wurde der Gegenstand mehrerer besondern Beschreibungen. Von einem lateinischen Werke, das der Prämonstratenser Hugues Peltre darüber geschrieben hatte, ließ er sich einen französischen Auszug machen, der 1699 erschien, und zwanzig Jahre später auch in einer deutschen Uebersetzung gedruckt wurde. Gründlicher und belehrender ist die History von Hohenburg oder St. Odilienberg, welche Dionysius Albrecht im Jahr 1751 in Schlettstadt erscheinen ließ, und die viel interessante Angaben enthält. Auch Johann Andreas Silbermann erwarb sich ein wahres Verdienst um die genauere Kenntniß dieser merkwürdigen Lokalität, durch seine Beschreibung von Hohenburg oder dem Odilienberg, die 1781 mit zwanzig niedlichen Kupfern erschien. Im Jahr 1717 gab der Haslacher Canonikus Berain seine Arbeit über die drei Dagobert heraus, zu welcher ihm Don Calmet viele Erläuterungen gegeben hatte. Die Geschichte des Nonnenklosters Königsbrück schrieb der Cistercienser Richard Schlee, der 1719 starb; seine mehr als zwanzigjährige Arbeit ist aber nicht dem Drucke übergeben worden. Bürgermeister Josua Fürstenberger von Mülhausen zog die von Petri geschriebene Chronik seiner Vaterstadt, mit Auslassung des Fremdartigen, in Kürze zusammen und setzte dieselbe bis 1720 fort; sie ist noch nicht gedruckt worden.

Eben so blieben in Handschrift die beiden zur Geschichte der Stadt Weißenburg dienenden Sammlungen des Bürgermeisters Balthasar Böll, welche den Titel führen: Weißenburger Stadtrecht und Mundatrecht, die auch wegen der in ihnen enthaltenen Urkunden großen Werth haben. Wichtig sind ferner in dieser Beziehung die von den Präsidenten des Oberhofes in Colmar, den Herren de Corberon und de Boug, veranstalteten Sammlungen königlicher Ordonnanzen, und merkwürdiger Beschlüsse dieses Gerichtshofes, welche häufig geschichtliche Beziehungen darbieten. Eine Chronik der Stadt Thann und des dortigen Franziskanerklosters schrieb 1724 ein Bruder dieses Ordens, Malachias Tschamser; sie beginnt 1182 und wurde noch nach ihm fortgesetzt: im Drucke wurde sie 1766 bekannt gemacht. Der bekannte Historiker Don Calmet, der einige Jahre in der Abtei von Münster im Gregorienthale zubrachte, schrieb eine Geschichte dieser Abtei. Eine Geschichte des Elsasses, welche Amandus Trenß, zuletzt Benediktiner in Schwarzach, in drei Foliobänden abgefaßt hat, ist nie gedruckt worden. Ein gründlicher Beitrag zur Geschichte von Bischweiler und des pfalzgräflichen Hauses ist das von Crollius 1784 und 1785 bekannt gemachte Denkmal Karl August Friedrichs. Eine Beschreibung des Wallfahrtortes Marienthal erschien 1749. Der 1727 in Buchsweiler verstorbene hanauische Archivar Johann Heinrich Debus schrieb eine gute Abhandlung über die Landgrafschaft im untern Elsaß. Die Chronik von Gebweiler, die von 1124 bis 1723 geht, ist durch den Bibliothek- und Archivadjunkten in Colmar, Herrn Mossmann, in diesem Jahre zum Druck befördert worden. Ueber den Ursprung des Hauses Rappoltstein schrieb Radius im Jahr 1745 eine gelehrte Abhandlung, nachdem Johann Friedrich Scheid 1719 in derselben Form das dieser Familie zugehörige Lehnrecht über die Musiker geschildert hatte. Ein sehr fleißiger und unterrichteter Verfasser historischer Werke über das Elsaß war der schon genannte Joseph Schweighäuser, gebürtig von Hagenau, Notar in Straßburg, wo er 1773 starb.

Auch für Geschichtskunde überhaupt bildete sich in Straßburg eine tüchtige Schule, aus welcher nach und nach vorzügliche Historiker hervorgingen. Schon der ältere Böckler, Johann Heinrich, obgleich haupt-

sächlich mit dem Studium der Alten beschäftigt, widmete seine gelehrte Thätigkeit theilweise dem öffentlichen Recht, der Politik und der Geschichte; von seinen nachgelassenen Schriften wurden unter andern auch einige historische Traktate, betitelt: die Geschichte ist die Schule des Fürsten; von dem Nutzen, der aus ihr zu ziehen ist; Inbegriff der allgemeinen Geschichte bis auf Christus, im Jahr 1709 herausgegeben; er starb 1672. Schöpflin's Wirksamkeit als Historiker und seine Werke sind zu bekannt, als daß hier etwas Näheres zu bemerken nöthig wäre. In seine Fußtapfen trat auf eine würdige Weise Johann Michael Lorenz, geboren in Straßburg 1723, gestorben 1800. Unter seinen Arbeiten sind seine in tabellarischer Form abgefaßten Elemente der deutschen Geschichte, der Quellenangaben wegen immer noch sehr nützlich; ein ähnliches größeres Werk über die Geschichte Frankreichs gehört zu den Hauptquellen derselben, obgleich sein großer Werth früher in dem Lande selbst zu wenig Anerkennung gefunden hat. Was Christian Wilhelm Koch für historische Kenntnisse geleistet hat, ist gleichfalls allgemein bekannt; zu bedauern ist, daß seine Sammlung elsässischer Geschichtsschreiber, von denen das Manuscript nicht mehr zu finden ist, obgleich schon angekündigt, dennoch nicht gedruckt wurde. Auch der Dreizehner Elias Brackenhofer that als fleißiger, unterrichteter Sammler dem Studium der Geschichte Vorschub. Er war 1618 in Straßburg geboren und Sohn eines Ammeisters; nachdem er seine Ausbildung auf Reisen vollendet hatte, kam er in den Magistrat und wurde 1679 Dreizehner. Er sammelte sich eine reichhaltige Bibliothek und ein Cabinet von Kunstsachen, von welchem 1677 eine Beschreibung erschien. Seine ausgebreiteten Kenntnisse in der Münzkunde legte er in einem Werke nieder, das jedoch Manuscript geblieben ist; es ist öfters von Gelehrten mit großem Lobe erwähnt worden. Die Geschichte des Krieges zwischen den Kaiserlichen und den Türken von 1664, welche Heinrich Andler, ein Straßburger, im Jahre 1665 herausgab, wurde drei Jahre später in Wien öffentlich verbrannt, da sie dem Vorgeben nach den Kaiser Leopold nebst seinen Ministern, in ein falsches Licht stellte.

Unter den Theologen der katholischen Kirche in diesem Zeitraume

sind als Schriftsteller folgende aufgetreten: Ueber kirchengeschichtliche Gegenstände schrieben: Eucharius Sartorius, ein Jesuit in Molsheim, im Jahr 1662; Maurus Geiger, der 1683 ein Leben des H. Landelin in Straßburg drucken ließ; von Hauteval, Verfasser einer Biographie des Einsiedlers Nicolaus von der Flue; der Jesuit Joh. Friedrich Baltus, der 1700 öffentlicher Lehrer der Theologie wurde. Für die Glaubenslehre arbeiteten: Lambert von Laer, Weihbischof von Straßburg, der 1680 die Erklärung der Lehre der katholischen Kirche von Bossuet ins Deutsche übertrug; der Franziskaner Hirsinger von Kaisersberg, der 1775 einen theologischen Inbegriff veröffentlichte. Was die Polemik anbelangt, ist das Werk des Jesuiten Dez schon erwähnt worden; zu derselben Zeit schrieb der Jesuite Hahn gegen Dr. Georg Bebel; ein anderes Werk dieser Art, in französischer Sprache, schrieb 1730 der Rektor des Jesuitencollegiums in Straßburg, J. J. Scheffmacher, unter dem Titel: Briefe eines deutschen Doktors der katholischen Universität von Straßburg an einen protestantischen Edelmann über die sechs Hindernisse des Heils; eine Antwort darauf erschien 1732 in Basel, und 1736 in Amsterdam, von de la Chapelle, Pfarrer im Haag. Scheffmacher schrieb auch 1730 das stille straßburgische Jubeljahr, weil die damaligen Umstände den Protestanten dieser Stadt nicht erlaubten, das Jubiläum der augsburgischen Confession zu feiern. Eine Vertheidigung der katholischen Kirchenlehre gegen die Protestanten schrieb 1755 der Abt Sinfart von Münster, die von Joseph Schweighäuser ins Deutsche übertragen wurde. Auch der gelehrte, aber grobe Weißlinger ließ seine polemischen Werke in Straßburg drucken. Ueber kanonisches Recht schrieb der Jesuit Petit-Didier. Ueber Gegenstände der Moral und Ascetik schrieben: Gregor Berthelet, ein Benediktiner in Münster; der Franciskaner Benjamin Elbel und sein Ordensbruder Franz Drehling. Verschiedenartiges aus dem Fache der Theologie geben: der gelehrte Franciskaner in Freiburg, Bonagratia aus Habsheim, der 1627 starb; Conrad von Belfort und ein Priester von Colmar, Peter Joseph Dubois. Liturgisches lieferten Franz Joseph Haupt, Canonikus in Colmar 1684 und Gregorius Rippel aus Schletistadt, um 1720. Der Cistercienser Theobald Kreyenrieth von Gebweiler

schrieb 1727 über Philosophie, und 1742 über Theologie. Für den religiösen Jugendunterricht faßte Herrmann Kleppe, Prediger in Münster, eine Anleitung ab, die 1789 wieder gedruckt wurde. Zuletzt machten sich noch als Kanzelredner bekannt: der Abt von Ebersmünster, Candidus Mäder von Schlettstadt, der 1620 eine Sammlung von Predigten in zwei Theilen in Folio zu Straßburg drucken ließ; die schönen Predigten des Abbé Jeanjean sind erst neuerlich vollständig im Druck erschienen; auch der Jesuit Richard von Belfort, der 1820 starb, machte sich frühe als ein vorzügliches Predigertalent bekannt. Der Missionär Wilhelm von Isenheim gab 1735 einen geschichtlichen Abriß der Herzöge von Lothringen, seit Gerhard von Elsaß bis auf Franz III, in französischer Sprache. Ein Jesuit, Jakob Bägert von Schlettstadt, der seit 1752 siebzehn Jahre als Missionär in Californien zugebracht hatte, machte späterhin Nachrichten von dieser amerikanischen Halbinsel bekannt, die immer noch der beste Bericht über diese Gegenden sind.

Unter den protestantischen Theologen kommen der Zeitfolge nach folgende als Schriftsteller vor: Der gelehrte Johann Georg Dorsch, ein Straßburger, der zuerst in seiner Vaterstadt und hierauf in Rostock Professor der Theologie war, und daselbst 1659 starb. Seine Schriften beziehen sich meist auf die Erläuterung der heiligen Schrift. Johann Georg Dannhauer, von Köndringen im Breisgau, wurde 1633 Professor der Theologie in Straßburg, wo er 1666 starb. Seine Verdienste um die Wissenschaft der Bibelerklärung sind bekannt: er gab ihr zuerst eine wissenschaftliche Gestalt; auch war er einer der Ersten, welche die Casuistik in die protestantische Theologie einführten; Sebastian Schmidt, von Lampertheim, der bis 1696 lebte, hat sich durch seine lateinische Bibelübersetzung und mehrere zur Schrifterklärung gehörende Werke, ein bleibendes Andenken seiner gelehrten Bildung und seines frommen Gemüthes gegründet. Balthaser Bebel von Straßburg, dessen Schriften über Gegenstände der Kirchengeschichte und des christlichen Alterthums ihm den Ruf einer gründlichen Gelehrsamkeit erwarben, folgte 1686 einem Rufe nach Wittenberg, wo er aber noch in demselben Jahre die Welt verließ. Joachim Zentgraf von Straß-

burg, der 1707 starb, schrieb eine große Anzahl Dissertationen und mehrere theologische Werke. Unter den nach einander folgenden Lehrern an der protestantischen Fakultät in Straßburg: Isaak und Johannes Faust, Bernhard Wagner, Johann Nicolaus Hartschmidt, Johann Daniel Pfeffinger, Johann Reinhardt Brecht, Johann Heinrich Barth, Elias Silberrad, Johann Michael Lorenz, Johann Leonhard Fröreisen, Johann Andreas Gnilius, von welchen sämmtlich Abhandlungen und andere Schriften vorhanden sind, erwarb sich Friedrich Jakob Reuchlin ein bleibendes literarisches Verdienst durch seine Dissertationen über die Lehre des Justinus Martyr. Auch die auf sie folgenden Professoren Johann Peter Luft von Schillersdorf, Johann Philipp Beyckert, Sigismund Friedrich Lorenz wirkten vielfach für Verbreitung der gelehrten Theologie; Letzterer war auch ein gefeierter Kanzelredner; nach ihnen kamen Philipp Jacob Müller und Georg Friedrich Weber; die Namen und hohen Verdienste der beiden diese Reihe beschließenden vortrefflichen Männer Johann Lorenz Blessig und Isaak Haffner sind noch in zu frischem Angedenken bei der gelehrten Welt und in ihren frühern Wirkungskreisen, als daß hier ein Näheres über sie brauchte angegeben zu werden.

Von protestantischen Theologen dieser Epoche die dem Elsasse angehören, sind noch folgende anzugeben, deren Arbeiten öffentlich bekannt geworden sind: Friedrich Samuel Gerold, zuletzt 1675 Pfarrer am größeren Spital, der mehrere Predigtsammlungen drucken ließ. Johann Heinrich Horb von Colmar, der an verschiedenen Orten kirchliche Stellen bekleidete und zuletzt Pfarrer an der Nicolaikirche in Hamburg wurde. Eine 1693 von ihm veröffentlichte Schrift, welche den Titel führt: „Klugheit der Gerechten in der Auferziehung ihrer Kinder,“ verursachte daselbst eine solche Bewegung unter der Bürgerschaft, daß er sich genöthigt sah, die Stadt zu verlassen; er starb bald hierauf auf seinem Gute bei Steinbeck. Unter seinen Schriften befindet sich auch die Beschreibung einer Reise, die er durch Belgien und England gemacht hat. Die große Wirkung, welche sein Schwager, der fromme und gelehrte Spener auf seine Zeitgenossen übte, ist eben so bekannt als seine Schriften, und seine Verdienste um die Heraldik, welcher er

zuerst eine wissenschaftliche Gestalt verlieh. Im Jahre 1835 wurde ihm in der evangelischen Kirche seiner Geburtsstadt Rappoltsweiler eine Denktafel errichtet. Heinrich Christian Lange, Superintendent in Buchsweiler, ließ mehrere seiner Predigten durch den Druck bekannt machen. Ein fleißiger, vielseitiger Gelehrter war noch der straßburgische Freiprediger Elias Stöber, dessen Dissertationen über die Nachahmung biblischer Vorbilder immer noch geschätzt werden.

Derselbe wissenschaftliche Geist, der in den übrigen Fächern der Gelehrsamkeit sich immer wirksamer, besonders in Straßburg, entfaltete, zeigte sich auch in der Rechtsgelehrtheit thätig, was die nicht nur zahlreichen, sondern häufig auch inhaltreichen Werke der in diesem Zeitraume vorkommenden Juristen zeigen, die theils auf Kathedern, theils in Beamtungen, sowohl in als außerhalb des Elsasses sich befanden. Es wird hinreichend sein, hauptsächlich diejenigen zu bezeichnen, die sich zugleich als Schriftsteller oder als Diplomaten bekannt gemacht haben. Der 1668 verstorbene Syndikus und Stadtschreiber von Colmar, Johann Heinrich Mogg, gebürtig von Rappoltsweiler, hatte sich in Speier zu einem praktischen Juristen gebildet, und machte im Namen der Stadt, bei welcher er in Diensten stand, mehrere Reisen als Abgeordneter an den französischen Hof. Im Jahr 1670 machte Philipp Hannibal von Schauenburg in Straßburg ein Werk bekannt, das sein Vater in der Zeit des dreißigjährigen Krieges abgefaßt hatte; es heißt: Teutscher Friedensrath, und ist voll nützlicher Wahrheiten, deren Befolgung, besonders für jene Epoche, sehr nützlich hätte sein müssen. Der 1674 verstorbene straßburgische Stadtadvokat Marcus Otto, hatte der Stadt auf seinen Gesandtschaften vorzügliche Dienste geleistet, und hinterließ sein Vermögen zu wohlthätigen Zwecken. Johann Frischmann, französischer Resident in Straßburg, schrieb mehrere historische und politische Werke, unter andern eines über die Opposition mehrerer Päpste gegen die für die Kirche wohlgesinnten französischen Könige. Auch der späterhin als Staatsmann bekannte Johann Georg von Kulpis lehrte in Straßburg das Recht von 1683 bis 1686, wo er nach Würtemberg abging. Noch einige andre juristische Schriftsteller lebten um dieselbe Zeit in Straß-

burg: Johann Eberhard, Jakob Schaller, Georg Christian Stirn. Auch der für die Landesgeschichte so thätige Johann Schilter, erwarb sich durch seine das Recht betreffenden Schriften, besonders über Feudal- und deutsches Privat-Recht, zu seiner Zeit einen großen Ruf. Von Friedrich Schrag, einem gebornen Straßburger, der bis 1698 Professor der Rechte in seiner Vaterstadt war, und dann als Beisitzer in die kaiserliche Kammer überging, sind unter andern die beiden oft angeführten Schriften, welche der Krone Frankreich den Besitz des Elsasses und der Stadt Straßburg streitig zu machen suchten. Ulrich Obrecht schrieb mehrere theils politische, theils juristische Werke. Friedrich von Binder, aus Colmar, wo sein Vater Stättmeister war, bildete sich in Straßburg und bei der Kammer in Speier; zuletzt wurde ihm 1683 die Stelle eines Reichshofrathes in Wien zu Theil, wo er 1709 starb. Ein tüchtiger Jurist und überhaupt ein gelehrter Mann war auch Joh. Friedrich Pfeffinger, von Straßburg, der zuletzt Inspektor der Ritterschule in Lüneburg wurde. Die Angaben der Schriften der verschiedenen auf der Universität in Straßburg sich folgenden Professoren Marbach, Feltz, Böcler, Link, Silberrad und anderer finden sich in den literarischen Wörterbüchern gehörig gewürdigt; dagegen sind hier noch einige andre Männer ihres Faches namhaft zu machen, die ihre Thätigkeit dem Auslande zuwandten. Johann Jakob Schmauß, geboren 1600 in Landau, wirkte zuletzt als Professor und Hofrath in Göttingen. Johannes Deckherr, Sohn eines straßburgischen Professors gleichen Namens, ein reichhaltiger Schriftsteller, starb als Prokurator des Kammergerichts. Gottfried Stößer, Edler von Lilienfeld, geboren 1635 in Straßburg, wo er zuerst über Pandekten lehrte, war zuletzt Vicekanzler in Halle. Der 1749 in Kempten verstorbene Rathsherr und Syndikus, Johann Christian Simon, war von Straßburg, wo er 1677 geboren wurde. Johann Daniel Schuhmacher, von Colmar, wo er 1690 das Licht der Welt erblickte, bildete sich in Straßburg und kam späterhin nach Rußland, wo er zuletzt Sekretair der Akademie und kaiserlicher Rath wurde.

Auch in der Medicin, wo ein gleich reges Leben der Wissenschaft sich zeigt, erscheinen, wie man sich der neuern Zeit nähert, immer mehr

tüchtige Männer von Ruf und großer Wirksamkeit, theils in der Fakultät selbst, theils in der Klasse der ausübenden Aerzte, theils auch im Auslande. Gabriel Cramer, von Straßburg, endigte sein Leben als Dekan des medicinischen Collegiums in Genf. Johann Philipp Kämpf, aus Sulzern im Gregorienthale, studirte in Straßburg Theologie, ergriff aber späterhin die Medicin als sein Fach, und starb 1753 als Hofrath und Leibarzt in Homburg vor der Höhe. An der Universität in Straßburg wirkten durch verschiedene Schriften Johann Philipp Grauel, Johann Böcler und sein Sohn Johann Philipp Böcler, Johann Jakob Sachs u. a. m.; ein Straßburger, Georg Albrecht Fried, wurde Professor in Kopenhagen, und schrieb über die Geburtshilfe. Einen großen Namen als akademische Lehrer erwarben sich Jakob Reinbold Spielmann, Johann Friedrich Lobstein, von Lampertheim, Johann Friedrich Ehrmann. Ersterer war ein ausgezeichneter Chemiker, und überhaupt ein Mann von seltnen Kenntnissen und Erfahrungen. Lobstein war ein geschickter Chirurg, der viele Zöglinge gebildet hat. Ehrmann war seit 1782 Professor der Clinik, und für seine Wissenschaft durch Abfassung mehrerer Werke thätig. Johann Böcler war Leibarzt von Stanislaus Poniatowski: Michael Böhm, von Straßburg, auch ein gelehrter Mediciner, wurde Fürstenbergischer Bergrath; Joseph Adam Lorenz, von Rappoltsweiler, geboren 1734, machte sich schon im siebenjährigen Kriege, auch noch späterhin als Militärarzt rühmlich bekannt.

In Beziehung auf die Naturwissenschaften fand zuerst die Botanik, insbesondere die Pflanzenwelt der Provinz, mehrere Beobachter. Die in dem botanischen Garten sich befindlichen Pflanzen wurden 1691 von Marcus Mappus, 1766 von Spielmann beschrieben; eine Geschichte der elsässischen Pflanzen, die 1742 von Joh. Chr. Ehrmann herausgegeben wurde, ist von Marcus Mappus dem Sohne; er wurde bei der Abfassung von J. J. Bürkel vielfach unterstützt; Franz Balthasar von Lindern, aus Buchsweiler, schrieb zwei Werke dieser Art, von welchen das eine sich hauptsächlich auf die um Straßburg wachsenden Pflanzen bezieht; auch die Gewächse, die ein Gegenstand des Feldbaues sind, fanden ihre besondre Schilderung durch Hänle, dessen Beschreibung,

mit colorirten Abbildungen versehn, nur in der Handschrift vorhanden ist. J. Herrmann's Arbeit über die elsässische Flora, nach dem Linnäischen System geordnet, ist gleichfalls Manuscript geblieben; der Bau der ausgezeichneten Reben von Reichenweier wurde von Friedrich Wilhelm Feudel von Mittelweier geschildert; endlich fanden auch die Giftpflanzen des Landes ihre Beschreiber an Franz Anton Guerin und Spielmann, welcher Letztere auch noch die bei Straßburg wachsenden Gemüsarten darstellte. Eine vollständige Naturgeschichte des Elsasses, in zwei großen Bänden, von Benedikt Mauge, aus Clermont-Ferrand, der während vierzig Jahren Generalaufseher der königlichen Hospitäler in der Provinz war, und sein Werk mit vielen Zeichnungen ausgeschmückt hat, ist nicht im Druck erschienen. Die Mineralogie fand ebenfalls Beachtung; ein handschriftlicher Bericht über die oberelsässischen Silber-, Kupfer- und Bleiminen, ist aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; von 1737 ist eine Abhandlung über den elsässischen Stahl; Treitlinger machte eine Arbeit über das Goldwaschen besonders im Rheine 1776 bekannt. Ein großes Verdienst um diesen Zweig der Naturgeschichte erwarb sich Freiherr Philipp Friedrich von Dietrich, der erste Maire von Straßburg, theils durch sein mineralogisches Werk über die Pyrenäen, theils durch die Uebersetzungen, die er von mehrern deutschen Schriften seines Faches in das Französische machte. Die mineralischen Quellen der Provinz fanden eine Reihe von Beschreibern: über Niederbronn schrieben Reisel, 1664; Leuchsering, 1753; Coliny, 1762; Petri, 1779; Roth, 1783; Gérard, 1787; über den Sulzbacher Brunnen, Scherbius, 1683; Hausmann, 1764; über das Erdpech von Lampertsloch, Höffel, 1734; über das Wattweiler Mineralwasser, Bacher von Thann, 1741; über das Holzbad, Kratz, 1757; über das Kestenholzerwasser, Kürschner, 1760; über das Barrer Bad in St. Ulrichs Thal, Vollmar, 1773; und Guerin gab 1769 eine allgemeine Uebersicht dieser sämmtlichen Quellen. Ueber die bei Buchsweiler vorkommenden Mineralien schrieb Binninger 1762. Eine ärztliche Topographie der Stadt Straßburg lieferte Holzberger 1658. In dem Fache der Thierkunde glänzte der vielseitig belesene und gelehrte Johann Herrmann, Professor an der Universität, einer der ausgezeichnet-

sten Naturhistoriker seiner Zeit, dessen Leben von seinem als Gelehrter und praktischer Arzt gleich ausgezeichneten Collegen Thomas Lauth geschrieben worden ist.

In dem Fache der alten Sprachen, Literatur und Archäologie kommen nach der Zeitreihe folgende Männer vor: Balthasar Scheid, von Straßburg, zeigte schon in seiner Jugend viele Sprachkenntnisse, war zuletzt Professor der orientalischen Sprachen in seiner Vaterstadt und starb 1670. Außer seinen gedruckten Werken, die eine große Gelehrsamkeit beurkunden, hinterließ er mehrere Manuscripte, deren einige sich besonders auf den Talmud beziehen. Eine genaue Kenntniß der hebräischen Sprache besaß auch Johann Christian Keck, ein Straßburger, badischer Hofrath und Ephorus des Gymnasiums in Durlach, von dem unter Anderm auch 1677 ein Panegyrikus auf den Markgrafen Friedrich VI. erschien. Johann Schäfer, von Straßburg, den 1648 die Königin Christina nach Schweden berief, wurde Professor in Upsala und schrieb mehrere geschichtliche und antiquarische Werke; immer noch geschätzt ist seine Beschreibung von Lappland. Joachim Kuhn, seit 1686 Professor der orientalischen Sprachen an der Universität von Straßburg, besorgte mehrere geschätzte Ausgaben griechischer Autoren und starb 1697. Johann Heinrich Lederlin, von Straßburg, Professor an der Universität, war in derselben Hinsicht thätig. Johann Georg Scherz, aus derselben Stadt, der 1754 starb, hat sich besonders durch seine bekannten Arbeiten im Fache der altdeutschen Literatur einen bleibenden Namen erworben. Johann Jakob Schatz, der bis 1760 als Gymnasiarch seiner Vaterstadt lebte, war zu seiner Zeit als Verfasser zweckmäßiger Lehrbücher für gelehrte Schulen bekannt. Johann Valentin Emser, geboren 1749 auf der Brückmühl bei Wöhrd im Unterelsaß, hat sich als Theilnehmer an der Herausgabe der alten Schriftsteller in Zweibrücken, wo er Professor war, einen rühmlichen Namen gemacht. Andreas Lamey, aus Münster im Gregorienthale, wo er 1726 geboren wurde, Archäolog und Historiker, hat sich unter Anderm durch die Herausgabe der Alsatia diplomatica von Schöpflin für die Geschichte seines Vaterlandes ein großes Verdienst erworben. Das Studium der Meisterwerke Griechenlands und Roms erhielt in den

letzten Zeiten der Universität einen ungemeinen Aufschwung durch Johann Schweighäuser und Jeremias Jakob Oberlin, denen sich noch Richard Franz Philipp Brunk in gleichem Streben beigesellte. Es ist hinreichend, hier die Namen dieser Männer angegeben zu haben, da ihre Verdienste um alte klassische Literatur allgemein bekannt sind. Auch in der Geschichte der altdeutschen Sprachkenntniß wird Oberlin immer mit Achtung genannt werden; für die literarische Geschichte unsrer Provinz hat er die ersten Zeiten bis zum zehnten Jahrhundert im Zusammenhange vollständig bearbeitet, für die folgende Zeit aber bloß die Minnesinger, Königshoven, Tauler, und Geiler von Kaisersberg behandelt.

In dem Fache der literarischen Darstellung und Kritik, so wie der modernen Sprachen finden sich in dieser Epoche folgende Namen angegeben: Paul Sibour, gebürtig aus Tours, der 1726 als Beisitzer der Dreizehner Kammer in Straßburg sein Leben endigte. Er übersetzte den Terenz und Phädrus ins Französische und schrieb auch noch unter Anderm eine Methode, wie man das Deutsche mit Hilfe des Französischen erlernen könne. Johann Daniel Holdermann, von Straßburg, ein Jesuit, gab in Konstantinopel im Jahr 1730 eine türkische Sprachlehre heraus. F. J. Mercier, Arzt im Militärhospital von Hüningen, faßte 1754 bei Gelegenheit der Geburt des Königs Ludwig XVI. einen Panegyrikus ab, den er auch drucken ließ. J. J. Witter, Professor der Philosophie in Straßburg, machte den Catalog der Bibliothek des Johanniterhauses dieser Stadt. Ein guter Schulmann und fleißiger Schriftsteller war David Christoph Seybold, von Brackenheim im Würtembergischen, der seit 1779 bis auf die Revolution das Amt eines Direktors des Gymnasiums von Buchsweiler bekleidete, und 1796 Professor in Tübingen wurde. Als Literatoren machten sich auch die zwei aus Belfort gebürtigen Jesuiten Durosoy und Delaporte bekannt, von denen Letzterer gegen Montesquieu polemisirte, und überhaupt ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller gewesen ist. Der bekannte straßburger Literator, Michael Beer, war Mitglied und Sekretair des Sanhedrin. Friedrich Jakob Bast, von Buchsweiler, hessischer Lega-

tionsrath, machte sich als Herausgeber philosophischer Schriften bekannt.

Die Mathematik hatte eine Lehrstelle auf der alten Universität in Straßburg. Als Bearbeiter dieser Wissenschaft kommen folgende Männer vor: Ein Straßburger Namens Johann Conrad Muscukus, der in Oldenburg lebte, machte daselbst in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts Rechnungstafeln und Landkarten bekannt. Henrici, Rechenmeister in Straßburg, um 1675, ist der Verfasser mehrerer praktischer Rechenbücher. Ein ausgezeichneter Mathematiker war der Straßburger Johann Caspar Eisenschmied, der 1696 von einem Schlage gelähmt, die Stube bis an seinen 1712 erfolgten Tod nicht mehr verließ. Er war korrespondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris, und Verfasser mehrerer guter Werke, von welchen das über Maaß und Gewicht der Griechen, Römer und Hebräer das bekannteste ist. Georg Andreas Hey, Sohn eines reformirten Geistlichen in Straßburg, lebte als Lehrer der Sprachen und Mathematik in Petersburg. Leopold Durand, ein Klostergeistlicher zu Münster im Georgienthal, war Mathematiker und Architekt. Ein gelehrter Mathematiker war ferner Ludwig Franz Anton Arbogast, von Mutzig, der zuletzt als Lehrer der höhern Zweige seiner Wissenschaft an der Centralschule von Straßburg im Jahr 1803 starb. Was noch die eigentlichen philosophischen Wissenschaften betrifft, so hat sich in dieser Beziehung Johann Heinrich Lambert, von Mülhausen, dessen Bildungsgeschichte höchst merkwürdig ist, zu seiner Zeit einen großen Namen gemacht. Im Jahr 1828 hat ihm seine Vaterstadt ein öffentliches Denkmal gesetzt.

Am Schlusse mögen hier noch einige historische Andeutungen über die alte Universität von Straßburg stehn, deren Einrichtung und vielfache Wirksamkeit einer Schilderung durch eine geübtere Feder überlassen werden muß. Als im Jahr 1696 der gelehrte Benediktiner Dom Ruinart unter andern Gegenden Frankreichs auch das Elsaß besuchte, richtete er auch seine besondere Aufmerksamkeit auf die Gelehrten der Stadt und begann mit den Gebäuden der, wie er sie nennt, berühmten protestantischen Akademie von Straßburg. Im Jahr 1744

hielt Philipp Christian Rang dieser gelehrten Anstalt eine glänzende Lobrede. Den besten Ueberblick über ihre Verfassung ertheilt einer der Männer, die noch ihre Zierde waren, Dr. Isaac Haffner. Einer seiner Collegen, Oberlin, schildert in Kürze ihre Wirksamkeit, in einer von ihm gesprochenen Gelegenheitsrede. Zuletzt hat noch Koch, der ebenfalls noch einen ihrer Lehrstühle bekleidete, ihrem Ruf eine eigene Schrift gewidmet. Ueber denselben Gegenstand findet sich viel Anziehendes in einem geistvollen Aufsatz des Herrn Departementsarchivars Ludwig Spach, betitelt: „Stadt und Universität Straßburg im Jahr 1770.“ Die von Salzmann im Jahr 1775 gestiftete deutsche Gesellschaft ist von August Stöber geschildert worden.

V. Wanderung in die Sette-Comuni.

Von Joseph Bergmann, Custos der Ambraser Sammlung, wirkl. Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Wien.

Am 19. August 1847 verließ ich mit meinem Freunde und Begleiter, Herrn Krone, auf einer Timonella die nach Vicenza und Verona führende Hauptstraße zu Castelfranco, und fuhr über Godego gegen Bassano hinauf, dem Geburtsorte des Malers Jacob da Ponte, Verci's u. A., dem berühmten Sitz der Remondinischen Buchdruckerei, und von da nördlich hin am malerischen Ufer der wilden Brenta nach Solagna und weiter gegen Carpanè, welches durch eine Brücke vom jenseitigen Valstagna getrennt ist, das zwar keine der Sette=Comuni bildet, aber denselben als Contrada annessa, gleichsam als zugewandter Ort zugetheilt ist, und, wie erwähnt, der k. k. Pretura zu Asiago untersteht. In unserer Nachtstation zu Carpanè rieth man uns, den Weg unserer Wanderung über das hochgelegene Fozza nach Asiago einzuschlagen. Wir entschlossen uns, diese Gemeinde, die man uns in Hinsicht der Bewohner und ihrer Mundart als die interessanteste und

wichtigste bezeichnete, zuerst zu sehen, zumal sie weder Schmeller im Herbste 1833, noch Herr Kohl, der von demselben Valstagna in mehr südlicher Richtung sich nach Asiago wendete, im Julius 1847 besuchten. Auf dem zum Theile mit Steinen gepflasterten Saumpfade, auf dem wir durch die Windungen einer wilddurchfurchten Bergschlucht emporstiegen, kamen uns einige rüstige Männer und Knaben mit Pferden und Maulthieren, die ihre schweren Kohlenlasten in's Thal hinunter trugen, in aller Frühe entgegen; andere schleppten an langen Seilen größere Baumstämme der wogenden Brenta zu, um vielleicht als stolze Kiele oder Balken aus Venetia in ferne Meere zu steuern. Auch Mädchen und Burschen zogen hurtig entweder desselben Weges, oder verloren sich seitwärts in die Berghalden zum Heumachen. Nach meiner von meinen Aeltern ererbten Gewohnheit grüßte ich Jeden mit der einfachsten Anrede, bald mit „guten Morgen," bald mit dem nun auch in den Alpen selteneren „Gelobt sei Jesus Christus," oder „wär (wohin) geahst Du?" und erhielt gerade, offene Antwort, und so war die weitere Ansprache angeknüpft. Nach dreistündigem Emporsteigen zwischen mächtigem Gestein und grasreichen Bergwiesen gelangten wir in nordwestlicher Richtung zu Häusern oder vielmehr Hütten, die durch ihr alpenmäßiges Aussehen mich einerseits wohlthuend anheimelten, andererseits aber wegen der Armuth wehmüthig verstimmten. Sie sind ohne Rauchfang, von Stein, die entfernteren im höhern Gebirge und die Sennhütten sind nach deutscher Weise aus Holz. Die Grasgründe und Halden waren hier, wie allenthalben auf diesen steinreichen Bergen, mit oft mannshohen Schieferplatten (laste) als ewig dauerndem Zaune eingefriedet. Um zehn Uhr kamen wir wohl empfohlen an den Ortsvorstand (agente comunale) Christian Capellari nach Fozza, wo man gerade einen neuen, von der Kirche auf italienische Weise getrennt stehenden Thurm (campanile) baute. Bald war bei uns im schlichten einzigen Wirthshause der verständige Capellari, der in Padua einige lateinische Schulen mitgemacht hatte, und begriff leicht den wissenschaftlichen Zweck unsers Besuches. Die Mittagsstunde nahete, und bald war die kleine Stube von Maurern, Zimmerleuten und neugierigen Jungen gefüllt, denen wir mit rothem Landweine deutsch Gesundheit

zutranken, um die cimbrische Zunge zu lösen. Dieß gelang uns, da mehrere derselben schon außer Land gewesen waren und uns gleich absahen, was wir denn eigentlich wollten. Es war mir höchst interessant, diese Männer und Jungen, die unter sich schnell italienisch kauderten und plauderten, langsam, gebrochen und bedächtlich wortsuchend ihr Cimbrisch (denn so nennen sie ihre Sprache) herausarbeiten zu hören. Man fühlte mit die Mühe; der Führer und Leiter des Gedankens, die Seele der Empfindung lag im Italienischen; in dieser Sprache fanden sie sich heimisch, waren sie gesprächig, mundfertig. Nur Kinder brauchen unter sich und mit ihren Müttern, dann um von Fremden nicht verstanden zu werden, den Jargon, und zu Fozza soll die nun allmälig erlöschende Cimbersprache noch am meisten in den sieben Gemeinden im Gebrauche sein. Herr Matthias Mulle, k. k. Pretursadjunkt in Asiago, versicherte mir, daß er in dritthalb Jahren nur zwei gerichtliche Verhöre in deutscher oder cimbrischer Sprache vorgenommen habe, mit einem siebenjährigen Knaben und einem alten Weibe.

Da der Winter diese Höhen um Fozzo früher als die niedriger gelegenen andern sechs Gemeinden besucht und die Hirten ihr Vieh während dessen langer Dauer nicht zu ernähern vermögen, so schließen sie, und wie man mir sagte auch die von Enego, gegen die Mitte des Octobers ihre Thüren, und ziehen altherkömmlich mit ihren Familien und Herden in die Ebenen von Vicenza, Treviso, Padua ꝛc. auf die Weide, wo sie für den Unterhalt des Viehes einen Theil des Nutzens dem Grundherrn lassen. Ob sie gleich unter durchaus italienisch Redenden durch ein halbes Jahr leben und ihre Sprache durch alljährlich wiederholten Verkehr lernen und sprechen, so ziehen sie unter sich dort eigensinnig ihr cimbrisch vor, um nicht verstanden zu werden. Wenn die wärmere Südluft den Brentacanal frühlingbringend durchströmt und die Alpenmatten wieder die Herden nähren, ziehen sie mit Weib und Kind sehnsuchtsvoll an ihren eigenen Herd zurück. Wenn sie auch meistens unter sich heirathen, so knüpft doch die allgewaltige Liebe manchmal mit Fremden ein festes Band, welches der Erhaltung der deutschen Mundart eben nicht förderlich ist.

Die Küche in Fozza bot eine sättigende welsche Reissuppe und

ein gutgenährtes Huhn mit rothem Weine, der von der Ebene herauf von Saumthieren getragen war, mit freundlichem Gesichte und billigem Preise. Wir fühlten uns recht heimisch bei diesen armen Leuten.

Abends machten wir einen Spaziergang auf dem Bergrücken, der von Fozza gegen Bassano hinläuft, bis zur Südspitze, auf der ein Kirchlein mit einer Einsiedelei zwischen zwei hochragenden Bäumen prangt. Schon Abends zuvor auf der Fahrt durch's Brentathal herauf fesselte lange dieser Punct unsern Blick und weckte die Lust, von da über die unermeßliche Ebene niederzuschauen. Das Auge schweifte nun in schwelgender Lust über die gesegneten Fluren mit ihren zahlreichen Dörfern und gethürmten Städten bis gegen Venedig hin, das schon allmälig der Abendschleier umzog. Seit langer Zeit hat diese Siedelei ihren Bewohner, und findet, nach unseres alten Führers Versicherung, sobald der Besitzer im Frieden dahingeschieden, alsogleich seinen Nachfolger, der in der schönsten Natur in Wahrheit hier das beschaulichste Leben führen kann. Er lebt von den Gaben, die er von wohlthätigen Leuten einsammelt. Der dermalige Inhaber zeigte uns recht artig seine ganze Wirthschaft in engstem Raume. Dessen Vorgänger baute mit 20,000 Lire, die er allenthalben gesammelt hatte, in einem tiefgelegenen Weiler auf dem Wege nach Gallio eine Kapelle, in welche seit etwa 1840 ein Priester aus letztgenanntem Dorfe Mittwochs und Sonnabends kommt, um Messe zu lesen. Von dieser mir unvergeßlichen Stelle genossen wir die schönste Fernsicht aus den Sette-Comuni.

Des andern Morgens besuchten wir die der Himmelfahrt Mariä geweihte alte Pfarrkirche zu Fozza. Das Hochaltarblatt stellt die heil. Jungfrau auf dem Throne mit dem Jesuskinde vor, unten rechts ist der h. Johann Evangelist und links der h. Benedict mit zwei anmuthigen Knaben, die auf den Stufen sitzen. Es ist ein Werk der Gebrüder Francesco und Bartolomeo Nasocchi aus Bassano, die gewöhnlich bis um 1540 mit einander arbeiteten.

Nun nahmen wir von unsern ehrlichen, gutmüthigen Leuten Abschied, und wanderten im unablässigen Geprächte (Gespräche) mit unserm alten cimbrischen Führer Franz Gheller gegen Gallio hinab, das seit längerer Zeit schon ganz welsch ist. Hier zog die geräumige und

für diesen Ort sehr schöne Pfarrkirche, die dem h. Bartholomäus geweiht ist, vor allem unsere Aufmerksamkeit auf sich. Auf dem Hochaltare sieht man die h. Jungfrau mit dem Kinde sitzend, unten auf der einen Seite den h. Apostel Petrus und die h. Lucia mit der lateinischen Unterschrift, daß das Bild die so eben genannten Brüder Nasocchi am 20. August 1534 vollendet haben. Es hat sich bei dem dortigen Brande um das Jahr 1764 glücklicher Weise erhalten. — An einer Wand hängt eines der gelungensten Bilder des Johann Baptist da Ponte, eines, aber des kunstschwächsten Sohnes (geb. 1553, gest. 1613) des berühmten Jacob da Ponte aus Bassano, und zwar nach Verci*) S. 214 das einzige, das man mit seinem Namen kennt. Oben gewahrt man den h. Leonhard mit Fesseln an einer Hand und unten den h. Apostel Johannes, St. Sebastian, St. Rochus mit dem Hunde und den h. Abt Antonius, mit einer langen Inschrift, welche die Namen derjenigen, die das Bild im J. 1593 malen ließen, enthält. Die Sakristei zieret ein h. Franciscus von Assisi und ein h. Dominicus (?) von Dominik Feder im J. 1657 gemalt, die Ecke zeigt des (deutschen?) Künstlers jugendliches Brustbild mit einer Palette.

Eben daselbst ist ein Gemälde von Luca Martinelli († um 1640) aus Bassano, welches die h. Jungfrau mit dem h. Dominik und der h. Rosa knieend und ringsherum die fünfzehn Mysterien vorstellt. Unten eine Menge andächtigen Volkes mit einer Inschrift der Rosenkranzbruderschaft zu Gallio, welche im J. 1596 dieses Bild malen ließ.

Von Gallio wendeten wir uns nach dem etwa eine Stunde Weges entlegenen Asiago, wo wir Mittags ankamen, und besonders bei dem mehrerwähnten Adjuncten Mulle eine freundliche und für unsere Forschungen fördersame Aufnahme fanden. Nachmittags war nach unserm Wunsche alles, was sich regen konnte, auf der Straße des langgedehnten Ortes, indem man den Bischof von Padua, der zur Ertheilung der h. Firmung hieher kam, erwartete. Ich sah, da noch kein Fahrweg nach Asiago gebahnt ist, den feierlichen Eintritt des Kirchenhauptes, von vor- und nachreitenden Geistlichen und festlich geschmückten Männern und dem beweglichen Volke begleitet. Leider stellte sich Abends Regenwet-

*) Notizie intorno agl'artiste di Bassano. Venezia 1775.

ter ein, das während unseres Aufenthaltes fast immer andauerte und uns von den gewünschten Excursionen abhielt.

Kunstwerke in beiden Kirchen zu Asiago. — Besonders schön ist der vom Bildhauer Orazio Marinali aus Bassano im J. 1700 verfertigte Tabernakel des Hochaltars in der Pfarrkirche mit Statuten des h. Matthäus, des Kirchenpatrons, und des h. Johann des Evangelisten, nebst geflügelten Engeln und einem Basreliefe, das den Gang Jesu auf den Kalvarienberg vorstellt. Die Mauer der Tribune ziert ein schönes Gemälde von Franz da Ponte († um 1530), dem Vater des berühmten Jacob da Ponte oder Bassano. Es sitzt nämlich die h. Jungfrau mit ihrem Kinde im Arme auf einem erhabenen Sitze, und zu den Seiten der h. Matthäus und der h. Johann der Evangelist; auf der Stufe zu den Füßen Mariens spielt ein schönes Knäblein auf der Zither. Auf dem Altare „zum Namen Jesu" sieht man ein sehr schönes Gemälde voll Geschmack von Jacob da Ponte, mit der Opferung Jesu im Tempel und Simeon im hohenpriesterlichen Gewande (wiewohl unrichtig, da er nie Hohepriester gewesen), nebst mehreren untenstehenden heiligen Personen). Ein werthvolles Bild von Franz da Ponte dem Jüngern († 27. Juni 1591) ist das vom h. Antonius, dem Abte. In der Mitte ist der Heilige, auf der einen Seite sieht man die h. Justina, Lucia, und den h. Rochus, auf der andern den h. Vitus und Modestus nebst einer h. Jungfrau und Martyrin. Von demselben sind auch zehn Frescogemälde in der Kirche zu Enego, welche Handlungen aus dem Leben Christi darstellen. Die Decke der Kirche ist im J. 1706 in Fresco von Cristoforo Menarola gemalt, den Einige in Asiago geboren sein lassen.

Die Kirche zu St. Rocco im Asiago ziert die h. Maria von Loreto mit dem h. Aegidius und dem h. Franz von Assisi, vom Künstler Alessandro Maganza.

Zu Canove ist ein durch Licht und Schatten ausgezeichnetes Gemälde des Bassanesen Antonio Scajario († um 1640), das die h. Dreifaltigkeit auf gewöhnliche Weise darstellt, unten rechts ist der h. Marcus mit dem Löwen, links Johann der Täufer, der in der Wüste zahlreichem Volke predigt. Von demselben Meister besitzt Roana zwei

Bilder, nämlich den h. Karl mit der Jahrzahl 1619 und die h. Lucia, jedes mit mehreren Heiligen; auf ersterem erscheint auch ein Heilger in Pilgertracht, gemeinlich St. Valentin genannt, der nach Verci S. 227 stets in diesem Lande verehrt wurde. Wie der bei den vorarlbergischen Walsern verehrte Bischof Theodul unläugbar auf Wallis hinführt, so dürfte vielleicht auch diese althergebrachte Verehrung des h. Valentin auf das Innere von Tirol hinweisen?! Der Pilgerfahrten und des Predigens um Passau, in Baiern und in den rhätischen Alpen müde, lebte er zuletzt als Einsiedler bei dem später verschütteten Maja (im heuti gen St. Valentin bei Obermais) nächst Meran, wo er im J. 470 gottselig entschlief. Dessen Gebeine wurden aber 739 erhoben und nach Trient, dann 769 durch Herzog Tassilo II. nach Passau übertragen. Tief wurzelte dessen Verehrung im Volke, an dreißig Kirchen sind ihm in Tirol geweiht.

Das Altarblatt im Dorfkirchlein zu Ronchi, das nach Gallio pfarrgehörig ist, zeigt oben die h. Dreifaltigkeit, in der Mitte die h. Jungfrau auf der einen und M. Magdalena auf der andern Seite knieend dar, und unten drei andere Heilige.

In der Pfarrkirche zu Rozzo ist von dem vorerwähnten Scojario am Altare des h. Anton von Padua mit diesem Heiligen, dem h. Karl von Borromeo ꝛc. auch der h. Valentin zu sehen.

Dafür konnten wir genauere geschichtliche Erhebungen in diesem Centralpuncte über die sieben Berggemeinden machen, und sahen bei dieser Festlichkeit einen großen Theil der Bevölkerung jegliches Alters auch aus den entferntern Dörfern und Weilern theils in der Kirche, theils auf der Gasse und im Gasthause, wie man sie sehr selten so zahlreich versammelt findet.

Herr Mulle schildert, mit Herrn Kikinger übereinstimmend, diese Leute als aufrichtige, zutrauliche, gutherzige, gastfreundliche, geradsinnige Leute, nach guter alter deutscher Sitte standhaft in der Freundschaft und treu dem gegebenen Worte. Voll Friedfertigkeit lieben sie weder Streit noch Händel und haben wenig zu rechten, daher sind in Asiago für den ganzen District nur drei Advokaten, von denen besonders nur Einer zu thun hat. Diebstähle sind bei dem armen Volke höchst

selten; Waldfrevel sind dessen Hauptvergehen, indem manche sich allzugroße Freiheiten herausnehmen, in Gemeindewaldungen zu holzen. Selbst auf diese rings umschlossenen Berge verlieren sich fremde Bettler.

Das Volk ist im Ganzen arm, da es außer der Viehzucht nur Holzarbeit in den Wäldern und wenig anderes Tagwerk gibt; nur die von Rozzo und Roana ziehen auf den Schnitt in die Ebene. In und um Lusiana ist die Verfertigung von Strohhüten und Strohbändern sehr einträglich, wo aus dem besten Strohe Hüte und Bänder in vollkommenster Schönheit gemacht werden. Nach einer mündlichen Ueberlieferung lernte ein gewisser Niccolò dal Sasso in Dalmatien oder in der Levante als Galeerensträfling das Verfertigen von Hüten aus einer Sumpfpflanze (gemeiniglich brulo oder grolo genannt), und machte nach seiner Heimkehr um das Jahr 1640 mit wucherndem Glücke den Versuch aus Stroh. Im Jahre 1667 erhielt Lusiana im Vereine mit Conco, St. Luca und Crosara ein Decret, daß diese Manufacturen eben so wie die anderen Erzeugnisse der sieben Gemeinden von jeglicher Abgabe frei sein sollten. — In Asiago, dem vermöglichsten Orte, sollen wenige Familien ein tägliches Einkommen von zwei Gulden Conventionsmünze haben.

Sie bauen Gerste, Roggen, Hafer, Hülsenfrüchte, dann Patate, d. i. Erdäpfel, die sie tagtäglich essen, und Cappuccj (Kohl), jedoch kaum für ein Drittel des Jahres. Weder Mais noch Obst wachsen um Asiago, Gallio und Fozza wegen des sie umschließenden Gebirges, wohl aber in Rozzo und Roana, wohin die Südluft heraufströmt.

Man hört daselbst selten Sang und Klang, indem das Volk keinen musikalischen Sinn haben soll. Doch hört man bisweilen die Weiber bei ihrer Arbeit cimbrisch singen. Der Gesang besteht in unklaren Sprüchen und Reminiscenzen, deren sie sich größtentheils aus ihrer frühesten Jugend erinnern. Diese Lieder, wenn solche Fragmente je diesen Namen verdienen, wären auch gesammelt sonder Zweifel ohne Belang, da das Volk alldort der poetischen Ader entbehren soll; man könnte daraus nur ersehen, ob auch einige älteren und entfernteren Ursprungs sind.

In der Kirche wird in italienischer Sprache gebetet, gebeichtet und gepredigt, und der cimbrische kleine Katechismus ist ein den guten Leuten zu gelehrtes und fremdes Curiosum.

Im Gasthause spielen diese vicentinischen Aelpler nach italienischer Weise, und sind keine Freunde von Theatern und Spectakeln, wie die lebhaftern Italiener. Auch haben sie, wie man mich in Asiago versicherte, keine übermäßige Neigung zum Weine; doch lieben sie, nach Kikinger, gastliche Schmausereien; kein Contract, keine Hochzeit, keine Taufe, Kirchweih, keine Leiche ohne Schmaus. Was zur Freundschaft gehört wird geladen, und da ist des Essens und Trinkens kein Ende. Selbst Gemeindesachen müssen bei vollen Schüsseln und Krügen verhandelt, nämlich am ersten Tage debattirt und am zweiten abgestimmt werden. Ist das nicht echt germanisch?

Die Kleidung von Mann und Weib ist die des italienischen Bergvolkes. Sie tragen gleichfalls Haarlocken, von denen eine lange an jedem Ohre unmalerisch herabhängt. Zudem haben solche Haare (zazzera), wenn sie nicht sehr rein gehalten werden, nichts Angenehmes; wie nett und säuberlich sind dagegen die um die Schläfe gewundenen Zöpfe der Bregenzerwälderin.

Die Männer heirathen frühe, bald nach dem zwanzigsten Jahre, die Mädchen vom achtzehnten bis ein und zwanzigsten. Kikinger beschreibt nach dal Pozzo S. 223 die Hochzeitfeier auf folgende Weise. Der Bräutigam holt am Morgen mit seinen Verwandten und Freunden die Braut ab, welche sie mit einem Frühstücke bewirthet. Sofort geht der Zug beider Freundschaften unter fortwährenden Flinten- und Pistolenschüssen in die Kirche. Die Braut wird von ihrer Pathin oder sonst einer betagten Frau zum Altare geleitet, und verehrt dem Priester beim Empfang der geweihten Trauringe ein weißes Schnupftuch. Nach der Messe macht der Bräutigam dem Geistlichen ein kleines Geldgeschenk, und läßt die Braut von seinen Brüdern oder Vettern mit dem ganzen Hochzeitzuge unter dem Donner des kleinen Geschützes in sein Haus führen. Oft ist Musik dabei, da wird von Zeit zu Zeit angehalten und ein Tänzchen gemacht. Der Hochzeitschmaus schließt die Feierlichkeit, wobei es toll und voll zugeht, und oft mehr verzehrt wird, als die Mit-

gift beträgt. Einige Tage nach der Hochzeit muß die Mutter der Braut dem jungen Ehepaare einen Höflichkeitsbesuch (una visita di formalità) machen, welcher das Insokezant heißt. Nun gehen, wie ich in Asiago hörte, die Hochzeiten viel stiller vor sich. Die Gemeinen halten sie im Gasthause, die Vermöglicheren in ihrem eigenen.

Der Weihnachtblock (lo zocco di Natale, lo zocco di ogni bene, auch il ceppo di Natale), einst über Italien verbreitet und dem heidnischen Norden als Juel=Fest bekannt, wird nach Herrn Kikinger noch getreulich in zahlreicher Gesellschaft angebrannt, und der heilige Abend dabei unter allerlei Spielen und Unterhaltungen hingebracht. Diese Zocco=Feier dauerte vormals drei bis vier Abende nach einander. Vgl. dal Pozzo S. 136 und 224.

Unvergeßlich bleiben in meiner Erinnerung die Paar regnerischen aber sehr lehrreichen Tage in Asiago, das wir in trüber Frühe des 24. Augusts 1847 verließen, begleitet von Herrn Dr. Bordoli, der in Wien Medicin studirt hatte. Wir besahen in der netten Kirche zu Canove das oben erwähnte schöne Altarblatt von Antonio Scajario. Nun sagten wir dem freundlichen Begleiter schuldigen warmen Dank und baten ihn unsere herzlichen Grüße an die biedern Bewohner von Asiago mitzunehmen. Von einer steinigen Anhöhe warfen wir unsern Scheideblick nach den sieben Bergen zurück, voll schmerzlichen Gefühls, einen Zweig des weitgeästeten deutschen Baumes, welchen er vor Jahrhunderten auf fremden Boden hinüberbog, für das große Vaterland allmälig abdorren zu sehen! Daß diese Auflösung hier nicht schon längst geschehen, gibt Zeugniß von der innern Lebenskraft des deutschen Wesens und Volkes. Priester, Lehrer und Beamte, nur in welscher Sprache und Weise geschult und gebildet, und mit Ausnahme Weniger der cimbrischen Mundart minder kundig als der gemeine Mann, können unmöglich zur Erhaltung des alten Elementes beitragen; der kleine Katechismus vom Jahre 1842 — das einzige gedruckte Buch — ist zum Lehren und Lernen besserer deutscher Sprache unbrauchbar und als Curiosum selbst Wenigen bekannt. Tüchtige Lehrer deutscher Sprache, etwa ausgediente Unteroffiziere oder auf deutschen Schulen brauchbar ausgebildete Söhne jener

Berge vermöchten mit zweckmäßigen Büchern vielleicht noch — aber es ist höchste Zeit — zur Auffrischung jenes schwachen Lebensflämmchens beizutragen. Möchten auch wohlmeinende Beamte, gebildete Priester und tüchtige Lehrer an der mittlern Etsch in Tirol dafür wachsam sorgen, daß einst nicht auch von ihnen, wie wir von den Sette-Comuni, der Vaterlandsfreund mit wehmuthsvollem Gefühle scheide! Nun wandten wir den Blick dem blühenden Italien zu, und stiegen über hals- und fußbrechendes Geklippe, wenn ich nicht irre, durch die Valle Campiello gegen Caltrano und Carrè nach Tiene hinab, von wo wir von heftigem Regen ereilt Abends nach Vicenza fuhren.

Herr Professor Karl Ritter aus Berlin, dessen ruhiger und klarer Geist sich am liebsten mit dem Menschen, als dem Schlußgliede der großen Verkettung der Natur, beschäftigt, besuchte nach dem Congresso letterario zu Venedig in den ersten Octobertagen (1847) diese interessanten Siebenberge. Möge Er, der mit den Alpen und ihren Bewohnern so wohl vertraut ist, die Resultate seiner scharfen Beobachtungen auf dieser Wanderung den Freunden der Länder- und Völkerkunde recht bald mittheilen.

VI. Namen, Lage und Bevölkerung der XIII Comuni im veronesischen Gebirge.

Von Joseph Bergmann.

A. Zum Districte und zur Pretura Verona gehören;

a) Zwischen der Etsch und westlich vom Valle dell' Anguilla, und südlich der Monti Lessini auf dem Gebirgsrücken I. Erbezzo mit 939 Einwohnern im Jahre 1846.

b) Oestlich vom Valle dell' Anguilla und dem Val di Squaranto findet man II. Bosco Frizolane oder Chiesa nova, und östlich von diesem III. Val di Porro, beide mit 2431 Menschen; südlich von ihnen IV. Cerro mit 632 Bewohnern, zusammen 4002 Seelen.

B. Zum Districte Badia Calavena und zur Pretura Tregnago gehören, und sind zwischen dem Val di Squaranto und dem Flusse oder Gießbache Progno gelegen: V. Rovere di Velo mit San Vitale in Arco, und südlich VI. Porcaro, beide mit 1598 Einwohnern: dann östlich VII. Saline mit 758 Menschen; ferner nordöstlich über Rovere di Velo VIII. Velo, IX. Azzarino und X. Campo Silvano, zusammen mit 930 M.; weiter zwischen dem Progno und dem Gießbache Chiampo im Thalgelände des Progno links unten: XI. Badia Calavena, wo der Sitz der Gerichtsverwaltung, ursprünglich Abbadia Calavena, weil ehedem daselbst Canonici waren, mit 1862 M., mitten XII. Selva di Progno mit dem darüber gelegenen Giazza (auch Ghiazza, d. i. Eisgrube), und tiefer östlich hin im Gebirge Campo Fontana, und am meisten östlich XIII. St. Bartolomeo Tedesco, diese beiden Gemeinden zählen zusammen 2267 Bewohner. Somit sämmtliche Tredeci Comuni 11,417 Menschen, und 10,022 M. weniger als die Sette-Comuni, mit funfzehn Priestern. Nach der Ver-

sicherung mehrerer Leute in Asiago redet man in diesen Gemeinden nur noch in Ghiazza und Campo — Fontana cimbrisch.

Diesen Gemeinden war das Recht, die Ihrigen nach eigenen Gesetzen zu richten, zugestanden. Das geschah vermittelst eines Rathes, der aus einem Oberhaupte, Capo (wie einem Ammann), dreizehn Räthen und einem Gerichtsschreiber bestand, und eines großen Rathes von 39 Gliedern, worin der allgemeine Statthalter den Vorsitz hatte. Sie hielten ihre Zusammenkünfte und Berathungen in Velo, und zu Abbadia Calavena waren gewöhnlicher Weise die Gerichte des Vicariates. Auf gleiche Weise hatten die sieben Berggemeinden zu Asiago ihre Gerichte, die aus zwei Richtern für jede Gemeinde und einem Schreiber (Cancelliere) bestanden, und von wo Abgeordnete nach Venedig und andern Städten gingen, um ihr Bestes zu besorgen.

Eine seltene Landkarte mit Bezeichnung der Wach- und Grenzposten dieses Bergstriches ist: 1) Il territorio Veronese e sua diocese nei suoi veri Confini coi posti di publiche guardie, con lungo studio e fatica di D Gregorio Piccoli della Terra di Erbezzo nella Montagna alta Veronese 1747; dann:

2) Le territoire de Vérone dressé sur les meilleures Cartes. A Venise par P. Santini. 1776.

3) Carta del Dipartimento dell' Adige e di una parte dei Dip^{ti} Limitrofi, disegnata et incisa da F. Richard de Rouvre. Verona, 1812.

4) Die Karte des k. k. Generalquartiermeisterstabes.

VII. Die deutsche Gemeinde Sappada nebst Sauris in der Pretura Tolmezzo in Friaul.

Von Joseph Bergmann.

Ungefähr zur selben Zeit, als Oberwalliser in den Wildnissen von Davos und auf den weidereichen Alpen Vorarlbergs, dann tirolische Hirten und Holzarbeiter in den Sette-Comuni sich niederließen, kamen auch Ansiedler aus dem östlichen Tirol über die Grenzscheide und lagerten sich in der innersten Einöde des Hochgebirgs, das seine Wasser südwestlich durch die Piave ins adriatische Meer niedersendet, und machten sie urbar und wohnlich. Sappada ist ein anderthalb Stunden langes und eben so breites Hochthal, das rings von Felsen umschlossen ist. Sein Name ist romantisch und ganz einfach von **zappa** oder in der weicheren venetianischen Mundart sappa (vgl. das franz. sappe oder sape, sapeur etc., dann das mittelalt. zappa), d. i. Hacke, Haue, Karst, abzuleiten. Da **zappata** einen Schlag mit der zappa bezeichnet, so mag der Leser diesen Namen mit Schlag oder Schläge — wie auch Asiago bei den Deutschen heißt — sich verdeutschen.

Um diese deutsche Sporade inmitten welscher Zunge geschichtlich zu begründen, wollen wir bergüber ins Drauthal setzen, in welches sich östlich von Sillian das Thal Villgraten unweit des alten Heimfels ausmündet. Schon der letzte bojoarische Herzog Tassilo II. schenkte im letzten Jahre seiner Regierung 788 Innichen dem von ihm gestifteten Kloster, wodurch das Thal wie Innichen an die bischöfliche Kirche zu Freising, und später als Lehen derselben an den frommen Grafen Arnold von Greifenstein überging. Unter seiner Herrschaft wurde das weidereiche Alpenthal urbar gemacht und von Menschen bevölkert. Nach dessen Tode kehrte es 1140 wieder an die erwähnte

Kirche zurück; aber die gewaltigen Grafen von Görz, welche im Sommer auf dem Schlosse Heimfels, dem Schlüssel zum Thale, Hof hielten, wußten sich in den Besitz dieses ihnen wohlgelegenen Thales zu setzen, und machten daraus einen Thier- und Hetzgarten. Nach Leonhard's, des letzten Grafen von Görz Tode, der am 12. April 1500 auf dem Schlosse Bruck bei Lienz starb, kam Heimfels mit dem Thale an K. Maximilian I., und dieses feste Schloß war eine Niederlage für Pulver und andern Kriegsvorrath in den Kriegen gegen Venedig. Nun zurück nach Sappada, dessen Bewohner aus dem Villgratner-Thale stammen.

Als das Schloß Heimfels, das Einige Heunfels, ja Hunnenfels deuteten, von seinen Zwingherren gebaut wurde, mußten auch die Villgratner Frohndienste leisten und wurden sclavisch behandelt, so daß Mehrere auf den italienischen Boden hinüberflohen. Der Uebertritt soll, nach der gefälligen Mittheilung des Herrn Pfarrers Joseph Gallanda in Sappada, etwa vor sieben Jahrhunderten geschehen sein. Sappada war damals ein nur vom Wilde bewohntes Waldthal. Die Flüchtlingen bauten sich unter dem sogenannten Hochstein hölzerne Hütten, lebten von Wildbret und beschäftigten sich mit dem Graben des dortigen Eisenerzes. So wuchs ihre Anzahl auf sieben und zwanzig Familien, welche beschlossen, daselbst beständig zu verbleiben, und zu gleicher Zeit ihren Aufenthalt dem Patriarchen zu Aquileja anzuzeigen. Dieser nahm sie liebevoll in seinen Schutz, gab ihnen Privilegien und Schenkungen, und gestattete nicht nur den Gegenwärtigen, sondern allen noch Kommenden beliebige Niederlassung.

Es war nämlich vom K. Konrad II. Friaul, wohin schon Karl der Große (deutsche?) Lehensleute gesetzt hatte, dem Patriarchen Popo von Aquileja geschenkt, und ihm auch am 13. Sept. 1028 das Münzrecht verliehen. Seine Nachfolger blieben durch beinah vier Jahrhunderte in dessen Besitze. Als der Patriarch Ludwig, Herzog von Teck, sich im J. 1418 mit Venedig in Krieg eingelassen hatte, nahm und behielt die Republik ddto. 6. Juni 1420 dieses ihr so wohl gelegene Land um so leichter, da ihr die geldbedürftigen Kaiser große, ihnen dargeliehene Summen schuldeten. Demnach war auch das friaulische Carniathal, zu

dem auch Sappada gehört, bis zum J. 1420 diesen Kirchenfürsten unterthan.

Diese Ansiedler zu Sappada gehörten, bevor sie eine eigene Kirche hatten, zur Pfarre St. Marien in Carnia, sechsthalb Stunden abwärts gegen Udine, wohin sie zur Messe und zum Empfange der Sakramente kamen und auch ihre Todten begruben, wie man noch gegenwärtig die Grabstätte der Sappadiner in gehäuenem Steine daselbst sehen kann. Damals war diese Marienkirche die einzige und nächste. Wann die erste Kirche in Sappada erbaut wurde, ist nicht bestimmt. Man will behaupten, etwa hundert Jahre nach der Ansiedlung; sie ging im J. 1770 durch den Blitz zu Grunde, und im J. 1778 ward die heutige große und stattliche vollendet. Als Patrone werden besonders die h. Margaretha, dann die Heiligen Hermagoras und Fortunatus, die Patrone der einst berühmten Kirche zu Aquileja, verehrt. Die Priester, welche dieser Pfarre vorstanden, waren theils Italiener, die in Deutschland studirt und sich die deutsche Sprache eigen gemacht hatten, theils geboren Sappadiner. Der dermalige Pfarrer, Herr Gallanda, wurde nach dessen von mir erbetener Mittheilung zu St. Peter in der Schlavania (Slavonien?) geboren, in Cividale, wo seine Aeltern haussäßig waren, erzogen und zu Udine, wo er seine Studien vollendet hatte, zum Priester geweiht. Er war in keiner deutschen Schule, ist aber des Lesens und Schreibens dieser Sprache kundig, wenn er auch letzteres gänzlich außer Uebung gesetzt hat. Als junger Geistlicher verweilte er durch acht Jahre zu Thurn am Hart in Unterkrain bei dem Grafen von Auersperg als Schloßkaplan, und lernte daselbst unsere Sprache. Nach seiner Rückkehr schickte ihn der Bischof von Udine vor 24 Jahren wegen seiner Kenntniß der deutschen Sprache in diese deutsche Berggemeinde. Die beiden Briefe, welche ich aus Sappada erhalten hatte, sind in seinem Auftrage vom dortigen Schullehrer Thomas Pichler d'Adamo in ziemlich correctem Deutsch und recht leserlicher deutscher Handschrift geschrieben.

Leider reichen die Tauf- und Sterbebücher zu Sappada nicht über das Jahr 1666 hinauf, in welchem die früheren verbrannt sind. Die Familien führen meistens natürlicher Weise die Namen der

Weiler, die sie bewohnen oder von denen sie herstammen, nur manchmal auch mit italienischer Färbung und Vermummung, wie in den Sette-Comuni, z. B. Soldrer ital. Solero; Pichler, ital. Colle (vom tirolischen Pichel, alemann. Bühel); Quing (in Tirol gibt es noch Kink), Galler, Brunner, ital. Fontana, Hofer, Kratter, Lanner, Obweger, Ecker, Buicher, d. i. Bucher und Benedicter, welche alle tirolischer Abkunft sind; die zwei italienischen Familien heißen Cecon und Pulise; aus Kärnthen sind die Eder und Tassenbacher, welche in neuester Zeit haussäßig geworden sind.

Die Pfarre Sappada zählt dreizehn Dörfchen oder Weiler, und zwar rechts an der Piave hinauf das große Dorf (Granvilla nach der Karte des k. k. Generalquartiermeisterstabes) mit der Kirche, Pichel, Bach, Mühlbach (Milpa auf der Karte), Gattern, Hofe, Brunner (Fontana), Kratten, Weger, Ecke, Buicher, Cretta, und über diesem auf dem linken Ufer der Piave Zupaden oder Cima Sappada.

Auch die Berge, welche Sappada in ausnehmender Schönheit pyramidalisch umschließen, haben deutsche Namen; so der Weißenstein oder Pieralba, mit einem Brunnen auf dem Gipfel gegen Kärnthen, unter welchem in der Alpe Zez die Piave entspringt, in die der Zährenbach, der Mühlbach und Krummbach (auf der Karte R. [ivo] Crum) sich ergießen; auch liegen gegen Norden der Eisenberg (M. Ferro), der Hochstein und Scheibenkofel; der Spitz und Kreuzpichel gegen Mittag; der Eulen- und Eckenkofel gegen Abend. Die vorzüglichen Alpen, auf denen das Vieh weidet, sind Zez oder Zesis (Sesis) und Ecke.

Die Sappadiner sind gesunde und starke Leute, haben wohlgebaute Körper und schöne, frische Gesichtsfarbe. Sie sind arbeitsam, betragen sich sittlich und ahmen in Allem mehr dem Deutschen als Italiener nach.

Am Fuße der kahlen Felsen, welche Sappada umschließen, stehen die Wälder, von denen man, weil sie unter Administration stehen, wenig Nutzen hat; dann die Wiesen und im Mittelpunkte die Baugründe, die aber wenig fruchtbar sind, und nur Gerste, Hafer, Bohnen und Erbsen

erzeugen. Die Wiesen hingegen geben gutes und reichliches Heu, somit finden die Bewohner durch Viehzucht, Milch, Käse und Schmalz ihre Nahrung. Während des Sommers ist Sappada ein niedlicher, angenehmer Aufenthalt. Niemand klagt über allzugroße Hitze, da es bei 4000 Fuß über der Meeresfläche liegt. Es wird gegenwärtig von etwa 1200 Menschen bewohnt; es wären zwar 1400 Einwohner, allein an 200 derselben sind ausgewandert; den Schwalben gleichen viele der jetzigen Einwohner, indem sie bei einbrechendem Herbste ihre Familien verlassen, nach Tirol, Kärnthen, Steiermark, Salzburg, Bayern, ja selbst nach der Schweiz hinausziehen, und im Frühlinge wieder mit ihren Ersparnissen zu den Ihrigen heimkehren. Besonders seit zwei Jahren leidet dieses Bergdorf große Noth wegen Fäulniß der Erdäpfel, der Hauptnahrung der Sappadiner.

Ihre Kleidung ist einfach und ehrbar. Die Männer tragen wollene und leinene Halbröcke, die Jugend lange und die Alten kurze Beinkleider; gleichfalls trägt das Frauenzimmer wollene und leinene Spenser und dergleichen schwarze und bunte Röcke.

Die Wohnungen der Sappadiner sind, mit Ausnahme von zwölf Häusern, sämmtlich aus Holz gebaut, mit zwei Stockwerken über der Erde, und haben ohne Keller acht bis zehn Zimmer, in denen auch bisweilen zwei bis drei Familien wohnen. Die Zahl der Häuser beläuft sich auf 130 mit 200 Familien. Von außen fallen sie nicht sehr angenehm ins Auge, weil sie uralt sind; ihr Inneres aber zeugt von deutscher Reinlichkeit. Jede Küche so wie jeder Ofen hat seinen Rauchfang, der über das Dach emporragt.

Die allgemeine Mundart ist die deutsche, und hat seit den drei und zwanzig Jahren, durch welche Herr Gallanda daselbst Pfarrer ist, durch das Auswandern in deutsche Landschaften und Wiederheimkehren sich merklich verbessert. Die Predigt nebst Christenlehre und Beichte wird deutsch, der Schulunterricht aber deutsch und italienisch gehalten. Das männliche Geschlecht spricht auch italienisch, selten hingegen das weibliche.

Da unser Sappada in dem Schooße seiner Kalkberge Eisen-, Blei- und Kupfererz, wie auch Steinkohlen birgt, so würde die Eröffnung

dieser Minen das Loos der armen fleißigen Leute gewiß erträglicher machen. Der mehrerwähnte Herr Pfarrer hat zu seiner großen Freude in seiner Gemeinde einen Marmorbruch von so ungeheurer Größe entdeckt, daß er nach seinem Bericht Europa damit versehen könnte. Dieser Marmor ist weiß und makellos, und wurde in Venedig und Mailand von Sachkennern für besser als der Statuario von Carrara befunden. Dessen Ruf erschallet durch ganz Italien, und viele Kenner haben ihn mit größter Verwunderung besichtigt.

Ueber die kleine deutsche Bergpfarre Sauris.

Südlich von Sappada, gleichfalls im Hochgebirge im nämlichen Districte Tolmezzo, liegt Sauris (Sauris di sopra und Sauris di sotto) mit 573 Menschen. Diese armen Sauraner, zu denen — wie Herr Pfarrer Gallanda mir berichtet — nicht einmal ein Fahrweg angebracht werden kann, gleichen nach dessen Mittheilung weder an Körperbau und Gesichtsfarbe, noch an Bildung und Kleidung den Sappadinern, sondern vielmehr den Bergbewohnern Friauls, wo einige Orte lange deutsche Namen führten. Sollten diese Sauraner ihr letzter Rest sein? Sie sprechen eine gedehnte, verdorbene deutsche Mundart, die mit italienischen und unverständlichen Wörtern untermischt ist, so daß auch hier die deutsche Zunge bald abgestorben sein wird. Ihre Häuser sind meist von Holz gebaut; ihre Nahrung gleicht der der Sappadiner. Heu ist das Haupterzeugniß, ihr Vieh gibt ihnen Milch, Käse und Schmalz.

Wie im nordwestlichen Winkel Friauls zu Sappada und Sauris sich deutsche Ansiedler niedergelassen haben, so finden wir auf ähnliche Weise gegen Nordosten derselben Landschaft im Resia-Thale eine slavische Sporade, welche über die karnischen Alpen eingewandert ist. Wir nehmen uns die Freiheit, unsere deutschen Leser auf sie aufmerksam zu machen und zu zeigen, daß dieselben Erscheinungen, wie ich sie in diesen Jahrbüchern Bd. CVI. S. 54 (und S. 29 f. in den Separatabdrücken) darstellte, nach den gleichen Naturgesetzen sich hier wiederholen, nur daß die beiden Elemente slavisch und italienisch sind. Besonnene und kritische Untersuchungen über die Ueber-

gänge, Mischungen und Schattirungen der slavischen — deutschen — und italienischen Volkselemente in den karnischen und julischen Alpen von land-, sprachen- und volkskundigen Männern würden gewiß überraschende Resultate geben.

VIII. Zur Parallelstatistik des deutschen und polnischen Elements in Oberschlesien.

Von Dr. med. Pappenheim.

Der königl. preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Oberschlesien, ist aus den differentesten Elementen zusammengesetzt: üppiger Weizenboden, vielfach an einzelne Besitzer vertheilt, mit dem Spathen bearbeitet, für die Heimath und das fernste Ausland unerschöpfbar, und Flugsand, der nicht für die dürftigste Vegetation Humussubstanzen genug enthält; die Industrie der Kohlen- und Eisenbezirke Englands und Belgiens und reine Agrikultur; überschwengliches Wohlleben und Mangel an Kleidung und gesunder oder hinlänglicher Nahrung; Zoophagie und Phytophagie in ihren Extremen; gut genährtes, lang und kräftig dienendes Vieh und mageres, kleines, mehr zähes als starkes, nur für schwachen Nutzertrag konstituirtes; endlich Menschen, deren Zunge keinen einzigen zusammengesetzten Zischlaut producirt und solche, die nur durch Mangel des l und die dadurch herbeigeführten phonologischen Veränderungen von den Polen des Königreichs sich unterscheiden. Gleichwohl ist die Statistik dieses Departements bis jetzt immer die der ganzen Mosaikmasse gewesen und wenn auch die Zahlen der überwiegenden slavischen Gestaltung dem Ganzen den Anstrich derselben zu geben genügend waren, und deßhalb der Oppelner Regierungsbezirk in statistischer Hinsicht immer seinen ganz eigenthümlichen Platz eingenom-

men hat (Vergl. Hoffmann, Sammlung kleiner Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts S. 66 ff.), so blieb der fremde Statistiker über die Quelle jener Eigenthümlichkeit dennoch immer im Dunkeln. Je mehr wir aber der Statistik eine physiologische Bedeutsamkeit, und mit dieser physiologische Resultate abzugewinnen uns bestreben, je mehr Nutzen wir uns andererseits auch für die Staatswirthschaft versprechen, wenn man in concreto die physiologischen Eigenthümlichkeiten der große Zahlen komponirenden Einzelelemente genau kennt, besonders wenn diese Extreme repräsentiren: desto nöthiger erschien uns immer eine Zerfällung unserer departementalen Zahlen in ihre natürlichen Komponenten. Wenn sich nun in Oberschlesien, wie überall, als die ersten Hauptabtheilungen dieser die Städte und Landkreise ergeben, so ist es diese Theilung nicht, die wir suchen und urgiren: sie bietet an sich das Hauptinteresse nicht, das uns eine Theilung nach anderem Prinzip gewährt: die nach der Nationalität und der Bodenbeschaffenheit. Für uns als Statistiker sehr glücklich, für den Gegenstand unserer Arbeit meist zum Unglück, treffen in Oberschlesien die beiden Einflüsse der Nationalität und Bodenbeschaffenheit in ihrer mächtigen Einwirkung auf denselben Punkten derartig zusammen, daß man auf Seiten des regsamen, mäßigen deutschen Elements gute, auf der Seite des polnischen schlechte Bodenbeschaffenheit findet. Wir nennen dies Zusammentreffen für den Statistiker glücklich, weil wir überzeugt sind, daß das polnische Element durch die zufällige Eigenthümlichkeit seines Wohnplatzes nicht in ungleichartigem, sondern gleichartigem Sinne schärfer hervorgehoben wird: slavische Nationalität, wenigstens die der niederen Stände, gilt von jeher als ebenso deprimirend, oder eigenthümlich gestaltend, wie schlechte Bodenbeschaffenheit. Sollten wir hierin irren, so benimmt dieß unserer Arbeit nur den Werth in Bezug auf Eruirung nationaler Eigenthümlichkeiten, es verbleibt aber der der Bezeichnung des bestimmten Komplexes von Nationalität und gewisser Bodenbeschaffenheit im Gegensatze zu dem Komplexe einer andern Nationalität und andern Bodenbeschaffenheit. Mit den beiden genannten Momenten verbindet sich in Oberschlesien noch eine Differenz des Industriecharakters, die jedoch zu wenig extensiv ist, als daß dieselbe auf die

ganzen natürlichen Kreiskomplexe ihren Einfluß geltend machen könnte. Wir werden dieses Moments deßhalb nur bei den Kreisen erwähnen, in welchen er scharf ausgeprägte Wirkungen hat.

Oberschlesiens Städte und Landkreise bezeichnen für sich keinen Gegensatz, wenn Nationalität in Frage steht, und da außerdem der Unterschied städtischer und ländlicher Lebensweise dem Studium nationaler Eigenthümlichkeiten (oder einer Verbindung derselben mit andern natürlichen Sonderheiten) nur ungünstig ist, so mußten wir in unserer Arbeit die Städte ganz ignoriren, und haben deßhalb nur die Landkreise in Betracht gezogen.

Die oberschlesischen Landkreise sondern sich der Sprache und Abstammung ihrer Bewohner nach in folgende zwei Hauptabtheilungen:
I. Polnische Kreise: Beuthen, Cosel, Creutzburg, Lublinitz, Oppeln, Pleß, Ratibor, Rosenberg, Rybnik, Groß=Strehlitz, Tost=Gleiwitz.
II. Deutsche Kreise: Falkenberg, Grottkau, Leobschütz, Neiße, Neustadt.

Den Kreis Neustadt ausgenommen, in welchem sich polnische und deutsche Nationalität fast das Gleichgewicht halten, welchen aber eine im Ganzen gute Bodenbeschaffenheit mehr zu den deutschen Kreisen drängt, bezeichnen die aufgeführten Reihen das polnische und deutsche Element in voller Schärfe. Neustadt wird in seinen Specialzahlen seine polnischen Eigenthümlichkeiten zu zeigen nicht verfehlen und ist so geeignet, die Richtigkeit unserer oben aufgestellten Meinung (Gleichartigkeit polnischer Nationalität und schlechter Bodenbeschaffenheit in ihren physiologischen Wirkungen) zu unterstützen.

Hinsichtlich der Berg= und Hütteninbustrie bilden die 16 Kreise folgende (nach Wachler, die Eisenerzeugung Oberschlesiens und v. Carnall, bergmännisches Taschenbuch 1847) geordnete Reihe: Beuthen, Lublinitz, Gleiwitz, Rosenberg, Rybnik, Oppeln, Groß=Strehlitz, Cosel, Pleß, Falkenberg, Creutzburg, Ratibor, Neisse, Neustadt. — Leobschütz und Grottkau haben gar keine Eisenwerke, der erstere einigen Gyps. Nur in Beuthen, Lublinitz, Gleiwitz und Rosenberg hat die Hütten= und Bergindustrie genügende Wichtigkeit, um mit in Anschlag gebracht werden zu müssen: sie ist in Beuthen von der höchsten Bedeutung. In allen übrigen Kreisen geht dies Moment unter, in Bezug

auf erheblichen physiologischen Einfluß. Die 8882 von v. Carnall aufgezeichneten Arbeiter betreffen der überwiegenden Mehrzahl nach die drei ersten Kreise der Reihe und unter diesen wieder den Beuthener Kreis am meisten. Die Bodenbeschaffenheit der polnischen Reihe ist meist schlecht, anerkannt viel schlechter als die der deutschen Kreise. Von den polnischen Kreisen hat Ratibor noch den besten Boden. In die Berg- und Hüttenkreise wird in den meisten Jahren Getreide eingeführt. An Brennmaterial haben die polnischen Kreise keinen Mangel, da die Nichtkohlenbezirke noch hinreichende Forsten besitzen. Die Konfession betreffend sind polnische und deutsche Kreise gleichmäßig der Hauptmasse nach katholisch.

Hoffmann (a. a. O.) hat das Leben in Oberschlesien eine Begebenheit von nur kurzer Dauer genannt; er hat unsere Geburts- und Sterbeverhältnisse größer als in andern Bezirken gefunden: dieß ist die Färbung der Zahl durch die überwiegende slavische Majorität.

Hätte der berühmte Statistiker nur eine Theilung der Gesammtzahlen nach Stadt und Land angestellt, er würde noch mehr überrascht gewesen sein, da, sonderbarer Weise, eine solche Zerfällung ein Ueberwiegen der ländlichen Sterbezahlen über die städtischen ergibt: Es war die Sterbezahl, ohne die Todtgebornen.

	In den Städten.	In den Landkreisen.
1837	30,0	28,4
1840	36,2	35,0
1843	31,5	28,8

wodurch sich die Quelle der erschreckenden Sterbezahl 27,51 für den Oppler Regierungsbezirk (Staatszeitung 1836, Nr. 236, Citat von Moser, Gesetze der Lebensdauer S. 107) im Allgemeinen wenigstens erkennen läßt.

Zum Zwecke einer anderen Arbeit habe ich vor langer Zeit schon einmal diese Quelle noch weiter verfolgt, indem ich mir einerseits folgende Tabelle über einige polnische und deutsche Landkreise entwarf: Es war die Sterbezahl:

Polnische Kreise.	1840.	1843.	Deutsche Kreise.	1840.	1843.
Beuthen	31,8	27,8	Grottkau	37,2	29,2
Cosel	35,2	25,6	Leobschütz	37,1	32,4
Creutzburg	34,8	26,9			
Pleß	26,9				

während andererseits die procentige Berechnung der Antheile der verschiedenen Lebensalter an der Todtenzahl mir Todtenantheilsreihen konstruirte, die die „kurze Begebenheit" des menschlichen Lebens für die polnischen Kreise ganz entschieden bewiesen; hier einige dieser Reihen: *Es ordneten sich hinsichtlich der Größe des Todtenantheils im Kreise Beuthen die Lebensalter also:*

1843.	1844.	1845.	1843.	1844.	1845.
Vor vollendetem 1. Jahre	id.	id.	70—75	65—70	70—75
1—3	id.	id.	45—50	20—25	7—10
3—5	id.	id.	20—25	14—20	{35—40
5—7	55—60	5—7	14—20	75—80	55—60}
40—45	id.	60—64	7—10	35—40	20—25
{30—35	60—65	65—70	35—40	30—35	40—45
60—65}	70—75	14—20	10—14	7—10	75—80
65—70	45—50	id.	75—80	80—85	10—14
50—55	id.	30—35	80—85	10—14	80—85
25—80	{id.	id.	85—90	über 90	über 90
55—60	5—7}	50—55	über 90	85—90	85—90

Hiernach war es mir sehr wahrscheinlich, daß alle traurigen Zahlen Oberschlesiens sich nur auf das polnische Landvolk beziehen, und daß dieselben so äußerst ungünstig seien, daß weder die Städte noch die deutschen Landkreise mit ihren natürlicheren, besseren Zahlen sie wesentlich umzugestalten vermögen.

Auch die großen Geburtsverhältnisse der Gesammtzahlen beziehen sich auf die Landkreise im Allgemeinen

Geburtsverhältniß

	der Landkreise	der Städte
1837 .	1 : 20,3	1 : 27,2
1840 .	1 : 22,0	1 : 26,0
1843 .	1 : 23,2	1 : 26,5
Mittel	1 : 21,833	1 : 26,566 ......

und wie sich später ergeben wird, die *polnischen* im Speciellen.

Neuerdings habe ich aus den mir zur Einsicht verstatteten Generalakten der hiesigen Regierung größere Tabellen berechnet und meinem Studium der oberschlesischen Landkreise eine größere Ausdehnung gegeben, wobei ich nebenbei den Malthusschen Satz prüfend mit den betreffenden oberschlesischen Zahlen verglich, nicht in der besonderen, jedenfalls unrichtigen Fassung, sondern in dem allgemeinen Sinne dieses Theorems, da Hoffmann's Widerlegung desselben mir nicht allen Anforderungen genügen zu können schien.

In Tabelle II. habe ich zuvörderst die allgemeinen Fruchtbarkeitszahlen dreier Jahre für die 16 Landkreise unseres Regierungs-Bezirks zusammengestellt, woraus hervorgeht, daß die polnischen Landkreise den deutschen an Fruchtbarkeit des Menschen bedeutend voranstehen, jene haben als dreijähriges Mittel ihres ganzen Komplexes 18,87, diese 22,34. Unter den polnischen Landkreisen hat die Fruchtbarkeit des industriellen, und eben durch seine Industrie eher wohlhabenden als armen Kreises Beuthen eine überraschende Größe, das Mittel der drei Jahre ist für denselben 15,2, für das Jahr 1828 = 13,3. Die übrigen polnischen Kreise kommen außer Ratibor und Rybnik, welches letztere zu den ärmsten Kreisen gehört, während das erstere einen blühendern Ackerbau hat, einander ziemlich nahe. Das so arme Pleß hat dennoch bessere Zahlen als das wohlhabendere, industrielle Gleiwitz. Es zeigt sich demnach nur bei Beuthen die Industrie als ein die Fruchtbarkeit hebendes Moment, bei den übrigen Kreisen, selbst bei dem 44 Eisenwerke besitzenden Lublinitz tritt diese Funktion nicht auf, dasselbe hat eine viel schlechtere Zahl als das weit weniger gewerbfleißige Rybnik. Im schroffsten Gegensatze zu einander befinden sich der Kreis Beuthen und das ganz deutsche Grottkau, hier 22,9, dort 15,2, hier reiner Agrikulturbezirk und rein deutsche Nationalität, dort fast durchweg Industriebezirk mit rein polnischer Nationalität. Der halb polnische, halb deutsche Kreis Neustadt zeigt seine polnische Beimischung in der Reihe der deutschen Kreise dadurch, daß er durchgängig die beste Zahl dieser Reihe hat. Wir können die Mittelzahl von 22,34 für die deutschen Kreise als Bezeichnung der Fruchtbarkeit nicht übervölkerter deutscher Ackerbau-Kreise annahmen, und schließen aus denselben, da

sie nur von Marienwerder etwas übertroffen wird, sonst allen departementalen Zahlen voransteht, daß bei gleicher Fruchtbarkeit (die freilich noch nicht erwiesen ist, sich jetzt doch aber vermuthen läßt) der preußisch-deutschen Landkreise die die Fruchtbarkeit sonst vermindrenden Momente bei unsern deutschen Landkreisen die geringfügigsten sind. Die Durchschnittszahl 18,87 repräsentirt die Fruchtbarkeit eines polnischen Kreiskomplexes, der schlechten Boden bebaut, alle Folgen der Armuth erleidet, nur an einzelnen Stellen industriell beschäftigt ist. Es macht sich in ihm (Rybnik, Pleß) die Nationalität als fruchtbar geltend, selbst in der größten Armuth.

Es kam darauf an, die Physiologie dieser allgemeinen Fruchtbarkeitsverhältnisse genauer in ihre ursächlichen Elemente zu verfolgen, zuvörderst das für die Fruchtbarkeit so bestimmende Moment der außerehelichen Schwängerung, so wie die Zahl der ehelichen Fruchtbarkeit und in letzter Instanz die Nahrungsverhältnisse zu ermitteln. Wir haben über das Verhältniß der unehelichen zu den Geburten überhaupt für alle Kreise des Reg.-Bezirks die Tabelle III. berechnet, wobei noch bemerkt werden muß, daß man nicht Ursache hat, in den unehelichen Geburten der polnischen Kreise nur die geringste Verminderung der Zahl durch Abortus oder Kindestödtung zu befürchten, da einerseits der erstere weder auf künstliche noch natürliche Weise irgendwie bemerkbar häufig zu Stande kommt, die andere aber fast zu den unbekannten Verbrechen gehört, da die polnischen Landmädchen in der außerehelichen Schwängerung meist kein onus, sondern in ihrem desfallsigen Unterkommen als Ammen eher ein emolumentum zu sehen gewohnt sind. In der genannten Tabelle ergeben sich als einander gegenüberstehend: polnische Zahl 18,71; deutsche Zahl 13,15. Die größre Häufigkeit der unehelichen Schwängerung also auf Seiten der deutschen Landkreise, und beide Kategorien von einander in dieser Hinsicht ungemein verschieden.

Da nach Hoffmann (bei Malchus Statistik S. 215) die allgemeine Durchschnittszahl in Preußen für das Verhältniß der unehelichen Geburten zu den ehelichen = 1:13,51, oder zu den Geburten überhaupt = 1 : 14,51 ist, so kommt das Verhältniß der deutschen Kreise

der allgemeinen Zahl sehr nahe, während die polnische Zahl sich davon weit entfernt und der bei Malchus angegebenen Zahl von Dänemark nahe tritt.

Jedenfalls ergibt sich aus der Tabelle eine ebenso für die Moralität sprechendes, als der Bevölkerungszunahme sehr günstiges, die polnischen Kreise charakterisirendes Resultat in Bezug auf uneheliche Schwängerung in demselben. Die Industriebezirke der polnischen Kreise zeigen kein Vorherrschen unehelicher Geburten, so daß, zumal bei der allgemeinen Fruchtbarkeit des Kreises Beuthen, auf eine größere Begünstigung des Eheschlusses durch jenes Moment gedacht werden muß, was auch bei Lubliniz sich bestätigt, das ein nicht viel weniger glückliches Verhältniß der unehelichen Schwängerung zeigt als Beuthen. Unerklärlich ist mir bis jetzt die Zahl von Creutzburg geblieben, die einen auffallenden Gegensatz sowohl zu den andern Kreisen des polnischen Komplexes als zu den deutschen bildet.

Man thäte im Allgemeinen Unrecht, in dieser Häufigkeit der Ehen in den polnischen Kreisen, abgesehen von der Moralität, ein Glück für dieselben zu finden, da gerade in der Häufigkeit jener eine Ursache unzulänglicher Nahrung und Erziehung für die Nachkommenschaft gegeben ist, und deshalb sich für diese in den ersten Lebensjahren erschreckende Todtenzahlen herausstellen. Diese verderblichen Einflüsse unzulänglicher Nahrung und Erziehung zeigen folgende Zahlen, welche die Procentantheile am Todtenhundert bezeichnen, für den Landkreis Beuthen und Rybnik sehr deutlich. Es lieferten die verschiedenen Lebensalter zur Todtenzahl folgende Antheile:

Landkreis Rybnik.

	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.	1845.
0—5 Jahren	52,5	50,7	50,8	52,1	55,7	49,6
5—14 „	5,8	4,9	6,3	7,4	7,6	10,2
14—50 „	21,7	22,2	18,8	19,0	18,1	21,3
50 „	19,0	21,3	23,9	21,2	18,5	18,7

Landkreis Beuthen.

	1837.	1838.	1843.	1844.	1845.
0—5 Jahren	49,4	48,3	60,6	62,4	63,4
5—14 „	9,6	11,8	6,7	4,9	6,8
14—50 „	18,4	16,6	16,8	15,2	14,4
50 „	22,5	23,1	15,8	17,4	15,1

Vergleicht man hiermit eine aus Wade (history of the middle and working classes) bei Engels (die Lage der arbeitenden Klassen in England S. 137) angeführte Tabelle, so ergibt sich, daß die aus obigen Zahlen für das Alter von 0—5 Jahren berechneten Mittel von 56,8 pCt. für Beuthen und 51,9 pCt. für Rybnik in dem erstern noch traurigere Verhältnisse, in dem letztern ähnliche wie in dem mit Fabriken überfüllten Städten Leeds und Preston darthun, da für das erstere die Todtenprocente des Alters von 0—5 Jahren 52,86, für letzteres nur 49,47 betragen. Somit sind die Landkreise Beuthen und Rybnik erwiesenermaaßen den englischen Fabrikstädten ersten Ranges an Mortalität der Kinder gleich. Für die übrigen polnischen Kreise läßt sich dies in dem Grade mit Sicherheit annehmen, in welchem sich das Verhältniß der unehlichen zu den Geburten überhaupt günstig gestaltet: so war, wie wir aus einer spätern, nur diesem Zwecke gewidmeten Tabelle ersehen werden, im Jahre 1840 (Jahr mit Sterblichkeit 33,4 für alle Kreise) im Landkreise Oppeln die beregte Kinderzahl = 52,9, in dem ganz deutschen Neisse, das im Durchschnitt von den 4 Jahren der Tabelle das Verhältniß von 1 : 12,3 der unehlichen zu den Geburten überhaupt zeigt, die betreffende Zahl = 48,6.

Man darf sich nicht verschweigen, daß die aus der geringern Zahl der unehlichen Geburten zu schließende Sittlichkeit der polnischen Landkreise Oberschlesiens in ökonomischer Beziehung, ja selbst in moralischer nicht die Uebelstände aufzuwiegen vermag, die in beiden Beziehungen aus der großen Häufigkeit der Ehen erwachsen: Ehen, die ihre Nachkommenschaft in so großen Zahlen verlieren, sind kein Vortheil für den Staat und als moralische Größen stehen sie in der Kategorie der lieb- und sorglosen. Von einem sonst nicht unkräftigen Stamme ge-

zeugt, immer mit gesunder Muttermilch genährt, könnten die polnischen Sprößlinge ein wirkliches Staatsvermögen repräsentiren, während sie, früh an Sorglosigkeit und Armuth der Eltern zu Grunde gehend, in der Spanne ihres Daseins nur als Konsumenten fungiren, also das Staatsvermögen nur vermindern. Wir haben die polnischen Ehen des Verlustes ihrer Kinder wegen unter die lieblosen gezählt: wir glauben unsern Landsleuten darin kein Unrecht zu thun, da wir sechs Jahre schon Zeuge ihrer Lieb- und Sorglosigkeit in Bezug auf ihre Kinder sind: die Thränen der polnischen Landleute fließen nicht lange um ein krankes oder gestorbenes Kind, sie beschönigen ihre trockenen Augen mit dem Sophisma, daß dasselbe bei Gott besser aufgehoben sei, als in ihrer Armuth, und wenn sie hierin jedenfalls auch Recht haben, so haben sie Unrecht, wenn es sich um das Dasein einer Nachkommenschaft handelt, der sie nichts als sich selbst zu bieten vermögen. Man kann den Mangel von Aerzten auf dem flachen Lande bei dem beregten Gegenstande nicht als hauptsächliche Ursache hervorheben wollen, wenn man weiß, wie vielfach sich unsre oberschlesischen Kollegen uneigennützig der Pflege der Slaven unterziehen und wie wenig dennoch die letztern den rechten Gebrauch von dieser Hingebung machen. Die Administration wird es besser wissen, als wir, daß an der Lieblosigkeit des polnischen Oberschlesien nnd an allen statistischen Folgen derselben nur eins schuld ist — der Mangel an Bildung, und wir glauben um so mehr an ein einstiges Besserwerden, als wir die Verwaltung eifrig damit beschäftigt wissen, jenem Uebelstande abzuhelfen. —

Außer der Häufigkeit der Ehen, und fast noch mehr als diese ist bei der großen Fruchtbarkeit des polnischen Oberschlesien die Zahl der ehelichen Fruchtbarkeit wirksam. Wir haben diese Zahl nach einem andern Prinzipe berechnet, als dies bis jetzt im Allgemeinen geschehen; Moser (a. a. O.) hat die Gründe entwickelt, die das alte Prinzip in derartigen Berechnungen als unhaltbar erscheinen lassen. Wir glaubten richtiger schließen zu können, wenn wir in die Zahl der bei den dreijährigen Zählungen vorhandnen stehenden Ehen die Zahl der in demselben Jahre vorgekommenen ehelichen Geburten dividirten, und so

die Anzahl Ehen feststellen, die nöthig waren, um eine Geburt zu veranlassen. Dies Verfahren habe ich gleichmäßig in allen Kreisen angewendet und dabei die Tabelle I. verzeichneten Resultate erhalten.

Aus dieser Tabelle ergibt sich vor Allem eine sehr erhebliche Differenz bei Parallelisirung der polnischen mit der deutschen Mittelzahl von 4 Jahren. Die erstre ist 367,7, die andre 428, d. h. in den polnischen Kreisen gehören 367,7 Ehen dazu, um jährlich 100 Kinder zu erzeugen, in den deutschen 428 Ehen, um dasselbe zu produziren: die größere eheliche Fruchtbarkeit ist also auf Seiten der polnischen Kreise, und zwar verhält sich dieselbe zu der deutschen = 116 : 100. — Dies Resultat kennt, so viel wir wissen, die Statistik von Oberschlesien noch nicht. Eine genauere Betrachtung der Tabelle ergibt außerdem: 1. Es hält der Kreis Neustadt auch hier seine slavische Nationalität fest, da er die beste Zahl unter den deutschen Kreisen hat. 2. Der in jeder Hinsicht die Spitze der polnischen Kreise haltende Kreis Beuthen ist auch der ehelich fruchtbarste. 3. Die Industriereihe fällt mit der ehelichen Fruchtbarkeit nicht zusammen. 4. Auch die nach dem Verhältniß der unehelichen zu den Geburten überhaupt geordnete Reihe fällt mit der ehelichen Fruchtbarkeit nicht zusammen. Es müssen also außer der größeren Häufigkeit der Ehen im Verhältniß zu den unehelichen Schwängerungen in dem Eheleben selbst unter den einzelnen Kreisen Differenzen obwalten, die hier vorzugsweise wirksam sind. 5. Näher als allen andern Reihen tritt die Reihe der ehelichen Fruchtbarkeit der der allgemeinen Fruchtbarkeit. —

Die von mir zur Bestimmung der ehelichen Fruchtbarkeit angewendete Methode vermag nur Relativzahlen zu liefern; sie steht darin der ältern Methode nach, doch ist dieser Mangel nur ein scheinbarer, weil in der That der Vortheil der ältern Methode nur ein scheinbarer ist. Wir haben eine große Anzahl Versuche gemacht, unsre Methode zur Lieferung absoluter Zahlen herzustellen, aber dies Bestreben aufgegeben, je klarer uns das verschiedne Lebensalter und somit auch die verschiedne wahrscheinliche Dauer der Fruchtbarkeit in den Ehen als Hinderniß für absolute Bestimmungen erschienen ist. Nur des Beispiels halber wollen wir daher im Folgenden unsre Methode

zur Herstellung absoluter Zahlen benutzen: die jährliche eheliche Fruchtbarkeit eines polnischen Kreises ist $= \frac{100}{367}, 7$ = ungefähr $\frac{1}{3}$; rechnet man als beste Dauer der Fruchtbarkeit einer Ehe im Allgemeinen 20 Jahre, so ergibt dies $\frac{20}{3} = 6\frac{2}{3}$ Kinder auf eine gute polnische Ehe, dasselbe bei den deutschen Kreisen angewendet (jährliche Ehefruchtbarkeit $= \frac{100}{428}$ = ungefähr $\frac{1}{4}$) gibt $\frac{20}{4}$ Kinder auf eine gute deutsche Ehe. Es ist jedoch ersichtlich, daß die Produktionsdauer von 20 Jahren nicht Regel, sondern mehr Ausnahme ist, daß man dieselbe vielmehr durchschnittlich auf höchstens 15 Jahre ansetzen muß, daß somit sich dann für die polnische Ehe 5 Kinder, für die deutsche $3\frac{3}{4}$ ergeben, was der Wahrheit sehr nahe kommen dürfte. — Wird es unsern angestrengten Bemühungen gelingen, eine richtige Durchschnittszahl für die Zeugungsdauer der Ehen in Oberschlesien zu ermitteln, wozu jedoch die Generalakten gar keine Hilfe leisten, so werden wir statt dieser beispielsweisen Anwendung durch unsre Methode richtige Zahlen gewinnen können. —

Der Nebenplan unsrer Arbeit hindert uns, jetzt schon, die Ursachen der großen polnischen Fruchtbarkeit verfolgend, auf eine Prüfung der Beziehungen einzugehen, die etwa zwischen jener und den Nahrungsverhältnissen obwalten, und wir glauben deshalb nicht gegen die Logik der Ideen oder der Thatsachen zu verstoßen, wenn wir, mehr als ergänzende Angabe zu dem Vorigen und gleichzeitig als Grundlage zu dem Spätern jetzt einige Daten über die Wachsthumsverhältnisse der oberschlesischen Bevölkerung in der Tabelle IV. liefern.

In dieser Tabelle ist die Volkszahl von 1828 in allen Kreisen = 1 genommen, und der Zuwachs von je 3 Jahren bis 1840 geprüft. Als letztes Resultat der in derselben gefundenen Verhältnißzahlen ergibt sich:

1. Daß die mittlere Durchschnittszahl für den jährlichen Zuwachs betrug: in den deutschen Kreisen $0{,}_{0324}$, also in letztern das Doppelte der erstern.

2. Daß folgende polnische Kreise die Mittelzahl überschritten: Beuthen, Cosel, Lublinitz, Ratibor, Rybnik, und Gleiwitz am weitesten hinter denselben zurückblieb, die Volksvermehrung also nicht ganz mit

der Industriereihe zusammenfällt, jedoch sich an dieselbe zu lehnen scheint, was, abgesehen von den physiologischen Ursachen, wohl auch in dem größern Zuzuge Fremder in die Industriekreise seine Erklärung findet.

3. Während in den deutschen Kreisen die Volksvermehrung in 12 Jahren nur 0,183 betrug, war dieselbe in den polnischen für dieselben 12 Jahre = 0,395; kein deutscher Kreis erreicht auch nur die schlechteste der polnischen Zahlen, unter welchen Oppeln, Gleiwitz, Rosenberg den geringsten, Beuthen, Rybnik, Ratibor den besten Zuwachs zeigen. Man könnte dieses Uebergewicht der polnischen Zahlen dadurch erklären wollen, daß man einen größern Zuzug von Fremden in die polnischen Kreise annähme, und diesen durch ein hier günstigeres Verhältniß des Raumes zur Menschenzahl erklärte; aber dies Verhältniß ist in den armen polnischen Kreisen durchaus nicht besser (was, wo es auch der Fall, des weit schlechtern Bodens wegen, nur scheinbar ist) als in den wohlhabenden, Weizen liefernden deutschen Kreisen.

Es schien uns ebenso von physiologischem als staatswirthschaftlichem Interesse, einerseits zur Ermittelung der ursächlichen Verhältnisse der so auffallenden Fruchtbarkeit des polnischen Oberschlesien, andrerseits zur Feststellung der Beziehungen, die zwischen der Vermehrung der Menschenzahl und der der Nahrungsmittel stattfinden, diese einer spezielleren Statistik zu unterwerfen. Die Medizin scheint mir überdies ebenso wie die Staatswirthschaft berechtigt und berufen, dergleichen bis jetzt nur von den Nationalökonomen behandelte Verhältnisse ihrem Studium zu unterbreiten.

Die Bewohner der oberschlesisch-polnischen Landkreise sind im Allgemeinen mehr Herbivoren als Karnivoren: Brod, Kartoffeln, Kohl, Klöße sind ihre Hauptnahrungsmittel; von animalischen Stoffen genießen sie nur als Adjuvantien Butter, Milch, Speck und wenig Käse. Die deutschen Kreise genießen diese Animalien und Fleisch bei weitem mehr als jene. Der Branntweingenuß überwiegt bei den Polen des Departements bei weitem über den der Deutschen. Nimmt man die von den größern Grundbesitzern gehaltenen Viehbestände, so wie die

Schweine im Allgemeinen aus, so unterscheidet sich das polnische Nutzvieh von dem deutschen sehr bedeutend. Das letztere ist eine kräftige, das erstre eine mehr zähe, in jeder Hinsicht weniger Ertrag liefernde Race. Die Milch des Rindviehs, die Muskulatur und das Fett derselben ist quantitativ und qualitativ erheblich schlechter bei den Polen als bei den Deutschen; bei den Erstern zeitig eingespannt und schlecht genährt, verkümmert es bald, ohne je die gedrungene, saftige Größe des deutschen Rindviehs zu erreichen. Es ist deshalb ein polnisches Stück nie ein Aequivalent für ein deutsches, das wohl manchmal zwei der erstern aufwiegt, und in seinem Milch- und Fleischertrag eine größere Menschenzahl sättigen kann als dieses.

Wenn nun aus diesen Thatsachen für den Physiologen schon der Schluß hervorgeht, daß die Fruchtbarkeit mit der Größe der Fleischnahrung oder überhaupt des Genusses von Animalien nicht im Verhältnisse stehe, und daß entweder vegetabilische Nahrung dieselbe steigern, oder eine an sich sehr fruchtbare Nationalität durch vorzugsweise Pflanzenkost nicht umgeändert werde, so war es der Staatsarzneikunde von Interesse, die Verhältnisse zu eruiren, in welchen sich die Zahl der Menschen und der Nahrungsthiere in den von uns hier betrachteten Kreiscomplexen befinden, jene Verhältnisse zumal in Verbindung mit dem Wachsthum der Bevölkerung zu studiren, um die innern gegenwärtigen und prognostisch die zukünftigen Situationen hieraus zu entwickeln.

Wir haben in der fünften Tabelle, mit Weglassung aller die Städte betreffenden Zahlen, für die drei Jahre 1828, 1834 und 1840 und die einzelnen Kreise des Reg.-Bezirks die Verhältnisse des Rindviehs zu der Menschenzahl zusammengestellt, und bitten hierbei sich des oben hervorgehobenen qualitativen Unterschieds bei der Beurtheilung der Zahlen zu erinnern.

Die sich zuerst zur Betrachtung drängenden Mittelzahlen stehen einander so gegenüber:

Polnische Kreise		Deutsche Kreise	
1828	1840	1828	1840
1 Stück Rind auf 2,9 Menschen	id. auf 3,8	id. 2,5	id. 2,8;

Es hat sich sonach bei beiden Theilen das Verhältniß zum Nachtheile geändert, doch bei den Polen stärker als bei den Deutschen, da dort die Differenz der Verschlechterung in 12 Jahren = 0,9, hier = 0,3 ist. Anderseits ist ersichtlich, daß schon 1828 das Verhältniß der Rinder zu den Menschen in den polnischen Kreisen schlechter war als in den deutschen, und zwar um 0,4. Berücksichtigt man nun hierbei die äußerst schlechte Qualität des polnischen Rindviehs im Gegensatze zu den guten deutschen Rindern, dann ist das Ergebniß ein für die polnische Bevölkerung sehr trauriges. Uebrigens ist die Verschlechterung von 1840 keine zufällige, sondern deren organisches Hervorgehen aus der Zahl von 1834 leicht ersichtlich.

Es schließt sonach die Produktion von Rindvieh in den polnischen Landkreisen Oberschlesiens mit der Menschenproduktion in jenen 12 Jahren nicht parallel, sondern mit dem Vorschreiten der Jahre war ein wachsendes Mißverhältniß erkennbar. In den deutschen Kreisen ist der Parallelismus, wenn wir nur die Zeit von 1834—40 betrachten, vollständig vorhanden. Das polnische Oberschlesien befand sich also, was den Genuß von Rindfleisch und Milch betrifft, einerseits gegen die deutschen Kreise im Nachtheile, andrerseits war dieser ein wachsender.

Es wäre ebenso für die Staatsarzneiwissenschaft wie für die Staatswirthschaft von dem höchsten Interesse, analoge Zahlenverhältnisse auch für die Zeit nach 1840 zu eruiren, da aber 6 Jahre meines Erachtens schon die geringste Zeitdauer ist, die annähernd sichere Resultate geben kann, grade die 6 letzten Jahre aber durch besondere Mißstände ausgezeichnet waren und ihre Zahlen somit weit entfernt sind, gewöhnliche Verhältnisse zu bezeichnen, so mußten wir auf eine Erforschung des neuesten Zustandes Oberschlesiens in dieser Hinsicht verzichten, glauben aber nicht unrichtig zu schließen, wenn wir die in den letzten Jahren zumal so extrem gesteigerten Fleischpreise in Oberschlesien mit als eine Wirkung der oben erwähnten Verschlimmerung ansehen. — Der Ausfall an Produkten des Rindviehstands, der aus obigen Zahlen resultirt, konnte möglicherweise durch Steigerung der Schweinezucht, wenn auch immer nicht ganz vollkommen, sich gedeckt finden; es war deshalb nöthig, auch diese zu revidiren. Bevor wir die Zahlen-

daten dieser Revision notiren, bemerken wir noch, daß Oberschlesien eine starke Einfuhr gallizischen Schwarzviehs enthält, das sich aber in den statistischen Tabellen mitgezählt finden muß, weil die fremden Schweine hier vor dem Schlachten immer erst monatelang gemästet werden. Die sechste Tabelle stellt die Zahlenverhältnisse des Schwarzviehs den Menschen analog wie die Rindertabelle für die einzelnen Kreise und die 12 Jahre von 1828—40 zusammen.

Als Mittelzahlen des polnischen und des deutschen Kreiskomplexes stellen sich:

	Polnische Kreise		Deutsche Kreise	
	1828	1840	1828	1840
1 Schwein :	11,8 Menschen.	1 : 10,8	1 : 23,5	1 : 21,9

wonach sich auf beiden Seiten die Schweinezucht mehr als parallel der Menschenproduktion gehoben hat.

Die Betrachtung der einzelnen Kreise gibt folgende Resultate: Gehoben hat sich die Schwarzviehzucht in den polnischen Kreisen Beuthen, konstant auch für 1834, Cosel desgl., Creutzburg desgl., Lublinitz desgl., Oppeln mit Verschlechterung für 1834, Rosenberg desgl., Strehlitz desgl., Gleiwitz desgl. In den deutschen Kreisen: Falkenberg mit Verschlechterung für 1834, Neustadt desgl., Leobschütz desgl.

Gesunken ist die Schweinezucht in den polnischen Kreisen Pleß, konstant auch für 1834, Ratibor ebenso, in den deutschen Kreisen Grottkau mit Hebung für 1834, Neisse. Es fällt somit das Sinken der Schweinezucht mit dem der Rinderzucht in Pleß, Ratibor und Rybnik zusammen, und nur die übrigen polnischen Kreise, mit Ausnahme Beuthens, welcher Hebung der Rind- und Schwarzviehmenge nachweist, könnten möglicherweise durch die Hebung des letztern für das Sinken des ersten eine Entschädigung finden, deren Existenz wir bald revidiren werden.

Von den deutschen Kreisen zeigt nur Leobschütz Hebung der Rinder- und Schweinezucht und zwar beides konstant auch für 1834. Wie in diesem Kreise sich fast der beste Boden Oberschlesiens konzentrirt, ist der Kreis Beuthen industrieller Hauptpunkt, und dies scheinen die Ursachen der beiderseitigen exklusiven Hebungen zu sein. Falken-

berg und Neustadt können möglicherweise durch die Hebung ihrer Schweinezucht das Sinken ihrer Rindermenge paralysiren. Grottkau und Neisse jedoch zeigen Sinken des Schwarz- und Rindviehs. — Während nun für die Kreise, welche mit dem Rückbleiben der Rinderproduktion hinter der Menschenvermehrung gleichzeitig dasselbe hinsichtlich des Schwarzviehs nachweisen, ein wirklicher Verlust an animalischer Nahrung außer Zweifel ist, war es auf den ersten Blick als möglich zu erachten, daß in denjenigen Kreisen, in welchen sich eine Hebung der Schwarzviehmenge geltend gemacht hat, diese den Ausfall an Rindern zu kompensiren vermöge: es war deshalb nöthig, diese Ausgleichung genauer zu erforschen, um zu positiveme Ergebnisse zu gelangen.

Die dierekte Steuer eines Schweins beträgt durchschnittlich 1 Thlr. 7½ Sgr., die eines Ochsen 5 Thlr., einer Kuh 4 Thlr. Es beträgt demnach auch wahrscheinlich der Gehalt eines Rindes vier Mal so viel als der eines Schweins, oder, wenn wir an die vielen als Kälber verschlachteten Rinder denken, durchschnittlich ungefähr drei Mal so viel. Es muß deshalb, wenn durch Schwarzvieh ein Ausfall an Rindfleisch gedeckt werden soll, von jenem an Stückzahl drei Mal so viel produzirt werden, als von diesem verloren worden, wenn das Gewichtsresultat entsprechend sein soll. Wir prüfen nach diesem Prinzipe:

Lublinitz bot 1828 jedem seiner Konsumenten $^{10}/_{25}$, 1840 $^{10}/_{30}$ Rind, also in dem letzteren Jahre $^{1}/_{15}$ weniger als in dem ersten. Dafür 1828 nur $^{10}/_{96}$ und 1840 $^{10}/_{80}$ Schwein, also um $^{1}/_{48}$ Schwein mehr als in dem ersten Jahre. Es stellen sich somit $^{1}/_{15}$ Rind Verlust dem $^{1}/_{48}$ Schwein Gewinn gegenüber, oder $^{16}/_{240}$ und $^{5}/_{240}$, nun gilt jedoch ein Aequivalent Rind drei Aequivalente Schwein, also stehen einander gegenüber $^{48}/_{240}$ (Rind) Fleischverlust und $^{5}/_{240}$ (Schwein) Fleischgewinn, somit ein realer Ausfall von $^{43}/_{240}$ = ungefähr $^{1}/_{6}$ Fleisch pro Konsument.

Es verlor an Rindfleisch,	es gewann a. Schweinfl. jed. Konf. im Landkreise	
Cosel $0,_{077}$	$0,_{038}$	Verlust an Fleisch = ungef. $^{1}/_{5}$
Creutzberg $0,_{038}$	$0,_{068}$	„ „ „ „ $^{1}/_{10}$
Oppeln $0,_{082}$	$0,_{002}$	„ „ „ „ $^{1}/_{4}$
Pleß $0,_{100}$	0	Verlust außerd. an Schw. selbst = $0,_{300}$ ungefähr also $^{1}/_{3}$.

Aehnlich sind die Verluste der andern polnischen Kreise. — Von den deutschen Kreisen, beispielsweise, gewann Falkenberg $0_{,006}$ an Schweinefleisch, verlor $0_{;084}$ an Rindfleisch. Verlust an Fleisch = ungefähr ¼. — Während nach Allem Vorhergehenden nur Beuthen und Leobschütz über den Parallismus der Menschenvermehrung und der Fleischproduktion vortheilhaft hinausgegangen sind, haben alle übrigen Kreise Rückschritte gemacht, von verschiedener zwar, doch von immer erheblicher Bedeutung.

Somit erscheint die Theorie von Malthus bisher [1]) ihrem allgemeinen Sinne nach für diesen besondern Fall, mit Ausnahme der Landkreise von Beuthen und Leobschütz, als richtig. Wem aber die mangelhaften Agrikulturzustände zumal des polnischen Oberschlesiens näher bekannt sind, wer andrerseits weiß, daß der auch nicht vorzügliche Kreis Solingen 10007 Menschen auf 1 □Meile ernährt [2]), wobei berücksichtigt werden muß, daß man am Rhein mehr Ansprüche an das Leben macht, als in Oberschlesien, der wird grade in dem Vorhergehenden eher einen Gegenbeweis, als einen Beweis für Malthus finden: grade die Kreise Beuthen und Leobschütz zeigen in ihrer Exklusivität, daß die Mißstände aller übrigen Landkreise mehr in der eigenthümlichen Art ihrer Bewohner als in der Richtigkeit des Malthusschen Satzes liegen, und wenn immerhin auch einzelne extreme schlechte Striche diese letztre darzuthun vermögen, so ist jedenfalls die Zeit des Eintritts nothwendiger Noth auch da so lange als zu früh zu erachten, als der Ackerbau der betreffenden Gegenden nicht alle Anstrengungen gemacht hat, dieselbe hinaus zu schieben. Jedenfalls geht aber aus dem Vorhergehenden hervor, daß schon in den Verhältnissen von 1828 bis 40 Oberschlesien eine kräftige Drohung für zukünftige Uebelstände gegeben ist, und daß es zumal der in der Volksvermehrung so fruchtbare polnische Theil des Departements ist, der an eine baldige Benutzung der neusten Agrikulturfortschritte am dringendsten gemahnt wird.

---

1) Wir gedenken dieselbe auch in den übrigen Nahrungsmitteln zu revidiren.

2) Dieterici über Auswanderungen und Einwanderungen ꝛc. Berlin 1847. S. 30.

I. Tabelle.

Es werden 100 Kinder geboren von folgender Zahl der Ehen in den

Polnischen Kreisen.

	1828	1831	1834	1840	
Beuthen	286	340	320	340	321
Cosel	341	360	310	390	350
Creutzburg	418	390	380	370	389
Lublinitz	355	420	340	350	366
Oppeln	424	470	390	390	418
Pleß	370	430	380	390	392
Ratibor	338	350	310	390	347
Rosenberg	355	350	320	370	348
Rybnik	344	420	350	340	363
Strehlitz	399	420	340	380	384
Gleiwitz	386	420	350	350	384
Mittel	365	397	340	369	

Mittel aller polnischen Kreise von 4 Jahren: 367,7

Deutschen Kreisen

	1828	1831	1834	1840	
Falkenberg	445	450	420	430	436
Grottkau	442	440	440	440	440
Leobschütz	455	440	410	440	436
Neisse	427	420	400	440	421
Neustadt (halb polnisch, halb deutsch)	403	430	390	410	407
Mittel	434	436	410	432	

Mittel aller deutschen Kreise von 4 Jahren 428

II. Tabelle. Allgemeine Fruchtbarkeitszahlen.

Es kommt eine Geburt auf überhaupt Lebende

in den Polnischen Kreisen

	1828	1831	1834	
Beuthen	13,3	16,3	16,0	15,2
Cosel	18,8	20,8	19,2	19,6
Creutzburg	20,5	19,2	19,2	19,6
Lublinitz	17,5	21,8	19,0	19,4
Oppeln	21,4	22,8	20,4	21,5
Pleß	16,9	20,9	19,2	19,0
Ratibor	17,0	18,5	16,7	17,4
Rosenberg	18,6	19,1	17,6	18,4
Rybnik	15,5	19,0	16,4	16,9
Strehlitz	20,3	22,4	17,7	20,1
Gleiwitz	18,9	22,3	19,7	20,3
Jahr.-Mittel	18,06	20,28	18,28	

18,87

in den Deutschen Kreisen

	1828	1831	1834	
Falkenberg	21,8	23,0	21,5	22,1
Grottkau	22,6	23,3	23,0	22,9
Leobschütz	22,2	23,9	21,5	22,5
Neisse	22,9	23,5	22,0	22,8
Neustadt (halb polnisch)	22,1	21,5	20,4	21,3
Jahr.-Mittel	22,3	23,04	21,68	

22,34

III. Tabelle. Betreffend die Verhältnisse der unehelichen zu den Geburten überhaupt.

Es kommt ein uneheliches Kind auf Geborne überhaupt

in den Polnischen Kreisen

	1828	1831	1834	1837	
Beuthen	29,0	19,1	24,7	18,6	23,0
Cosel	24,2	18,5	20,8	18,2	20,4
Creutzburg	10,4	8,8	11,1	8,8	9,7
Lublinitz	23,8	19,0	28,2	17,8	22,2
Oppeln	19,8	15,5	20,8	18,8	18,7
Ratibor	20,1	15,1	16,0	17,1	17,0
Rosenberg	22,0	16,8	20,1	18,0	19,2
Rybnik	19,8	17,4	16,1	16,5	17,4
Pleß	20,2	18,1	15,9	15,2	17,6
Strehlitz	25,0	22,8	20,2	19,0	21,7
Gleiwitz	18,9	21,9	19,2	15,6	18,9
Mittel	21,2	17,6	19,37	16,6	

18,7

in den Deutschen Kreisen

	1828	1831	1834	1837	
Falkenberg	13,5	10,4	12,7	11,3	11,9
Grottkau	13,8	13,0	10,8	11,2	12,1
Leobschütz	20,8	17,3	16,6	16,2	17,7
Neisse	15,1	11,9	11,9	10,02	12,2
Neustadt	18,4	14,0	11,8	14,7	14,7
Mittel	16,3	13,32	12,72	12,98	

13,15

IV. Tabelle. Betreffend das Wachsthum der Bevölkerung in den

Polnischen Kreisen

	1828	1831	1834	1837	1840	p. Anno
Beuthen . . .	1	+ 0,071	+ 0,136	+ 0,305	+ 0,696	+ 0,058
Cosel	1	+ 0,075	+ 0,160	+ 0,258	+ 0,410	+ 0,034
Creutzburg . .	1	+ 0,044	+ 0,129	+ 0,210	+ 0,378	+ 0,031
Lublinitz . . .	1	+ 0,128	+ 0,161	+ 0,2[illegible]9	+ 0,407	+ 0,033
Oppeln. . . .	1	+ 0,[illegible]	+ 0,084	+ 0,156	+ 0,296	+ 0,024
Pleß.	1	+ 0,079	+ 0,125	+ 0,146	+ 0,335	+ 0,027
Ratibor . . .	1	+ 0,053	+ 0,091	+ 0,253	+ 0,424	+ 0,035
Rosenberg . .	1	+ 0,058	+ 0,094	+ 0,177	+ 0,298	+ 0,024
Rybnik. . . .	1	+ 0,054	+ 0,101	+ 0,202	+ 0,450	+ 0,037
Strehlitz . . .	1	+ 0,079	+ 0,153	+ 0,184	+ 0,374	+ 9,021
Gleiwitz . . .	1	+ 0,072	+ 0,116	+ 0,13[illegible]	+ 0,282	+ 0,023
Mittel		+ 0,0[illegible]72	+ 0,122	+ 0,203	+ 0,39[illegible]	+ 0,0321

Deutschen Kreisen

	1828	1831	1834	1837	1840	p. Anno
Falkenberg . .	1	+ 0,036	+ 0,069	+ 0,144	+ 0,262	+ 0,021
Grottkau . . .	1	+ 0,025	+ 0,051	+ 0,080	+ 0,154	+ 0,012
Leobschütz . . .	1	+ 0,022	+ 0,024	+ 0,085	+ 0,144	+ 0,012
Neisse	1	+ 0,033	+ 0,042	+ 0,085	+ 0,136	+ 0,011
Neustadt . . .	1	+ 0,020	+ 0,049	+ 0,109	+ 0,221	+ 0,018
Mittel		+ 0,029	+ 0,047	+ 0,1006	+ 0,183	+ 0,0148

V. Tabelle. Betreffend das Verhältniß der Rinder zu den Menschen in den Landkreisen.

Polnische Kreise.

	1828	1834	1840
Beuthen .	1 : 3,9	1 : 4,0	1 : 3,8
Cosel . .	3,02	3,4	3,9
Creutzburg	2,7	3,0	3,2
Lublinitz .	2,5	2,6	3,07
Oppeln. .	2,1	2,3	2,8
Pleß . . .	3,8	6,1	6,1
Ratibor .	3,8	3,8	4,3
Rosenberg	2,1	2,5	2,6
Rybnik . .	2,7	3,4	5,8
Strehlitz .	2,5	3,3	3,
Gleiwitz .	2,9	4,2	3,
Mittel	2,9	3,5	3,8

Deutsche Kreise.

	1828	1834	1840
Falkenberg	1 : 2,01	1 : 2,1	1 : 2,4
Grottkau .	1,9	2,1	2,2
Leobschütz .	3,6	3,5	3,3
Neisse . .	2,2	4,2	2,3
Neustadt .	3,1	2,1	4,0
Mittel	2,5	2,8	2,8

VI. Tabelle. Dasselbe von den Schweinen darstellend.

Polnische Kreise.

	1828	1834	1840
Beuthen .	1 : 11,4	1 : 9,5	1 : 7,3
Cosel . .	15,5	.	9,8
Creutzburg	14,6	12,3	10,7
Lublinitz .	9,6	7,2	8,08
Oppeln. .	10,8	11,1	10,6
Pleß . . .	12,8	18,8	13,2
Ratibor .	11,4	13,2	16,2
Rosenberg	7,4	7,7	5,7
Rybnik . .	16,5	22,5	18,3
Strehlitz .	9,1	10,9	9,01
Gleiwitz .	10,9	15,5	10,6
Mittel	11,8	.	10,8

Deutsche Kreise.

	1828	1834	1840
Falkenberg	1 : 27,1	1 : 41,0	23,8
Grottkau .	18,5	16,3	20,3
Leobschütz .	24,1	23,4	18,4
Neisse . .	31,0	36,9	31,1
Neustadt .	16,8	16,9	16,0
Mittel	23,5	26,9	21,9

IX. Volks- und Länderkarte der österreichischen Monarchie.

Wien, 6. Jan. Vor uns liegt der Entwurf zu einer neuen Völker- und Landkarte von Oesterreich — ein Riesenwerk dessen Ausführung im Auftrage des Ministeriums unternommen, und berechnet ist einen sichern Anhaltpunkt und Maßstab bei der vorzunehmenden neuen Eintheilung des weiten Kaiserstaates zu bieten. Eine beigefügte statistische Arbeit gibt uns zugleich einen genauen Ueberblick der Bevölkerung der österreichischen Monarchie nach Volks- und Sprachstämmen abgetheilt. Nicht allein in den einzelnen Provinzen, sondern auch in den Unterabtheilungen derselben ist das Nationalitätsverhältniß der buntzusammengewürfelten Stämme mit möglichster Genauigkeit dargestellt. Daß bei der mühevollen Arbeit alle vorhandenen Quellen, besonders die neueren ethnographischen Werke und Sprachenkarten, mit größter Gewissenhaftigkeit benützt wurden, bedarf wohl kaum der Erwähnung bei dem Umstande, daß der umsichtige und kenntnißreiche Czörnig [1]) mit der Leitung des Ganzen beauftragt war.

Wir beschränken uns vorläufig darauf, dem Leser eine übersichtliche Darstellung des vor uns liegenden Entwurfs zu geben; eine näher eingehende Beurtheilung werden wir erst dann folgen lassen, wenn das vollendete Werk der Oeffentlichkeit vorgelegt wird.

Die Karte ist im Maße von $1/_{864000}$ der Natur entworfen. Diese Größe machte es möglich, daß bei der Bezeichnung der Stamm- und Sprachverschiedenheiten selbst auf die kleinsten Ortschaften Rücksicht genommen werden konnte.

---

[1]) Director des unter Herrn v. Bruck stehenden Amtes der administrativen Statistik.

Die Völkerschaften sind nach ihrer Sprache und Abstammung durch Farben von einander geschieden. Wo — wie bei den Slaven — eine zu große Mannichfaltigkeit der Stämme vorherrscht, wurden mehrere Stämme unter eine Farbe gebracht. So erscheinen die slavischen Völkerschaften folgendermaßen durch die Farbe geschieden:

1) Die Polen.
2) Die Serben und Croaten.
3) Die Tschechen, Mähren und Slowaken.
4) Die Ruthenen.
5) Die Slovenen (Wenden).

Die gemischten Stämme der Walachen und Romanen haben ebenfalls eine gemeinsame Farbe. Die übrigen Völkerschaften: die Deutschen, Italiener, Ungarn, Albaner, Armenier, sind in ihrer Gesammtheit getrennt bezeichnet. Ueberall sind mit Hülfe der statistischen Notizen die Details der Verzweigungen und Abstufungen leicht aufzufinden.

Ein einziger Blick auf die Karte genügt, um zu zeigen, daß eine staatliche Trennung der Hauptelemente, aus welchen der große Ländercomplex des Kaiserreichs gebildet ist, unmöglich wäre, wenn man nicht eine neue Völkerwanderung hervorrufen, oder eine große, aber weit umher gestreute Anzahl deutscher Ansiedlungen als verlorene Vorposten aufgeben wollte. So sehr sind die deutschen, slavischen und ungarischen Stämme im Lauf der Jahrhunderte mit einander verwachsen. Ein Beweis, daß denen, welche die Lostrennung Deutsch-Oesterreichs von dem Gesammtstaate anstrebten, die ethnographischen und statistischen Verhältnisse des Kaiserreichs ganz unbekannt sein mußten. Ein Beweis ferner, daß die Regierung, indem sie die Aufrechterhaltung der Integrität des Gesammtstaates zu einer conditio sine qua non machte, nicht eine Politik der Willkür, sondern eine Politik der Nothwendigkeit befolgte

Bei einem Blick auf die ungarischen Lande gewahren wir, welch ein unendliches Feld hier noch wüst und öde liegt und seiner Erlösung aus dem Bann der Wildniß entgegenharrt. Die Natur schafft hier für sich allein, ohne daß der Mensch fördernd und veredelnd dabei mitwirke, und doch braucht er nur seine Hand auszustrecken, um die nimmer ver-

siegenden Schätze aus dem Schooße der Erde zu heben. Wenn es gelänge — worauf so oft und nachdrücklich in neuerer Zeit hingewiesen ist — den Strom deutscher Auswanderung in diese gesegneten Lande zu lenken, wo er lange Jahre hindurch münden könnte, ohne der Ansiedler zu viele zu bringen, die Folgen würden von unberechenbarem Nutzen sein für Land und Leute. So dünn gesäet sind die Wohnungen der Menschen hier, daß zu den elf Millionen Einwohnern Ungarns noch neue elf Millionen kommen könnten, ohne das Land zu übervölkern. Nur das unregelmäßige Länderviereck, welches südwestlich von sloveno-croatischem Gebiet begränzt und im Süden und Osten von der Donau umschlungen wird, und in dessen Mitte sich der Plattensee anmuthig hinschlängelt, macht hier eine Ausnahme durch seine dichter zusammengedrängte Bevölkerung, aus welcher sich, theils in geschlossenen Massen wie in dem Donauwinkel zwischen Wißzegrad (Plintenburg) und Hanzelbek, theils zerstreut und bunt übers Land gesprenkelt, deutsche Ansiedlungen hervorheben. Dagegen bietet das ganze weite Land am linken Donauufer, sowie das sich südöstlich ausbreitende, von der Theiß und vom Körösfluß bespülte Gebiet ein noch fast brach liegendes Feld zum Anbau.

Ueberraschend und neu dürfte es Vielen erscheinen, bei der Betrachtung von Galizien und der Bukowina zu finden, daß die seit Stadions Statthalterschaft in Galizien so viel genannten Ruthenen im Verhältniß zu den übrigen Stämmen den bei weitem überwiegenden Theil der Bevölkerung ausmachen. Das Verhältniß der einzelnen Stämme zu einander ist folgendes: Ruthenen 2,612,793, Polen 2,005,149, Deutsche 131,000, Russen 2,339, Tschechen 2,182.

Es dürfte noch eine geraume Zeit vergehen, ehe die statistischen Tabellen, bei deren Abfassung noch die alte Provinzialeintheilung zu Grunde gelegt wurde, der Oeffentlichkeit übergeben werden; ich glaube daher Ihren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn ich Ihnen vorläufig einen Gesammtüberblick des Nationalitätsverhältnisses in den einzelnen Provinzen gebe.

1) Oesterreich unter der Enns zählt 1,501,458 Einwohner, worunter 1,481,023 Deutsche, 11,881 Tschechen, 4,258 Sloveno-Croaten.

2) Oesterreich ob der Enns und Salzburg 857,007 Deutsche.

3) Steiermark 649,000 Deutsche und 353,041 Slovenen.

4) Kärnthen und Krain 784,685 Einwohner, wovon 260,700 Deutsche, 506,288 Slovenen, 7,078 Slovenocroaten, 10,619 Croatoserben.

5) Küstenland 489,946 Einwohner, wovon 9,385 Deutsche, 172,422 Slovenen, 3,300 Slovenocroaten, 134,545 Croatoserben, 116,823 Italiener, 48,426 Furlaner, 1,555 Walachen, 3,490 Juden.

6) Tirol 859,673 Einwohner, wovon 320,212 Italiener, 8,642 Ladiner.

7) Böhmen 4,347,444 Einw., wovon 1,727,432 Deutsche, 2,549,975 Tschechen, 70,037 Juden.

8) Mähren und Schlesien 2,263,021 Einw., wovon 756,706 Deutsche, 1,330,213 Tschechen, 135,375 Polen, 663 Slovenocroaten, 40,064 Juden.

9) Galizien und Bukowina (Krakau inbegriffen) 5,255,621 Einw., wovon 131,000 Deutsche, 2,182 Tschechen, 2,005,149 Polen, 2,612,793 Ruthenen, 2,339 Russen, 144,626 Walachen, 5,384 Armenier, 5,446 Albanesen, 346,702 Juden.

10) Dalmatien 404,640 Einw., wovon 374,725 Slovenen, 28,500 Italiener, 1,005 Albanesen, 410 Juden.

11) Lombardei 2,670,833 Italiener.

12) Venedig 2,257,200 Einw., wovon 12,036 Deutsche, 26,317 Slovenen, 1,873,002 Italiener, 341,085 Furlaner, 4,760 Juden.

13) Ungarn 11 Millionen, wovon 4,500,000 Magyaren, 1 Mill. Deutsche, 2,300,000 Slaven, 400,000 Ruthenen und Russen, 50,000 Krainer und Wenden, 700,000 Croaten, 800,000 Serben, Schokazen, Slavonier, Dalmatiner, Istrier, 10,000 Bulgaren, 930,000 Walachen, 37,000 Zigeuner und Albanesen, 10,000 Griechen, 3,000 Armenier, 260,000 Juden.

14) Siebenbürgen (mit der siebenbürgischen Militärgränze) 2,383,880 Einwohner, wovon 250,000 Deutsche, 200 Bulgaren, 660,500 Ungarn, 1,397,180 Walachen (Moldauer), 60,000 Zigeuner und Albanesen, 9,000 Armenier, 7,000 Juden.

15) Militärgränze 1,091,748 Einwohner, wovon 48,229 Deutsche, 9,951 Tschechen, Mähren und Slowaken, 535,736 Croaten, 354,876 Serben, Schokazen, Slavonier, Dalmatiner und Istrier, 136,917 Walachen (Moldauer), 965 Albanesen und Zigeuner, 532 Juden.

Hierzu das k. k. Militär (approximativ) 492,486 Mann, wovon 105,486 Deutsche, 104,000 Tschechen, Mähren und Slowaken, 40,000 Polen, 54,000 Ruthenen und Russen, 20,000 Slovenen; Krainer und Wenden, 24,000 Croaten, 21,000 Serben, Slavonier, Dalmatiner Istrier, 44,000 Ungarn, 60,000 Italiener, 20,000 Walachen (Moldauer).

Danach stellt sich für den Gesammtstaat folgendes Resultat heraus:

Deutsche	7,819,275	Einw.
Tschechen, Mähren, Slowaken . . .	6,308,202	„
Polen	2,180,524	„
Ruthenen, Russen	3,069,132	„
Slovenen, Krainer, Wenden . . .	1,143,367	„
Croaten	1,270,355	„
Serben, Schokazen, Slavonier, Dalmatiner, Istrier	1,685,146	„
Bulgaren	10,200	„
Ungarn	5,214,047	„
Italiener	5,066,846	„
Furlaner (Friauler)	389,511	„
Ladiner	8,642	„
Walachen (Moldauer)	2,630,278	„
Zigeuner	97,000	„
Albanesen	1,970	„
Griechen	10,000	„
Armenier	17,384	„
Juden	740,256	„
Gesammtbevölkerung	37,662,135	Einw.

In der Beilage der Allgem. Zeitung vom 15. Jan. l. J. wird der Länder- und Völkerkarte der österreichischen Monarchie Erwähnung gethan, welche die Direction der administrativen Statistik im Auftrage

des Ministeriums entworfen hat und deren Vervielfältigung mittelst Farbendruckes durch das militärisch-topographische Institut im Werke begriffen ist. Die Neuheit und Wichtigkeit dieses Unternehmens für den, großen Reformen auf der Grundlage der Gleichberechtigung der Nationalitäten entgegengehenden, Kaiserstaat mag es rechtfertigen, wenn wir obiger Mittheilung einige nähere zu unserer Kenntniß gelangte Andeutungen folgen lassen, und hiebei verschiedene ungenaue Angaben in den dort beigefügten Zifferansätzen berichtigen. Das neue dieser umfassenden Arbeit beruht darin, daß sie sich nicht sowohl auf die Benützung der bereits vorhandenen, von Privaten ausgegangenen Sprachenkarten und ethnographischen Schilderungen einzelner Theile der Monarchie stützt, sondern daß ihr zunächst die in dem Gesammtgebiete der österreichischen Länder vorgenommen offiziellen Erhebungen und andere bisher unbenützte Quellen zum Grunde gelegt wurden.

Es ist, so viel uns bekannt, die erste ethnographische Darstellung auf officieller Grundlage; und wenn es schon bei einem Lande von mäßigem Umfange, das von mehr als einem Sprachstamme bewohnt wird, die Kräfte eines Privaten bei allem Sammelfleiß übersteigt, ein bis in die Einzelheiten getreues ethnographisches Bild desselben zu entwerfen, so leuchtet ein, daß bei einem Staate von solcher Ausdehnung und mit dieser Fülle von nebeneinander wohnenden, ineinandergeschobenen und sich vermengenden Nationalitäten, wie sie die österreichische Monarchie aufzuweisen hat, die Zuhülfenahme der umfassendsten amtlichen, zu diesem Behuf eigens eingeholten Nachweisungen erforderlich war, um die Darstellung bis in das Detail jedes einzelnen der 80,000 Ortschaften des Kaiserreiches genau und der Wirklichkeit möglichst entsprechend erscheinen zu lassen. Daß übrigens bei einem Unternehmen, dessen Ausführung zum Theil der Wissenschaft anheimfällt, und wobei die letztere noch so manches, wie z. B. über die südslavische Sprachenfrage, festzustellen hat, die Ergebnisse allen bisherigen Forschungen und gelehrten Arbeiten, unter welchen die slavischen Sprachenkarten von Schaffarik, die von Häufler bearbeiteten ethnographischen Karten der ungarischen und siebenbürgischen Comitate u. s. w. und die

statistischen Werke Fenyes' hervorzuheben sind, berathen und verglichen wurden, bedarf kaum einer Erwähnung.

Der Erfolg dieses neuen alle Schärfe der Kritik zulassenden Vorganges zeigte sich besonders in zwei Richtungen, welche die bisherigen Sprachenkarten ganz übersehen oder nur unvollständig brachten. Die erste bezieht sich auf die Nachweisung der gemischten Sprachbezirke, welche sich fast überall bilden, wo zwei Sprachstämme einander berühren und allmälig ineinander übergehen; diese Nachweisung ist in doppelter Hinsicht von Belang, da hierdurch Ortschaften und Bezirke, die je nach dem Standpunkte des Darstellers bald der einen, bald der andern Nationalität zugewiesen werden, ihre richtige ethnographische Bezeichnung erhalten und eine verläßliche Grundlage für die in ferner Zukunft über Vor- und Rückschreiten der Sprachstämme anzustellende Vergleichung gewonnen wird. Die zweite Richtung gilt den Sprachinseln, welche nur dann genau aufgezählt werden können, wenn die Erhebungen auf alle einzelnen Orte sich erstreckt haben. So weisen z. B. die bisherigen Sprachenkarten in Galizien vier bis fünf deutsche Enclaven nach, während die hier besprochene große Völkerkarte nicht weniger als 170 solcher deutscher Sprachinseln in diesem Land aufzählt; noch größer und schwieriger darstellbar ist die ethnographische Bezeichnung in einem bedeutenden Theile des südlichen Ungarns und der Banater Militärgränze, wo fast jeder Ort eine eigene Sprachinsel, mit seiner Umgebung verglichen, abgibt. Die Masse des auf diese Weise gewonnenen und im statistischen Amte vorhandenen Materials machte es zulässig, von jeder Provinz eine ethnographische Karte, in solchem Maßstabe, daß hierbei jeder einzelne Ort angezeigt erschien, zu entwerfen. Da jedoch die Veröffentlichung dieser Spezialkarten eine allzulange Zeit in Anspruch genommen haben würde, und die Bedeutung dieses Unternehmens gerade in seiner Zeitgemäßheit liegt, so wurde die am schnellsten zum Ziele führende Auskunft getroffen, indem man die vorhandene Straßenkarte der Monarchie in neun großen Blättern zur Grundlage nahm, hierauf die in ethnographischer Beziehung wichtigeren Orte, die etwa noch fehlten, zeichnete und sohin die die einzelnen Sprachstämme bezeichnenden Farben aufträgt. Der Um-

fang dieser eine Fläche von 22 Quadratfuß bedeckenden Karte ist groß genug, um das ethnographische Bild bis in sein kleinstes Detail wiederzugeben und jede einzelne Sprachinsel bemerkbar zu machen.

Die Länder- und Völkerkarte würde aber ihren Zweck nicht vollständig erreichen, und den Nutzen, welcher hiermit erzielt werden soll, nicht gewähren, wäre sie nicht von einem Text begleitet, welcher nachweist, wie sich die mannichfachen Nationalitätsverhältnisse in der österreichischen Monarchie allmälig gebildet haben, und wie sie sich gegenwärtig dem Allgemeinen und Besondern nach gestalten. Dieser Text wird demnach eine Geschichte der Bildung der Sprachgränzen und der im Laufe der Zeiten namentlich durch die Völkerzüge des frühen Mittelalters mit denselben vorgegangenen Veränderungen enthalten. Es wird ferner eine genaue Bezeichnung der Sprachgränzen in ihrer gegenwärtigen Gestaltung, sowie eine statistische Darstellung der Sprachstämme nach Ländern und Kreisen und nach der einem jedem Sprachstamme zufallenden Volkszahl liefern. Um diese Nachweisungen bis in das letzte Detail zu verfolgen und zugleich einem auch in anderweitiger Beziehung fühlbaren Bedürfniß zu entsprechen, wird dem Text ein vollständiges Repertorium sämmtlicher Ortschaften der Monarchie nach Ländern, Kreisen, Bezirken oder Herrschaften, Haupt- und Untergemeinden abgesondert beigefügt werden. Dieses Repertorium wird sowohl die Uebersicht für jede administrative Unterabtheilung als auch das Detail eines jeden kleinsten, eine topographische Einheit bildenden Ortes möglichst nach Häuserzahl, männlicher und weiblicher Bevölkerung, der herrschenden Sprache, ferner nach dessen Benennung in den verschiedenen Sprachen mit der jeder Sprache eigenthümlichen Orthographie umfassen. Damit ferner dieses Ortsverzeichniß auch künftig seine volle Brauchbarkeit bewähre, wird es, sobald neue administrative Eintheilungen in einer Provinz in Wirksamkeit treten, denselben angepaßt werden.

Eine Eigenthümlichkeit mehrerer österreichischen Länder bilden die daselbst angesiedelten Colonien. Bekanntlich öffneten die ungarischen Könige seit Stephan dem Heiligen durch mannichfache Begünstigungen der deutschen Einwanderung nach Ungarn mit Siebenbürgen

den Weg. Dieser Zug dauerte Jahrhunderte hindurch; slavische Ansiedlungen aus den nördlichen und südlichen Ländern, namentlich aus Serbien folgten nach. Nach der Wiedereroberung des Landstriches zwischen der Donau und der Theiß ward durch Maria Theresia und Joseph II. die deutsche Colonisation des Banates und des Batscher Gebietes in großartiger Weise gefördert. In gleicher Weise berief Joseph II. deutsche Colonisten auf die Cameralgüter in Galizien. Eine ausführliche Geschichte dieser Colonien auf der Grundlage der bisher noch unbenützten, in den Regierungsarchiven zerstreuten amtlichen Actenstücke wird eine interessante Beigabe des mehrerwähnten Textes bilden und wesentlich zur Aufhebung dieses noch ziemlich dunklen Theiles der Culturgeschichte beitragen, zugleich aber die ethnographischen Verhältnisse jenes buntbevölkerten Landstriches in ihrem wahren Lichte darstellen. Es wird sich daraus ergeben, wie der städtische Gewerbfleiß und der Bergbau in den ungarischen Ländern durch die deutschen Einwanderer, sowie durch die deutschen Berg- und Stadtrechte gegründet oder doch wesentlich gefördert wurde, und wie die ungarischen Könige die Kultur und die Freiheit der verschiedenen Stämme durch den jahrhundertelang festgehaltenen Grundsatz der Gleichberechtigung der Nationalitäten, welcher erst durch die neuerlichen Magyarisirungsversuche gänzlich untergraben wurde, emporzuheben und zu befestigen trachteten.

Von besonderem Belang dürfte aber diese Darstellung in dem gegenwärtigen Augenblick werden, wo sich die öffentliche Aufmerksamkeit neuerdings den fruchtbaren und dünnbevölkerten Ländern des Ostens zuwendet, und wo jener erhabene Grundsatz als das Palladium friedlicher und gedeihlicher Entwicklung der zu einem Reiche verbundenen Völkerschaften in der Neugestaltung der Monarchie zur vollen Durchführung gelangen soll.

Es ist in hohem Grad erfreulich, daß unser Ministerium mitten in dem Drange der sich überstürzenden Anforderungen an seine so vielfach in Anspruch genommene Thätigkeit seine unterstützende Aufmerksamkeit diesem friedlichen Unternehmen zugewendet hat, welches dankbar so mancher auf das Interesse der Völker Oesterreichs zielenden

Maßregel den Weg bahnen wird. Wir zollen dem Ministerium hierüber unsere unumwundene Anerkennung, und fügen nur den Wunsch bei, daß die erwähnte Karte mit dem begleitenden Texte recht bald der Oeffentlichkeit übergeben werden möge, und zwar ohne dieselbe von der Vollendung des Repertoriums, welches voraussichtlich mehrere Bände füllen dürfte, abhängig zu machen.

In den Zahlenangaben des obenerwähnten Artikels vom 15. v. M., die Vertheilung der Bevölkerung der Monarchie nach Sprachstämmen betreffend, sind einige erhebliche Ungenauigkeiten unterlaufen, welche zum Theil in einer Verwechselung der Columnen und Völkernamen, zum Theil in nachträglich vorgenommenen Vervollständigungen ihren Grund haben. Ohne in eine Berichtigung der einzelnen Angaben einzugehen, erachten wir es für angemessen die nunmehr ergänzten und richtig gestellten Zahlen nochmals hier wiederzugeben, damit jene mehrfach ungenauen Daten mittelst Ihres weitverbreiteten Blattes ihre volle Berichtigung finden.

Vertheilung der Bevölkerung der österreichischen Monarchie nach Sprachstämmen.

Niederösterreich: Gesammtbevölkerung 1,494,399; darunter 1,474,067 Deutsche, 11,803 Tschechen, 4,233 Croaten und 4,296 Juden.

Oesterreich ob der Enns und Salzburg: 856,694 Deutsche als Gesammtbevölkerung.

Steiermark: 650,200 Deutsche, 352,874 Wenden.

Kärnthen und Krain: Gesammtbevölkerung 784,786, davon 506,266 Slovenen (nämlich 410,722 Krainer und 95,544 Wenden), 17,697 Croaten, 260,821 Deutsche, 2 Juden.

Küstenland: Gesammtbevölkerung 500,101, darunter 185,757 Krainer, 134,545 Croato-Serben (Istrier), 116,860 Italiener, 48,569 Friauler, 1,555 Walachen, 9,385 Deutsche, 3,530 Juden.

Tirol: 859,250 Einwohner, wovon 529,419 Deutsche, 320,211 Italiener, 8,642 Ladiner, 978 Juden.

Böhmen: 4,347,962 Einwohner, wovon 1,727,950 Deutsche 2,549,975 Tschechen, 70,037 Juden.

Mähren und Schlesien: 2,250,594 Einwohner, davon 751,325 Deutsche, 1,327,120 Tschechen, 131,422 Polen, 663 Croaten, 40,064 Juden.

Galizien und Bukowina nebst Krakau: Gesammtbevölkerung 5,253,621, wovon Polen 2,001,143, 2,182 Tschechen, 2,616,799 Ruthenen, 2,339 Russen, 140,626 Moldauer, 133,000 Deutsche, 5,446 Magyaren, 5,384 Armenier, 346,702 Juden.

Dalmatien: 404,640 Einwohner, wovon 374,725 Serben (Dalmatiner), 28,500 Italiener, 1,005 Albanesen, 410 Juden.

Lombardei: 2,667,868 Italiener und 2,965 Juden, zusammen 2,670,833 Einwohner.

Venedig: 2,257,200 Einwohner, davon 12,036 Deutsche, 26,317 Slovenen, 1,873,002 Italiener, 341,085 Friauler, 4,760 Juden.

Ungarn: (approximativ) 11,000,000 Einwohner, davon 1,156,400 Deutsche, 1,822,730 Slovaken, 475,310 Ruthenen, 739,240 Serben, Schokazen und Slavonier, 689,580 Croaten, 49,600 Slovenen, 13,580 Bulgaren, 4,708,260 Magyaren, 1,029,680 Walachen, 33,000 Zigeuner, 10,000 Griechen und Macedo-Wlachen (Zinzaren), 4,000 Italiener, 3,000 Armenier, 265,620 Juden.

Siebenbürgen (ohne die siebenbürgische Militärgränze): 2,182,700 Einwohner, wovon (approximativ) 250,000 Deutsche, 200 Bulgaren, 566,500 Magyaren, 1,290,000 Walachen, 9,000 Armenier, 7,000 Juden, 60,000 Zigeuner.

Militärgränze (ohne den Gränzwaffenstand): 1,226,408 Einwohner, nämlich 41,337 Deutsche, 9,590 Tschechen und Slovaken, 524,048 Croaten, 339,176 Serben und Slavonier, 1,288 Albanesen, 203,931 Walachen, 106,067 Magyaren, 434 Italiener, 537 Juden.

Hiezu das k. k. Militär einschließlich des Gränzwaffenstandes 492,486 Mann, wovon (approximativ) 128,286 Deutsche, 96,300 Tschechen, Mährer und Slovaken, 37,700 Polen, 50,100 Ruthenen, 22,000 Slovenen, 27,600 Croaten, 19,000 Serben, Schokazen, Slavonier und Istrier, 52,700 Italiener, 4,300 Friauler, 20,700 Walachen und Moldauer, 32,500 Magyaren und 600 Zigeuner, wobei die nicht zahlreichen im Militär dienenden Juden je nach den einzelnen Provinzen den herrschenden Hauptstämmen beigezählt wurden.

Die gesammte Monarchie zählt . . . 37,593,096 Einwohner,

wovon Deutsche		7,980,000
Tschechen, Mährer, Slovaken	5,819,700	
Polen	2,172,265	
Ruthenen	3,144,598	
Slovenen (Wenden und Krainer) . . .	1,143,514	
Croaten	1,263,821	
Serben, Schokazen, Slavonier, Dalmatiner und Istrier	1,614,934	
Bulgaren	13,780	
also Slaven überhaupt		15,170,612
Italiener	5,063,575	
Friauler	393,954	
Ladiner	8,642	
		5,466,171
Romanen (Walachen und Moldauer)		2,686,492
Magyaren		5,418,733
Albanesen		2,293
Armenier		17,384
Griechen und Macedo-Wlachen		10,000
Zigeuner		93,600
Juden		746,851
Gesammtbevölkerung .		37,593,096

Am 1. Januar 1849 erschienen in Oesterreich 355 Zeitschriften:

224 deutsche,
72 slavische: 31 tschechische, 20 polnische, 6 croatische, 8 slovenische und krainische, 2 slowakische, 2 ruthenische, 2 serbische, 1 dalmatinische,
33 italienische,
20 ungarische,
4 wallachische (romanische),
1 armenische,
1 hebräische.

X. Die Deutschen im Böhmerwald.

Nach Joseph Rank.

In dem westlichen Grenzgebirg Böhmens, im Böhmerwald, dessen höchste Gipfel der Heidelberg von 742, der Arberberg von 740 und der Rachelberg von 732 Klafter sind, finden sich besonders im klattauer Kreise deutsche Bewohner, welche durch die Abgeschlossenheit ihres Wohnsitzes manche Eigenthümlichkeiten bewahrt haben. Hier sind noch keine großartigen Gewerbsanstalten entstanden, die Bewohner beschäftigen sich mit dem Ackerbau, besonders mit dem Federhandel. Blondes Haar, das uralte Zeichen germanischer Abkunft, fällt hier zuerst auf. Es zeichnet die Jugend, besonders die männliche aus, so daß „Schwarzkopf" als Spitzname gilt. Musik ist hier, wie in dem tonreichen Böhmen überhaupt, sehr beliebt; der Jodler spielt eine große Rolle. Der Tanz wird leidenschaftlich geliebt; Geige, Flöte und Cimbel machen das Orchester, der Ländler bildet die Tanzweise, hat aber mit den böhmischen Nationaltänzen gar nichts gemein und gleicht fast

gänzlich den im Erzherzogthum Oesterreich üblichen Tänzen. Es findet unter diesen Landleuten ein sehr schönes Nachbarverhältniß statt. Wenn ein ärmerer Hausbesitzer zur Erntezeit wegen zu wenig Zugvieh oder Arbeiter in seinen Geschäften zurückbleibt, so unterstützt man ihn allseitig. Nicht selten nehmen in solchen Fällen erwachsene Bursche in der Nacht einen Wagen, spannen sich selbst vor und schieben an Rad und Leitern; wenn dann der Hausbesitzer früh Morgens seufzend aufsteht, um sein Getreide mühsam einzuführen, so liegt ein großer Theil in der Scheuer und ein wohlbefrachteter Wagen steht vor der Thür. Der deutsche Böhmerwäldler ist von den meisten Lasten frei, welche den Tschechen niederdrücken; er hat keine oder hie und da unbedeutende Frohndienste zu leisten und besitzt eigenthümliche Waldungen oder bezieht das nothwendige Holz zu einem Preise, der ausschließlich für ihn sehr günstig ist. Auf ihre Kleidung wenden die Böhmerwäldler viel, ihre Tracht ist malerisch, ihre Häuser sind meist aus dem im Ueberfluß vorhandenen Holze gezimmert; ihr Hausgeräth ist fern von Prunk. Bemerkenswerth ist, daß, — im Gegensatz zu den Dörfern des Böhmerwaldes, in welchen die Bevölkerung bereits gemischt ist, slavische und deutsche Elemente also friedlich verschmelzen, — hier Mischlingsheirathen nur selten vorkommen. Die Tschechen gehen viel bei Deutschen in Dienst, selten aber umgekehrt. Das „Fenstern," wie in Oesterreich und Steiermark, findet auch hier statt, doch unter strenger Aufsicht der Verwandten. Sehr eigenthümlich ist die Hochzeitsfeier. Alle Scenen, zu welchen die feierliche Handlung Veranlassung gibt, sind sinnig und zart. Scherz und Ernst wechseln hier auf eine wohlthätig anregende Weise. Auch die Volkspoesie, welche überhaupt im Böhmerwalde sehr im Schwung ist, hat theils im Bräutigam, theils im Hochzeitslader oder in andern Burschen interessante Vertreter. Ebenso merkwürdig ist der Brautsteuertransport, der drei Wochen nach der Hochzeit erfolgt, während welcher Zeit die Brautleute getrennt bei ihren Eltern leben. Erst nach der Hochzeit wird die Ausstattung besorgt und dann nach Ablauf der drei Wochen die vier schönsten Pferde der Gegend vor den sogenannten Kammerwagen gespannt, auf dem alles größere, meist buntbemalte Hausgeräthe aufgeschichtet ist, zu oberst Brautbett und

Wiege. Kleinere Gegenstände und zerbrechliche werden von den Freundinnen der jungen Frau getragen, welche in langem Zuge den Wagen umgeben, dessen muthige Pferde mit glänzendem Messingzierrath am Geschirr und rothen Tuchlappen aufgeputzt sind, sowie der Wagenlenker mit seidnen Bändern und einem mächtigen Blumenstrauß. Geht der Zug in ein anderes Dorf oder Gehöfte, wie meistens der Fall ist bei der Zerstreutheit der Wohnplätze in dem waldigen Gebirge, so haben auch die Bursche aus dem Heimatsdorf der jungen Frau ihre Rolle zu spielen, um den Schmerz darüber auszudrücken, daß sie die Heimat verläßt. Dies geschieht dadurch, daß sie den Weg mit Holzstäben sperren und den Hochzeitszug zwingen, mit einer kleinen Gabe sich den Durchlaß zu erkaufen. Hört man einen Guguck auf diesem Zuge rufen, so bedeutet es Reichthum für das junge Paar, Wachtelruf die Zahl der Kinder. Schlägt die Wachtel aus dem Getreide, so bedeutet es Segen, sitzt sie auf dem Rain zwischen den Feldern, so deutet es Unglück. Hört man donnern, so muß rasch die junge Frau den nächsten schweren Gegenstand zu heben suchen, was ihr Gesundheit und Körperkraft sichert. Bei der Einfahrt in ihren neuen Wohnort sperren die Mädchen dieses Dorfs dem Zug abermals den Weg und von neuem muß ein kleiner Tribut gezahlt werden, zugleich aber werden jene zur Befreundung eingeladen und folgen dem Zug, welchem der junge Gatte bis mehrere hundert Schritte von seiner Wohnung entgegenkommt. Die Begleiter beiderlei Geschlechts helfen dann bei der Einrichtung und verbringen mit Musik und Tanz den Abend. So haben an den Grenzen des deutschen Sprachgebiets so lebhaft, wie in wenigen andern deutschen Ländern, wo der freie deutsche Bauernstand nie ausgerottet war, wie in Westfalen, Friesland, Schleswig-Holstein u. s. w., merkwürdige alte Gebräuche sich erhalten, nur daß sie hier mehr südliche Sinnlichkeit und Phantasie athmen, als in jenen nüchternen Ländern. Zur Zeit des lieblichen Naturfestes Pfingsten drängen sich drei verschiedene Feste zusammen, ein religiöses, die Wallfahrt zu dem wunderthätigen Marienbilde auf den Heiligenberg bei Przibram, ein ursprünglich auf heidnisch-christlichen Aberglauben begründetes, jetzt zum Wettkampf der Dorfbursche gewordenes: der Hexentusch, und ein

ursprünglich den letztern Charakter tragendes, das Wettrennen. Der Herentusch ist halb im Scherz, halb im Ernst gemeint, denn das Volk glaubt noch an Heren, welche die Kühe Blut statt Milch geben machen und die Felder unfruchtbar zaubern, dennoch ist die Bildung schon zu weit gediehen, um anders als auf diese scherzhafte Weise den Heren entgegenzuwirken und oft mag die Here auch nur den Vorwand abgeben, diese beliebte Kraftäußerung anzustellen. Es werden nämlich eigene sehr lange Peitschen dazu angefertigt, welche mit beiden Händen gefaßt und in künstlichen wunderbaren Verschlingungen über dem Kopf geschwungen werden; die Hauptsache dabei ist, die Peitsche nicht zu verschlingen und den Knall am Schluß mit möglichster Stärke hervorzubringen. Tagelang vorher werden am Abend in den Waldschluchten, welche den besten Widerhall geben, Vorübungen vorgenommen und es tönt wie Gewehrfeuer durch die stille Nacht. Zur Hauptaufführung aber schleichen 10—12 Bursche nach dem Abendläuten sich an das Haus einer angeblichen Here, erheben plötzlich ihr betäubendes Getöse und erfreuen sich am Jammern oder Zanken der Alten über solche Störung. Einen ähnlichen derben Charakter tragen die Festlichkeiten des Wettrennens, wobei der angestellte Spaßmacher die Hauptrolle spielt. Er ist seltsam herausgeputzt und reitet das schlechteste Pferd, was aufzutreiben ist. Dieses wird dadurch seltsam verunstaltet, daß an seinem Hintertheil aus Stroh ein Kopf und Hals angebracht ist, während ein aus Stroh geflochtener Schweif über seine Augen herabhängt. Diese Verkehrung seiner Gestalt erregt bei den komischen Sprüngen, zu denen der Spaßmacher sein Reitthier spornt, die allgemeine Heiterkeit der Zuschauer. Die Wettreiter selbst sitzen in malerischer leichter Tracht mit kleinen Mützen, leicht umgebundenen Halstüchern und bloßen Beinen auf den kräftigen, mit bunten Bändern geschmückten Pferden ohne Sattel. Auf einen Flintenschuß reiten die Wettkämpfer ab, unter lebhaftester Theilnahme der Zuschauer, welche hohe Wetten eingehen. Die Preise sind Kleidungsstücke und Stoffe dazu, verschiedenen Werths, angekauft aus Beiträgen der Wettrenner.

Ernster ist die Geselligkeit bei Todesfällen, wo die Leiche in einer Kammer im Hause bleibt und drei Nächte lang in der Wohnstube der

Familie Gesellschaft geleistet wird, während beständig eine Wache bei der Leiche ist. Bei männlichen Leichen wird der ärmste Greis des Dorfes, bei weiblichen die ärmste alte Frau als Leichenbitterin herumgeschickt und in jedem Hause reich beschenkt.

XI. Die deutsche Sprachinsel Gottschee in Krain.

Ueber den Ursprung des deutschen Spracheilandes Gottschee führt Zeuß (die Deutschen und die Nachbarstämme. München 1837. S. 589) folgendes an: Procop und Cassiodor nennen in der Nähe der Save Schwaben, Wolfgang Lazius (Arzt in Wien und kaiserl. Historicus: de migrationibus gentium, Basil 1572. fol.) behauptet, noch zu seiner Zeit wohnten Trümmer der einst zwischen Save und Istrien herrschenden Schwaben mitten unter Slaven in dem Städtchen Gottschee und zahlreichen Weilern in einer waldigen Gegend (d. h. Gocz-he) und bewahrten noch damals die schwäbische Sprache; Zeuß dagegen meint, die Suabioi des Procop seien aus Savioi d. h. Anwohner der Save, verdorben. Constantinus Porphyrogeneta spricht von Gutzisca-Gottschee. Aus Unkenntniß der richtigen slavischen Ableitung hat man, z. B. Schönleben, auch den Namen von den Gothen hergenommen und das Ländchen für eine Colonie der Gothen erklärt, von deren Sprache die Mundart des Völkchens keine Spuren zeigt. Wegen der zahlreichen Widersprüche, die bei allen bisher versuchten Ableitungen der Gottscheer sich ergeben, erklärt Zeuß dieselben am wahrscheinlichsten für Abkömmlinge der oberdeutschen Vandalen, die vor ihrem Zuge durch Europa über ein halbes Jahrhundert in Pannonien saßen, was noch dadurch Bestätigung erhält, daß bei Procop wirklich von einem in den alten Sitzen zurückgebliebenen Reste der Vandalen die Rede ist, welcher nach Karthago zu Geiserich Gesandte schickte. Ein Volk der Juduskaner kommt bei Einhard (Annales an. 818) zur Zeit Ludwigs des From-

men an der Kulpa vor, doch weiß man weiter nichts von demselben. Namen und Lage passen auf Gottschee. „Gegen die Annahme" fügt Zeuß hinzu, „daß die Gottscheer eine spätere deutsche Ansiedelung seien, läßt sich das frühe Vorhandensein derselben nachweisen." Dagegen meint Professor Xaver Richter in Laibach (Hormayr's Archiv 1824. Nro. 32, 33), dieses in Sitte, Sprache und jeder Volksthümlichkeit (die weibliche Tracht ausgenommen), deutsche Völkchen der Gottscheer, Gottscher, Chotzchevie, Hotzchevie, Hotzchevarie seien freysingische Colonisten aus Tyrol oder aus dem lurngauischen Chats, Katsch, Kötsch, Kätsch, Götsch, Gätsch. Urkundlich sandte Freysing aus seinen tyrolischen Ländereien Ansiedler nach seinen krainischen Besitzungen, z. B. nach Feichting und Zarz bei dem ehemals freysingischen Lack, deren Einwohner nach Valvasor (die Ehre des Herzogthums Krain, Laibach. 1689. fol.) von den Anwohnern nicht verstanden wurden. Zwar ist über den freysingischen Besitz von Gottschee nicht gerade eine freysingische Urkunde vorhanden, wohl aber über den von vielen umliegenden Orten, welche noch jetzt Gottschee als Grundherrschaft erkennen, und wir wissen, daß Freysing über die Kulpa bis nach Istrien hinein begütert war. Gottschee gehörte ursprünglich zu Croatien und wurde erst später von Deutschen erobert. Freiherr von Ankershofen, Director des Geschichtsvereins für Kärnten in Klagenfurt, hat mich brieflich auf die eben angeführte Stelle aufmerksam gemacht, und fügt folgendes Urtheil über Richters Ansicht hinzu: „Die hierin aufgestellte Ansicht, daß die Ahnen der Gottscheer aus freysingischem Besitzthum nach freysingischem Gute in Krain übergesiedelt wurden, hat historische Gründe für sich. Sollten jedoch diese Ansiedler früher auf dem Prädium Chasse, welches Kaiser Heinrich II. am 10. Mai 1007 nach Freysing vergab, gesessen haben, so müßte man die Gottscheer als Abkömmlinge von Kärntnern bezeichnen, da das genannte Chatse als in Provincia Carinthia gelegen angegeben wird und offenbar das heutige Rauhen-Katsch ist, welches an der Straße liegt, die durch das Katschthal und über den Katschberg aus Kärnten nach Salzburg führt. H. Berghaus hat in seiner Beschreibung von Deutschland, Stuttg. 1839, S. 893, da wo er Gottschee erwähnt, nicht einmal die Angabe, daß hier Deutsche

wohnen!!! Ihre Anzahl setzt Schaffarik auf 21,000 in acht Pfarreien. Wie sie geographisch zwischen den Sieben-Gemeinden und den Siebenbürgischen Sachsen liegen, so auch sprachlich: „Vuter inser, der du bishht im Himmbel, geheiligt siht dein Nuhmen, zue kumm insh dein Reich; dein Billen geschehen, bie im Himmbel, alshho auef Jerden! Gieb insh heint insher taiglaines Bruat und vergieb insh inshere Schulden, alsh auch bier vergaben insheren Schuldigiarn, und führ ins ette in die Vershuechung, shonder erliashe insh von den Uiblan. Amen."

XII. Das belgische Staatsdeutsch in Lutzenburg.

(Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft. Jahrg. 1847. Heft 2.)

Der Artikel 10 der belgischen Hauptinstruction vom 30. Juni 1846 verordnet, daß die Volkszählungszettel französisch oder vlämisch, je nach der Sprache abgefaßt sein sollen, welche in jeder Oertlichkeit herrsche. Die deutsch redenden Gemeinden, welche im belgischen Lutzenburg auf der Hochebene von Arlon und in den nach Deutschland abziehenden Flußthälern der Sauer und Wiltz wohnen, hat man nicht beachtet, sondern ihnen französische Zettel zugeschickt. Erst ein Bericht des Statthalters von Lutzenburg unterrichtete die Regierung, daß hier kein französisch verstanden werde und nun entschloß man sich, in Arlon die Aufnahmezettel ins Deutsche übersetzen und drucken zu lassen. Wie dies geschehen, lehren folgende Proben:

Le déclarant indiquera l'étendue des terres consacrées à chaque espèce de produits, en n'ayant égards qu'aux faits accomplis au moment où l'enquête a lieu.	Der Deklarant soll die Größe der Felder nach jeder Art Produkt angeben mit Besichtigung der gänzlichen Thatsachen beim Augenblick der Untersuchung.

Ferner:

Indiquer par le mot oui les enfans qui reçoivent l'instruction primaire dans les écoles — à domicile[1]).	Anzeigen durch das Wort ja die Kinder, welche genießen des Privatunterrichts in den Schulen — ihres Wohnsitzes.

[1]) Zwei verschiedene Spalten mit zwei sich ausschließenden Categorien: Schul- oder Privatunterricht.

Bei der „Statistik der Gewerbekunde", wie die statistique industrielle genannt wird, wird verlangt, es solle der Deklarant

indiquer celle qui est assujettie au droit de patente le plus élevé.

als Hauptgewerbe angeben, welches auf dem Patentenrecht am höchsten steht.

Quels sont l'espèce et le nombre des ustensiles ou appareils qui sont de nature à faire apprécier l'importance de cette industrie?

Welche ist die Art und Zahl der Geräthe oder Vorrichtungen, welche ihrer Natur nach die Wichtigkeit eures Gewerbes möglich macht.

u. s. w.

Nach der am 19. Sept. 1847 erlassenen Aufforderung zur Uebernahme der Lieferung neuer Civilstandsbücher könnte es scheinen, als ob das Ministerium daran gedacht habe, die Sprache der deutschredenden Gemeinden bei denselben zu berücksichtigen. Denn es heißt dort: le texte des registres de population sera français, flamand ou allemand selon les indications qui seront données aux adjudicataires. Allein diese Anweisungen sind in Wirklichkeit ohne Beachtung des Deutschen erfolgt: es gibt nur französische und vlämische Familienregister; in den deutschredenden Gemeinden werden französische gebraucht.

Fallati.

XIII. Die deutschen Colonien in Südrußland.

Mit einer Karte. Mitgetheilt von Hrn. Walther, in Kesselstadt bei Hanau, früher k. preuß. Consul in Odessa.

Plan der Kolonien in Südrußland. Herausgegeben von J. Wiebe aus Tiege. (Ohne Ort und Jahr.)

Auf der genannten Karte findet sich, ebenfalls ohne Jahreszahl, ein „Auszug aus der Statistik dieser Kolonien," den wir hier mittheilen.

Statthalterschaft.	Jekaterinoslaw						Taurien				Cherson			Bessarabia
Kreis	Novo Moskowsk 1		Jekaterinoslaw 2		Alexandrowsk 3	Mariupol 4	Orechow (Melitopol) 5			Simpheropol 6	Cherson 7	Elisabethgrad 8	Odessa 9	Ismail 10
Bezirk oder Gebiet	Kronsgarten	Josephthal	Chort z	Jamburg	Chortiz	Mariupol	Molotschna	Molotschna	Berda	Krimm	Berislaw	Elisabethgrad	Odessa	Ismail
Benennung der Angesiedelten	Mennoniten	Deutsche Colonisten	Mennoniten	Deutsche Colonisten	Mennoniten	Preußische Colonisten	Mennoniten	Deutsche Colonisten	Würtembergische Colonisten	Deutsche Colonisten	Schwedische Colonisten	Danziger Colonisten	Deutsche Colonisten	Deutsche Colonisten
Dörfer	1	2	16	1	1	18	42	22	3	9	4	1	34	15
Seelen	170	823	4251	423	266	3371	7768	6645	623	1804	679	352	16920	8681

Anmerkung. Die Mennoniten sind aus den Weichselniederungen in Westpreußen, größtentheils aus den Marienburgischen Werdern ausgewandert. Die übrigen deutschen Colonisten bestehen größtentheils aus Würtembergern, Badnern und Westpreußen.

Die Colonien nach den einzelnen Kreisen sind folgende:

1. Kreis Novomoskow: Am linken Dnjepr-Ufer bei Novomoskow: Josephsthal, Ribalsk, Kronsgarten (Menn.), alle drei an der Mündung des Samaraflusses.

2. Kreis Jekaterinoslaw. Am rechten Dnjepr-Ufer, der Stadt Alexandrowsk gegenüber, die Mennonitendörfer Neuhorst, Neudorf, Neuburg, Kronsweide, Schönhorst, Chortitz, Einlage, Rosenthal, Rosengart, Kronsthal, Osterwick, Bärwalde, Schönberg, Blumengart, Unter-Chortitz und die Insel Chortitz.

3. Kreis Alexandrowsk. Am linken Dnjepr-Ufer, südlich von der Stadt Alexandrowsk: Schönwiese, 1 Mennonitendorf.

4. Kreis Mariupol. Nördlich von der Stadt Mariupol 18 deutsche Colonien: Elisabethdorf, Tiegergart, Tiegenort, Neuhof, Mierau, Eichwald, Kaiserdorf, Jütland, Reichenberg, Tiegenhof, Kampenau, Kronsdorf, Kirschwald, Wickerau, Grünau, Rosengart, Rosenberg, Schönbaum.

5. Kreis Orechow. a) Am linken Ufer der Molotschna 42 Mennonitencolonien: Halbstadt, Petershagen, Ladekopp, Montau, Tiegenhagen, Schönau, Fischau, Lindenau, Lichtenau, Blumstein, Münsterberg, Altona, Orloff, Tiege, Blumenort, Rosenort, Tiegerweide, Lichtfeld, Neukirch, Prangenau, Elisabeththal, Alexanderthal, Schardau, Pordenau, Marienthal, Steinbach, Rückenau, Marienau, Rudnerweide, Sparrau, Franzthal, Pastwa, Großweide, Fürstenwerder, Alexanderwohl, Friedensdorf, Gnadenheim, Wernersdorf, Felsenthal, Liebenau, Schönsee, Fürstenau.

b) Am rechten Ufer der Molotschna 22 deutsche Colonien: Blumenthal, Grünthal, Heidelberg, Tiefenbrunn, Walldorf, Rosenthal, Alt- und Neu-Montal, Friedrichsfeld, Neudorf, Hochstädt, Molotschna, Hoffenthal, Alt- und Neu-Nassau, Leitershausen, Kostheim, Weinau, Wasserau, Reichenfeld, Karlsruhe, Durlach.

c) An der Mündung des Berda-Flusses die Colonie Neuhoffnung.

d) Nordwestlich von Neu-Taganrok am Obitschna-Fluß die Colonien Neuhoffnungsthal und Rosenfeld.

6. Kreis Simpheropol.

a) Am Endol-Fluß zwischen Karasu-Basar und Arabat die Colonie Zürchthal und Heilbrunn.

b) Nördlich von der Stadt Alt-Krimm die gleichnamige Colonie.

c) Südlich von Feodosia am Meer die gleichnamige Colonie.

d) „ „ Sudag „ „ „ „ „

e) Südwestlich von Simpheropol am Bugalenk-Fluß die Colonie Kronsthal.

f) Südwestlich von Karassu-Basar die Colonien Friedthal, Neusatz, Rosenthal.

7. Kreis Cherson. Am nördlichen Dnjepr-Ufer bei Bereslaw. Schlangendorf, Mühlhausen, schwedische Colonie, Klosterdorf.

8. Kreis Elisabethgrad. Westlich von der Stadt Elisabethgrad die Danziger Colonie.

9) Kreis Odessa.

a) Bei Grigoriupol, nördlich Glücksdorf, Neudorf, Berdorf, südlich Kassel, östlich Hoffnungsthal.

b) Oestlich von Tiraspol: Elsaß, Straßburg, Sulz, Baden, Mannheim, Kandel.

c) Nördlich von Otschakow: Mannheim, Rastadt, Neu-Rastadt, Worms, Waterloo, Rohrbach, Stuttgart, Speier, Friedrichsthal, Landau, Karlsruhe, Johannisthal, Sulz.

d) Nördlich von Ovidiopel zwischen dem Liman und dem Meer: Freudenthal, Josephsthal, Petersthal, Marienthal, Franzfeld, Neuburg, Alexanderhülf, Groß- und Klein-Liebenthal, Lustdorf.

10. Kreis Ismail. Nördlich vom Kunduk-See an den Flüssen Kogalnick und Sarata: Leipzig, Kulm, Borodino, Tarutino, Beresina, Klastiz, Klein Jaroslaw, Krasna, Katzbach, Paris, la Fère Champenoise, Arcis, Brienne, Sarata, Teplitz.

Die Deutschen, welche jetzt die Krimm bewohnen, sind nicht die ersten Germanen gewesen, deren Sprache dort gehört wurde. Augerius Busbequius fand noch 1569 bei seiner türkischen Gesandtschaftsreise deutsche Wörter, von der Herrschaft der Gothen her, in der Krimm im Gebrauch, z. B. broe (Brod), blut, stuhl, hus (Haus), wingart (Weingarten), regen, bruder, schwester, alt, wintsch (Wind), silvir (Silber), goltz (Gold), kor (Korn), salt (Salz), tag, oegene (Augen), bars (Bart), handa, boga, rink oder ringo, brunna, wagen, apel, schieten (schießen), schlipen (schlafen), kommen, fisct (Fisch), hoof (Haupt), sune (Sonne), mine (Mond), singen, lachen, gehen. Vergl. Busbequii legationis turcicae Epistolae, IV. Francof. 1595. p. 259. 260. Maßmann in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum I. 345.

XIV. Die deutschen Auswanderer in Bulgarien.

Von Adam Sievert, ehemaligem k. k. Consulatskanzler.

Im Spätherbst des Jahres 1842 kamen etliche 30 Familien deutscher, aus dem Badischen stammender Auswanderer aus der Gegend von Akjerman in Südrußland nach Galatz (Moldau). Sie hatten, weil sie nicht geneigt waren, sich der Wehrpflichtigkeit in Rußland zu unterwerfen, sich zur Heimkehr nach Deutschland entschlossen und dazu russische Pässe erhalten. In Galatz angelangt, suchten sie jedoch, aus Besorgniß vor dem nahen Winter, eine Zuflucht in der Moldau. Es wurde ihnen daselbst die Aufnahme unter der Bedingung zugesagt, daß sie gleich den Eingebornen sich zur Leistung der gesammten Steuern und Abgaben, der Robot und Wehrpflicht verbindlich machten.

Da sie dazu sich nicht verstehen, sondern die deutsche Unterthanenschaft und Nationalität aufrecht erhalten wollten, und ihre geringe

Baarschaft aufgezehrt war, so entschlossen sie sich, durch Beisteuern unterstützt, jenseits der Donau bei Reschid-Pascha, Statthalter von Ruschtschuk, Aufnahme zu suchen. Dieser hatte ihnen Belassung des deutschen Unterthanenverhältnisses, für jede Familie 45 niederösterreichische Joch (1600 Geviertruthen = 1 Joch) an Grundeigenthum, alles Material zu Gründung einer eigenen Niederlassung, Abgabenfreiheit auf 10 Jahre und freie Ausübung ihrer Religion zugesichert. Während des Winters sorgte Reschid-Pascha für ihre Unterkunft und bis zum Frühjahr 1843 waren ihnen so viel Deutsche auf demselben Wege nachgefolgt, daß ihre Gesammtzahl sich auf 100 Familien belief.

Bald indeß ward Reschid-Pascha abberufen und zur Unterdrückung eines Aufstandes nach Albanien gesandt. Sein Nachfolger Hafis-Pascha brachte im März 1844 ganz andere Bedingungen mit. Die deutschen Einwanderer sollten nur aufgenommen werden, wenn sie Rajah's werden und zu je fünf Haushaltungen in bulgarischen Dörfern sich ansiedeln wollten, um den Einwohnern als Muster der Landwirthschaft zu dienen. Diese Bedingungen wollten sie nicht annehmen und gingen über die Donau zurück, dort aber legten die wallachischen Bojaren, unedelmüthig ihre Noth benutzend, ihnen noch härtere Bedingungen auf, als zuerst schon die Moldauer gethan, so daß mehrere Familien das Anerbieten der Türken annahmen, abermals über die Donau gingen und Rajah's wurden; von der Militärpflicht blieben sie frei. Die Vortrefflichkeit des Klimas und die Fruchtbarkeit des Bodens, sowie die genaue Erfüllung der Verbindlichkeiten von Seiten der türkischen Regierung veranlaßte die übrigen Deutschen, ihnen zu folgen, und so sind diese Deutschen seit 1844 theils in der Stadt Tultscha an der Donau, theils in den umliegenden Ortschaften im Besitze von Haus und Hof und weitläufigen Grundstücken und vertragen sich gut mit ihren Umwohnern, denen sie als Muster in der Landwirthschaft voranleuchten. —

XV. Die beiden deutschen Siedelungen Economy in Pennsylvania und Zoar in Ohio.

Von Dr. K. J. Clement.

Die Cooperativ-Communitäten in Amerika, das sind die nach dem Grundsatz der Gemeinschaftlichkeit gegründeten und bestehenden Gemeinden, haben die Thatsache erwiesen, daß eine Anzahl von Familien friedlich und bequem zusammen leben können, während sie gemeinschaftlich die Früchte ihrer gemeinschaftlichen Anstrengungen genießen. So lehrt der englische Verfasser des neulich in London anonym erschienenen Buchs über „Amerika verglichen mit England.“ Zu den Gemeinden dieser Art in den Vereinigten Staaten von Amerika gehören die deutschen Gründungen Economy und Zoar. Der erwähnte Verfasser des Buchs über England und Amerika theilt folgende Beschreibung von Zoar mit, die er einem Amerikaner verdankt, welcher diese deutsche Colonie im März 1848 besuchte.

Vor etwa 40 Jahren kam Jacob Bäumler (vgl. Germ. I. 38) mit ungefähr 200 Begleitern von Deutschland nach Philadelphia, in der Absicht, eine Gemeinde nach dem Gemeinschaftlichkeits-Princip im Innern Amerikas zu gründen. Sie gehörten alle einer und derselben christlichen Religionspartei an. Zur Zeit ihrer Ankunft in Philadelphia hatten sie kein Geld mehr, aber ein Herr in dieser Stadt lieh ihnen im völligen Vertrauen in ihre Ehrlichkeit 12000 (amerikanische) Thaler, womit sie nach dem Staat Ohio gingen und den größten Theil des Geldes auf Ankauf einer großen Strecke vortrefflichen Landes verwendeten in der Wildnis unweit Chillicothe am Scioto, einem Nebenfluß des Ohio. Sie nannten ihren Ort Zoar. Sie erlitten große Entbehrungen und Mühseligkeiten während der ersten wenigen Jahre ihrer Sie-

delung, und da es nothwendig war, alle Kräfte des Gemeinwesens beim Häuserbau, Lichtung des Waldes und Herbeischaffung von Nahrungsmitteln anzustrengen, so ward einmüthig beschlossen, daß die verheiratheten Personen sich so lange des geheimen Umgangs enthalten sollten, bis die Lage der Colonie von der Art sein würde, daß die Kindererziehung der gemeinsamen Wohlfahrt nicht hemmend in den Weg träte.

Nach Verlauf von drei Jahren war die Gemeinde so weit gediehen, daß dieses Zwangsgebot aufgehoben ward. Nach fünfzehn Jahren ward dem Herrn in Philadelphia sein Capital mit Zinsen zurückgezahlt, und die Colonie bot die Erscheinung von Wohlstand und Behaglichkeit dar. Sie haben, mit Ausnahme des oben erwähnten Darlehns, niemals Schulden gemacht. Sie sind gegenwärtig Eigenthümer von mehr als sechs tausend Ackern reichen Landes, nebst einer Oelmühle, Kornmühle, Sägemühlen, Krämpelmaschinen und Factoreien mancherlei Gattung. Der Werth ihres Eigenthums beträgt nicht weniger als zwei Millionen Dollars. Verheirathung ist erlaubt ohne Zwang, allein zufolge des zuvor angedeuteten einstweiligen Verbots und der Mühseligkeiten, welche die Gemeinde anfangs zu leiden hatte, hat sich ihre Zahl nicht bedeutend vermehrt. Sie haben Schulen für ihre Kinder, worin alle Anfangsgründe einer gewöhnlichen Erziehung gelehrt werden. Während des Winters von 1847—1848 hielten sie sich einen Gesang-Lehrer von anderswoher, und sie fangen an, ihre Gedanken mehr auf intellectuelle Cultur und Verfeinerung zu richten.

Sie leben familienweise in abgesonderten Wohnungen. Die Wohnungen sind in einem Dorf im Mittelpunkt des Landguts. Sie haben Vorrathshäuser für ihre Lebensmittel und Manufactur-Artikel, und auch ein Waarenhaus zum Verkauf solcher Sachen, deren die Gemeinde nicht bedürftig ist. Für das aus den Verkäufen gehobene Geld schaffen sie sich diejenigen Bequemlichkeits-Artikel an, die sie selbst nicht erzeugen, und kaufen sich dafür von Zeit zu Zeit noch mehr Land hinzu. Die Wohnungen sind nett, reinlich und bequem, und ihre feldwirthschaftlichen Gebäude sehen so hübsch und zweckmäßig aus, daß keine andern im Staat denselben hierin gleichkommen.

Jede Person hat ihr von den Aufsehern oder Directoren, die auch

selbst arbeiten, ihr zugewiesenes Werk. Jeder erhält seine Lebensmittel unbeschränkt aus dem gemeinsamen Vorrathshause. Alle sind angenehm gekleidet. Ein Ort zum Gottesdienst ist da, wo sie sich am Sonntage versammeln. Etwas wie Berauschung ist in der Gemeinde unbekannt. Heirathen werden immer in der Kirche vollzogen. Die Gemeinde wählt den Schatzmeister, die Magazinverwalter und andere Beamten. Alle Mitglieder der Gemeinde arbeiten, und sie stehen alle mit einander auf dem Fuß völliger Gleichheit. Die Gesundheit dieser Leute ist so gut, daß sie selten einen Arzt brauchen.

Jedermann von gutem sittlichen Charakter und verwandtem religiösen Sinn kann in die Gemeinschaft aufgenommen werden auf einjährige Probe und entweder mit oder ohne sein Vermögen. Wenn er sein Vermögen einbringt, so wird es von dem Säckelmeister entgegengenommen und der Betrag in seinen Büchern beglaubigt. Nach Jahresfrist wird die Person aufgefordert zu entscheiden, ob sie Gemeindemitglied auf Lebenszeit werden will, und die Gemeinde wird aufgefordert sich darüber zu erklären, ob sie willens ist, sie aufzunehmen. Wünscht sie nicht zu bleiben, oder ist die Gemeinde mit ihr-nicht zufrieden, so erhält sie den Geldbetrag, mit sechs Procent Zinsen, und verläßt den Ort. Brachte sie kein Geld mit, so nimmt sie nichts mit als ihre Kleider. Zieht sie sich vor Ablauf eines Jahres zurück, so erhält sie ihr Kapital ohne Zinsen. Jeder kann seine Familie mitbringen, wenn er will. Wenn nach Jahresfrist der Ansuchende wünscht, ein beständiges Mitglied der Gemeinde zu werden, und von ihr aufgenommen ist, so geht sein Vermögen in den allgemeinen Fond über, und er genießt alle Rechte und Freiheiten der andern Mitglieder. Jedes Mitglied kann zu jeder Zeit aus der Gemeinschaft scheiden, doch wenn ein Mitglied nach dem Probejahr austritt, so hat es kein Recht auf irgend ein Eigenthum von der Gemeinde, sondern die Gemeinde wird ihm als ein Geschenk so viel geben, als sie unter den gesammten Umständen für recht hält, was ihrer Wahl gänzlich überlassen ist. Sehr wenige, wenn irgend welche, Amerikaner haben sich ihr angeschlossen, und sehr wenige oder keine von den Mitgliedern sind je ausgetreten. Einige dürftige Fremde sind Mitglieder geworden, meistens Frauensleute.

Vor einigen Jahren zerstörte ein Feuer theilweise ein benachbartes Dorf. Früh am nächsten Morgen sah man einen vierspännigen mit Lebensmitteln und Kleidungsstücken beladenen Wagen von Zoar kommen zur Hülfe der Nothleidenden. Bei solchen Gelegenheiten ist die Gemeinde stets voran gewesen, wo es galt, Kummer und Elend zu lindern.

Das schöne Dorf Economy liegt in Beaver County in Pennsylvanien am Ohio, einige Miles unterhalb Pittsburg. Es ist einzig und allein von der Secte der Harmonisten bewohnt, unter dem berühmten deutschen Rapp. Von ihm, dem Gründer, heißen sie Rappisten. Harmonisten heißen sie von dem Ort New Harmony oder Harmony in Posey County im südwestlichen Theil von Indiana am Wabash, wo sie sich zuerst angesiedelt hatten. Das Dorf, heißt es in dem „Book of the United States," ist regulär gebaut und hat rechtwinkelige Straßen. Industrie ist das Charakteristische seiner Bewohner, welche deutschen Ursprunges sind. Das Eigenthum hat den Zweck der Gemeinschaftlichkeit, obgleich die gesetzliche Besitzart desselben in den Händen des Oberhaupts sein soll. Der Weinbau ist bedeutend. Der Verkehr mit der benachbarten Gegend nimmt immer mehr zu, und die Kolonie gedeiht. Die Zahl der Bevölkerung betrug im Jahre 1840 an 1283.

Nach Buckinghams Beschreibung der Rappisten-Economy, welcher dieselbe im Jahre 1839 besuchte, verblieben die Rappisten ungefähr 10 Jahre in ihrer ersten Siedelung Harmony in Indiana, während welcher Zeit sie ein kleines Städtchen bauten mit einer großen Kirche, und da sie sich immer mehr von Deutschland aus vermehrte, betrieben sie Ackerbau und Viehzucht mit dem größten Erfolg, und begannen kleine Unternehmungen in häuslichen Manufacturarbeiten. Doch man fand an diesem Fleck manches auszusetzen, obgleich von denen, welche dort lebten, und von welchen ich viele gesprochen, sagt Mr. Buckingham, als ungemein schön und fruchtbar beschrieben wird. Im Frühling wurden die reichen Wiesen von kleinen Würmern in solcher Menge im hohen Grase heimgesucht, daß sie die „army worms" genannt wurden, im Sommer waren die Moskitos unerträglich, und im Herbst herrschten

Fieber. Die Rappisten also beschlossen, zum zweitenmal zu ziehen, sobald als sich Gelegenheit zum Verkauf ihrer Grundstücke und Wohnungen darbieten sollte.

Um diese Zeit ereignete es sich, daß Robert Owen von Lanark nach einem solchen Fleck Landes suchte, in der Absicht eine Cooperativ-Gemeinde zu gründen nach dem Grundsatz Rapps, so weit als eine Gütergemeinschaft in Betracht kam, von welchem er aber sowohl in dem wesentlichen Punkt der Religion als in Sachen der Subordination, Auctorität, Arbeit, Disziplin und in manchen andern Einzelheiten völlig abwich. Owen kaufte die Colonie New Harmony, welche ungefähr 20,000 Acker Landes umfaßte, und bewog eine Anzahl Leute aus England, ihm dorthin zu folgen, und einzelne Amerikaner, sich mit ihnen zu vereinigen. Er zahlte für Land, Haus und Stock nur 105,000 Dollars. Doch diese neue Gemeinde dauerte, wie es heißt, nicht einmal ein Jahr lang.

Nach Buckinghams Zeugniß bestand die Bevölkerung von Economy im Jahre 1839 aus 500 Personen mit 100 Häusern, und das Vermögen der Gemeinde war 100,000 Pfund Sterling werth, oder das Eigenthum jedes Einzelnen 200 Pfund Sterling. Zu Economy ist eine Kirche, ein Museum, eine Wollen-Factorei, eine Baumwollen-Factorei und Packhäuser oder Magazine für die verschiedene Verbrauchs-Artikel in der Gemeinde, sammt einem Gasthaus für Fremde.

Die Bedingungen der Aufnahme in die Gesellschaft sind Glaube an die Lehren des Christenthums nach dem Verständniß der lutherischen Kirche, nämlich an die Dreieinigkeit, Erbsünde, das Versöhnungsopfer, die Heiligung durch die Gnade und die Rechtfertigung durch den Glauben, zugleich mit der Verpflichtung, zu leben wie die ersten Apostel, welche „alle Dinge gemeinschaftlich hatten.“ Dieser Glaube, gepaart mit dem Charakter der Redlichkeit, Strebsamkeit und Enthaltsamkeit, und einer erklärten Bereitwilligkeit, jedem Anspruch auf individuelles Eigenthum zu entsagen, und sich nach den Regeln und Anordnungen der Gemeinschaft zu richten, sind die einzigen Erfordernisse zur Aufnahme.

Die Gemeinde wird von dem Präsidenten Rapp und einem Rath

von Aeltesten regiert. Von den Aeltesten und Oberaufsehern wird die Bevölkerung zu den verschiedenen Arbeiten classificirt und angewiesen, wozu jeder erforderlich und meistbefähigt ist. Eine gewisse Anzahl Leute sind zu Feldarbeiten bestimmt, ein anderer Theil zur Wollenfactorei, einige zu Bau- und Zimmerarbeit, andere zur Verfertigung von Hüten, Schuhen und Schmiedewerk sowohl als Hausgeschirr und Möbeln. Die Frauensleute sind beschäftigt in der Baumwollenfactorei bei Verfertigung von Kleidung und mit der Besorgung der Haushaltung und häuslichen Arbeit, und den wenigen Kindern, von denen sie in den leichteren Arbeiten unterstützt werden, lehren sie die einfachen Anfangsgründe im Lesen und Schreiben.

Die Familien, wie sie genannt werden, leben in Abtheilungen, deren Zahl je 5 bis 7 ausmacht, in abgesonderten Wohnungen, selten oder nie alle eines und desselben Geschlechts, sondern nach dem Verhältniß der Mannsleute zu den Frauensleuten, welches in der Gesellschaft das gewöhnliche ist, nämlich wie drei zu zwei, aber nicht in der Ehe. Herr Rapp war verheirathet, als er die Gemeinde gründete, und seine Frau, Sohn und Tochter begleiteten ihn nach Amerika und lebten mehrere Jahre mit ihm. Frau und Sohn sind beide seitdem gestorben, aber die Tochter und Enkelin leben noch und führen Herrn Rapp die Haushaltung. Der ehelose Stand, obgleich derselbe nicht zur positiven Bedingung der Mitgliedschaft gemacht worden, ist doch aus Gründen, die St. Paulus gibt, so nachdrücklich anempfohlen, daß es nur wenige verheirathete Familien in der ganzen Gemeinde gibt, die des Arztes und einige andere. Die Beispiele sind sehr selten gewesen, daß Leute den Wunsch geäußert, sich zu verheirathen. So oft sie dies gethan haben, ist es ihnen erlaubt und die Ehe durch eine religiöse Ceremonie geheiligt worden, aber gewöhnlich haben solche Leute entweder zu der Zeit oder nachgehends die Gemeinde verlassen und sind in die Welt gegangen.

Kein Beispiel von verbotenem Umgang oder Verführung hat stattgefunden, so lange als die Gesellschaft bestanden hat, die im Jahre 1805 gegründet ward, kein gewaltthätiges Verbrechen, kein Diebstahl und keine Trunkenheit sind bei irgend einem einzigen Mitglied der Gemeinde

vorgekommen von ihrer ersten Bildung an bis zu der gegenwärtigen Zeit.

Da das Vermögen gemeinschaftlich besessen wird, so fordert kein Einzelmitglied irgend etwas als sein Eigenthum, und da unter ihnen weder etwas gekauft, noch verkauft wird, so ist natürlich das Geld unnöthig. Es sind Vorrathshäuser von mancherlei Beschaffenheit vorhanden für die verschiedenen Artikel im täglichen Verbrauch, so z. B. Lebensmittel allerlei Art, Kleidung, Hausgeräth u. s. w., alle einfach, zuträglich und dauerhaft, und jeder dieser Vorräthe ist unter die Aufsicht einer geeigneten Person gestellt. Zu festgesetzten Zeiten am Tage oder in der Woche geht der Proviantmeister für jede Familie ins Magazin und besorgt solche Artikel, als erforderlich sein sollten, und es findet keine Beschränkung der Quantität statt. Erfahrung gibt bald eine Art Maßstab muthmaßlichen Auskommens, und dieser steht gewöhnlich im richtigen Verhältniß zu dem regelmäßigen Verbrauch, worüber hinaus sich keine Versuchung weder aufzusparen, noch zu vergeuden findet. Da für einen jeden immer genug ist, so gibt es keine Besorgniß vor Mangel, und da die Gewohnheit der Sorgfalt und Sparsamkeit beides durch Vorschrift und Beispiel eingeführt ist, so würde Verschwendung für sündlich gelten und kommt nie vor. Es ist derselbe Fall mit Kleidern wie mit Lebensmitteln. Nur gewisse Kleidungsartikel, alle dauerhaft und gut, aber einfach in Form und Farbe, werden gefertigt, für Mannsleute und Frauensleute, aus Stoffen, die man am Orte selbst webt und macht, und so oft jemand eines solchen Anzugs benöthigt ist, braucht er sich nur an das Magazin zu wenden, um denselben ohne Geld und ohne Preis zu erhalten.

Personen, die auf solche Weise eines vollen und hinreichenden Vorraths von guter Nahrung, guter Kleidung, bequemen Obdachs und eines gleichen Antheils an allen socialen Privilegien oder Anhäufungen von Eigenthum innerhalb der Gemeinde, welche die Früchte dieses Systems sein mögen, versichert sind, geben freudig ihre Arbeit als ein Aequivalent dafür, zumal da diese Arbeit gesund, leicht und in keiner Hinsicht entehrend ist.

Die Männer arbeiten täglich an zehn Stunden, frühstücken um

halb sieben, essen zu Mittag um halb zwölf und zu Nacht um halb sechs. Die Frauensleute, welche in der Baumwollfactorei arbeiten, sind nur acht Stunden täglich am Werk, und die zu Hause noch weniger, denn Abends um neun zieht jeder sich zurück, und am Tage haben sie mehrere Musestunden.

Alle Materialien, die sie selbst hervorbringen, werden erst in hinreichender Quantität zum Verbrauch für ihre eigene Gemeinde aufgehoben, und das Uebrige senden sie auf den Markt. Die einzigen Dinge, die sie zu kaufen brauchen, sind Baumwolle für ihre Manufacturen und Colonialerzeugnisse zu ihrem Hausbedarf, deren beider Wachsthum weder Boden noch Klima zuläßt. Ihre eigene Wolle und ihre eigene Seide verarbeiten sie zu Kleiderstoffen, Sammet, Seidenzeugen und Satins oder Atlas. Auch von diesen verkaufen sie was sie mehr haben als sie selbst verbrauchen. Um nirgends Gefahr zu laufen, verkaufen sie mit kleinem Vortheil für bares Geld, und kaufen ihre rohe Baumwolle, ihren Kaffe, Thee, Zucker u. s. w. mit barem Gelde, auch zu herabgesetzten Preisen. Und da in den Verrichtungen eines jeden Jahres ein bedeutender Gewinn für die Gemeinde sich herausstellt, indem sie immer mehr erzeugen, als sie verbrauchen können, so wird der Ueberfluß des Gewinns auf Ankauf neuen Landes, Errichtung neuer Gebäude und Anschaffung neuen Stocks verwendet, oder anderswie auf irgend eine sichre Art angelegt, um so beides Kapital und Zinsen sicher zu stellen.

Das Einzige, was zur Vollkommenheit der Gemeinde zu fehlen scheint, ist ein höheres Wohlgefallen an Erziehung, Literatur und den schönen Künsten, und daß man der Bildung des Geistes und dem Genuß intellectueller Freuden mehr Zeit widme. Allein es darf nicht vergessen werden, daß ihr Gründer ein Linnenweber aus Deutschland war von wenig oder keiner Erziehung, daß diejenigen, welche sich seitdem der Gemeinde angeschlossen, Personen einer ähnlichen Klasse sind, und daß, da die Gewohnheit, für den gemeinsamen Stock zu arbeiten und aufzuhäufen, bei allen denen, welche von der Kindheit bis zum Alter in der Gemeinde aufgewachsen, zur Hauptfreude geworden ist, es schwer sein würde, ihnen plötzlich eine Liebe zur Literatur und Wissenschaften einzuflößen, während sich keine wachsende Generation von Kindern

findet, welche in dieser Richtung, als ihre Nachfolger, erzogen werden könnten.

Unser letzter Gedanke beim Schluß des Tages war an den Contrast von Glückseligkeit und Tugend, den diese Gemeinde von 500 Personen aufweist, wenn verglichen mit irgend einer andern Gemeinde von gleicher Zahl und Ausdehnung in irgend einem Theil der Welt, und meine eigene Ueberzeugung war, daß nichts der Errichtung ähnlicher Gemeinden entgegensteht, unter Beifügung einiger großen und wichtigen Verbesserungen, welche gemacht werden könnten, um einen großen Theil jeglicher gebildeten und tugendhaften Gesellschaft auf dem Erdball zu umfassen.

Am folgenden Montag Morgen widmeten wir den ganzen Vormittag dem Besuch der Manufacturen und Werkstätten, unter der Leitung von Herrn Fox, dem englischen Seidenweber, und dem Arzt. In der Werkstatt der Factorei des ersteren woben beides Männer und Weiber Seide und Atlas, mit und ohne Figuren, alles von eben so guter Qualität als zu Lyon und London verfertigt wird, und in einem abgesonderten Raum des Locals, welcher ausschließlich dafür gebaut worden, war eine ausnehmend schöne Maschine, in Gestalt eines siebenfachen Webstuhls, worauf, blos durch Drehen eines wagrechten Balkens, wie der, womit man Wasser in eine Feuerspritze pumpt, sieben gesonderte Bänder von sieben verschiedenen Mustern zu gleicher Zeit gewoben werden. Die Maschine war ein bewundernswürdiges Stück Arbeit, großentheils aus Mahagony gebaut und mit Metall verziert, das Ganze aber von den Mechanikern der Colonie gemacht und aufgestellt, unter Mr. Fox's Leitung, und die Arbeit, wenn die Muster bestimmt waren, ging mit unfehlbarer Pünktlichkeit vor sich, indem sie so einfach und so leicht ist, daß ein Kind dieselbe thun könnte zur sicheren und gesunden Uebung. Dort waren façonnirte Atlasbänder von der größten Breite für die Hüte unserer modischen Damen, und die Damen unserer Gesellschaft erklärten, daß dieselben in der Webeart, Farbe und Qualität den in London verkauften besten französischen Bändern völlig gleich kämen und ungefähr von demselben Preise wären. Wir nahmen von jedem dieser Manufacturartikel zu Proben mit.

Die Baumwollenfactorei, die wir zunächst besuchten, war nach demselben Plan wie die zu Manchester und Lowell, in Böden oder Stockwerke getheilt, in deren jedem das Spinn- und Webgeschäft vor sich ging, während der Kraftwebstuhl und die Dampfmaschine den Platz der Händearbeit versahen. Die Mehrzahl der hier beschäftigten Personen waren Frauenzimmer in dem Alter von zwischen zwanzig und dreißig, nebst einigen wenigen älteren als Aufseherinnen, und die Gesammtzahl überstieg hundert nicht.

Die Wollenfactorei, welche in einem Theile des Orts war, wiewohl beide dem Fluß näher lagen als die Wohnhäuser, zu dem Zweck, ihren Rauch und Dampf abzuführen, war nach dem Plan derer zu Leeds erbaut, und ihre Operationen hatten viel Aehnlichkeit mit denen, welche ich früher so oft gesehen in den prächtigen Werken Mr. Gott's in jener Stadt. Hier waren nur Mannsleute beschäftigt, an Zahl etwa 100, mit Inbegriff das Färbehauses und der anstoßenden Trocken- und Bleichplätze. Im Vorzimmer, wo wir den alten Rapp trafen, der gewöhnlich seine Morgenrunde macht, um seine Kinder, wie er sie nennt, zu sehen und durch seine Gegenwart eine jede Abtheilung bei ihrer Arbeit und Unterhaltung aufzumuntern, sahen wir ein schönes wollgefärbtes schwarzes Feintuch von der feinsten Qualität, welches eben fertig war, und in keiner Beziehung dem besten Feintuch Englands oder Frankreichs nachstand. In der That, während sie sich die besten Werkleute um jeden Preis verschaffen, um ihren Mitgliedern die Kunst zu lehren, nur die besten Stoffe jeder Gattung brauchen, keinen Beweggrund haben, zu übervortheilen oder zu betrügen, dadurch daß sie Stärke und Güte der Wohlfeilheit opfern, und niemals über Hals und Kopf getrieben und fortgestoßen werden, Waaren zusammen zu raffen für einen einzelnen besondern Markt, oder einen Nebenbuhler in demselben Handelszweig zu hintergehen oder wohlfeiler als er zu verkaufen, machen sie was sie auch thun, auf die beste Weise, wie es gemacht werden kann, und vertrauen eher auf seine Vortrefflichkeit, als auf seine Wohlfeilheit, um demselben den Vorzug zu sichern, was gerade der Fall ist mit den Erzeugnissen der Shakers (der Colonie unweit Dayton in Ohio), welche unter ähnlichen Vortheilen dafür daß alle ihre Arbeiten vortrefflich sind,

höhere Preise für ihre Artikel erhalten, als jemals für Sachen derselben Gattung, wie man im gewöhnlichen Handel verfertigt, bezahlt werden.

Der große Reiz bei diesen Arbeiten der Rappisten ist, daß man niemand überarbeitet sieht oder abgehungert, niemand ist ohne Ueberfluß an reinlicher und bequemer Kleidung, in ihren Factoreien gibt es keine Kinder, deren Stärke über ihre Kräfte zu tragen verdammt ist, da ist keine Aengstlichkeit und Sorge in der Seele irgend eines einzelnen Wesens hinsichtlich einer Stockung der Arbeiten, Arbeitsverlustes, Herabsetzung des Arbeitslohns oder irgend welcher von jenen Wechseln, welche manchem englischen Werkmann nur die Wahl zwischen Gefängniß, Armenhaus und Auswandern lassen, da ist kein Trinken, um Alt und Jung zu berauschen, und Krankheit und Elend, welche es erzeugt, zu verursachen, keine eingeschlossene Luft und geheizte Atmosphäre, um das Athmen zu beengen und das Blut zu verderben, kein Mangel an ärztlicher Hülfe, Ruhe und Erholung, wenn Krankheit Entferung von der Arbeit verlangen sollte, und keine Furcht vor Armuth aus Zeitverlust. Keine politischen Fragen oder Parteizwiste regen jemals ihre Leidenschaften auf oder entflammen ihren Unwillen. Der Tag gleitet ruhig fort, und nach leichter Arbeit und hinreichender Nahrung, gepaart mit dem Genuß eines heiteren Ganges in freier Luft oder einer Concert-Musik, begeben sie sich früh zur Ruhe und stehen wieder auf nur um dieselbe Reihe von Genüssen am folgenden Tage zu wiederholen [1]).

Ein Paar Notizen über deutsche Siedelungen in Amerika will ich noch zum Schluß aus dem „Book of the United States" hier anführen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt es elf Orte Namens Bethlehem.

Bethlehem in Northampton County in Pennsylvanien liegt an einer schönen Anhöhe, die sich von dem Fluß Lehigh erhebt. Die Lage dieses Dorfs ist ungewöhnlich malerisch und reizend. Es ward im Jahre 1741 von den mährischen Brüdern unter Graf Zinzendorf gegründet, und die Zahl seiner Einwohner betrug vor 10 Jahren 2989. Das

---

[1]) Rapp starb im August 1847. Vrgl. Germania II. 234.

Eigenthumsrecht ist noch immer im Besitz der Herrenhuter. Sie haben hier ein sehr angesehenes Seminar für weibliche Erziehung errichtet. Die Häuser sind hübsch und dauerhaft gebaut. Der Ort hat nur eine Kirche, wo Gottesdienst gehalten wird in englischer und deutscher Sprache.

XVI. Die deutschen Ansiedelungen in Texas im Jahre 1848.

Von Viktor Bracht.

Einzelne wenige Deutsche ließen sich schon vor dem Befreiungskriege in Texas nieder. Der Kampf selbst lockte noch mehrere hin; doch kann man kaum behaupten, daß vor der Gründung von Karlshafen, Neu-Braunfels und Friedrichsburg eigentliche rein deutsche Kolonieen im Lande existirt hätten. Diese drei Städte wurden seit 1844 durch den Mainzer „Verein zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas" gegründet. Dem Mainzer Verein ist es zu verdanken, daß jetzt zwischen Guadalupe und Nueces eine überwiegende deutsche Bevölkerung ansässig ist, d. h. daß die Deutschen zahlreicher sind, als die Amerikaner oder Mexikaner einzeln genommen. Zu den oben genannten drei Städten sind seit Ende vorigen Jahres folgende im eigentlichen Grant der Mainzer Gesellschaft gelegenen Ortschaften hinzugekommen: die Kolonie der Darmstädter Gesellschaft, gewöhnlich Bettina genannt, die Städtchen Leiningen und Castell und das Dorf Schönburg, sämmtlich auf dem nördlichen oder linken Ufer des Llanostromes. Man war mit Anlage einer anderen Ortschaft, Namens Meerholz, beschäftigt gewesen; doch wird erzählt, daß, als sich eine größere Anzahl von Auswanderern behufs ihrer Niederlassung auf den dazu bestimmten Fleck begeben habe, sie wegen Mangel an dem erforderlichen Bauholz den Ge-

danken, dort eine Ansiedelung zu gründen, aufgegeben habe und unter dem Rufe: „Mehr Holz, mehr Holz!" fortgezogen sei, um sich den Bewohnern der oben genannten Orte wieder anzuschließen. Die letzten Nachrichten, welche mir ein befreundeter Kaufmann aus Neu-Braunfels in diesen Tagen aus jenen Ortschaften überbrachte, reichen bis zum Ende des Monats Mai 1848 und sprechen nur von der Zufriedenheit und Gesundheit der Ansiedler zu Friedrichsburg und im Grant, welche einer sehr reichlichen und baldigen Erndte entgegensahen. Nirgendwo mehr als an den Ufern des romantisch schönen Llano hat der Deutsche ein glänzendes Zeugniß abgelegt von dem, was ernster Fleiß und muthige Ausdauer vermag, wenn der Mann auf diese rühmenswerthen Eigenschaften des deutschen Geschlechts angewiesen ist. Ich kann jenen deutschen Pionieren des Westens ehrenvolle Anerkennung nicht versagen. Erst in den letzten Monaten des vorigen Jahres auf ihrem wirklichen Grund und Boden angelangt, hatte jene Handvoll entschlossener Leute in der kurzen Zeit ihres Dortseins nicht weniger als 300 bis 400 Acker Landes umzäunt, in Kultur gesetzt und sich ein genügendes Obdach geschaffen. Die Häuser der beiden Städtchen am Llano liegen recht freundlich in grader Linie auf dem hohen Ufer des tiefen, blauen Flusses und gestatten aus den Thüren eine weite und herrliche Aussicht über den klaren schimmernden Spiegel hinweg auf die im Süden liegenden malerischen Berggruppen. Hinter den Häusern liegen die ausgedehnten Aecker, deren Umzäunung von den Kolonisten gemeinschaftlich vorgenommen wurde und vor den Häusern und Pferchen auf dem Abhange gegen den Fluß hin hat man den die Aussicht aufs Wasser versperrenden Wald weggeräumt und hübsche Gärten angelegt. Die Bevölkerung dieser Orte ist noch unbedeutend und dürfte etwa 230 bis 250 Personen betragen. Der Ertrag der diesjährigen Erndte wird aber den eigenen Bedarf nicht blos decken, sondern auch um ein Ansehnliches übersteigen. In dieser kleinen deutschen Kolonie vorzugsweise liegt der Keim zu wirklicher künftiger Größe. An Schutz fehlt es übrigens diesen Gränzansiedlern nicht; in der Nähe liegen mehrere Gränzjägerkompagnien. Eine sehr gute bequeme Straße verbindet den Mittelpunkt der Niederlassung mit dem 32 Meilen weit südlich gele-

genen Friedrichsburg. — Den Mittelpunkt deutschen Lebens im westlichen Texas wird für längere Zeit wohl noch Neu-Braunfels bilden.

Ich habe die Städte im Westen genannt, wo die Bevölkerung eine fast ausschließlich deutsche ist. Auch die Stadt Indian Point oder Karlshafen, an der Küste, enthält fast nur deutsche Einwohner. Die Städte Victoria, Seguin, Goliad, Bexar und Castroville enthalten unter ihrer Bevölkerung eine große Anzahl Deutscher. — Im Osten finden sich seit 1846 ziemlich ansehnliche deutsche Kolonieen in den Kantonen Grayson und Robertson. Die ältesten deutschen Niederlassungen liegen zwischen den Flüssen Brazos und Colorado am Mill Creek bei Industry und am Cummins Creek bei der Pflanzung Nassau, in den Kantonen Austin, Colorado und Fayette. Unter den ersten dortigen Ansiedlern giebt es Viele, welche sich zu bedeutendem Wohlstand emporgeschwungen haben. Auch in und bei den Städten Austin, Bastrop, La Grange, Columbus und San-Felipe giebt es viele, zum Theil wohlhabende Deutsche. Auf dem rechten Ufer des Colorado, in der Nähe von La Grange haben sich im vorigen Jahre einige bemittelte und gebildete Familien aus Mecklenburg angesiedelt. Aus der Mark Brandenburg, aus Ost- und West-Preußen, Pommern, Posen und Schlesien sind viele Einwanderer nach Texas gekommen und haben sich, theilweise an den Quellen des San-Bernard, angesiedelt. Die meisten Einwanderer in die Kolonieen des Mainzer Vereins stammen aus Nassau, Hannover and Hessen. In der letzten Zeit haben sich aber auch viele Bewohner der Rheinprovinz und Westfalens nach Texas gewandt. Im Allgemeinen kann der Zustand der deutschen Kolonieen in Texas gegenwärtig schon blühend genannt werden. Die ersten Schwierigkeiten sind glücklich überwunden und beseitigt. —

Die im Jahre 1844 auf dem Castro'schen Grant angelegte Stadt Castroville nebst den westlich gelegenen Dörfern Quihi, Vandenberg, Osy und Ohannies hat zu Bewohnern meist Elsäßer, dann viele Lothringer und Auswanderer aus allen Provinzen Frankreichs, außerdem viele Badenser, Münsterländer, Schwaben und Schweizer. Die deutsche und französische Sprache sind vorherrschend, erstere, im elsäßer Dialekt,

fast noch mehr als letztere. Die Lage von Castroville ist wirklich zauberhaft zu nennen, eines der reichsten Panoramas südlicher Landschaften, die ich gesehen habe. In den vorzugsweise von Deutschen bewohnten Cantonen: Calbone, Comal, Gilbespie und Medina finden Gerichts- und Gemeinderaths-Verhandlungen auch in deutscher Sprache statt; in den übrigen werden dabei für die Deutschen Dolmetscher angenommen.

XVII. Schicksale der deutschen Auswanderer nach Brasilien.

Von Herrmann Abeken.

Mehr als manches Andere wird vielleicht eine Anzeige, welche man im Jahre 1818 in verschiedenen Gegenden Deutschlands an öffentlichen Plätzen angeschlagen und in Dorfschenken vertheilt las, dazu dienen, den Geist zu bezeichnen, welcher damals jene Werbungen für Brasilien leitete, welche Mittel und Täuschungen man gebrauchte, auf welche Leichtgläubigkeit man rechnen zu können glaubte, und, was fast noch merkwürdiger ist, nicht vergeblich rechnete. Sie mag deßwegen, und Curiositäts halber, wortgetreu von einem Originale copirt, hier Platz finden.

„Eine auswärtige Herrschaft sucht vom Frühlinge 1819 unter sehr vortheilhaften Bedingungen Berg- und Hüttenleute, wie auch Glasmacher jeder Art, wohlgeschickt in ihrem Fache und von unbescholtenem Charakter. Ihnen wird zu Theil: völlige Religions- und Bürgerfreiheit; freie Reise; Wohnung mit vortrefflicher Länderei, zur Erzeugung der edelsten Früchte im mildesten Klima; Speisung; vier Fünftel der gewöhnlich sehr bedeutenden und nur einige Fuß tief liegenden Ausbeute des edelsten Metalls; ansehnlicher Lohn. Da eine längere Ver-

bindung mit ihnen gewünscht wird, so sieht man es gern, daß sie auch ihre Familien mitbringen, für welche man gleich vortheilhaft sorgen wird. Es ist jedoch keiner gehindert, gleich oder nach einiger Zeit in sein Vaterland zurückzukehren."

„Um unnützen und kostspieligen Correspondenzen und Anfragen zu begegnen, hier nur die allgemeine Anzeige: Wer geneigt ist, in obige Bedingungen einzutreten, finde sich mit dem Anfange des April besagten Jahres bei Hamburg zur Fähre der Fiddel, oder in der alten Sägemühle auf dem Stadtdeiche ein."

„Unter gleich vortheilhaften Bedingungen werden auch Landleute und Handwerker gesucht."

Durch solche und derartige eitele, selbst mit gutem Willen nicht zu erfüllende Verheißungen suchte man Menschen herbeizulocken; und obgleich es kaum glaublich scheint, daß irgend Jemand durch eine so chimärische, unbestimmte Bekanntmachung, ohne Namensunterschrift, in der nicht einmal das Land genannt war, wohin der Auswanderer geführt werden sollte, sich hätte verleiten lassen können, ohne genauere Angaben, weitere Bedingungen, oder sicheren, wohl verbürgten Contrakt seine ganze Zukunft vertrauensvoll darauf zu bauen: so war dennoch der Zug nach Brasilien damals so groß, die Erwartungen, welche man hegte, so überspannt, daß wirklich mehrere Familien auswanderten, über deren ferneres Schicksal es schwer fällt, etwas genaueres zu ermitteln. Ihr Loos war gewiß kein beneidenswerthes. Die Dienstfähigen steckte man vermuthlich unter das Militär. Jedenfalls mußten die Hoffnungen Aller getäuscht werden; denn worauf durfte man nur einigermaßen wohlbegründete Erwartungen bauen?

Es mochte dieses wohl ein Vorläufer sein, und in einiger Verbindung stehen mit der etwas später erfolgenden Unternehmung des Majors Schäfer, eines Deutschen in brasilianischen Diensten, welcher im Jahre 1823 von Dom Pedro I. ausgeschickt nach Hamburg kam, um in Deutschland Colonisten und Rekruten anzuwerben, wofür, wie man aussprengte aus Staatsfonds nicht weniger als vierzig Millionen spanische Thaler angewiesen sein sollten. Das Letztere, die Anwerbung von Soldaten, war aber, wie bekannt, ungesetzlich, und würde ver-

muthlich auch nur wenige Menschen angelockt haben. So mußte man sich, dem Namen der Sache nach wenigstens, auf die Anwerbung von Auswanderern, mit der Bestimmuug, eine Colonie zu gründen, beschränken, wobei jedoch immer der Gedanke, welchen man damals zuerst gefaßt hatte, im Hintergrunde lag, aus ihnen ein tüchtiges, kräftiges Militärkorps zu bilden. Man warb durch beliebige Mittel und Wege Alles an, was sich nur darbot; wobei denn vornehmlich die Agenten ihr Privatinteresse, sowohl auf Kosten der leicht Betrogenen, als der brasilianischen Regierung, vortrefflich wahrzunehmen wußten. Ja, in Mecklenburg schloß man sogar einen Contract mit der Regierung ab, demzufolge man eine große Anzahl von Sträflingen aus den Zuchthäusern, gegen eine Zahlung von 10 Thalern für jeden, als Colonisten für Brasilien annahm, und, theilweise mit ihren Familien, überschiffte [1]).

---

[1]) Das fernere Schicksal dieser Menschen ist merkwürdig genug, und so bezeichnend für brasilianische Handlungsweise, daß eine kurze Mittheilung darüber vielleicht nicht ohne Interesse sein wird.

Eine ziemlich bedeutende Anzahl jener mecklenburgischen Sträflinge wurde gleich nach ihrer Ankunft in Brasilien unter das Militair gesteckt, während andere anfingen zn vagabondiren, und sich verloren. Etwa hundert wurden über Porto Alegre nach der Provinz Rio Grande do Sul in die seit wenigen Monaten bestehende Colonie San Leopoldo geschafft. Kaum dort angekommen begannen sie sofort von neuem das alte, gewohnte Leben, stahlen, raubten und bettelten, erlaubten sich alle Arten von Excessen, und waren durch keine Mittel, weder der Güte, noch der Strenge, zu einem geregelten, arbeitsamen, nützlichen Lebenswandel zu bringen, so daß der Präsident der Provinz, José Feliciano Fernandez Pinheiro, endlich zu dem Entschlusse getrieben wurde, dem Unwesen, welches der ganzen Colonie Gefahr drohte, durch einen entschiedenen Schritt ein Ende zu machen. Er ließ das unruhige, müßige Gesindel aufgreifen, und schickte sie, fast hundert an der Zahl, mit einer Escorte und unter der Aufsicht und dem Befehl eines Obersten Carneiro nach der ehemaligen Mission der Jesuiten am Uruguay in die Gegend von St. João und St. Miguel, um dort eine Colonie zu gründen.

Nach einer langen, mühseligen Reise, theils zu Wasser auf dem Rio Pardo, theils zu Fuß durch die Wildniß, kamen sie endlich an dem Ort ihrer Bestimmung an. Carneiro aber, anstatt nun an seinem Posten zu bleiben,

So warb man nach und nach unter den extravagantesten Verheißungen, von denen meist nichts erfüllt wurde als die Verwilligung freier Passage, welche dann oft noch durch gänzlich unzureichende Vorkehrungen den Passagieren Ursache des Todes oder schwerer Krankheiten wurde, eine Menge Menschen an, und schiffte sie nach Brasilien über. Aber welche Erwartungen durfte man von einem Unternehmen hegen, bei welchem die Regierung von solchen Grundsätzen ausging, selbst dies Herbeilocken der Menschen durch absichtliche Täuschungen und falsche Vorspiegelungen, deren man sich als solcher wohl bewußt war, autorisirte, dessen Zweck ein ganz anderer war als Colonisation, oder gar das Wohl der Einwanderer, und wo das, was schon von oben herab in seiner ersten Anlage den Keim des Verderbens empfangen hatte, nun noch in die Hände gewissenloser, betrügerischer Agenten und Speculanten fiel? Ereignisse und Resultate stellten sich heraus, Scenen der Verzweiflung getäuschter Hoffnungen und des größten Elends

---

und sich thätig der Gründung der Colonie anzunehmen, zu deren Statthalter er bestimmt war, beschränkte sich darauf, den Colonisten mit dürren Worten zu erklären: alles Land dort umher sei ihnen von der Regierung als Eigenthum überwiesen, sie möchten sich nach Belieben darin theilen, und überhaupt nach eigenem Gutdünken schalten und walten. Damit verließ er die Rathlosen und ging nach St. Borgo, wohin er jedoch nicht 10,000 Milreis, welche jener zu begründenden Colonie als Subsidien verwilligt waren, mitzunehmen versäumte.

So waren diese Unglücklichen in einer öden unwirthlichen Wildniß ohne alle Hülfsmittel, um das Werk, zu dem sie herbeigeführt waren, beginnen zu können, zurückgelassen; ohne Rath, Beistand und ohne selbst die nächsten Nothwendigkeiten dem Elend preisgegeben. Ihre Verzweiflung kann man sich denken. Sie brachen sofort wieder auf, und zerstreuten sich nach allen Gegenden. Einige gelangten nach St. Joao, St. Miguel und Montevideo, die meisten kehrten jedoch, nach unendlichen Mühsalen, denen viele erlagen, nach Porto Alegre und S. Leopoldo zurück. Die ganze Colonie war in dem Augenblick auch schon wieder verschwunden, wo man eben die Colonisten auf den Boden gebracht hatte, auf dem sie sich niederlassen sollten. Nur eine Familie, Namens Schmidt, blieb dort; befreundete sich mit den benachbarten Indianerstämmen, und hat sich im Laufe der Zeit durch Viehzucht ein nicht unbedeutendes Besitzthum erworben. (Vergl. Germania I. 68.)

müssen vorgekommen sein, die man sich kaum unglücklich genug vorstellen, kaum zu schwarz ausmalen kann.

Eines der ersten Schiffe, zu jenen Transporten bestimmt, welches damals expedirt wurde, war, im März 1824, die berüchtigte Germania, Capitain Hanns Voß von Hamburg, mit gegen 300 Auswanderern, an dessen Bord sich jene niemals ganz aufgeklärten Vorfälle ereigneten, daß, um einer angeblichen Meuterei willen, sieben von den Passagieren erschossen und über Bord geworfen wurden. Bei ihrer Ankunft in Rio de Janeiro wurden die Meisten zum Militärdienst gezwungen, und von jenen 300 kamen nur 80 als eigentliche Colonisten nach St. Leopoldo, in der Nähe von Porto Alegre, wo sie bereits 50 vorfanden, seit dem Pfingstfeste des Jahres die ersten Gründer jener Colonie. Unter solchen Auspicien wurde zu dieser Ansiedelung der erste Anfang gemacht, von der man sich so Vieles versprach, die man als einen wahren Hesperidengarten beschrieb, und welche nach der damaligen Kaiserin benannt wurde, ohne deren theilnehmende, milde Beihülfe ihre unglücklichen Landsleute wohl noch manche andere bittere Enttäuschungen und Schläge erfahren haben würden, die ihnen durch sie erspart blieben.

Ein genauerer Verfolg der Geschichte dieser Niederlassung würde in mancherlei Beziehung gewiß nicht einiges Interesses ermangeln, da sie ein getreuer Typus alles dessen, aller der Gefahren ist, welche das Entstehen neuer Colonien, besonders in Brasilien bedrohen, und könnte deßwegen auch vielleicht manchen lehrreichen Wink enthalten; doch möchte solches über den Bereich dieser Blätter hinaus liegen, und wird ein flüchtiger Umriß genügen.

Das ausgewählte und den Colonisten angewiesene Territorium in der Provinz Rio Grande do Sul, war zwar ein seiner natürlichen Beschaffenheit nach dem Unternehmen außerordentlich günstiges, wenn nicht eines der günstigsten, welche in ganz Brasilien für solche Zwecke zu finden sein mögen, in Boden und Klima vorzüglich geeignet, dem deutschen Feldbauer eine neue Heimath zu werden. Dennoch aber waren auch hier, wie fast überall bei solchen Ansiedelungen, und allerdings hier in noch weit größerem Maße, ihre ersten Erfahrungen Enttäu-

schungen goldener Träume. Freigebige, ja verschwenderische Versprechungen, welche zu erfüllen aber Niemand weder im Sinn, noch in der Macht hatte, waren ihnen von der brasilianischen Regierung genug gemacht. Bedeutende Ländereien, Wohnungen, Arbeitswerkzeuge, Zugvieh und überdies Subsidien an Geld, hatte man ihnen verheißen; aber die Ländereien waren nicht vermessen, und konnten deßwegen nicht ordentlich vertheilt werden, worüber gleich in der ersten Zeit Dispüte und Zwistigkeiten entstanden. Wohnungen waren nicht da, eben so wenig als Magazine, und wurden die Subsidiengelder auch einmal von den oberen Behörden angewiesen, so wurden sie doch von den unteren unterschlagen, und flossen nur sehr selten, nach direkt an den Kaiser gerichteten und gelangten Klagen, den Colonisten zu. Und selbst dann wurden sie noch nicht zu ihrem eigentlichen Zwecke verwendet. Denn auch unter ihnen selbst fehlte es leider nicht an gewissenlosen Habsüchtigen; wie es denn schmerzlich ist, zu bemerken, daß auch Deutsche, namentlich ein junger Arzt aus Hamburg, bei diesen Unterschleifen und vielfachen, späteren, zum Unheil der Colonie ausgeschlagenen Unordnungen, durch Gewinnsucht und Anmaßung verleitet, sehr bebetheiligt gewesen zu sein scheinen. So entstanden schon im ersten Beginn große Verwirrung und Uebelstände, welche der Colonie baldigen Untergang drohten. Dennoch aber hob sie sich bei den sonstigen höchst günstigen, natürlichen Bedingungen, trotz mancher inneren Störungen, nachdem die Colonisten eingebürgert waren, und das Land kennen gelernt hatten; und Wohlstand und Reichthum entwickelten sich bei Fleiß und Betriebsamkeit aus dem überaus reichen und fruchtbaren Boden. Auch das ungewohnte Clima ertrugen die Ansiedler vortrefflich; keinerlei auffallende, gefährliche Krankheiten zeigten sich unter ihnen; und durch natürlichen Zuwachs und vermehrte Einwanderung soll sich im Jahre 1834 die Bevölkerung auf fast 8000 Seelen, auf einer Fläche von 16 Quadrat-Leguas belaufen haben.

Im Jahre 1835 jedoch brach abermals durch die Veranlassung Bento Gonçalves da Silva's, der sich dann an die Spitze der Rebellen stellte, ein innerer Krieg aus, in welchen leider durch Unverstand, und vornehmlich, wie es scheint, durch die Umtriebe jenes bereits

erwähnten Arztes, auch die eben aufblühende Colonie St. Leopoldo hineingezogen wurde. Die Provinz Rio Grande do Sul wurde zum Hauptschauplatze der Unruhen. Mehrfache Aufforderungen waren zwar an die Colonie ergangen, sich bei den Fehden ganz neutral zu verhalten; aber jener unruhige Kopf, welcher schon früher mit gegen Montevideo und Buenos Ayres gezogen war, ehrgeizig und ein bewegtes Leben suchend, wußte sich dennoch, wohl in der Absicht, sich schließlich eine Art von Dictatur über die Colonie anzumaßen, einen Anhang zu verschaffen, mit welchem er sich auf die Seite der Legalisten schlug. Seine Absicht hatte jedoch, wie gesagt, keine politische Bedeutung, und er ergriff nur um anderer Zwecke willen Partei. In dem Theile der Colonie, welcher neutral und ruhig blieb, erlaubte er sich mit seinen Anhängern bedeutende Excesse, und zwang so den friedliebenden Theil der Bevölkerung, entweder mit ihm oder gegen ihn zu den Waffen zu greifen; und war die Absicht der sich gegen ihn Erhebenden auch nur, das Eigenthum zu schützen, und die Ordnung zu erhalten, ohne sich um die politischen Factionen zu kümmern, so wurden sie natürlich dennoch, als einer so sich nennenden Abtheilung von Legalisten gegenüberstehend, für Rebellen angesehen.

So war die Colonie mit in das allgemeine Verderben hineingezogen; und Raub, Brand und Mord, Verwüstung ihrer blühenden Felder brach über sie herein. Man schlug sich, und wußte kaum wofür. Nach fünf Jahren fortwährender Unruhen und Kriege wurde endlich, und auch in St. Leopoldo, die Ruhe wieder hergestellt; doch hatte es, wie leicht zu denken, an seinem Wohlstande ungemein gelitten. Die Bevölkerung war bis auf 5000 herabgesunken, und jetzt erst verwischen sich nur allmälig, doch mehr durch Industrie, als Ackerbau, die Spuren jener Verwüstungen, bei denen eine Menge Menschenleben und mühsam erworbenen Eigenthums, welches gerade anfing, einen Fonds für die Zukunft zu bilden, verloren ging.

Es war dies jedoch nicht der einzige, wenn auch der umfassendste Versuch zu deutscher Colonisation in Brasilien. Manche andere Unternehmungen wurden noch gemacht, welche alle einen ähnlichen Charakter trugen, und ähnlichen Schicksalen preisgegeben waren, oder gar

noch Schlimmeres erfuhren, so daß sie nicht einmal später den mühsam errungenen Bestand erlangten, wie St. Leopoldo, den man allerdings auch nicht der brasilianischen Regierung zu danken hat, sondern der Energie und Beharrlichkeit seiner Bewohner, welche in ziemlicher Menge einen soliden Kern bilden, und ihre Interessen zu wahren und zu schützen wissen. Ueberall kamen klar am Tage liegende Unredlichkeiten, absichtliche Täuschungen und Betrügereien vor. Beabsichtigte man einmal die Gründung einer Colonie, so ging sie meist, kaum im ersten Entstehen begriffen, auch schon wieder zu Grunde, da jeder günstige Keim durch die Schlechtigkeit der Beamten, indem man sie entweder ganz vernachlässigte, oder sich, die eigennützigsten Zwecke verfolgend, zu viel einmischte, erstickt wurde. Man braucht, will man Belege, nur an die mit der Gründung von St. Leopoldo gleichzeitigen Anwerbungen deutschen Militärs zu erinnern, an den in Folge derselben in Rio de Janeiro am 11. Juni 1828 von diesem erregten Aufstande, in Verbindung mit 600 Irländern, welche 1827 in direktem Auftrage der brasilianischen Regierung als Colonisten engagirt, aber mit Gewalt unter das Militär gesteckt wurden; an die diesen begleitenden Nebenumstände. Ferner an die Geschichte der Colonie Novo Friburgo, die sogenannte Schweizercolonie, wo sich die Zustände erst jetzt etwas zu reguliren anfangen; an die Behandlung der deutschen Auswanderer, welche auf der Reise nach Australien in Rio anzulaufen gezwungen waren, und sich überreden ließen, dort zu bleiben, um einen ersten, aber bald mißglückten Versuch zu einer Niederlassung auf dem Boden des gegenwärtigen Petropolis zu machen. Nicht minder traurige Belege bringen die Schicksale der 1837 von Hamburg nach Bahia ausgewanderten 500 Deutschen [1]); und aus neuester Zeit die Ergebnisse der Colonien von Itaguahy und Petropolis [2]). Doch würde es zu weit führen, den Verlauf aller dieser Einzelnheiten genau verfolgen zu wollen.

---

[1]) Dr. Stricker, Verbreitung des deutschen Volks u. s. w. S. 139.

[2]) Augsburger Allgemeine Zeitung vom 3. und 4. Septbr. 1846. Germ. I. 53.

XVIII. Die deutsche Auswanderung nach Demerara.

Von Herrmann Abeken.

Auch mit deutscher Einwanderung machte man einige Versuche, aber mit keineswegs besonders günstigem Erfolg. Noch während der Apprenticeship, im Jahre 1835, brachten mehrere Pflanzer deutsche Arbeiter, doch nur in geringer Anzahl, unter einem Contrakt auf fünf Jahre nach der Colonie; doch verwendete man sie nicht zur eigentlichen Feldarbeit, sondern beschäftigte sie als Zuckerkocher, Aufseher u. s. w., wo sie, meist unter Dach, den Strahlen der Sonne weniger ausgesetzt waren. Diese ertrugen das Klima vortrefflich; kehrten aber nach Ablauf ihres Engagements, während dessen sie ein kleines Sümmchen erübrigt hatten, fast alle mit dem Erworbenen in ihre Heimath zurück. Im Jahre 1839 sodann machte ein jüdischer Handelsmann, Namens Ries, aus der Nähe von Hamburg gebürtig, deutsche Auswanderung abermals zu einem Gegenstande gewissenloser Speculation, wie dies leider so oft der Fall gewesen ist. Mit mehreren Pflanzern schloß er einen Contrakt ab, in welchem er sich verpflichtete, gegen eine gewisse, ihm für jeden Einzelnen zu zahlende Summe, den Pflanzern eine Anzahl guter, tüchtiger, arbeitsamer Auswanderer direkt aus Deutschland, die auf drei Jahre für bestimmte Löhnung auf bezeichneten Plantagen zu arbeiten vertragsmäßig verbunden seien, zuzuführen. Ries mußte den Auswanderern von der ihm zugestandenen Summe freie Ueberfahrt verschaffen. Was er zu erübrigen vermochte, blieb ihm zum Gewinn. Man kann sich denken, welche Bequemlichkeit und Beköstigung die Menschen unter solchen Umständen, wo erst der Contrahent, dann der Schiffsrheder, dann der Capitain seinen Nutzen suchte, auf den zu ihrem Transport bestimmten Schiffen fanden.

Anstatt aber nach Deutschland zu gehen, um Leute von der Beschaffenheit, wie der Contrakt sie ihm vorschrieb, zu engagiren, ging Ries nach London, wo er alles auf den Straßen sich umhertreibende, bettelnde deutsche Gesindel, weggelaufene Matrosen u. s. w., aufgriff, und solche Individuen unter den unsinnigsten Vorspiegelungen von Schätzen, welche sie mit geringer Mühe in Guiana anhäufen könnten, bewog, sich mit ihm einzuschiffen. Die Pflanzer also waren gewiß in der Wahl der Menschen betrogen. Die Auswandernden, denen schon die Seereise manche gegründete Ursache zur Klage gab, und da sie ohnehin meist Vagabunden waren, welche wohl schwerlich die Absicht, ihren Vertrag, wenn sie Gelegenheit fänden, sich ihm zu entziehen, ehrlich zu erfüllen, mit hinausnahmen, und nun ihre Erwartungen durch falsche Vorspiegelungen getäuscht fanden, brachen sofort ihre Engagements, und fingen an, sich zu zerstreuen. Den Pflanzern, welche an Ries, der seine Gelder empfangen hatte, keinen Halt hatten, und da die mit den deutschen Einwanderern in England geschlossenen Contrakte sich als vor den Gesetzen der Colonie nicht bindend erwiesen [1]), blieb nichts Anderes übrig, als, um ihre bedeutenden Verluste zu dekken, von den Deutschen, von denen Etwas zu bekommen war, und deren waren wenige, die Bezahlung eines Ueberfahrtgeldes zu erzwingen. Die Deutschen selbst versplitterten sich über die ganze Colonie, sich Excesse und Ausschweifungen erlaubend, von denen man noch immer redet. Viele, durch Gewinnsucht gereizt, arbeiteten sich zu Tode, eine große Menge fiel dem Trunk zum Opfer, und einige schifften sich nach den Vereinigten Staaten ein, wo sie eine entsetzliche Beschreibung des erlittenen Ungemachs und der erfahrenen Behandlung machten, die Engländer als die schlimmsten Seelenverkäufer schildernd, während doch nur einer ihrer eigenen Landsleute der Urheber des ganzen Elends war.

---

*) Edict vom 7. Septbr. 1838, Cap. II, Sect. I: *No contract of service shall be of any force or effect within any of the colonies aforesaid (British Guiana, Trinidad, St. Lucia, Mauritius) unless the same shall be made within the limits and upon the land of the colony, in which the same is to be performed.*

XIX. Der Deutsche in Paris.

(Ausland 1847).

Paris und London sind ein wahres Elysium, nach welchem die Blicke des über die Heimath mißmuthigen Deutschen immer gerichtet sind; selbst die Unabhängigkeit und Freiheit der amerikanischen Wälder hat für unsern Freiheitsschwindel nicht denselben Reiz wie diese beiden Hauptstädte. In diesen ein paar Jahre seiner Wanderschaft zugebracht zu haben, gilt dem Proletarier mehr als dem Particulier ein Adelsbrief: denn kommt er in die kleinen Verhältnisse seines Dorfes zurück, so erwartet er immer denselben Eindruck hervorzurufen, welchen die Schaustellung eines transatlantischen wilden Thieres in den Schulen macht; seine ganze Erscheinung soll Aufsehen erregen, man legt es ihm vielleicht gar noch als Bescheidenheit und Herablassung aus, wenn er sich nur noch wie andere Menschenkinder kleidet und auch noch auf zwei Beinen zu gehen sich bequemt, und dieser erste Eindruck des Wunderbaren kann noch längere Zeit hindurch aufrecht erhalten werden, wenn es der gereiste Mann versteht Wahrheit und Dichtung über seinen Aufenthalt im Wunderland zu erzählen. Diese Wundermährchen und Feengeschichten, welche der deutsche Wanderbursche seinen Landsleuten beim Glase Wein als lautere Wahrheit einschenkt, erwecken theils in den jüngern Zuhörern aufs neue das Verlangen, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören. Das abschreckende Beispiel der vielen, welche statt in Paris ihr Glück zu machen, als zerlumpte Bettler in die Heimath zurückkehrten, kann gegen den Durst nach dem Wunderbaren nicht aufkommen; daher jedes Jahr eine neue Karawane von deutschen Handwerksburschen über den Rhein zieht, um alsbald dem seit einigen Jahren gestifteten deutschen Hülfsverein in Paris in die Hände zu fallen, welcher in der Regel der Noth nicht besser helfen

kann, als indem er die Mittel zur Heimreise schafft. Die meisten Deutschen aus der niedern Volksklasse, welche nach Paris kommen, sind Glücksritter; sie verlassen Paris so wenig als ein Spieler den Spieltisch, so lange auch nur noch ein Heller in der Tasche klirrt; ja Paris ist noch gefährlicher als ein Spielhaus, denn in dieses geht man gewöhnlich heimlich und bei Nacht; in jenes geht man nicht selten, nachdem man sich zuvor über die heimischen Verhältnisse trotzig ausgesprochen, und die glänzendsten Hoffnungen, welche dort den in der Heimath verkannten Propheten erwarten, zur Schau getragen hat. Daher legt solch ärmliche Heimreise meist den armen Deutschen noch die Beschämung auf, sich als Betrogene zu bekennen; sie wären an der Heimath wieder herzlich zufrieden, wenn sie darin kein Spott erwartete! Dieses Ehrgefühl hält manche ab, die rettende Hand des Hülfsvereins zu ergreifen, sie ziehen es vor, in der Noth und dem bittersten Elende geistig und körperlich zu verkommen, als der Ironie und Schadenfreude ihrer Landsleute Thür und Thor zu öffnen. Allen Respect vor der Noth und der Armuth, wie sie in unsern deutschen Ländern mitunter herrscht, aber fürchterlicher als irgendwo ist die Armuth der Deutschen in Paris: sie sind nicht bloß arm, sondern verlassen; sie sind mitten auf dem Weltmarkte in einer Einöde und Wüste!

Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß es deutsche Arbeiter in Paris gibt, denen dieser Aufenthalt zur Wohlhabenheit und zum Glück verhalf; aber sie werden mehr und mehr Ausnahmen, und immer seltnere Ausnahmen! Vor allen übrigen sind es die Kunsttischler, welche in Paris häufig ihr Glück machen; dieses Handwerk hat sich fast ausschließlich in der Vorstadt St. Antoine angesiedelt, und es scheint fast ein ausschließliches Monopol der Deutschen in Paris zu sein. Ebenso fehlt es nicht an Deutschen, die sich als Schneider, Schuhmacher oder Buchbinder in Paris ansiedelten, und allmälig zu Wohlstand und geregeltem Verdienste gelangten; aber die Gefahren sind hier immer für den im praktischen Leben nicht so umsichtigen und gewandten Deutschen groß. Plötzliche Wohnungsveränderung, Abreise oder ähnliche Kunstgriffe haben unvorsichtige Deutsche schon oft nicht nur um ihren Arbeitslohn, sondern auch um die Auslagen gebracht,

welche z. B. der Schneider für den Einkauf des Tuches, der ihm immer überlassen ist, hatte. Die Buchbinder haben es weniger mit Privatpersonen als mit Buchhändlern zu thun, welche zumeist vor dem Beginn des neuen Jahres große Quantitäten von Büchern, die sich zu Neujahrsgeschenken eignen, mit geschmackvollen Einbänden ausstatten lassen; daß aber die französischen Buchhandlungen nicht die Solidität unserer meisten deutschen Verlagshandlungen besitzen ist bekannt, so tritt oft eine Zahlungsunfähigkeit ein, welche den armen deutschen Buchbinder mit zu Fall bringt und sein Geschäft ruinirt. Ebenso sind unter den übrigen Handwerkern die Bäcker und Conditoren meist Deutsche; letztere haben aber nur für eine Hälfte des Jahres auf Arbeit zu zählen, und ihr guter Verdienst geht in der arbeitslosen Zeit schnell wieder auf.

Diese Saison morte, welche für die meisten Handwerke eintritt, übt den schädlichsten Einfluß auf die arbeitende Classe in moralischer und pecuniärer Hinsicht aus, sie ist zum Theil mit eine Folge des Centralisationssystems in Frankreich. Der Schneider, der Zuckerbäcker u. s. w. haben Monate, in welchen sie so viel als auf gar keine Arbeit zählen dürfen; während dieser Zeit entlassen sie die größere Anzahl ihrer Arbeiter, denen es unmöglich ist, irgendwo sonst in Paris ein Unterkommen zu finden; entschließen sie sich nicht in die Provinz abzureisen, so verzehren sie in diesen Monaten das von der Arbeit Ersparte; und wie viele haben nichts bei Seite gelegt, so daß es bei ihnen heißt: „Wie gewonnen, so zerronnen!“ Allerdings ist der Arbeitslohn für die meisten Gewerbe in Paris von der Art, daß er eine Ersparniß erlaubt; aber auf der andern Seite fehlt es für den Neuling in Paris so wenig an Gelegenheiten, seines erübrigten Geldes auf die anständigste Weise von der Welt loszuwerden, daß es mitunter wirklich einer großen Willenskraft bedürfen mag, um in den fetten Monaten auch der magern zu gedenken. In dieser arbeitslosen Zeit ist dann mancher Handwerker genöthigt, zu einer seines Standes unwürdigen Beschäftigung seine Zuflucht zu nehmen; beginnt die Arbeit für sein Handwerk wieder, so sucht er umsonst eine Stelle, da ihm für die letzte Zeit seines pariser Aufenthaltes die Zeugnisse fehlen, oder ihm sein unmit-

telbar vorangehender Erwerbszweig zur Last gelegt wird: was bleibt ihm übrig, als zu diesem zurückzukehren? Daher kommt es, daß die Reinigung der Straßen, Kirchen und öffentlichen Gebäude fast ausschließlich in Paris von verkommenen deutschen Handwerkern besorgt wird! Zu aller äußerer Noth gesellt sich nun noch der moralische Druck, der Arme wird schuldvoll, körperlich und geistig krank, er führt ein heilloses Leben, das nicht werth ist, gelebt zu werden; er weiß es selbst, daß er zu Grunde geht, andere sehen es, aber niemand weiß Hülfe zu schaffen!

Bisher hatten wir nur die eigene Person des deutschen Handwerkers im Paris im Auge, aber sehr häufig ist er Familienvater, sei es, daß er bereits eine Frau aus der Heimath mitbrachte, oder daß er sich von den anfänglich glänzenden Hoffnungen, die in ihm seine Uebersiedelung erweckte, bestimmen ließ, einen eigenen Familienherd zu gründen. Viele Tausende von Deutschen haben sich in Paris verheirathet, meist mit Verzichtung auf ihr deutsches Staats- und Gemeinde-Bürgerrecht, so daß ihnen auch hierdurch die Rückkehr in das Vaterland vermauert ist. Bei aller Unvorsichtigkeit, deren man einen solchen Schritt oft beschuldigen muß, fehlt es doch wiederum nicht an Entschuldigungsgründen. Bei uns in Deutschland gehört es zu den Seltenheiten, daß ein Handwerker, welcher noch kein eigenes Geschäft hat, daran denkt, sich eine Frau beizugesellen; in Paris sind viele und namentlich die solideren Handwerksgesellen verheirathet. Das große Capital, was in dieser Stadt immer zur Gründung eines eigenen Geschäfts erfordert wird, läßt viele Zeitlebens nicht daran denken, daß es ihnen je so gut werden könnte, auf eigene Rechnung und mit eigener Kundschaft zu arbeiten; darum bildete sich eine eigene Classe von Arbeitern, eine Art von Untermeistern, welche zwar mit eigenem Handwerkzeug und im eigenen Hause, aber für fremde Rechnung arbeiten, indem sie von größeren Meistern sich ihr Geschäft erbitten. Sie erhalten zugleich den nöthigen Stoff der Arbeit, und diesen meist schon zugeschnitten, so daß sie sich keiner Verantwortung und keiner Geldverlegenheit aussetzen, da auf ihrem Geschäfte kein anderes Capital ruht als etwa der Hauszins. Sie sind, so zu sagen, Taglöhner, welche

einen fremden Acker umpflügen, nur daß sie Herren ihrer Zeit sind, indem sie nach der Arbeit bezahlt werden. Freilich ist diese Stellung eine überaus prekäre, da sie von verhältnißmäßig wenigen Arbeitsherren abhängig macht, und diese ihre glücklichere Lage nicht selten dazu benützen, die Abhängigkeit ihrer Arbeiter recht fühlbar hervortreten zu lassen: gleichwohl entbindet aber diese Stellung von der für den Mann immer drückenden unmittelbaren Ueberwachung der Arbeit, und macht es ihm möglich, ein eigenes Hauswesen anzufangen. Statt des unordentlichen Wirthshauslebens und der schlechten, ungesunden Kost der Schenken verlangt ihn nach gesundem, wenn auch einfachem Essen, nach einem geordneten Zusammenleben, wie es der Deutsche nur in der Ehe kennt. Die Theilung der Arbeit, wie sie in Paris bei jedem Handwerke immer mehr überhand nimmt, macht es auch der Frau möglich, einen thätigen Antheil an der Berufsarbeit des Mannes zu nehmen; ist ihr Mann Schneider, so fertigt sie ihm Beinkleider und Westen; ist er Schuhmacher, so näht sie die Damenschuhe; ist er Buchbinder, so übernimmt sie die Arbeit des Zusammenlegens, Heftens und Vergoldens; kurz, die Frau ist dem Pariser Handwerker nicht bloß die Hausmutter, sondern auch eine Gehülfin an der Arbeit; sie hat ihren eignen Verdienst neben dem ihres Mannes, und die sonst gebräuchliche Berechnung der Nahrungsmittel fällt bei ihm weg, da die Frau sich in der Regel ihr Brod selbst verdient. Der Handwerker, welcher heirathet, rechnet immer darauf, daß ihm durch seine Ehehälfte ein Geselle überflüssig werde! Hierbei zählt er freilich nur auf gesunde Tage, bringt die mit den Kindern wachsenden Ausgaben nicht immer in Berechnung, und sieht sich darum in seinem Hausstande bald als der Sklave seines Arbeitsherren, oder aber allem Elende preisgegeben. Denn darauf, daß sich sein Geschäft mit der Zeit mehr erweitern werde, läßt sich um so weniger rechnen als die Wahl der Frauen, welche die Deutschen zu treffen pflegen, ein Hinderniß dagegen bietet! Es ist ein seltener Fall, daß die in Paris ansässigen Deutschen andere Frauen als deutsche Abkömmlinge sich erwählen; außer den religiösen Differenzen, für welche die Mehrzahl indifferent ist, bietet zunächst die Sprache oft unüberwindliche Schwierigkeiten. In jüngeren Jahren

erlernt der Deutsche das Französische leicht und schnell, später erlernt er es nur mit grammatikalischen Vorkenntnissen, welche der arbeitenden Classe meistens fehlen; nirgends aber ist es für den Deutschen schwerer Französisch zu lernen als in Paris, die natürliche Schwerkraft des deutschen Charakters zieht ihn fortwährend wieder in die sich überall darbietenden Gesellschaften, in welchen gut deutsch gesprochen wird; der neue Ankömmling weiß immer ein paar Landsleute, wo möglich aus seinem Geburtsort, auszukundschaften, und von diesen macht er seine Zukunft in Paris abhängig. So lernt er vom Französischen bloß das Nothdürftigste, gerade so viel, als er braucht, um sich mit seinen Meistern über die Arbeit zu verständigen; für die Geselligkeit und den Privatumgang lernt er bloß ein paar abgerissene Phrasen, stehende Worte, mit denen er seine deutsche Unterhaltung würzen zu können glaubt! Somit ist er auch für das Familienleben auf Deutsche beschränkt, er wählt seine Frau unter der fast immer armen Classe deutscher Mädchen, und verliert durch diese Wahl einen natürlichen Vortheil, der ihm durch die Ehe mit einer Französin für sein Geschäft erwachsen könnte, in eine gute Pariser Familie verzweigt zu werden! Es gibt wenige deutsche Handwerker, welche nur im Stande wären eine französische Rechnung ohne die sinnentstellendsten Fehler schreiben zu können. Ist nun eine solche Ehe noch mit Kindern gesegnet, so wird die Verwirrung noch viel größer: die Kinder lernen im Umgang wie in der Schule nur französisch, so daß die Eltern sich oft nicht mehr mit ihnen verständigen können, und dadurch die Erziehung auf die empfindlichste Weise Noth leidet. Gewiß ein abschreckendes Bild, welches wir hier von dem Leben unserer deutschen Handwerker in Paris geben, und doch können wir nach vieljähriger eigener Anschauung versichern, daß es in keinerlei Weise zu stark aufgetragen ist. Für diejenigen Deutschen, welche sich in Paris nicht häuslich niederlassen, fallen freilich manche dieser Ausstellungen weg, aber steht für die Mehrzahl derselben die Noth, welcher sie sich bloß stellen, in einem Verhältniß zu dem Gewinn, welchen sie ins Vaterland zurückbringen? Wir glauben dieses entschieden verneinen zu müssen! Ohne des sittlichen Schiffbruchs zu gedenken, welchen hier so

viele erleiden, ohne die mancherlei Bedürfnisse in Anschlag zu bringen, welche man sich in einer großen Stadt bei größerem Verdienste so leicht und so gerne angewöhnt, ziehen wir bloß den Nutzen in Betracht, welchen sie durch Ausbildung in ihrem Geschäft haben können. Wir geben gerne zu, daß in Paris die meisten Handwerke auf einen höheren Grad der Vollkommenheit ausgebildet sind als bei uns, der große Verbrauch erheischt auch eine Mannichfaltigkeit der Form; auch in der erfinderischen Gabe alle Waaren auf gefällige, anziehende Weise auszulegen, können wir Deutschen noch lange bei den Parisern in die Schule gehen. Aber man könnte leicht versucht sein, diesen Gewinn zu überschätzen, wenn man sich nicht an die Zerstücklung der Arbeit erinnerte, welche in Paris auch die Handarbeit mehr und mehr zu einer Fabrikarbeit umgestaltet. Die mechanische Fertigkeit des Arbeiters kann sich eben darum nur in einer kleinen Spezialität üben, während er keine Gelegenheit hat das Ganze seines Geschäftes zu betreiben und besser zu erlernen. Der talentvollere und geschmackvollere Handwerker wird allerdings im Vorbeigehen sich manche Fertigkeit absehen, manchen Kunstgriff erlernen; aber die Mehrzahl verlernt mehr als sie lernt in Paris, denn sie bleibt nicht mit dem ganzen Umfang des betreffenden Gewerbes in Uebung, und hat nicht Leichtigkeit der Auffassung genug, um sich durch bloße Anschauung zu belehren. Zudem wird in Paris von den Arbeitern mehr Zeit gefordert als bei uns zu Lande; es wäre unmöglich von ihnen zu fordern, daß sie ihre Freistunden mit Selbstunterricht ausfüllen; darum ist zum Zwecke allgemeiner Bildung jeder andere Aufenthalt als in Paris dem reisenden Handwerksburschen nützlicher!

Nebst den Handwerkern sind es zumeist junge Kaufleute, welche von Deutschland aus nach Paris strömen, um ein paar Jahre ihrer Jugend so nützlich als angenehm in dem Mikrokosmus dieser Stadt zu verleben. Seitdem die französische Sprache im europäischen Handelsverkehr das geworden ist, was die lateinische ehedem für die scholastische Wissenschaft war, muß jeder aufstrebende junge Kaufmann bemüht sein, diese Sprache nicht bloß grammatikalisch, sondern auch praktisch zu erlernen, sie in Rede und Schrift mit Gewandtheit zu

handhaben bemüht sein. Schon dieses Verlangen einer formellen Ausbildung zieht manchen jungen Candidaten der Handlung nach Paris; dabei natürlich hofft er für die Kenntniß seines Fachs durch eigene Anschauung und Bekanntschaft mit den größeren Häusern Gewinn zu ernten. Die Zahl derer, welche solche Hoffnungen zu einem Aufenthalt in der Weltstadt bestimmen, ist zu groß, als daß die Hoffnungen aller sich verwirklichen könnten. Man zählt immer mehrere Hunderte von deutschen Kaufleuten, welche ohne Geschäft in Paris sind! Man hat sie zwar im allgemeinen nicht ungern, und viele derselben haben sich ein unbegränztes Vertrauen ihrer Patrone erworben, aber die Unkenntniß der Sprache bildet auch hier oft viel länger ein Hinderniß zu einem Unterkommen, als man zuvor in der Heimath zu glauben versucht war. Daher mag es zum Theile kommen, daß man im Kleinverkaufe nur höchst selten einen deutschen Commis findet; die meisten sind auf den Büros angestellt als Buch- oder Rechnungsführer oder auch mit der Correspondenz beauftragt, — lauter Arbeiten, bei welchen dieselbe leicht zu erlernende Terminologie ewig wiederkehrt. So gibt es viele deutsche Handlungscandidaten, welche in den vier engen Wänden ihres Geschäftslocals mit Leichtigkeit im Französischen fortkommen, aber unfähig sind, außerhalb dieser Amtsluft irgend welche französische Unterhaltung zu führen. Besonders viele Deutsche sind in den größeren Bankiershäusern untergebracht, in welchen sie von Morgens 8 Uhr bis Abends 6 Uhr ihre regelmäßigen Kanzleistunden haben, und Tag für Tag an derselben stereotypen Arbeit verweilen. Dieser Aufenthalt soll, wie mir oft gesagt wurde, in den ersten Monaten für den jungen Kaufmann manches Bildende und Belehrende haben, da er in die Buchführung, theilweise auch in die verwickelteren Fragen der Bank und des Börsengeschäftes dadurch eingeführt wird; für die Länge aber sinkt eine solche Beschäftigung zu dem geistlosen Amt eines Schreibers herab, welcher nichts anderes, als jeden Tag Zahlen einzutragen und am Schluß jede Seite zusammenzurechnen hat. Entschieden die bildendsten Stellen für junge Kaufleute sind die in den Häusern, wo größere Commissionsgeschäfte betrieben werden: diese Stellen gewähren Einem fortwährend neue Gelegenheit, sich genaue Kenntniß

der einzelnen Waaren und Fabrikarbeiten, sowie ihres jeweiligen Preises zu verschaffen, und geben durch einen ausgebreiteten Briefwechsel mit dem Auslande auch die Mittel an die Hand, mit manchem größeren Hause für die Folgezeit wichtige Verbindungen anzuknüpfen. Diese Commissionshäuser sind denn auch wirklich von den deutschen Ankömmlingen in Paris sehr gesucht, und es gilt allgemein für ein Glück, in ihnen sein Unterkommen gefunden zu haben. Mehrere der bedeutendsten Commissionsgeschäfte in Paris werden von Deutschen geleitet, welche gern einige Landsleute in ihrem Geschäfte anstellen. So bald also ein junger Kaufmann seinen Aufenthalt in Paris als eine Lehrzeit betrachtet, können wir ihm nur Glück wünschen zu der tüchtigen Schule, auf welche seine Wahl gefallen ist. Dieser Gesichtspunkt wird aber von den meisten gar bald fahren gelassen; viele wollen in Paris nur ein paar Jahre ihrer Jugend auf die genußreichste Weise todt schlagen, bis ihnen ihr Alter und etwa auch die äußeren Umstände gestatten, ein eigenes Geschäft zu gründen! Der Gedanke, in Paris eine Summe zu erübrigen, vergeht denn meist gar schnell, wenn sie aus Erfahrung wissen, wie gering das Honorar im Verhältniß zum Preis der Pariser Lebensmittel ist. Die große Concurrenz von deutschen Kaufleuten, welche oft sogar als Volontäre einzutreten bereit sind, hat die Besoldungen in den Kaufhäusern überaus hinuntergedrückt, so daß es sehr wenige Commis gibt, welche über 1200 bis 1500 Franken jährlich einnehmen. Dabei haben sie nicht nur für Kost, sondern auch für Wohnung selbst zu sorgen, und das Haus, in welchem sie verweilen, glaubt sich noch berechtigt, große Anforderungen an ihre Toilette und Kleidung zu stellen. Daß bei dieser Einnahme auch die geringsten Ansprüche Mühe haben befriedigt zu werden, weiß Jeder, der einige Zeit in Paris gelebt hat, um sich mit den Ausgaben des dortigen Lebens bekannt zu machen. Also eine Geldspekulation kann der Pariser Aufenthalt für die deutschen Kaufleute nachgerade nicht abgeben, für die meisten aber wird er eine Veranlassung zu Geldverlust oder zu Schulden, welche, je mehr sie den Verschuldeten an Paris fesseln, desto mehr anschwellen.

Der Deutsche, welcher einmal in einem bekannten Hause gewisser-

maaßen ansässig ist, genießt im Durchschnitt in Paris mehr Kredit als in der Heimath. Zwar fehlt es nicht an einzelnen Handwerkern, welche in den Journalen auf pomphafte Weise ankündigen, daß sie nur gegen baare Bezahlung, eben darum um billigeren Preis arbeiten als ihre Collegen; aber die meisten Handwerker setzen bei Stellung ihrer Rechnungen voraus, daß sie ihnen nicht sogleich bezahlt werden, und rechnen je nach der Zahlungsfähigkeit ihres Kunden einen größeren oder geringeren Zinsfuß auf mehrere Jahre stillschweigend ein! So kommt es, daß viele deutsche Kaufleute kaum ihre laufenden Ausgaben mit ihrem monatlich ausbezahlten Gehalte bereinigen, und die außerordentlichen Ausgaben für Schuhmacher und Schneider auf unbestimmte Zeit vertagen! Und doch ist dabei ihr Leben nichts weniger als üppig und genußreich: ihre Wohnungen sind meist von der Art, daß sie nur Schlafstätten sind, und auch den Winter über wird kein Feuer im Kamin angemacht, um sie wenigstens für ein paar Abendstunden wohnlich zu machen. Das Essen, bei welchem sich die deutschen Kaufleute in einzelnen Gruppen Abends 6 Uhr zusammenfinden, ist immer sehr einfach, wenn auch nicht immer sehr frugal; die einzige Ausgabe, welche unnöthig erscheinen könnte, falls der Mensch bloß vom Brode leben würde, ist die, welche sie des Abends meist im Cafe, seltener im Theater zu machen veranlaßt sind. Unsere gemüthlichen Wirthshauszimmer oder heimlichen Kneipställe vermißt der deutsche Ankömmling in Paris gar sehr: das französische Bier kann er nicht trinken, so schlecht ist es; die französischen Cigarren sind so schlecht und theuer, daß der kühnste Wunsch eines Rauchers der ist, seine Cigarre möchte brennen und nicht verkohlen, wie das Unglück meistens will; zu einem Schoppen Wein setzt man sich in Paris an den langen Abenden auch nicht, so daß man der gewichtigen Frage bald überhoben ist, „wo man einen Guten trinke;" kleines Naschwerk, was bei uns zwischen der Zeit die Langweile würzen soll, fehlt auch: kurz in Paris muß sich auch das männlichste deutsche Turnerherz zu unserm Weibertrank bekehren, und kann, „wenn die Sonne sinkt," nichts besseres thun, als sich zu einer Tasse Kaffee setzen, um im Gespräch oder Zeitungslectüre oder mit einem Dominospiel den Abend zu Grabe zu läuten. Diese

Abende sind nun vor allem für viele deutsche Kaufleute gefährlich; fast jeden Abend finden sie sich von 7 Uhr bis gegen Mitternacht in derselben Gesellschaft, unter Leuten, welche sich alle in einer ähnlichen Lage befinden, wie sie selbst; ermattet von der einförmigen Tagesarbeit hätten sie einer geistigen Anregung nöthig, um nicht in einen bösen Seelenschlaf zu verfallen. Es mag leicht als eine paradoxe Behauptung erscheinen, wenn wir sagen, daß die meisten in Paris lebenden Deutschen über die Einförmigkeit und das Einerlei ihres Lebens klagen, und doch ist es so! Ist der neue Ankömmling einmal mit den Straßen der großen Stadt etwas vertrauter geworden, hat sich sein Ohr gegen den Lärm und das Geräusch der Wagen abgestumpft, und sein Auge an den Ausstellungen jedes Gewölbes übersatt gesehen, hat er dazu noch eine regelmäßige äußere Beschäftigung gefunden, so werden bald seine Tage sich so ähnlich sehen als zwei Eier, und er wird eben darum gegen lange Weile anzukämpfen haben. Der Deutsche zumeist hat immer das Bestreben, alles Neue, was ihm aufstößt, unter bestimmte Kategorien zu ordnen, in bestimmte logische Fachwerke einzuschachteln; so trägt er meistens ein System von Paris mit sich in seiner Tasche herum, das ihm unumstößlich ist, so daß er lieber ein Auge zumacht, wo er etwas zu finden fürchtet, was sich auf sein Prokrustesbett nicht eignen würde. Eine der Bemerkungen, welche ich von meinen deutschen Landsleuten am öftersten wiederholen hörte, war die, daß alle französischen Gesichter sich sehr ähneln; der Gegensatz der nationalen Gesichtsformation trat zuerst in die Augen, man fand ihn bei allen Landeskindern wieder, darum die Täuschung, als ob sie alle aus einer Form gegossen wären. Bei diesen allgemeinen Urtheilen über das Ausland hat es aber für die meisten Deutschen sein Bewenden, da sich die wenigsten die Mühe geben, sich über die geselligen und bürgerlichen Verhältnisse der Franzosen durch eigene Anschauung ein Urtheil zu bilden. Der deutsche Kaufmann, statt sich Abends in Gesellschaft von Parisern zu bewegen, bei denen er nicht bloß Uebung im Französischsprechen fände, sondern auch sonst durch den Inhalt einer ihm ferner liegenden Weltanschauung mannichfach angeregt würde, sucht immer bloß seinesgleichen auf und erlahmt dadurch schnell für alle gesunde

Weiterbildung. So macht eine Ueberfüllung von Eindrücken, welche die ersten Wochen des Pariser Aufenthalts in ihm hervorriefen, bald einer geistigen Oede und Leere Platz, einer Langweile, für welche viele kein anderes Gegengift finden, als die Grisettenwirthschaft! Ohne diesen letzten Schritt im mindesten rechtfertigen zu wollen, entschuldigt er sich in den meisten Fällen durch eine zuvor verkehrte Lebenseinrichtung. Nichts ist für den deutschen Kaufmann wichtiger, als daß er den rechten Zeitpunkt erhasche zu seiner Rückkehr ins Vaterland! Ein zu langer Aufenthalt in Paris hat schon vielen die Rückkehr überhaupt verleidet und dem Vaterland ihre Rückkehr nicht einmal mehr wünschenswerth gemacht. Unser deutscher Kaufmannsstand hatte immer einen unseligen Hang, sich in der äußern Form zu verflachen und den Mangel tiefer Bildung durch den Firniß socialer Gewandtheit und Leichtigkeit des Umgangs aufwägen zu wollen; dieser Hang artet nirgends leichter aus als in dem Pariser Leben, wo der Geist häufig gar keine neue Nahrung mehr sucht, und der Grundcharakter unserer Nation, ernste Gediegenheit, vollends ganz zu Grunde geht.

Neben dem Handwerker- und Kaufmannsstand muß hier zunächst ein dritter erwähnt werden, der entlaufenen Studenten und politischen Flüchtlinge, welche in großer Anzahl in Paris sich ein Asyl suchten. Mancher von ihnen hat mit seinen Träumereien in Paris den Kopf hart verstoßen, alle aber wurden in ihren Wünschen und Hoffnungen um vieles nüchterner, denn der bloß ideale Gesichtspunkt kann in Paris gegen das Recht der Wirklichkeit nicht lange Stand halten; unsere alten Liberalen können sich mit den französischen Revolutionären so wenig als mit den modernen Radicalen recht vertragen; diese behaupten noch immer, daß der deutsche Liberalismus mit seinen Theorien einer bestmöglichen Welt zwischen Himmel und Erde schwebe! Daß auch in Frankreich auf dem politischen Boden ihnen keine Lorbeeren wachsen werden, erkennen unsere Flüchtlinge gar bald; sie wenden sich in der Regel zur Literaturlaufbahn, und haben alle die Erfahrung gemacht, daß man, wenn man um zu leben schreiben müsse, sich bald ausgeschrieben habe; darum suchen die meisten als Correspondenten für die deutschen Zeitungen oder als Uebersetzer für französische

Journale ein Unterkommen, beides eine traurige Stellung, bei welcher gar schnell alle Schwungkraft des Geistes, alle schöpferische Arbeit erlahmen muß. Man wird selten in eines der bessern Pariser Lesecabinette kommen, ohne hier mehrere deutsche Flüchtlinge zu treffen, welche vom Morgen bis zum Abend keine andere Aufgabe haben, als alle möglichen Journale zu excerpiren, und aus ihnen ein Mosaik in der Farbe des Blatts, für das sie schreiben, zusammenzusetzen. Keine Arbeit macht einen schneller zum Taglöhner, als die für die Tagesblätter! Das mechanische Durchlesen aller Zeitungsblätter und das einfache Referiren über sie mit Rückhalt alles eigenen Urtheils stumpft auch den regsten Geist ab, und es macht in Paris einen peinlichen Eindruck, die Mumien von Männern zu sehen, welche in der deutschen Geschichte eine Rolle zu spielen sich berufen glaubten; tüchtige Talente, welche in der Verbannung so schnell verkommen sind! An die wenigen Ausnahmen, welche sich einen frischen, regen Geist erhielten, und darum auch in der Pariser Gesellschaft sich eine ehrenwerthe Stellung schufen, darf ich nicht erst erinnern: sie sind bei uns nicht vergessen, und die Lebenszeichen, welche sie uns über den Rhein schicken, lassen uns das Stillschweigen anderer doppelt befremdend erscheinen! Da die meisten dieser Literaten nicht sowohl Correspondenzen als Berichte aus französischen Journalen verfertigen, werden sie auch so schlimm bezahlt, daß die meisten am Hungertuche nagen und durch ihre mißliche ökonomische Lage zu Arbeiten verleitet werden, welche ihrer unwürdig sind und sie vollends in Mißcredit bringen. Daß die französische Regierung nicht gesonnen ist, für deutsche Flüchtlinge zu thun, was sie für polnische und spanische gethan hat, hat sie erst in den letzten Jahren durch mehrmalige Ausweisung mehrerer bekannten Deutschen zur Genüge gezeigt. Der altdeutsche Rock, das lange Haar und der ausgelegte Hemdkragen ist in Paris keine Empfehlung, und verschwindet darum schnell, wo man nicht durch Lächerlichkeit sein Glück zu machen hoffte. Der deutsche Literat sucht mehr als alle übrigen Deutschen französische Gesellschaften auf, und erlernt auch, unterstützt durch seine Kenntniß classischer Sprachen das Französische viel schneller und besser; nicht selten beschränkt er sich in verbissenem Groll gegen sein Vaterland auf

französischen Umgang; doch sei es unsern Landsleuten zur Ehre nachgesagt, daß ihre Neigung und Vorliebe zu dem französischen Volke nie bis zum Verrath an Deutschland ausartete; die „Briefe aus Paris" sind die einzigen, welche Paris auf Kosten des Vaterlands vergötterten und für uns arme Deutsche kein anderes Heil mehr kennen, als das, daß wir Franzosen werden!

Aus literarischen Gründen bürgert sich wohl auch mancher deutsche Philosoph in Paris für ein paar Monate ein, doch fühlt er bald, daß der Philosoph in dieser Stadt höchstens auf ein Beisitzrecht Anspruch machen könne. Für unsere speculative Philosophie hat der Franzose noch immer kein anderes Wort als Träumerei (rêverie), er hat zu ihr so wenig Neigung als Vertrauen. Ich erinnere mich mancher siegesgewissen Landsleute, welche voll philosophischen Lehreifers nach Paris kamen, einzig und allein in der bescheidenen Absicht, den Franzosen Hegel'sche oder Schelling'sche Weltweisheit einzupfropfen; nach wenigen Monaten war ihr Eifer erkaltet, sie verließen Paris mit einer Erfahrung mehr: sollte aus ihr ihre Philosophie nicht auch einen Nutzen gezogen haben? Seltener ist es, daß unsere deutschen Literaten bei den französischen so recht eigentlich in die Schule gehen wollen, und doch könnten sie vielleicht mehr als jeder andere Stand in Paris lernen. Wir haben hier zunächst die Formvollendung der französischen Sprache im Auge, den gewissenhaften Fleiß, welchen jeder Literat in Frankreich auf seinen Styl verwenden muß, die Correctheit des Ausdrucks und logische Bestimmtheit selbst der Bildersprache, lauter Vorzüge, welche uns Deutsche ebenso belehren als beschämen können! Aus einem unserer gelesensten Literaturblätter las mir einst ein des Deutschen vollkommen mächtiger Franzose mehrere Sätze vor, überhäuft mit schwülstigen Wörtern und Schulausdrücken; er bat mich, sie ihm zu übersetzen; daß es unmöglich sei, seiner Forderung zu entsprechen, hatte er bereits eingesehen, denn die Worte waren hohle Schatten! Aber hatte er nicht Recht, wenn er daraus den Schluß zog, daß alles was sich auf keinerlei Weise in eine andere Sprache übersetzen lasse, überhaupt nicht für die Presse reif sei? Es gibt viele Deutsche, welche sich gar große Stücke darauf einbilden, daß ihr Hegel, Feuerbach, und wie

die Herren allzumal heißen, sich nicht in fremde Sprachen übersetzen lassen, als ob diese Göttersprache für alle nichtdeutsche, also barbarische Intelligenzen zu hoch wäre: das Lob ist zwar zweideutig, aber gewiß ist, daß unsere Philosophen gar oft in Frankreich lernen, mit welch traditioneller Phraseologie sie sich herumgeschlagen haben; denn handelt es sich darum, einen technischen Schulausdruck zu umschreiben, so weiß man oft selbst nicht, was man darunter verstanden habe, so abgegriffen er auch in der gelehrten Umgangssprache sein mag.

Unter den wissenschaftlichen Interessen, welche der Deutsche in Paris zu verfolgen kommt, nimmt billig die medicinische Facultät die erste Stelle ein. Man hat über die Reinlichkeit der Pariser Hospitäler, über ihre Ausbeute für die Wissenschaft schon so viel gehört, daß wir kein Wort darüber verlieren wollen. Leider sind die einzelnen Krankenhäuser so weit von einander entfernt, daß kein besonderes Stadtviertel angegeben werden kann, in welchem die Nähe der Spitäler es wünschenswerth machte, seine Hütte aufzuschlagen. Die auf mancher deutschen Universität von den Medicinern so tief verachtete (? Str.) Chirurgie kommt in Paris wieder zu Ehren, ja sie bildet oft einzig und allein das Studium unserer Landsleute in Paris. Einige deutsche Aerzte, welche sich in Paris fixirt haben, gründeten vor vier Jahren einen medicinischen Verein, in welchem jeder deutsche Mediciner Zutritt hat, um dort bei collegialischer Besprechung zugleich die deutschen, in sein Fach einschlagenden Journale vorräthig zu finden. Die Zahl deutscher Aerzte, welche in der Regel unmittelbar nach Vollendung ihrer Universitätsstudien Paris bereisen, ist verhältnißmäßig sehr groß, doch bleiben sie selten länger als ein Semester, scheiden aber alle ungern von der Weltstadt, welche so reiche Gelegenheit bietet, durch eigene Anschauung und eigenes Experimentiren vorangegangene Studien zu befruchten. Eben so fehlt es seit mehrern Jahren nicht an jüngern Juristen, welche in Paris die öffentliche und mündliche Gerichtsbarkeit studiren, oder die neuern Erscheinungen des französischen Socialismus und Communismus kennen lernen wollen. Auch die klassische Philologie sendet manche ihrer Jünger zu der reichen königlichen Bibliothek in Paris, welche die kostbarsten Manuscripte für griechische und römi-

sche Literatur besitzt. Der Franzose hat zur Benützung dieser bestaubten Papiere weder die nöthigen Vorkenntnisse noch die erforderliche Ausdauer, so daß die Schätze der Handschriftenbibliothek in Paris seit einem halben Jahrhundert fast ausschließlich von deutschen Philologen ausgebeutet werden. Einer besondern Erwähnung verdient die große Liberalität der Conservatoren dieser Bibliothek, welche dem Fremden gleiches Recht in Benützung dieser Schätze wie dem Einheimischen angedeihen lassen.

Und diese große Masse von gebildeten Deutschen, welche sich bald auf längere, bald auf kürzere Zeit in Paris aufhält, hat keinen Zusammenkunftsort, wo sich die Landsleute kennen oder zusammenfinden könnten. Die Polen haben drei verschiedene Museen, Cercles genannt, in denen sie nationale Literatur und Geselligkeit leben lassen; uns Deutschen fehlt jedes derartige Band: warum? Weil die in Paris ansässigen deutschen Familien französische Gesellschaftskreise den vaterländischen vorziehen, oder doch nicht Interesse genug haben, für diese irgend welches Opfer zu bringen. Die deutsche Buchhandlung von Avenarius und Brockhaus hatte vor einem Jahrzehend ein deutsches Lesecabinet errichtet, in welchem die verschiedenen politischen und wissenschaftlichen Blätter Deutschlands aufgelegt waren: es ist schon lange wieder eingegangen aus Mangel an Theilnehmern. Eine deutsche Lesebibliothek ist seit drei Jahren von einem deutschen Israeliten errichtet; sie enthält aber solchen Inhalt, daß auch ihr eher der Tod zu wünschen ist, als ein längeres Fortwuchern unter der armen Bevölkerung, für welche ihr Inhalt allein berechnet ist. Deutsche Theater gibt es in Paris nur vorübergehend; sie könnten sich unmöglich halten, und zu einigem Ersatz fängt Alexander Dumas an, Schiller'sche Stücke für die französische Scene zurecht zu setzen.

Wenn man schon von den Engländern mit Recht bemerkte, daß ihre Nation nicht nach den Reisenden beurtheilt werden dürfte, welche das Festland überschwemmen, so gilt dasselbe auch von den in Paris lebenden Deutschen; sie sind in vielem ihrer Nation nicht mehr gleich, viele wollen nicht einmal mehr Deutsche sein, und verläugnen ihr Vaterland besser mit der Zunge, als mit ihrem Benehmen und ihrem

Aeußeren, an dem der Pariser den Fremden auf den ersten Augenblick erkennt. Die Erfahrung hat es noch immer gelehrt, daß der Deutsche nur im heimischen Boden tiefe Wurzeln schlagen nur aus sich selbst werden kann, was er werden soll! Französische und deutsche Gesittung lassen sich wohl mechanisch an einanderlegen, aber nimmermehr chemisch sich durchdringen: im Charakter erweckt aber alles Nebeneinander Mißtrauen, nur das Ineinander Vertrauen und Liebe!

XX. Neueste Nachrichten über die deutschen Auswanderer in Havre.

Herr Heinrich Meinel, baierischer Consul in Havre, gegenwärtig in Wunsiedel, theilt mir unter dem 20. Oct. 1848 folgende Nachrichten über die jetzige Lage der Auswanderer in Havre mit. Am 1. März betrug ihre Anzahl gegen 1250, nämlich 880 Baiern, wovon 540 seit 4 Monaten bis 4 Jahren in Havre ansässig, 340 seit durchschnittlich 10 Jahren in Havre ansässig; Preußen 200, Würtemberger 80, Badenser 50, Hessen-Darmstädter 25. Die Mehrzahl bestand aus heimlichen Auswanderern, welche durch Taglohn in Havre die Mittel zu ihrer Uebersiedelung nach Amerika zu verdienen hofften. Die fehlerhaften französischen Gemeindeeinrichtungen, oder vielmehr der Mangel an aller Gemeindecontrole erleichterte diese stets wachsende Anhäufung heimathloser Deutschen in Havre. Bis zu den Februarereignissen fanden sie ihr Auskommen in Havre bei den Eisenbahn-, Straßen- und Hafenarbeiten, in den Eisenwerken, Baumwollenfabriken u. s. w., und fielen mit wenig Ausnahmen Niemanden beschwerlich. Sie waren sehr beliebt, da sie im Durchschnitt wohlfeiler arbeiteten, als die Franzosen. Mit der Revolution geriethen viele dieser Unternehmungen in's

Stocken und für die öffentlichen Arbeiten wurden von den Behörden nur noch an die eingeborenen Franzosen Karten ausgegeben, gerade zu der Zeit, als man am lautesten von der „Verbrüderung der Nationen" sprach. Von Seite der deutschen Consulate, sowie eines Unterstützungsvereins deutscher Kaufleute geschah alles Mögliche, aber bei der großen Zahl waren alle Hülfsquellen bald erschöpft. Von Baiern wurden theils aus Privat-, theils aus Staatsmitteln 16,000 fl. geschickt und damit bis zum 1. Oktober 511 Köpfe, nämlich 364 nach Neu-York, 129 nach Neu-Orleans, 18 nach Rotterdam eingeschifft, während für die übrigen 29 Köpfe der ersten Klasse noch die Mittel zur Einschiffung vorhanden sind und für jeden Kopf der zweiten Klasse 15 Franken Unterstützung bleiben. Die Badner, Darmstädter und Würtemberger sind gleichfalls von ihren Regierungen eingeschifft worden, für die 200 Preußen dagegen ist noch gar nichts geschehen, und so ergeht, da von den französischen Behörden trotz aller Versprechungen keine Hülfe zu erwarten ist, bei herannahendem Winter die Bitte um milde Beiträge zur Ueberschiffung dieser Unglücklichen nach Amerika. Zur Annahme dieser Beiträge sind die Redaction des „Deutschen Auswanderers" in Darmstadt, die Redaction der „Deutschen Zeitung" in Frankfurt und die deutschen Consulate in Havre bereit. [1])

---

[1]) Vrgl, Germ. I. 200 II. 229. 250. 251. 446—450.

XXI. Statistik der Wirksamkeit des deutschen Wohlthätigkeitsvereins zu St. Petersburg in den vier ersten Jahren seines Bestehens [1]).

Einnahme. (In Silberrubeln und Kopeken).	1844	1845	1846	1847
Zum Gründungscapital . .	3228 —	1342 —	1300 —	3930 —
Jährliche Beiträge . . .	4304.52	4552.70	4434.30	5350.56
Einmalige Beiträge . . .	3046.48	2497.64	2564.80	2290.82
Eingezogene Zinsen . . .	249.97	220.91	253.35	370.50
	10828. 97	8613.25	8552.45	11941.88
Ausgabe. (In Silberrubeln u. Kop.)				
Monatliche Unterstützungen	2128 —	2446.50	2363 —	2614.50
Einmalige dto. . . .	1527.87	1462.15	1510.91	1861.81
Reisepässe, Aufenthaltsscheine, Reisegeld	641. 8	1258.51	1747.37	1622.67
Darlehen zur Aufhülfe des Geschäfts	153.14	90 —	—	—
Vertheiltes Holz für . . .	50 —	92 —	—	—
Unkosten für Drucksachen ꝛc.	113.55	90 —	94.75	178.25
Angeschafftes Arbeitsmaterial	600 —	—	—	—
Arznei	—	28.25	106.46	125.93
Versorgungshaus	—	306.78	1532.33	1947 —
Verlust beim Arbeitsconto .	—	199. 2	51.75	582.19
Besoldung des Schreibers .	—	—	130 —	120 —
Verschiedene Unkosten . . .	—	—	59.63	—
	5213.64	5973.21	7596.20	9082.35
Das Vermögen der Anstalt betrug	5615.33	8855.37	9811.62	12671.15

[1]) Jahresbericht des deutschen Wohlthätigkeitsvereins zu St. P. 8. St. P., in der Expedition zur Anfertigung der Reichspapiere. Erster. 1845. 26 S. Zweiter 1846 29 S. Dritter 1847. 31 S. Vierter 1848. 36 S. Vergl. Germania I. 74 ff. W. Stricker, deutsch-russische Wechsel-Wirkungen. Leipzig, 1849. S. 273—275.

Digitized by Google

Uebersicht der vom Vereine unterstützten Armen in Bezug auf Geschlecht, Heimath, Stand und Gewerbe.

I. Personalbestand.	1844	1845	1846	1847
Einzelne Männer	139	135	277	271
Einzelne Frauen	29	84	152	189
in Familien	607	857	782	752
Waisen	5	11	24	28
	780	1087	1235	1240
II. Heimath.				
Oestreich	36	73	102	113
Preußen	316	417	442	439
Baiern	15	23	21	29
Sachsen und Herzogthümer . .	106	140	121	146
Würtemberg	25	45	45	44
Hannover	19	44	77	53
Baden	21	24	37	30
Kurhessen	50	42	50	57
Hessen = Darmstadt	13	12	26	24
Holstein	17	32	32	23
Braunschweig	20	23	15	22
Mecklenburg	56	90	111	114
Nassau	15	13	10	9
Oldenburg	6	1	1	2
Schwarzburg	} 8 (Schwarzburg bis Anhalt zusammen)	7	11	5
Reuß		1	—	1
Lippe		—	—	—
Waldeck		2	—	—
Anhalt		—	4	6
Hamburg	30	58	48	73
Lübeck	18	34	60	36
Bremen	2	6	21	10
Frankfurt	7	—	1	4

III. Stand und Gewerbe.	1844	1845	1846	1847
Gelehrte und Künstler . . .	21	36	29	28
Beamte	14	13	15	6
Militärs	—	16	12	8
Apotheker	—	—	6	4
Kaufleute	10	34	40	36
Landwirthe	—	15	19	17
Schiffer	—	13	9	7
Musikanten	—	11	23	31
Handwerker, und zwar . . .	261	750		
Lithographen	—	2	5	6
Buchdrucker	—	19	17	17
Buchbinder	—	9	12	13
Uhrmacher	—	3	6	12
Goldarbeiter	—	35	29	42
Bronzearbeiter	—	18	22	8
Mechaniker	—	13	10	14
Kupferschmiede	—	2	3	1
Klempner	—	4	3	3
Schlosser	—	13	43	36
Schmiede	—	15	19	11
Maurer	—	22	16	9
Töpfer	—	2	1	—
Zinngießer	—	4	2	2
Schornsteinfeger	—	3	3	2
Brunnenmacher	—	2	—	—
Tischler	—	46	59	64
Korbmacher	—	3	1	1
Drechsler.	—	10	7	4
Stellmacher	—	8	8	19
Weber	—	30	28	29
Barbiere	—	—	4	2
Graveurs	—	—	1	1
Tapetenfabrikanten	—	—	1	1
Müller	—	—	8	8
Böttiger	—	—	5	7
Tapezierer	—	—	—	3
Seifensieder	—	—	—	1
Kattundrucker	—	—	1	1
Bereiter	—	—	4	4

III. Stand und Gewerbe.	1844	1845	1846	1847
Bildhauer	—	—	—	6
Spiegelbeleger	—	—	—	2
Stuhlmacher	—	—	1	—
Branntweinbrenner	—	—	1	—
Papiermacher	—	—	1	—
Segelmacher	—	—	1	—
Zimmerleute	—	—	1	2
Instrumentenmacher	—	7	17	15
Tuchmacher	—	4	13	10
Färber	—	11	9	6
Schneider	—	94	125	116
Kürschner	—	4	3	—
Posamentirer	—	9	—	11
Seiler	—	8	3	1
Hutmacher	—	10	8	2
Bierbrauer	—	4	—	3
Zuckersieder	—	7	7	7
Bäcker	—	81	92	66
Conditoren	—	13	5	4
Fleischer	—	22	27	28
Gerber	—	14	13	11
Sattler	—	23	37	28
Schuhmacher	—	70	63	51
Handschuhmacher	—	5	1	—
Spielwaarenfabrikanten . . .	—	1	—	—
Tabaksfabrikanten	—	10	3	2
Glasarbeiter	—	76	88	75
Maler	—	11	9	7
Gärtner	—	3	7	9
Nadler u. s. w.	—	—	1	—
Dienstboten	30	49	62	76
Taglöhner	—	21	7	3
Verschiedene Gewerbe	58	129	155	241
Abgang der Pfleglinge des Vereins				
Gesammtabgang	223	198	205	193
davon für unwürdig befunden .	39	5	—	17
aus deutschem Unterthanverbande geschieden	19	—	—	—
abgereist . .	102	175	182	147
gestorben . .	8	19	23	29

Im October 1845 errichtete der Verein ein Versorgungshaus für arme Frauen, welche darin Obdach, Nahrung, ein Bett, hin und wieder auch Kleidung und Arbeit erhielten. Bis zu Ende des Jahres waren 14 Frauen darin aufgenommen. Diese Anstalt kostete in den drei letzten Monaten des Jahres 1845 den Verein 435 Silberrubel baar; außerdem wurde der Arbeitsverdienst der Frauen von 23 S. R. 77 K. darauf verwandt; in Cassa blieb am 1. Januar 1846 28 S. R. 22 K. Im Juni 1846 wurde auch ein Versorgungshaus für Männer und ein Waisenhaus errichtet. Am 1. Januar 1847 enthielten diese drei Anstalten 43 Personen: 20 Frauen, 16 Männer, 7 Kinder.

Im Jahr 1846 kosteten diese Anstalten 1650 S. R. 68 K., wovon 268 auf die Einrichtung der Versorgungshäuser für Männer und Waisen, 534. 53. auf die Nahrung der Hausbewohner, auf die Heizung 106. 43, und auf die Localmiethe für die ganze Anstalt 552. 60 verwandt wurden. Nur 18. 35 betrug der Arbeitsverdienst der Frauen; 1632. 33 kam baar aus der Hauptkaße des Vereins. Es kam nur ein Todesfall in der gesammten Anstalt vor.

Am Ende des Jahres 1847 enthielt das Armenhaus 49 Personen, 23 Frauen, 20 Männer, 6 Kinder. Die Anstalt kostete im Laufe des Jahres 1847 1947 S. R., nämlich 457. 67 Miethe, 790. 91 für Kost, 129. 57 für Heizung u. s. w. Es kam nur ein Todesfall vor.

XXII. Die Deutschen in Jerusalem.

Friedrich Adolph Strauß (Sinai und Golgatha. 2. Aufl. Berlin. 1848.) sagt über die Deutschen in Jerusalem nach seinen im Jahre 1844 gemachten Beobachtungen (Literaturblatt, Zahl 78) folgendes: „Die Juden in Jerusalem sind großentheils Deutsche und daher bediente die Londoner „Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden sich deutscher Sendboten. So wurde der Schleswiger Nikolaysohn das Haupt der evangelischen Missionäre in Jerusalem. Bekanntlich wußte Ritter Bunsen den König von Preußen für den Gedanken eines protestantischen Bisthums in Jerusalem zu begeistern und dasselbe kam auch 1842 zur Ausführung. Hr. Strauß gibt sich große Mühe, diese Bisthumsangelegenheit gegen ihre vielen Anfechter zu vertheidigen. Er muß zugeben, daß die deutsche Nationalität hier auf eine unwürdige Weise sich beugt [1]); aber er meint, es lasse sich nicht anders machen und das protestantische Deutschland könne in so fernen Gegenden — wegen des Mangels einer Flotte — des englischen Schutzes und also englischer Bevormundung nicht entbehren. Aber es wäre die Aufgabe des mächtigeren Oesterreichs gewesen, sich der Deutschen in Jerusalem wie überhaupt im Orient anzunehmen. Allein Oesterreich hat unter dem auch in so zahllosen andern Beziehungen fahrlässigen Metternich'schen System den Katholizismus im Orient ausschließlich dem Französischen, den Germanismus dem englischen Schutze überlassen. So muß denn der deutsche Bischof in Jerusalem zur anglikanischen Kirche schwören und seine Untergebenen gleichfalls, obgleich alle Deutsche sind. Der Bischof, die beiden Missionäre, sämmtliche Glieder des Seminars und der Handwerkerschule, einer der Aerzte und die acht (!) proselytischen Familien waren deutsche

---

[1]) Vergl. Germ. I. 462.

Christen oder Juden und die deutsche Sprache blieb bei ihnen vorherrschend, wenn auch die englische die amtliche war.

Aber alle diese standen in Verbindung mit der englischen Missionsgesellschaft und waren Glieder der englischen Kirche. Täglich mit Ausnahme des Sonntags wird nun ein hebräischer Gottesdienst gehalten, hauptsächlich in einer hebräischen Uebersetzung der anglikanischen Liturgie bestehend. Am Nachmittag werden täglich die Abendgebete derselben Liturgie in englischer Sprache gehalten. Am Sonntag ist der regelmäßige Haupt- und Abendgottesdienst der englischen Kirche mit Predigten und am Nachmittage ein Gottesdienst in deutscher Sprache.

Außer den deutschen Juden kommen sehr viele deutsche Handwerksbursche in Palästina vor. Wegen ihrer Geschicklichkeit und ihrer Ausdauer sind sie dort vorzugsweise gesucht und bei den hohen Preisen für europäische Arbeit haben sie leicht mehr als hinreichenden Gewinn. Aber diese Leichtigkeit des Erwerbs verleitet sie auch, sich allen Lastern hinzugeben und es ist leider allzu bekannt, wie leicht der Deutsche in der Fremde die Schranken der Zucht und Sittlichkeit überschreitet. (Tedesco italianizzato è un diavolo e mezzo).

Während nun an allen größeren Orten des Morgenlandes Kirchen und Kapellen und Geistliche der Anglikaner sich finden, während die römische Kirche überall stark vertreten ist, wird den deutschen Protestanten von der Kirche der Heimath nirgends geistliche Pflege geboten. Einige treten daher über zu andern Kirchen, die Mehrzahl dagegen sinkt immer tiefer in religiöser und sittlicher Beziehung. Sie verlieren alle Lust und Kraft zur Arbeit und werden schamlose Bettler. So ist es dahin gekommen, daß, wenn ein Laster gerügt wird, das Sprüchwort der Morgenländer in Aegypten und Palästina sagt, ein Deutscher habe es gethan.

Bischof Gobat klagte schon bei seinem ersten Osterfeste auf Zion, daß viele deutsche Handwerker gekommen seien zur Schande des Volks, dem sie angehören. Einer derselben, der schon Reisegeld vom Bischof bis Aegypten empfangen hatte, ging zu unserm Consul und verlangte das Reisegeld zum zweitenmal. Als der Consul sich weigerte, ging er hin und wurde Muhamedaner.

XXIII. Die Ursachen der deutschen Auswanderung.

Von Dr. Rutenberg in Berlin[1]).

Die Thatsache der jährlich zunehmenden Auswanderung aus Deutschland ist Gegenstand vielseitiger Erörterungen, Untersuchungen, Vorschläge und Maßregeln seit geraumer Zeit. Diese moderne Völkerwanderung, die unähnlich den Völkerzügen im fünften Jahrhunderte, nicht auf gewaltsame Eroberung und damit verbundene Zerstörung fremder Culturen ausgeht, sondern vor den Ergebnissen und Einflüssen einer überlieferten Civilisation still und friedlich weicht, um sich in fremden Welttheilen neuen Zuständen einzufügen, hat hauptsächlich ihren Zug aus Deutschland nach Amerika und zwar nach der nördlichen Hälfte dieses Erdtheils genommen, so daß die dort bestehende Union amerikanischer Staaten, deren Gebiet vor dreihundert Jahren noch kaum ein europäischer Fuß betreten hatte, aus einer Bevölkerung von 1 ½ Million Seelen ums Jahr 1770, im Jahre 1800 auf 5,300,000, im Jahre 1830 auf 13 Millionen, 1834 auf 15 Millionen angewachsen war und gegenwärtig bereits über 20 Millionen Seelen zählt, worunter sich etwa 5 [2]) Millionen Deutsche befinden. Nimmt man an, daß dieselben Ursachen der schnell wachsenden Bevölkerung fortwirken, daß die Auswanderung dorthin sich gleich bleibt oder vielleicht sogar noch zunimmt, was wenigstens nicht unwahrscheinlicher als das Gegentheil ist, so läßt sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in wenigen Jahren auf 25 Millionen und zu Anfang des nächsten Jahrhunderts auf 100 Millionen Einwohner veranschlagen, von denen ein beträchtlicher Theil aus europäischen, vorzugsweise aber deutschen Einwanderern und deren nächsten

---

[1]) Vor dem März 1848 geschrieben.

[2]) Vrgl. jedoch Germ. I. 42. Str.

Nachkommen bestehen wird. Es gab eine Zeit, in welcher Nordamerika mit Recht für das Tochterland Englands galt; seit zehn Jahren aber nähert sich jener Verband von Staaten, was ihre Bevölkerung betrifft, immer mehr dem Verhältnisse eines deutschen Tochterlandes. Die zunehmende deutsche Auswanderung dorthin wird die neue Welt nach und nach in immer engere Wechselbeziehungen zum alten Europa und seinen Herzen, dem deutschen Staatenbunde bringen. Schon jetzt wirken diese Wechselbeziehungen auf die deutsche Auswanderung, wir möchten fast behaupten nach dem Gesetze des freien Falls; sie führen die zunehmende Auswanderung selbst herbei. Was aus Deutschland nach andern Weltgegenden auswandert, ist im Vergleich zu den nordamerikanischen Zügen kaum der Rede werth, und was nach Nordamerika aus andern europäischen Ländern einwandert, bildet den Deutschen gegenüber im Vergleich zu den früheren Jahrzehnten auch nur einen geringen Bruchtheil. — (? Die Irländer! Str.) Die Ursachen der deutschen Auswanderung sind deßhalb hauptsächlich in den Wechselbeziehungen zwischen Nordamerika und Deutschland zu suchen; sie haben für Erklärung dieser vorliegenden Erscheinung ihre volle Bedeutung; sie werden aber auch noch bedeutungsvoll für die Zukunft bleiben, in welcher Nordamerika, die Gebieterin der neuen Welt zwischen dem atlantischen und stillen Ocean, mit ihren Ideen und Prinzipien der Ost- und Westküste der alten Welt immer näher rücken dürfte. —

Wenn hier mehrfach von Wechselbeziehungen gesprochen ist, welche die Auswanderung herbeiführen, so ist darunter natürlich der Einfluß zu verstehen, welchen das Hoffnungsland der Auswanderer auf sie insofern ausübt, als sie mit den Verhältnissen desselben die Zustände ihrer Heimath vergleichen; denn irgend eine solche Vergleichung geht jedenfalls den meisten Unternehmungen der Auswanderer vorher, und es ist schon aus diesem Grunde mit gutem Rechte die Behauptung aufzustellen, daß die Ursachen der Auswanderung zum großen Theil ideeller Natur sind, was wohl häufig bestritten wird, nimmermehr aber widerlegt werden kann. Will man, wie es nicht selten versucht wird, den Strom der Auswanderung aus rein zufälligen, nur lokalen, persönlichen, höchstens materiellen Ursachen erklären, so hieße dieß schon die

beiden wichtigsten Triebfedern menschlichen Handelns, die kirchlichen und politischen Interessen gerade auf einem Gebiete wegläugnen, wo sie ihrer Natur nach am kräftigsten wirken können. Von den eigentlichen Ursachen, welche auf die Auswanderung einwirken, muß man die Mittel und Wege trennen, durch welche bewirkt wird, daß die Ursachen gleichsam ihre Spannkraft erhalten und thätig wirkend zu den Resultaten gelangen, welche die Zahlen der jährlich die Heimath Verlassenden nachweisen; wir erinnern z. B. an den immer mehr zunehmenden Briefwechsel zwischen den Ausgewanderten und ihren zurückgebliebenen Verwandten und Freunden, an die reiche Schaar von Auswanderungs-Agenten und Consulenten, an die manigfachen Auswanderungs-Vereine, an die reiche Literatur, welche durch das Interesse an der Auswanderung erzeugt ist, an die stätige Besprechung dieser Angelegenheit durch die Tagespresse. In diesem Kreise von Hülfsmitteln finden die eigentlichen Ursachen der Auswanderung ihre Nahrung und Belebung zu immer größern Wirkungen. —

Um zunächst von einer Ursache zu sprechen, die gewöhnlich als eine ganz allgemeine und hauptsächlich wirkende für die Auswanderung angeführt wird, die aber im Grunde so gut wie gar keine ist, erwähnen wir die für diesen oder jenen Landstrich Deutschlands angenommene Uebervölkerung. Daß diese für Deutschland im Allgemeinen und auch in einzelnen Landstrichen eigentlich gar nicht vorhanden ist, stellen wir zunächst als Behauptung auf, ohne an dieser Stelle den Beweis zu führen. Aber wäre sie auch selbst vorhanden, so ist die Auswanderung kein Mittel, um die Uebervölkerung auf die Dauer wegzuschaffen; denn so rasch ist die Zunahme der Bevölkerung, daß sie im Durchschnitte durch ganz Europa jährlich etwa 10000 auf jede Million gleichzeitig Lebender beträgt. Irland, das seit einem Jahrhunderte die beträchtlichste Auswanderung hat, ist gerade das Land, das seine Bevölkerung am meisten vermehrte. Denn alle Lücken, wie W. Schulz „die Bewegung der Produktion S. 59" bemerkt, welche durch verheerende Seuchen, durch Krieg und Emigration in der Periode des Wachsthums der Bevölkerung gerissen werden, füllen sich um so schneller wieder aus und der verhältnißmäßig größern Verminderung folgt alsbald wieder die

verhältnißmäßig größere Vermehrung. Nach ihrem jetzigen Betrage steigen aber die Auswanderungen selbst in den Ländern Europas, wo sie am stärksten waren, noch selten über $1/5$ des jährlichen Ueberschusses der Geburten über die Todesfälle. Sie müßten sich also verfünffachen; es müßte aus Deutschland, z. B. im Jahre statt 80000 die Zahl von 400000 auswandern und dann — weil nach jeder Verdünnung der Population wieder eine größere Verdichtung eintritt — noch fort und fort sich verstärken. —

Der Hauptstrom der deutschen Auswanderung geht, wie schon bemerkt, nach den Vereinsstaaten Nordamerikas, folglich muß man die Ursachen der Erscheinung aus den beiderseitigen Verhältnissen dieser Länder entnehmen. — In Deutschland kommen bei 11477 Quadratmeilen Größe und bei einer Bevölkerung von 41,672,375 Seelen (im Jahre 1846) auf 1 □M. durchschnittlich 3631 Bewohner. In Nordamerika leben etwa 20 Millionen Menschen auf einer Fläche von nahe an 100000 □M., also auf einer □M. etwa 200 Menschen; die Bevölkerung kann also um das Achtzehnfache sich vermehren, um der Dichtigkeit der deutschen gleichzukommen. Daß die dortige Bevölkerung in sehr rascher Zunahme begriffen ist, was zum Theil durch die Einwanderung bewirkt wird, wurde schon erwähnt. Die Ursachen dieser Zunahme und der deutschen Einwanderung, welche hier zusammenfallen und gewissermaßen die anziehenden Ursachen der Auswanderung zu nennen wären, liegen unter andern darin, daß die Abgaben der Ansiedler leicht und billig sind. — Ein Ansiedler, der eine Pflanzung von 320 Acres erworben hat (so viel als drei große Bauerngüter in Deutschland) zahlt davon nach fünf Freijahren an Taxen: jährlich die Landtaxe von 4 Dollars 80 Cent., die Cantonstaxe oder $1/4$ pCt. vom Mobiliar und für zwei Tage Wegearbeit à $1/2$ Doll. Drei Fünftel der Bewohner besitzen ihr eigenes Land; sie leben bequem und glücklich, weil sie frei von vielen historischen Rechten dastehen, welche in Europa die Erbschaft der Jahrhunderte sind. Der Präsident der Vereinigten Staaten, Herr Polk, hat diesen Gedanken als die Hauptursache der fremden Einwanderung in seiner letzten Botschaft vom 8. Dezember v. J. mit den Worten ausgesprochen: „Zahlreiche Auswanderer von jeder Abkunft

und Sprache werden angezogen von der bürgerlichen und Glaubens-Freiheit, welcher wir uns erfreuen, und von unserer glücklichen Lage. Jährlich strömen sie nach unseren Küsten und bringen ihr Herz nicht weniger als ihren Eid dem Lande dar, dessen Herrschaft allein dem Volke zusteht.“ —

In diesem Ausspruche der höchsten Autorität jenes Landes ist eine Reihe von anziehenden Ursachen, wie wir sie genannt haben, für die deutsche Auswanderung enthalten, deren nähere Begründung uns obliegt. Es sind die materiellen und ideellen Eigenschaften jenes Landes, die als anziehende Ursachen auf die Auswanderung wirken. Bleiben wir zunächst bei letzteren stehen, so ist es die geistige Cultur im Allgemeinen und insbesondere das dortige Schul-, Religions- und Kirchenwesen, welches unter den anziehenden Kräften ungemein wirkt. Obgleich der Union von vielen Seiten der Vorwurf gemacht wird, als wäre für Volkserziehung dort weniger gesorgt, als der Reichthum des Landes und seiner Bewohner erwarten ließe, so ist dieß doch, nach der Versicherung des Baron von Ponthoz-Straeten, eines langjährigen und scharfsinnigen Beobachters jenes Landes, nur ein leeres, unhaltbares Gerücht, da an höheren Lehranstalten Amerika so viele aufzuweisen hat, daß man mit Bestimmtheit annehmen kann, dieß Land stehe nicht nur in klassischer Bildung mit Europa auf gleicher Stufe, sondern habe bereits viele Länder überholt. Hinsichtlich des Volksschulwesens kann man aber gewiß annehmen, daß Amerika von keinem Lande Europa's übertroffen wird. Die Zahl der in der Union Studirenden verhielt sich im Jahre 1812 zur ganzen Bevölkerung wie 1:1706, während sie zu derselben Zeit im westlichen Europa sich wie 1:2285 verhielt. Hinsichtlich des Volksschulunterrichts haben die Vereinigten Staaten den Vorzug vor Europa, man mag Vergleichungen im Ganzen, oder zwischen den einzelnen Staaten beider Continente anstellen. Die Mehrzahl der Nord-Amerikaner ist besser unterrichtet als die Masse in irgend einem europäischen Lande. Dieß liegt großentheils in der überaus reichlichen Ausstattung der Volksschulen, zu welcher selbst die der Civilisation näher gerückten Indianer beträchtlich beigesteuert haben. Eine hauptsächliche Ursache für die Auswanderung

haben zu allen Zeiten religiöse und kirchliche Bewegungen gebildet; durch sie ist ein sehr großer Theil der Auswanderer der nordamerikanischen Union zugeführt worden; denn Nordamerika kennt keine Staatskirche. Die Constitution gewährt einem Jeden vollkommene Gewissensfreiheit und die Gleichstellung aller Religionen. Dadurch, daß keine herrschende Religion anerkannt ist und alle öffentlichen oder Staatsbesoldungen für ihre Diener aufgehoben wurden, ward die Religion aus einem Erwerbszweige der Prediger ein Eigenthum des Volkes und scheinbar verlassen und aufgegeben, wurde ihr absolutes Bedürfniß um so dringender, ihre Herrschaft um so dauerhafter. Hier sind keine geistlichen Zwangsanstalten, keine Beichtzettel, Sonntagsmandate und dergleichen Nothbehelfe erforderlich, um die Kirche zu füllen und nirgends werden sie fleißiger besucht als in Nordamerika. Zu den weiteren Ursachen, welche auf die deutsche Auswanderung anziehend wirken, rechnen wir das auf vollkommene Oeffentlichkeit und Freiheit der Presse begründete Gemeinwesen in seiner Verfassung und Verwaltung. Dazu kommt die Einfachheit der Gerichtsverfassung, welches Moment in der deutschen Auswanderung nach Nord-Amerika so bedeutend hervortritt. Die Untersuchung aller Verbrechen, ausgenommen die Staatsverbrechen, geschieht dort durch Geschworne, und zwar in demjenigen Staate, wo das Verbrechen begangen ist. Eine Polizei-Verwaltung wie sie sich in Europa entwickelt hat, gibt es in Nord-Amerika nicht und es bedarf deren auch nicht. Die Regierung braucht keine geheime Polizei, keine Mouchards, keine kostbare Gensd'armerie, sowie keine Censur, stehenden Heere, außerordentlichen Gerichtshöfe und ähnliche Anstalten. Auch die Privat-Sicherheits-Polizei drängt sich hier nicht in Alles ein. Man setzt in Amerika voraus, die Mehrzahl der Reisenden bestehe aus rechtlichen Menschen und unterwirft diese nicht jenen beunruhigenden und beleidigenden Verfügungen, die man einiger Schelme und Schurken wegen erfunden hat. Hier gibt es auch keine Forst-, Buß- und Straftaxen. Die nächtliche Ruhe wird durch Bürger-Hauptleute mit Adjutanten und Wächtern gehandhabt; gegen Feuersgefahr sind treffliche Anstalten vorhanden und in den Straßen der Städte herrscht allenthalben große Reinlichkeit.

Wenn man die Kehrseite dieser von uns summarisch dargestellten Verhältnisse, in welchen wir die anziehenden Ursachen der deutschen Auswanderung erblicken, aufsucht, so müssen auf ihr sich diejenigen Ursachen finden, welche den ersteren so entsprechen, daß sie gleichsam als abstoßende Ursachen wirken. Wenn z. B. nach Nord-Amerika den Auswanderer die gewisse und bestimmte Aussicht hinzieht, er werde dort einen ungehemmten und freien Gottesdienst finden, so führt ihn gleichzeitig aus der alten Heimath die Beschränkung einer solchen Gottesverehrung fort. Daß diese Ursache unter vielen anderen immer noch mächtig genug wirkt, steht wohl unbestritten fest, wenn gleich vor Jahren die Ausdehnung dieser Wirkung eine umfassendere war. Es ist deßhalb die Wahrheit der Behauptung nur eine bedingte, welche der vorhin erwähnte Baron Straeten-Ponthoz in den folgenden Sätzen über die Ursachen der Auswanderung ausspricht: „Während zwei Jahrhunderten war die Auswanderung der Europäer nach Amerika die Folge von religiösen und politischen Zwistigkeiten. In unserm Jahrhunderte hat die Auswanderung vorherrschend einen andern Charakter angenommen. Es sind jetzt die Handwerker und die ackerbautreibenden Klassen, welche nach Amerika hinüberziehen. Die Zunahme der Bevölkerung in Verbindung mit dem Einflusse des Handels und der Fabrik-Industrie auf den Werth von Grund und Boden hat bewirkt, daß die Lage der arbeitenden Klassen in Europa immer drückender wird. Diese beiden Einflüsse werden sich wahrscheinlich immer mehr steigern." — Ueber den Werth und die Bedeutung der Auswanderung für die zunehmende Bevölkerung, so wie dieser für jene, haben wir uns schon ausgesprochen. In Betreff der politischen und religiösen Ursachen der Auswanderung erinnern wir nur noch an die Ereignisse des vorigen Jahrzehnts, in welchem die deutschen Universitäten ein erkleckliches Contingent zur Auswanderung stellten, so wie an die Schaaren von Auswanderern, welche in diesem Jahrzehnt ihre Heimath wegen religiöser Zerwürfnisse verlassen haben.

Um eine ganz genaue Uebersicht der Ursachen zu erhalten, welche die Auswanderung bewirken, wäre der einfachste Weg, die Zahl aller Auswanderer aufzustellen und die von ihnen angegebenen Motive ihres

Unternehmens nach bestimmten Kategorien zu ordnen. Dazu fehlt es aber gänzlich an Material. Wenn schon die Zahl der deutschen Auswanderer kaum vollständig in einer gewissen Reihefolge von Jahren angegeben werden kann, so ist noch weniger daran zu denken, nach ihren authentischen Aussagen eine Zusammenstellung der Ursachen zu liefern. — Denn wie es schwierig, ja bis jetzt fast noch unmöglich ist, die Zahl der deutschen Auswanderer, welche sich in heimischen und fremden Häfen einschiffen, um nach den verschiedenen Weltgegenden zu steuern, oder auch auf Landwegen eine neue Heimath zu suchen, anzugeben, eben so ist es noch nicht einmal ausführbar gewesen, die Zahl der Einwanderer ganz genau anzugeben, welche jährlich in den Vereinigten Staaten ankommen, obwohl schon im Jahre 1819 ein Congreßbeschluß verfügte, daß die Steuer-Empfänger jährlich dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Washington Listen der Einwanderer einschicken sollten. Diese Maßregel ist eben nicht sorgfältig ausgeführt worden. Auf die Verschiedenartigkeit und Ausdehnung der Ursachen, welche für Deutschlands Auswanderung in Betracht kommen, läßt die jährlich zunehmende Zahl der Auswanderer, welche nach Nordamerika, freilich dem Hauptziele der Auswanderung, ziehen, einen Schluß zu. Während z. B. im Jahre 1835 zu Neu-York 2094 Schiffe mit 35303 Passagieren anlangten, betrug im Jahre 1845 die Zahl der Schiffe nur 2014, die Zahl der Passagiere aber 82960; im Ganzen waren im Laufe der zehn Jahre 611964 Passagiere dort eingetroffen. Von den Einwanderern im Jahre 1845 war mehr als ein Drittel aus Deutschland. Während noch im Jahre 1844 die Einwanderung in sämmtlichen Häfen der Vereinigten Staaten nur auf 84764 Personen stieg, betrug sie schon im Jahre 1845 allein in Neu-York fast eben so viel, und stieg in den beiden folgenden Jahren wieder eben so ansehnlich; denn im Monat Oktober 1847 langten allein in Neu-York 12513 Einwanderer an; während es in demselben Monate 1846 nur 5726 und im Oktober 1845 nur 5638 gewesen waren. Daß unter den Ursachen der Auswanderung gerade die Armuth keine bedeutende Rolle spielt, eher noch die Furcht vor Verarmung, beweist der Umstand, daß die von 1832 bis 1842 in Neu-York eingewanderten

507142 Personen, nach geringer Schätzung, ein Capital von circa 22 Millionen Dollars mitgebracht haben. Einen Maßstab, um die Ursachen der Auswanderung zu ergründen, erhält man auch dadurch, daß man die Auswanderer nach ihren Lebensbeschäftigungen classifizirt. In dieser Beziehung wird bemerkt, daß von den 109553 Einwanderern, die im Jahre 1842 an den Küsten der Vereinigten Staaten landeten und von denen nur 20844 auf Deutschland kommen, 16722 Handarbeiter, 17715 Landbauer, 4837 Kaufleute, 726 Seeleute, 245 Aerzte, 151 Geistliche, 91 Juristen und 41 Bergleute waren. Dazu kommen 12663 männliche und 36294 weibliche Personen ohne bestimmte Beschäftigung. Dem Alter nach waren unter 10 Jahren: 18951, von 10 bis 20 Jahren: 21424; von 20 bis 40 Jahren: 57582, über 40 Jahre 8859. Das Alter der Uebrigen konnte nicht ermittelt werden.

Wie praktische Leute jenseits des Ozeans die deutsche Auswanderung nach ihren Ursachen und Folgen auffassen, ergibt sich z. B. aus dem Aufrufe und Berichte, welchen die deutsche Gesellschaft in Neu-York unter dem 5. März 1846 ergehen ließ. Darin heißt es: „Geht es Euch in der Heimath so schlecht, daß eine Veränderung des Wohnorts wirklich nöthig wird, so sucht eine neue Heimath, die an Klima, Gebräuchen und Erwerbsquellen der alten möglichst ähnlich ist. Um so weniger schwer wird Euch dann der Wechsel erscheinen. Geht vorzugsweise nach solchen Staaten, in denen keine Sklaverei herrscht und der Weiße sich keiner Arbeit zu schämen braucht, wo die bürgerliche Ordnung und Civilisation befestigt ist, und wo Ihr nicht in Furcht vor feindlichen Invasionen zu leben habt. Versteht Ihr eines der feineren Gewerbe gründlich, so sucht ein Unterkommen in den größeren Städten; seid Ihr Ackerbauer, so wendet Euch nach solchen Staaten, in denen man vorzugsweise die Erzeugnisse des deutschen Bodens erntet, mit deren Behandlung Ihr vertraut seid. Kommt nicht mit der Idee hier ein Paradies zu finden, weder in materieller noch politischer Hinsicht. Auch hier verdient der Arbeiter nur im Schweiß seines Angesichts sein Brod, und es gibt Reiche und Arme, Einflußreiche und Abhängige hier wie überall. Träumt Euch nicht, einen Staat im Staate bilden zu kön-

nen. Wie zahlreich auch die jährliche Einwanderung sein mag, so ist sie doch nur unbedeutend gegen die natürliche Zunahme der eingebornen Bevölkerung. Der Deutsche bewahre sich treulich alle guten Seiten des deutschen Charakters, aber er suche auch, so viel wie möglich von den lobenswerthen Eigenschaften der Bevölkerung seiner neuen Heimath anzunehmen. Um hier fortzukommen, hat er in den meisten Fällen noch viel zu lernen, und wird schwerlich gedeihen, wenn er sich ganz in sein deutsches Wesen und das alte Herkommen verschanzt." —

Wenden wir uns nun von den Ansichten über Auswanderung und ihre Ursachen, welche jenseits des Ozeans ihre Begründung oder Anerkennung finden, zu der Lage der Dinge, welche innerhalb Deutschlands auf die Auswanderung einwirken. Es ist bereits bemerkt, daß man der Uebervölkerung, gewöhnlich aber mit Unrecht, eine Einwirkung zuschreibt, die sie bei genauer Prüfung nicht behaupten kann; denn von einer absoluten Uebervölkerung kann in Deutschland kaum an irgend einem Orte die Rede sein, und für die Ausgleichung einer relativen müßten sich die Wege überall finden lassen, ohne daß gerade zu einer Auswanderung jenseits des Ozeans geschritten würde. Versuche, die Auswanderungslustigen unter einer dichteren Bevölkerung in dünner bewohnte Landstriche desselben Staats abzuleiten, sind neuerdings in Preußen gemacht, wie z. B. daß den rheinpreußischen Auswanderungslustigen die Gelegenheit geboten wurde, auf ost- und westpreußischen Domainen vortheilhafte Niederlassungen zu erhalten. Wenn von solcher Gelegenheit bisher noch nicht ausgedehnter Gebrauch gemacht worden ist, so darf man dieß kaum, wie es allerdings geschehen ist, der Presse zur Last legen, weil sie diesem Gegenstande nicht die verdiente Aufmerksamkeit zugewendet hätte; im Gegentheil ist dieß mit großer Ausdauer geschehen, und wenn dadurch der Zweck nicht erreicht wurde, so müssen eben andere Gründe vorwalten, welche solchen Unternehmungen nicht günstig sind. Uebrigens soll eine Genossenschaft in der Gemeinde Kelzenberg, Kreis Grevenbroich der Rheinprovinz die Absicht haben, in diesem Frühjahre nach den östlichen Provinzen sich überzusiedeln, und dort eine Colonie stiften zu wollen, wie zu Rothfließ in Ostpreußen eine solche vor einigen Jahren von Rheinhessen begründet worden ist. Eben-

so ist die Ansicht nicht haltbar, daß gegenwärtig mehr materielle als politische und kirchliche Einflüsse auf die deutsche Auswanderung einwirkten, im Vergleich zu früheren Zeiten. Eine nähere Beleuchtung der einzelnen Vorfälle und Ereignisse, aus welchen das Gesammtresultat der Auswanderung sich bildet, wird dies nachzuweisen haben. Wenn z. B. 9—10 Volksschullehrer, die im vorigen Herbste aus dem Lippeschen nach Amerika auswanderten, für ihren Entschluß anführen, daß sie bei ihrem kärglichen Einkommen nicht bestehen können, so fügen sie auch hinzu, weil sie die Bevormundung ihrer Pfarrherren nicht länger ertragen möchten. Ebenso wanderten im Monat April aus Detmold 266 Personen aus, weil ihnen wie es hieß, der Gebrauch des Heidelberger Katechismus anstatt des „Leitfadens für Haus, Kirche und Schule" nicht gestattet ward. Ein anderer Fall betraf die Provinz Posen, wo ein großer Theil der Altlutheraner, gegen 700 Köpfe, ihren Prediger an der Spitze, sich zum Aufbruch nach Australien rüstete. Ihnen folgten um dieselbe Zeit viele jüdische Familien, die aber nach Amerika wanderten, und nicht aus Nahrungslosigkeit übers Meer hinaus strebten. Und in ähnlicher Weise sind wohl bei den meisten Fällen die Motive gemischter Natur; so wie nach den verschiedenen Ländergebieten Deutschlands und den Klassen der Auswanderer wiederum zu unterscheiden. Daß diese Ursachen aber nicht ganz äußerer und zufälliger Art seien, drängte sich unter Andern auch der Abtheilung des ersten Preußischen Vereinigten Landtags, welche ein Paar auf die Auswanderung bezügliche Petitionen zu prüfen hatte, auf, indem ihr nachgewiesen wurde, daß die Regierung möglichst dahin gewirkt habe, dem Uebel (nämlich der Auswanderung) entgegen zu treten; aber dennoch sei nicht in Abrede zu stellen, daß in den Jahren 1844 bis 1846 die Auswanderung bedeutend zugenommen und die Einwanderung überboten habe, ungeachtet die Auswanderungs-Agenturen beschränkt, die Winkel-Agenten entfernt, resp. bestraft seien und den Consuln die größte Aufmerksamkeit in dieser Beziehung empfohlen worden sei. Da dieß Alles nicht zum gewünschten Ziele geführt hatte, konnte die gedachte Abtheilung sich nicht erwehren, die große Wichtigkeit des Gegenstandes und die Nothwendigkeit geeigneter Maßregeln zur Beseitigung des bezeich-

neten Uebelstandes anzuerkennen, und kam, nachdem sie über die Ursachen der Auswanderung sich nicht hatte einigen können, indem dieselbe von Einigen als eine vorübergehende Krankheit der Zeit dargestellt, von Andern ihre Ursache in der zu großen Parzellirung des Grundeigenthums begründet gefunden wurde, zu dem Beschluß, die Regierung zu bitten, daß eine Commission mit Prüfung der Ursachen der jetzt herrschenden Auswanderungslust und mit Entdeckung der Mittel zur Abwendung derselben beauftragt werde. Eine ähnliche Absicht suchte die Brüsseler Akademie bekanntlich schon früher zu erreichen, indem sie für das Jahr 1847 die Preisaufgabe stellte, „die Ursachen der deutschen Auswanderung im 19. Jahrhunderte zu entwickeln und den Einfluß aufzuweisen, welchen diese Auswanderung auf die Sitten und die Lage der Bewohner in Deutschland ausüben.“ Die Aufgabe ist aber durch vier verschiedene Abhandlungen, die eingereicht wurden, nach dem Urtheile der Preisrichter nicht gelöst, und von Neuem gestellt worden. (Vergl. Germania I. 278.) — Etwas früher als der Vereinigte Landtag Preußens beschäftigte sich die zweite Kammer Würtembergs, mit der Auswanderung und ihren Ursachen. Dort führte der Abgeordnete und Vice-Präsident von Werner als wichtigste Ursache der Auswanderung an, die Fesseln der Landwirthschaft, namentlich die Belastung des Bodens mit Servituten, Mangel an Schutzzöllen für die Gewerbe in ihrem Kampfe mit dem übermächtigen England. Es wird nicht überraschen, wenn von andern Seiten gerade der Ueberfluß an Schutzzöllen und die dadurch künstlich gesteigerte Industrie mit ihren auf das Wohlergehen der Bevölkerung unvermeidlichen Rückschlägen als Ursache der Auswanderung bezeichnet wird.

Wenn man den zahlreichen Auswanderern aus den Mosel- und Saar-Gegenden, aus welchen nach amtlichen Quellen vom 1. Oktober 1845 bis zum 30. September 1846 5067 Personen mit einem Kapitale von 643,039 Thlr. auswanderten, die Frage vorlegte, weßhalb sie die Heimath verließen, so haben sie nicht selten in großer Uebereinstimmung geantwortet, es sei die Armuth oder Furcht vor gänzlicher Verarmung, die schlechten Jahrgänge, die schweren Lasten, die auf dem Volke ruhten, und der Wucher, der in so unbegränztem Maaße in dor-

tigen Gegenden an dem armen Volke getrieben werde. Auswanderer aus dem Mindenschen führten als Motive ihres Entschlusses die Uebervölkerung ihrer Gegend und die daraus stammende Nahrungslosigkeit so wie das Verlangen der schon Ausgewanderten, ihre Freunde und Bekannte bei sich zu haben, an. Aus Clausthal am Harze zog eine ganze Colonie Bergleute fort, weil ihr Führer Namens Giesecke sich angeblich in seinen Amtsverhältnissen zurückgesetzt fühlte. Aus Wesel wanderten mehrere reiche Leute fort, weil sie mit den bestehenden Einrichtungen überhaupt unzufrieden waren. Die Gegenden des Oderbruchs verließen viele Alt-Lutheraner, weil sie sich in ihren Religionsübungen beengt fühlten. — In dieser Art und Weise ließe sich eine fast unabsehbare Reihe einzelner Motive aufführen, die zum Theil den Charakter von Zufälligkeiten an sich tragen und deßhalb unter allgemeine Kategorien gebracht werden müssen, um sie ihrer innern Bedeutung nach würdigen zu können. Aus solchen allgemeinen Gesichtspunkten lassen sich dann die einzelnen Erscheinungen in ihrem Zusammenhange leichter erklären und begreifen.

Als eine der ersten und wichtigsten Ursachen der Auswanderung hat man die zunehmende Bildung bezeichnet. Mit ihr nimmt auch die Einsicht in vorhandene Mängel und Gebrechen von Zuständen zu, über welche sich sonst Unwissenheit und Rohheit leicht wegsetzte. Der Schmerz über Ungleichheit, über Rechtlosigkeit, über wirkliche oder vermeintliche Zurücksetzung, über Nichtbeachtung von Ansprüchen rc. steigert sich in dem Maaße, in welchem die Empfänglichkeit für Recht und Gleichheit, für Wahrheit und Menschenwürde wächst, in welchem diese Begriffe und Ideen Gemeingut werden und in Folge der Bildung immer mehr werden müssen, und es ist daher nicht nöthig, daß das Maaß des Widerwärtigen, Unvollkommenen an sich größer werde, es kommt nur darauf an, daß es als solches erkannt werde, daß in den Menschen der Gedanke immer lebendiger werde, es sollte nicht so sein. Als naheliegendes Beispiel für die Wirksamkeit der angeführten Ursache können die Juden gelten, welche in den letzten Jahren wohl mehrere Tausend unter den Auswanderern betragen haben, zumal aus Baiern und den angrenzenden hessischen Ländern. Hier ist es in der Regel das jüngere Geschlecht,

welches auswandert, also gerade dasjenige, welches an der Bildung der Zeit Theil genommen hat, welches in Gewerben, Künsten und Wissenschaften erkräftigt ist und leistungsfähig. Fragt man nach den Beweggründen, hört man meistens die Antwort: wir mögen den Druck und die Zurücksetzung und die Schmach der Isolirung nicht länger ertragen. — Aber auch in einem andern Sinne und Betracht entzieht die zunehmende Bildung dem Vaterlande gar manche rüstige Hand. Es ist Thatsache, daß die Bildung auch das materielle Leben mit seinen Bedürfnissen und Einrichtungen erreicht und beherrscht, daß sie, wie einerseits die Ansprüche, so auch andererseits die nothwendigen Bedürfnisse steigert. Haben sonst dürftige, kärgliche Mittel ausgereicht, die dürftige, kärgliche Existenz einer Familie zu decken: so reichen sie da nicht mehr aus, wo der Bildungsgeist allerlei neue Bedürfnisse geschaffen hat. — Kann man also den Bildungstrieb nicht hemmen und nicht ins Stocken bringen — wozu wohl kein Vernünftiger die Anstalt treffen möchte — so wird man ihn als Ursache der Auswanderung fortwirken lassen oder darauf bedacht sein müssen, in anderer Weise den Folgen desselben zu begegnen, den schreienden Widerspruch zwischen dem geistigen und materiellen Leben zu heben. Als weitere im Allgemeinen wirkende Ursache der Auswanderung führt man an die Zerstückelung und innere Zerrissenheit Deutschlands. Fragt man die Dahinziehenden, den Baier, den Würtemberger, den Sachsen, den Oldenburger, er wird sagen, daß er von seinem Lande Abschied genommen, selten wird er den Blick aufs Ganze werfen. In diesem Zustande Deutschlands liegt ein bedeutender Anlaß, sich leichter von ihm loszusagen, als dieß dem Franzosen oder Engländer von seinem Vaterlande möglich ist.

Die wesentlichsten Ursachen der deutschen Auswanderung aber liegen nach dem Urtheile aller competenten Richter in dem vollkommen ausgeprägten Gegensatze zwischen unseren Verhältnissen und denen in Nord-Amerika, wie theilweise schon in dieser Darstellung nachgewiesen ist. Aus diesem Gegensatze lassen sich die meisten einzelnen Fälle der deutschen Auswanderung erklären und begreifen. Was die Deutschen nach Nord-Amerika zieht, ist die Leichtigkeit der An- und Uebersiedelung für Jeden, der dazu Lust hat, keine Aengstlichkeit und ängstliche Vor-

untersuchung, ob der Ansiedler nicht einst der Armuth und der Unterstützung anheimfalle. Die Thore der Aufnahme stehen offen; Jeder, dem's beliebt, gehe ein und sehe dann zu, wie er das liebe Brod sich schaffe. Dabei keine Monopole, kein Gewerbszwang, keine Ueberlastung des Bodens, keine Beschränkung des Umzugs, kein mißtrauisches Auflauschen auf das Woher und Wohin. Weiter ein freies Schalten und Walten des Associationsgeistes, im politischen Leben vollkommene Oeffentlichkeit, unverkürzte Theilnahme des Bürgers an der Gesetzgebung und dem Staate, offene Herrschaft des Gesetzes, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit überall, Freiheit der Rede, keine Verfolgung wegen politischer Meinungen, ein Minimum der Einmischung des Staats in die Gemeindeverhältnisse, gar keine in die Presse, in die geselligen und politischen Verbindungen, und endlich das Verhalten des Staats zur Kirche und zur Schule.

Will man mit Rücksicht auf die angegebenen Ursachen, die freilich mehr aus ihren Gegensätzen zu entnehmen sind, die Auswanderer, welche Deutschland jährlich verlassen, unter bestimmte Rubriken bringen, so wird man erhalten Auswanderer: 1. aus Armuth, gewiß der Zahl nach eine sehr geringfügige Kategorie, 2. aus Furcht vor Verarmung, 3. aus Mangel an Gelegenheit ihre Kräfte und Mittel gehörig anzuwenden, 4. aus Nachahmung und Beispiel, 5. aus politischen, 6. aus religiösen Rücksichten, 7. sogenannte Glücksritter und endlich 8. solche, die mit den Gesetzen und der bürgerlichen Ordnung bei uns zerfallen sind, Flüchtlinge aus mancherlei Ursachen. — Wie beliebig aber eine solche Classifikation ist, ersieht man, wenn z. B. von anderer Seite folgende aufgestellt wird: „Die Menschen, welche auswandern, lassen sich in folgende fünf Klassen eintheilen: 1. Enthusiastische Leute, denen die einzelnen Fälle von im Auslande reichgeworden Männern zu Ohren kommen und die irriger Weise glauben, daß die Bemühungen Jener mehr durch den Charakter des Landes mit Erfolg gekrönt worden sind, als durch den darauf angewandten Fleiß, durch die richtige Beurtheilung der vorliegenden Verhältnisse und durch den Unternehmungsgeist der Individuen. 2. Ackerbauer, die wegen Vergrößerung ihrer Familien-Vertheilung des väterlichen Vermögens oder wegen der zu großen

Anhäufung von Arbeitskräften in ihrer Gegend sich nicht mehr auf ihrer Scholle ernähren können. 3. Gottesfürchtige Menschen, die durch Beschränkung ihres besonderen Glaubensbekenntnisses und durch exaltirte Vorspiegelungen gereizt werden, in der Ferne zu suchen, was ihnen in der Heimath nicht gewährt wurde. 4. Die durch das ihnen vorgeschriebene (?) Wandern unstät gewordenen Handwerker, und endlich 5. die Leute, die in Folge ihrer eigenen schlechten Aufführung zum Verlassen des Vaterlandes sich gezwungen fühlen.“ Welchen Werth wir auf solche und ähnliche Classifikationen, um aus ihnen die Ursachen der Auswanderung abzuleiten, legen, brauchen wir nicht weiter auszuführen, indem wir einfach auf die kurz vorher entwickelten Hauptursachen und vornehmlich auf die Wirkung der Contraste hinweisen, welche zwischen den heimischen und den von der Auswanderung aufgesuchten Verhältnissen bestehen.

Um diese Contraste nach ihrer diesseitigen Lage näher zu beleuchten, und darin die Ursachen, welche die Auswanderer wegführen, aufzuzeigen, ist es nöthig, in einige Einzelheiten näher einzugehen, die allerdings nach den verschiedenen Lokalitäten auch verschiedener Art sind, wie dies z. B. schon bei Würtemberg nachgewiesen ist.

Sehen wir auf Gegenden Deutschlands hin, wie z. B. auf das Gebiet der Weser, in welche die Auswanderungslust später als in die Rhein-, Neckar- und Moselgegend eingedrungen ist, jetzt aber um desto stärker um sich zu greifen scheint, so werden von dortigen sachkundigen Männern als Motive der Auswanderung bezeichnet: zuerst die den Germanen eigenthümliche Wanderlust, die sich aber bekanntlich bei den Sachsen in nicht sehr hohem Grade seit ältern Zeiten gezeigt hat; ferner die Uebervölkerung, die dort nur sehr vereinzelt angenommen werden kann; die Nahrungslosigkeit in den untern Klassen, besonders durch den niedrigen Preis des Leinengarns und der Leinwand hervorgerufen; ein viertes Motiv, das allerdings schon gegenwärtig überall in Deutschland sehr kräftig wirkt, wird gefunden in dem Verlangen der nach Amerika bereits Uebergesiedelten, recht viele von ihren Verwandten und Freunden dort zu haben. Getrieben von diesem Verlangen machen die in Amerika wohnenden Deutschen ihren hiesigen Verwandten die vortheilhaftesten

Vorstellungen von den dortigen Verhältnissen. Je stärker sich die Zahl der in Amerika angesiedelten Deutschen mehrt, desto wichtiger ist der Einfluß, den sie durch ihre Correspondenz auf ihre zurückgebliebenen Landsleute ausüben. Freiheit, keine Abgaben, ungestörtes Auskommen ꝛc. — das sind die fast in jedem Briefe vorkommenden Anziehungsmittel der Auswanderung. Es wird hervorgehoben, daß dort keine Grund-, Klassen- und Gewerbesteuern bezahlt werden müssen; daß dort die Plackereien an der Grenze, wenn man einmal ein Pfund Salz oder Taback oder Caffee hole, dort die Plackereien, wenn man auf die Jagd gehen oder einen Fisch fangen oder einen Baum fällen wolle, nicht zu finden seien, wie hier in Deutschland. Zehnten gebe es dort nicht, Zinskorn sei unerhört; Schulgeld brauche man nicht zu bezahlen, wenn man nicht wolle, Stolgebühren eben so wenig. Welchen Einfluß müssen solche Berichte auf die Bewohner der deutschen Länder üben!

Was die Ursachen der Auswanderung in Hannover betrifft, so wird nach den in mehreren Gegenden dieses Landes gesammelten langjährigen Erfahrungen als Hauptgrund angeführt, daß die dortigen Miethsleute (Heuerlinge) keinen Grundbesitz erlangen können. Bei der Geschlossenheit aller zu einem Hofe auf dem Lande gehörenden Parzellen, bei der Schwierigkeit, wenn auch nur unbeträchtliche Grundflächen, erst nach Genehmigung der Regiminal- und Dominial-Behörden vielleicht erhalten zu können; bei der Unthunlichkeit, gegen den Willen einer Commune aus den Gemeinheiten — wenn diese noch ungetheilt sind — eine Ausweisung zur Anlegung einer Neubauerei zu erhalten, welche dem Inhaber auch nur ein sehr dürftiges Leben in Aussicht stellt, was bleibt da dem fleißigen, wohlhabenden Miethsmann besseres übrig, als auszuwandern, um in einem andern Welttheile, wo er für etwa einen Thaler einen Morgen sehr fruchtbaren Grund und Boden ankaufen, zum immerwährenden Eigenthum ankaufen kann, für sich und seine Nachkommen einen jährlich gewinnreicheren Grundbesitz zu erwerben? Wer mag es einem solchen Heuerling verdenken, wenn er von hier, wo er oft seine geringe Ernte auf erpachtetem Lande dem Verderben aussetzen muß, um die seines Grundherrn verpflichtetermaßen mit einscheuern zu helfen; wo er zu jeder Stunde dem Letztern zu dienen bereit sein muß, mit der

Aussicht, daß weder er selbst, noch seine Nachkommen jemals zu einem Grundbesitz gelangen können, sich wegsehnt, um da sich niederzulassen, wo jedes Gewerbe auszuüben und sehr billig einen Grundbesitz zu erlangen, ihm überall frei steht und leicht wird? Darin liegt der Hauptgrund zur Auswanderung, und diese wird fortdauern und zunehmen, wenn nicht gleiche Befugnisse und Gelegenheiten zu einem gesicherten Auskommen sich im Vaterlande jedem fleißigen, tüchtigen Manne darbieten. Daß in andern Klassen der Gesellschaft als der eben angedeuteten für Heuerer auch andere Ursachen vorhanden sind, ist schon früher bei Erwähnung der bergmännischen Auswanderung aus dem Oberharze unter Leitung des Obergeschworenen Giesecke zu Clausthal angedeutet. Diesem Manne, der als einer der tüchtigsten Revierbeamten im ganzen Oberharze anerkannt war und sich von seiner Behörde zurückgesetzt glaubte, folgte im Herbste 1846 eine Auswanderungs-Colonne von etwa 60 Köpfen, bestehend aus den tüchtigsten Berg- und Hüttenleuten, nach Texas.

Forschen wir nun nach den Ursachen der Auswanderung in dem benachbarten Braunschweig, so vernehmen wir, daß sie sowohl in den Veränderungen des städtischen Geschäftsbetriebes als auch in den neuern Gestaltungen der Agrikultur liegen. Theilbarkeit und Untheilbarkeit der Grundstücke scheinen hier weniger einzuwirken, indem die Auswanderungen in gleichem Maaße da, wo die eine, als wo die andere gilt, vorkommen. Ein besonderes Gewicht wird ferner darauf gelegt, daß auf dem platten Lande sich die Stellung der verschiedenen Klassen und Stände gegen einander verändert hat, daß namentlich die patriarchalische Stellung, in welcher sich der große Grundbesitzer zu dem kleinern befand, verloren ist. Auch das Verhältniß zwischen den größeren und kleineren Gemeindegenossen hat sich geändert; die Gemeinde sieht den armen und geringen Theil ihrer Genossen jetzt nur noch als eine Last an, behandelt ihn mit Härte und Widerwillen und wäre seiner am liebsten ganz los. So wandert denn auch die ländliche Bevölkerung aus, ohne daß gerade die Noth sie dazu triebe. Dieß eine Stimme aus Braunschweig.

In Betreff der Bayerischen Auswanderung und ihrer Ursachen ist der Bericht des dortigen Abgeordneten Dr. Müller, welchen derselbe im Jahre 1844 der zweiten Kammer über diesen Gegenstand

erstattete, von Interesse. Darin heißt es: in dem Zeitraum der vier Jahre von 1835—39 sind 4588 Personen ein- und 24507 Personen ausgewandert; Erstere mit einem Vermögen von 3,399474 Fl. und Letztere mit 6,864894 Fl. Bemerkenswerth ist das constante Verhältniß der Auswanderung in den verschiedenen Kreisen, und die Erscheinung, daß wohl die dichteste Bevölkerung der Pfalz die größte Zahl von Auswanderern liefert, daß aber in den übrigen Kreisen nicht die Größe der Bevölkerung den Maaßstab für die Größe der Auswandererzahl gewährt, sondern diese Abweichungen in andern örtlichen Verhältnissen liegen. So ist gewiß auffallend, daß in Schwaben und Neuburg die Zahl jener der Pfalz constant am nächsten kommt, während in Ober- und Mittelfranken bei einer stärkeren Bevölkerung ebenfalls constant nur bei Weitem geringere Auswanderung stattfindet. Und will man fragen, in welchen Verhältnissen liegen die Gründe dieser Unregelmäßigkeiten? so glaubt Referent antworten zu müssen, daß man bei der dermaligen Preßsperre über die Volks- und Landeszustände ins Klare und Helle nicht zu gelangen vermöge.

Will man sich über die speziellen Ursachen, die auf die Auswanderung im Großherzogthum Hessen einwirken, ins Klare setzen, so kann dazu vielleicht die statistische Notiz beitragen, daß dort in den Jahren 1842—44 nur 2698 Personen auswanderten, im Jahre 1845 waren es 1469 und im Jahre 1846 stieg die Zahl auf 6029. Von diesen waren dem Stande nach eigentliche Ackerbauer 1356, Taglöhner 2398 und Handwerker 2340; der kleine Rest gehörte zu andern Klassen der Gesellschaft. Unter den Gewerbleuten befanden sich fast alle Gattungen von Handwerkern; jedoch ist zu bemerken, daß aus den Gegenden, wo bisher die Leinenweberei blühte, die Weber die Mehrzahl der auswandernden Handwerker bildeten und nach diesen im Allgemeinen die Bauhandwerker, vorzüglich Maurer. Das Ziel sämmtlicher Auswandernden war so entschieden Nordamerika, daß von der angegebenen Zahl von Personen, die im Jahre 1846 die Heimath verließen, 5755 ihren Weg dorthin und nur 265 nach andern Ländern nahmen. — Die Ursache dieser Auswanderung fand ein Ministerialschreiben vom

vorigen Jahre an die erste hessische Kammer, neben der zu sehr erleichterten Ansäßigmachung, der übermäßigen Zerstückelung der Güter, dem gestiegenen Luxus und der wachsenden Ungenügsamkeit — hauptsächlich in der Uebervölkerung des Landes. Freiherr von Gagern klagte außerdem noch mit schweren Worten die Literatur der Zeit an, die Mißmuth, Undankbarkeit ꝛc. zu erwecken bestrebt sei, die Vaterlandsliebe durch ihre Uebertreibungen untergrabe, die Gesellschaft so heftig gegeneinander treibe, daß die einzelnen Glieder nach jedem Zusammenstoße um so stärker repulsirt werden, bis über die Grenzen des deutschen Vaterlands hinaus, die also die Flamme der Auswanderungslust immer stärker anfache. — Nun ist allerdings das Großherzogthum Hessen so dicht bevölkert, daß es in dieser Hinsicht die sechste Stelle unter den deutschen Bundesstaaten einnimmt, gleich nach den vier freien Stadtgebieten und dem Königreich Sachsen kommt; es leben in ihm auf der Quadratmeile durchschnittlich 5578 Menschen; aber abgesehen von der Frage, ob diese Dichtigkeit nach den lokalen Verhältnissen schon Uebervölkerung genannt werden kann, so läßt sich nach dem Beispiel anderer Länder sehr leicht der Beweis führen, daß es nicht gerade die dichtbewohntesten Landestheile sind, aus welchen verhältnißmäßig die meisten Menschen auswandern. In Bezug auf den preußischen Staat z. B. ergeben die auf amtlichem Wege in dem Jahre pro 1. Oktober 18$\frac{4}{4}\frac{4}{5}$ ermittelten Auswanderungen, namentlich für die einzelnen Regierungsbezirke der beiden westlichen Provinzen mit dem Flächenraume, der Bevölkerung von 1843 und den sich herausstellenden Verhältnißzahlen folgende Uebersicht:

Regierungs-Bezirke.	Flächenraum in geograph. □ M.	Einwohnerzahl zu Ende 1843.	Es lebten also durchschnittlich auf 1 □ M.	Zahl der Ausgewanderten pro 184⁴/₅.	Von 1000 Ew. sind also ausgewandert
Münster	132,17	418765	3168	1238	2,96
Minden	95,68	452877	4733	957	2,11
Arensberg . . .	140,11	549801	3924	706	1,29
Cöln	72,40	465365	6428	656	1,41
Düsseldorf . . .	98,32	851456	8660	199	0,21
Coblenz	109,64	489900	4460	1495	3,05
Trier	131,13	478338	3648	1022	2,14
Aachen	75,65	394451	5214	200	0,51

Zu bemerken ist, daß die hier angegebene Zahl der Ausgewanderten sich nicht allein auf die über See nach fremden Welttheilen Verzogenen bezieht, sondern auch diejenigen Personen enthält, die nach andern europäischen Ländern ausgewandert sind. Indessen gehen doch die bei weitem Meisten nach fremden Welttheilen und hauptsächlich nach Amerika, nämlich: von den 2901 aus Westphalen Ausgewanderten 2712 über See und 2007 nach Amerika, von den 3552 aus der Rheinprovinz Ausgewanderten 3073 über See und 2959 nach Amerika.

Aus der mitgetheilten Uebersicht ergiebt sich, daß einmal im Regierungs-Bezirk Münster, wo die Bevölkerung relativ die dünnste ist, beinahe die absolut stärkste Auswanderung stattgefunden hat und nur von der des Regierungs-Bezirks Coblenz übertroffen wurde, der ebenfalls zu den verhältnißmäßig dünner bevölkerten gehört. Die Auswanderung aus ihm und dem Reg.-Bez. Trier, welcher in dieser Beziehung die dritte Stelle einnimmt, erklärt sich aus den viel besprochenen Verhältnissen der dortigen Weinbau treibenden Bevölkerung. Der Winzer bewohnt hier Gegenden, die außer dem Wein nichts erzeugen. Hat er einmal im langen Zeitraum ein gutes Jahr, so macht ihn dieses wohl verschwenderisch. Darüber kommen dann viele schlechte Jahre und die Noth wird unendlich. Natürlich wird von reicheren Weinhändlern darauf speculirt; sie lassen sich Leihvorschüsse gleich im Herbste, wo die Weinpreise noch nicht feststehen, im Most bezahlen, kaufen auch wohl die Trauben am Stock. Die kleinen Weinbauer kommen also auch in guten Jahren auf keinen grünen Zweig, arbeiten sich höchstens aus den drückendsten Schulden heraus. Dazu kommen dann die Steuern. Der Winzer bebaut und versteuert dem Staate einen Boden, der dem gemeinen Wohle sonst rein nichts einbringen würde, — den nackten Felsen. Nun nimmt der Staat für den Weinboden den allerhöchsten Steuersatz an, so daß ihm bei der Beschaffenheit des Bodens nicht einmal die letzte Hülfe bleibt — seinen Weinberg auszuroden und zu Ackerfeld zu machen. Dann muß er den Ertrag noch einmal versteuern. Dieß wird wenig dadurch gemildert, daß in schlechten Jahren zuweilen die Moststeuer erlassen oder ermäßigt wird; denn in schlechten Jahren hat er selber keine Einnahme und sein Wein bleibt liegen.

Diese Beispiele mögen genügen, um die Ursachen der deutschen Auswanderung in einzelnen Fällen aufzuweisen. Es geht aus ihnen hervor, daß manche Ursache wohl zu beseitigen wäre. Ob dadurch aber dem großen Zuge und Drange der deutschen Auswanderung wesentlich gesteuert würde, müssen wir bezweifeln; denn dieser ist hauptsächlich in den Ursachen begründet, welche so eng und innig mit den Eigenthümlichkeiten der Länder, aus denen und nach denen ausgewandert wird, zusammenhängen, daß eine tief greifende Umgestaltung, die nur im langen Zeitraume erfolgen könnte, nach beiden Seiten vorangehen müßte, um die Ausgleichung der Contraste herbeizuführen. Wie die Sachen einmal stehen, werden die jetzt wirkenden Ursachen der deutschen Auswanderung auf lange Jahre noch fortfahren ihren Einfluß zu äußern, sie werden dazu beitragen, die nördliche Hälfte des neuen Erdtheils immer mehr zu germanisiren. Wir betrachten die deutsche Auswanderung, die gerade hauptsächlich nach Nord-Amerika strömt, als eins der großen Erziehungsmittel, durch welche die Geschichte der Menschheit ihre Förderung nimmt, und halten demnach die Ursachen dieser Auswanderung für unvertilgbare Faktoren in dem großen Drama der Weltgeschichte. Im Einzelnen mögen diese Ursachen von diesem oder jenem materiellen Bedrängniß herrühren, im Allgemeinen wurzeln sie tief in den leitenden Ideen der Weltgeschichte,

XXIV. Die Deutschen im Banat.

Von Friedrich Uhl.

a. Geschichte der Einwanderung.

Der Mann, durch dessen weitsehenden Blick und Scharfsinn der Grund zu dem jetzigen Zustande des Banates gelegt wurde, war der Feldmarschall Graf Mercy, der erste commandirende General im Banate, das nach der Wiedereroberung im Jahre 1718 eine militärische Verfassung erhielt. Wie Eugen der Kriegs- — so war Mercy der Friedensheld dieses Landes, welches Verdienst durch den ewigen Ruhm, den er sich erworben, indem er Oesterreich und dem übrigen Europa das Wichtigste in unserer Zeit, die ungeheure Kornkammer, durch die Kultur des Banates gab — länger fortdauern wird, als durch die Inschrift über dem Thore Themeschwars:

„Caesareis vicit princeps Eugenius armis
Quae tibi nunc fulgent, Mercius arte tulit.“

Es bedurfte fürwahr eines Geistes wie Mercy, um aus dem verwüsteten, zertretenen Lande, dessen Vortrefflichkeit unter dem Schutte der Zerstörung kaum zu ahnen war, in der kurzen Zeit seines Wirkens das zu schaffen, das Land auf die Stufe der Ergiebigkeit zu bringen, auf welche er es gestellt. Dem größten Uebelstande, der Entvölkerung, mußte vorerst abgeholfen werden. Er rief deshalb im Jahre 1728 eine große Anzahl von Deutschen, Italienern und Spaniern ins Banat. Einwandernde Italiener nannten eine Ansiedelung ihm zu Ehren Mercidorf — Spanier aus Biscaya die ihrige: Neu-Barcellona. Die Italiener brachten die in ihrem Vaterlande blühende Cultur mit, und es wurde vorzüglich Waid und Färberröthe gebaut, wovon der erstere in den Ebenen, die letztere in den Gebirgen des Banates wild wächst. Ferner wurden Rüben gepflanzt, um aus dem Samen der-

selben Oel zu bereiten, um Lugos, Werschetz herum wurden Weinstöcke und Fruchtbäume gesetzt, und Maulbeerpflanzungen angelegt, um den Seidenbau zu cultiviren, auch Reis wurde gepflanzt. Die Deutschen bauten Getreide. Für Temeschwar selbst that Mercy sehr viel, es wurden viele Fabriken außerhalb desselben angelegt, und die so gebildete Vorstadt behielt bis heute den Namen Fabrik; der 16 Meilen lange Bega-Canal wurde gegraben, von Facset bis Betschkerek, der an Temeschwar vorbei fließt; auf diesem führte man Brennholz dahin. Aus diesen Andeutungen kann man die Wirksamkeit Mercys entnehmen, der sein ruhmvolles Streben am Peterstag 1734 vor Parma beschloß, wohin ihn der Krieg zwischen Oesterreich und Spanien rief.

Der von Mercy eingeschlagene Weg zur Kultur wurde späterhin weiter verfolgt. Im Jahre 1742 kamen viele Serbier, macedonische Griechen, des türkischen Druckes müde, in das Banat, so auch die Bulgaren unter ihrem Bischofe Stanislowitsch, welche sehr viel Reichthum, vorzüglich große Viehherden ins Land brachten, und sich in Vinca und Beschenowa niederließen. Ersteres erlangte im Jahre 1763 Stadtrechte — verfiel jedoch bald, da die Bulgaren durch starke Viehseuchen um einen großen Theil ihres Reichthums kamen. Nun kamen viele Einwanderer aus Deutschland, die durch den letzten Krieg leerstehenden Wohnungen wurden wieder bewohnt, jede Familie bekam Haus und Feld, Zugvieh und Getreide auf ein Jahr. So wurde Hatzfeld im Jahre 1767 erbaut, in dessen 40 Häusern sich lothringische Familien niederließen, Csátat mit 202 Häusern und Nentrad. Der militärische Theil des Banates, das nach dem Frieden von Belgrad im Jahre 1739, anstatt der militärischen Regierung eine cameralische erhalten hatte, nämlich ein kleiner Theil im Süden, Mehadia und Caransebesch, welches unter dem Militär-Commando geblieben war, wurde ganz militärisch organisirt, und dessen Bewohner im Jahre 1767 in zwei National-Grenzinfanterie-Regimenter vereinigt, wovon der Stab des ersteren — des Deutschbanater — nach Panscova, der des zweiten — des Walachisch-illyrischen — nach Weiskirchen, später nach Caransebesch verlegt wurde.

In dieser Zeit wurde auch der Illancer und Alibonaer Morast ausgetrocknet, und im Jahre 1768 wurde eine Repartition der Ländereien vorgenommen. Jedes Haus bekam 32 Joch Feld, um dem Unfleiße alle Entschuldigung zu nehmen. Darauf wurden auch die Steuern gleich bemessen. Die Zahl der Dörfer war damals 54, darunter 44 neue, die Volkszahl, bestehend aus:

181,639 Walachen
78,780 Serben
8,683 Bulgaren
5,272 Zigeunern
34,201 Deutschen, Italienern und Franzosen,
353 Juden

betrug damals, die Militär-Bezirke dazugerechnet, bei 450,000.

Im Jahre 1775 erhielt das Cameral-Banat eine den deutsch-erbländischen Provinzen gleiche Eintheilung in 4 Kreise, deren jedem ein Kreishauptmann vorgesetzt wurde, und endlich erfolgte im Jahre 1782 die Einverleibung desselben in das Königreich Ungarn und die Abscheidung in 3 Comitate, das Torontaler, Temeser und Krassoer, welche Einrichtung bis heute besteht.

---

b. Die Deutschen auf der Haide.

Der Name „Haide" bezeichnet die Natur der Gegend, wie sie die aus Deutschland Eingewanderten zu ihrer Zeit angetroffen haben mochten. Was ist aus der ehemaligen Haide geworden? Eine der fruchtbarsten Gegenden von Europa — und das durch deutsche Arbeit, deutschen Fleiß. Diese sogenannte Haide, deren Bewohner nach ihr im schwäbischen Dialekte „Hadbauern" genannt werden, ist die Gegend, welche den berühmten Banater Weizen liefert. Die schiffbare Theiß nimmt die mit Millionen Metzen Weizen beladenen Schiffe auf, die dann weiter auf der Donau nach Oesterreich, von da nach England und in alle Welt versendet werden. Weithin dehnen sich diese Fruchtfelder, quer durchschnitten durch die von Türkisch-Kanischa nach Temeschwar führende Poststraße. Auf dieser zogen wir dahin. Ohne allen land-

schaftlichen Reiz liegt die Gegend da, nur einige Türkengräber unterbrechen von Zeit zu Zeit die weithin im Aehrenschmucke prangenden Fruchtfelder. Noch war es früher Morgen, als wir in dem nächsten Orte Tschernobar anlangten. Hinter uns ritten einige Knaben. Horch! — deutsche Worte erklangen! Das erste deutsche Wort nach so langer Zeit wieder aus des Volkes Munde, o, wie hoch erfreut schlug mein Herz bei diesem geliebten Klange. „Also auch in diesem Orte schon Deutsche?“ „Erst kurze Zeit,“ sagte mir mein Freund, „sind sie hier angesiedelt, und wie mächtig hat sich dieser Ort, seit ich ihn zum letzten Male sah, verändert. Es war das schmutzigste, erbärmlichste Dorf, das ich kannte.“ Ja, das waren sie, die deutschen, freundlichen Hütten, mit ihren weißgetünchten, mit Jahreszahl und Namen des Besitzers, hie und da auch mit deutschen Versen geschmückten Giebeln. Welche Freude empfand ich bei ihrem Anblicke! Und daneben die Wind und Wetter zugänglichen, zerrissenen, unreinlichen Häuser der Serben; der Contrast war auffallend.

Die deutschen Ansiedlungen im Banate überstrahlen weit die Besitzungen aller angesiedelten Nationen, unter denen zur Auswanderung, besonders in das Banat, die Böhmen am wenigsten geeignet zu sein scheinen; denn die meisten der in letzter Zeit Eingewanderten, wie stark sie auch von der Regierung begünstigt und unterstützt wurden, gingen elend zu Grunde, und es war ihrer keine geringe Zahl. Das Klima in der Ebene, und dessen Begleiter, das Fieber, mögen wohl die Hauptschuld tragen; denn späterhin fand ich im Gebirge bei Mehadia und Orsowa einige böhmische Ansiedler, die, wenn auch nicht reichlich, doch zufrieden lebten.

Am Abende spät waren wir in einem Dorfe unweit Temeschwar angelangt.

Dort gingen wir mit unseren Freunden in das Wäldchen, das am Ausgange des Dorfes liegt, wo Tanz und Spiel die Bewohner zusammenbrachte. Ein leichtes Gehölz von Pappeln, Ahorn und Linden, nebst niederm Gesträuch parkartig angelegt, ließ an mehren Orten freie Plätze, wo sich Kegelbahn, Tische und eine Conditorei befanden. Einer dieser Plätze, dessen Boden gleich getreten war, diente zum

Tanzort. Ringsherum liefen Bänke, auf den Bäumen, die das Ganze mit ihrem herrlichen Grün umfingen, hingen chinesische Lampen, im Hintergrunde spielten bereits auf erhöhtem Orchester die braunen schwarzgelockten Zigeuner ihre Melodien. Wir wählten uns einige der schönen Mädchen, die im Kranze an beiden Seiten um die spielenden Zigeuner herum saßen. Hinter ihnen, zwischen den Bäumen und am Eingange des Tanzplatzes hatten sich mittlerweile viele schwäbische Bauernmädchen eingefunden, die ihre Anwesenheit durch unterdrücktes Sprechen und Lachen kund gaben.

Die Versammlung gewährte durch ihre Contraste wirklich einen schönen Anblick. Die düstere Beleuchtung warf ihr Licht auf die braunen Zigeunergesichter und die noblen Mädchen, während die sogenannten gemeinen Schwäbinnen im Hintergrunde mit ihren hübschen Gesichtchen aus dem Dunkel hervorguckten.

Ich ging zu den schwäbischen Mädchen, die leise kichernd nach ihrer Weise, bei jeder Frage, die ich an sie stellte, ihre Köpfe zusammensteckten und verschämt lachten.

„Ei warum tanzt ihr denn nicht?“ fragte ich.

„Die herrische Leut möchte uns fortjage, wir dürfe hier nicht tanze.“

„Möchtet ihr denn gerne tanzen?“

„Ei freilich, wozu hätte wir denn unsere Füß, die springe auch gerne, doch mit wem sollte wir denn tanze, unsere Bursche sind nicht da.“

„Könnet mit mir tanzen,“ sprach ich zu einem der Mädchen.

„Die soll gehn,“ „nein du Lise,“ laß du dich drehn,“ sprach eine zur andern lachend, indem sie einander in die Seite stießen. Keine konnte ich zum Tanzen bringen.

„Geht doch, laßt uns sehe, ob Ihr denn auch tanze könnt, ehe wir mit Euch tanze,“ sprachen sie zu mir.

„Mit welchem Mädchen soll ich denn tanzen?“

„Mit der dort, im rothen Kleide, die tanzt am beste.“

Und wirklich, die Bauernmädchen hatten recht. Als ich den Tanz beendet, und zu ihnen trat, sagten sie: „Ei, ihr tanzt recht gut.“

„Nun jetzt will ich aber auch sehen, wie ihr tanzt."

„Kommt Sonntags ins Wirthshaus, da könnt ihr mit uns tanze."

„Könnt ihr denn auch singen?"

„Ei, wir wollten Euch schon die Ohre vollschreie, geht Sonntags mit, wenn wir ins Feld gehe, da sollt Ihr höre. Die da hat am besten gesunge, als sie noch Mädchen war."

Und hiemit wiesen sie auf ein junges Weib, als solches ließ es das seidene Kopftuch erkennen. Es stand mit einem jungen Burschen am Schatten der Bäume, ein herrliches Geschöpf, die wahre Königin der Nacht. — —

„Das ist der Bursch der Frau," sprach eines der Mädchen zu mir." Sie ist jetzt Wittwe eines alten Mannes, den zu heirathe man sie gezwunge. Sie ist wohl von ihm erlöst, aber darf doch ihren Burschen, den sie schon früher hatte, noch nicht heirathe, ihre Aeltern wollen es nicht, weil er arm ist." — —

Mitternacht war es bereits, als wir das Wäldchen verließen und nach Hause schritten, um noch in der Nacht weiter zu fahren, weil die Tageshitze zu drückend war. Die Gipfel der Bäume wiegte ein leiser Nachtwind in Schlummer — nachdem das Lärmen verstummt. Singend begaben sich die Bauernmädchen in ihre Hütten. Langsam in der Ferne verklangen die Töne einer wilden Zigeunermusik. Der bleiche Mond wollte bereits untergehen und goß sein Licht noch auf die Dächerspitzen der Häuser, welche schmale Schatten warfen. Alles lag in tiefer Ruhe, nur die Sterne blitzten und schimmerten, und die Blätter der vor den Häusern stehenden Maulbeerbäume erzitterten bewegt durch die laue Luft, die sich wohlig an unsere Brust legte.

„Milde, stille, träumerische,
Unergründlich tiefe Nacht."

Wir setzten unsere Ausflüge in den deutschen Ansiedlungen fort. Ueberall fanden wir Reichthum und Wohlhabenheit, Reinlichkeit und Lust. In den weiten Haushöfen sahen wir allerorts ein thätiges, rühriges Leben. Die Mädchen mit ihren weiten runden Strohhüten, unter denen die deutschen, freundlichen blauen Augen uns entgegensahen, halfen rüstig mit. Sie haben noch ihre heimathliche Tracht beibehalten,

die kurzen flatternden Röcke, die rückwärts gekämmten Haare mit einem großen Kamme am Scheitel befestigt und ihre farbigen seidenen Busentücher; die Männer aber haben sich, wenigstens in der Tracht, bereits mehr nationalisirt. Ueberall sah ich sie während der Arbeitstage im Hemde und den weiten leinenen ungarischen Unterhosen; auch am Sonntage tragen sie bereits die blauen Tuchspenser, mit Schnüren, der Schnurbart, der keinem Ungarn fehlen darf, ziert bereits ihre Oberlippe.

Selten weiß sich noch Jemand, irgend ein altes Mütterchen ausgenommen, zu erinnern, woher ihre Voreltern gekommen, und oft, wenn ich ihnen erzählte, wie es in Würtemberg, der Heimath ihrer Väter, aussehe und sie fragte: ob sie sich nicht dahin sehnten, wobei ich aber nicht verschweigen konnte, um wie Vieles sie wohlhabender wären als ihre deutschen Brüder, drehten sie ihren Schnurbart und sprachen: Wir sind in Ungarn, leben hier recht wohl — und wollen Ungarn sein! —

Viele sprechen bereits nebst dem Deutschen auch ungarisch, doch glaube ich nicht, daß sich das Deutsche je verlieren wird, weil die Ansiedlungen beinahe alle beisammen liegen.

„Wir leben hier recht wohl!" Ja, sie leben auch wohl. Wir kamen in Hatzfeld, dem reichsten deutschen Dorfe an. In der Schenke saßen deutsche Bauern, denen man große Wohlhabenheit ansah. Sie schmausten und tranken lustig zu. Es war ungefähr zehn Uhr Morgens. Also ein Gabelfrühstück, dachte ich bei mir.

„Jetzt wollen wir um die Wette fahren!" rief einer der Anwesenden. „Was gilts," sprach ein Anderer. „Zehn blanke Thaler." Sie gaben sich den Handschlag und gingen fort, wir ihnen nach. Vor dem Hause standen drei Gefährte, jedes mit vier herrlichen schwarzen Rappen bespannt. Sie bestiegen die Wagen und fort ging es, daß mir bange wurde.

So also leben die Deutschen hier! dachte ich. — Sie sind die wohlhabendsten Bauern, die ich je kennen gelernt. Vierundzwanzig der herrlichsten Pferde fand ich oft in ihrem Stalle. Auf diese sind sie überaus stolz. Manche Bauern haben für unvorhergesehene Fälle bis 500

Kübel — ein Kübel faßt zwei Metzen — Frucht auf ihrem Schüttboden liegen. Dieselbe Menge erhalten Einige in einem Jahre von ihren fruchtbaren Feldern und den Erlös dafür, besonders in Jahren, wie die jüngst verflossenen, wo der Kübel — selbst im Banate — 20 Gulden kostete, ist ein bedeutender.

„Vor Kurzem,“ erzählte mir einst der Domherr G.., „kam ein Bauer zu mir und verlangte Wein, den besten bat er sich aus, den ich besäße, er möge kosten was immer. Ich fragte ihn, wozu er ihn benöthige, und da sagte er: Ich habe mir ein Gut gekauft und muß meine Herren Beamten bewirthen. — Was zahltet ihr für das Gut? — Dreihunderttausend Gulden, erhielt ich zur Antwort. —

Doch nicht überall sind die deutschen Bauern so reich. — Besonders sind sie es in Hatzfeld, wo wir uns eben befanden. Die Ursache dieser Wohlhabenheit ist zumeist die Grundherrschaft, die Familie Tschekonitz. Ich spreche es freudig aus, Tschekonitz ist das Ideal eines Grundherrn. Mit Allem, was nur diese Familie vermochte, hat sie ihre Unterthanen unterstützt, Verbesserungen vorgenommen, ökonomische Geräthschaften für dieselben angeschafft, jedem Dürftigen geholfen und für die Armen täglich offenen Tisch gehabt, ja der verstorbene Tschekonitz ließ Viele, die ihm ihre Noth klagten, an seinem Tische, in seiner Gesellschaft speisen. Jeder Bedürftige findet bei seinem Grundherrn Rath, Unterstützung — und das Resultat ist: eine große Liebe der Unterthanen zu ihm, Reichthum und Ordnungsliebe derselben und unberechenbarer eigener Vortheil des Gutsbesitzers. Aus Klugheit wenigstens, wenn man nicht in des Edlen Fußtapfen um des Guten selbst wegen treten will, sollten ihm die ungarischen Grundherrn nacheifern; denn je mehr der Bauer besitzt, desto mehr besitzt ja auch der Grundherr, da in Ungarn noch die Zehntabgabe besteht.

Das wechselseitige Verhältniß des Grundherrn und der Unterthanen in Hatzfeld, das Band der Liebe, das die Bauern an ihren Herrn knüpft, ist noch ein seltenes Ergebniß in unserer Zeit, die übrigens anfängt viele alte Sünden gut machen zu wollen.

Vor einigen Jahren, es war in Wien, kam ein vielfach verschulde-

ter ungarischer Kavalier, der im Rufe stand sich stets hart gegen seine Unterthanen bewiesen zu haben, zu Tschekonitz und wollte eine beträchtliche Anleihe bei ihm eröffnen.

„Ich bin in diesem Augenblicke nicht im Stande Ihren Wunsch zu gewähren," antwortete ihm derselbe „in acht Tagen kann ich es übrigens; ich werde meine Bauern um diese Summe angehen."

„Wie, Ihre Bauern! es ist nicht möglich, daß diese die Summe so bald herbeischaffen."

„Sie werden sehen, daß ich mich auf meine Unterthanen verlassen kann!"

Die acht Tage vergingen, der Grundherr kam zu Tschekonitz und wollte eben lächelnd fragen, ob das Geld bereits da sei, als der Richter von Hatzfeld eintrat und sprach: „Gnädiger Herr, hier habe ich statt 300,000 Gulden 400,000 gebracht, im Fälle Sie dieselben brauchen sollten, und bedürfen Sie noch mehr, so stehen wir zu Diensten."

„Sehen Sie," sprach Tschekonitz zu dem verblüfften Herrn, so kann ich mich auf die Liebe meiner Unterthanen verlassen. „Geht nur, mein lieber Richter," sprach er zu diesem, „und tragt Euer Geld wieder heim, ich benöthige dessen nicht mehr, und da nehmt, damit sollen sich meine Leute vergnügen." — —

Als ich von den deutschen Ansiedlungen schied — Abschied nahm von den treuherzigen Bewohnern, mußte ich unwillkürlich flehen, „daß sie Gott schütze!" Das Banat war seit jeher die Pforte, durch welche die räuberischen Horden zur Unterjochung des Westens zogen.

XXV. Die deutsche und slavische Bevölkerung in Schlesien.

Nach Hundrich.

In der „Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur im Jahre 1843, Breslau 1844. 4.“ finden sich „Nachrichten über die polnischen und andere außerdeutschen Sprachverhältnisse in der Provinz Schlesien, besonders im Bereich des Oberlandesgerichts zu Breslau,“ welche der Oberlandesgerichtspräsident Hundrich daselbst schon im Jahr 1840 nach der Volkszählung von 1837 entworfen. Er rechnet in der Provinz Schlesien an Polen: 555,332, und zwar im Regierungsbezirk Oppeln 495,332, im Reg.-Bez. Breslau 60,000; ferner Mähren im Reg.-Bezirk Oppeln 11,500; Böhmen in Schlesien 10,500; Wenden in der Lausitz 76,000, also in der ganzen Provinz an slavischen Bewohnern: 713,332.

Eine darauffolgende Uebersicht gibt nach den einzelnen Ortschaften des Oberlandesgerichts-Bezirks Breslau Rechenschaft von der häuslichen Sprache der Bewohner, von der Sprache des Gottesdienstes und Schulunterrichts, jetzt und vor dreißig Jahren, woraus fast überall das rasche Vorschreiten der deutschen Sprache hervorgeht. Nur in den Kreisen Strehlen, Glatz und Wartenberg ist nicht die polnische, sondern die böhmische Sprache (bei 8—10,000 Menschen ausschließlich) statt der deutschen die übliche.

In dem Oberlandsgerichtsbezirk von Ratibor sind nur die sogenannten Städte Woschnik, Georgenberg und Myslowitz fast rein polnisch, in den übrigen Städten ist die Sprache beim Gottesdienst polnisch und deutsch gemischt. Fast rein deutsch sind die Kreise Grott-

kau und Neiße, rein polnisch ist die Landbevölkerung der Kreise Oppeln, Rosenberg, Groß-Strehlitz, Lublinitz, Tost, Gleiwitz (mit Ausnahme des rein deutschen Dorfs Schönwald), Rybnik, Pleß und Beuthen. In Hultschin, Bauerwitz, Katscher und Kranowitz wird deutsch und mährisch gepredigt.

In dem Regierungsbezirke Oppeln waren nach der Zählung von 1834 unter 748,210 Bewohnern: 266,399 Deutsche, 468,691 Polen, 11,754 Mähren und 1366 Böhmen.

Im Oberlandesgerichtsbezirke von Glogau wird in einigen Ortschaften der Kreise Grünberg und Freistadt nach der polnischen Grenze zu von etwa 5000 Menschen polnisch, im Rothenburger Kreise der Oberlausitz von 15 — 20,000 Einwohnern wendisch gesprochen.

XXVI. Deutsche Elemente in Armenien.

Nach Moritz Wagner.

a. Deutsche Sprache und Literatur in Tiflis.

Von großem Werthe war in Tiflis die Bekanntschaft mit Herrn Abowian, Armenier von Geburt, der aber ein echt deutsches Gemüth besitzt und unter den Deutschen Livlands sich eine gründliche deutsche Bildung erworben hat. Das Schicksal dieses Mannes ist sehr interessant. Er war in dem berühmten Kloster Etschmiadsin erzogen und zum geistlichen Stande bestimmt. Als Parrot im Jahre 1829 auf seiner Reise nach dem Ararat das Kloster besuchte, war der junge Abowian der einzige Geistliche, mit welchem jener in russischer Sprache verkehren konnte. Auf Parrots Bitte um einen Führer auf den Berg, weigerten sich die meisten aus Aberglaube, nur der junge Diacon Abowian ver-

stand sich dazu. Während der Besteigung des Ararat, wo Beide Gefahren und Mühseligkeiten wie Brüder theilten, gründele sich zwischen ihnen ein Verhältniß der innigsten und gemüthvollsten Freundschaft, welches unverkümmert bis zu Parrots Tode dauerte. Der junge Geistliche, auf welchen das kurze Beisammensein mit dem deutschen Gelehrten einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht, sehnte sich nach dem Besitz einer gründlicheren Bildung, und so hörte er nicht auf, seinen Freund mit Bitten zu bestürmen, daß er ihm die Mittel verschaffe, in Dorpat zu studiren. Dieser Wunsch ward im gewährt, so sehr sich auch die Geistlichkeit von Etschmiadsin, welcher jede Aufklärung und besonders die deutsche Wissenschaft ein Gräuel ist, dagegen sträubte. Die russische Regierung gab Herrn Abowian die Mittel, die Hochschule Dorpat zu beziehen. Dort verweilte er sechs Jahre und kehrte dann nach seinem Vaterlande zurück, erfüllt von dem begeisterten Wunsch, die gewonnene gründliche deutsche Bildung auch unter seinen Landsleuten zu verbreiten. Die Direction eines Seminars, dessen Zöglinge, wenn sie herangereist, als Leiter der Volksschulen in den größeren und kleinern Städten einen höchst wohlthätigen Wirkungskreis haben würden, hätte der Thätigkeit, der tüchtigen Bildung und den schönen Absichten Abowians am meisten entsprochen. Eine solche Anstalt wäre das sicherste Mittel gewesen, auf das mit natürlichen Anlagen ungemein reich ausgestattete, aber aus Mangel an Erziehung noch auf einer sehr niedern Stufe der Kultur stehende Armeniervolk bildend und aufklärend einzuwirken. Da dieser schöne Plan nicht die nöthige Unterstützung fand, hoffte Hr. Abowian als Lehrer der geistlichen Zöglinge in Etschmiadsin seine Zwecke theilweise erreichen zu können. Aber die hohe armenische Priesterschaft, welche Abowian seit seinem Aufenthalt unter Deutschen als einen Abtrünnigen betrachtet und nichts mehr fürchtet, als eine vernünftige Aufklärung und Bildung der armenischen Jugend, widersetzte sich. So blieb Abowian am Ende nichts anders übrig, als eine Lehrerstelle an der Kreisschule von Tiflis anzunehmen, mit welcher er zugleich ein Privatinstitut vereinigte. Ich habe diese Anstalt öfters besucht und war von den außerordentlichen Fortschritten der jungen Armenier nicht wenig überrascht. Knaben von 10—14

Jahren lasen und schrieben die armenische, georgische, tartarische, russische, deutsche und französische Sprache mit erstaunlicher Fertigkeit. Das Deutsche sprachen sich mit reinem wohlklingenden Accent und bei den schriftlichen Uebungen, welche der Lehrer sie in meiner Gegenwart machen ließ, bewunderte ich sowohl ihre festen zierlichen Schriftzüge, als ihre genaue Kenntniß der Construction deutscher Sätze. Dabei lasen sie Werke von Göthe und Schiller und zeigten überhaupt ganz besondere Lust und Liebe zur deutschen Sprache.

(Dr. Moritz Wagner, Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien, in den Jahren 1843 und 1844. Stuttgart und Tübingen, Cotta 1848. S. 2 ff.)

---

b. Die evangelisch-deutschen Missionen unter den Armeniern.

Nach Moritz Wagner (ebenda S. 139.)

Von großer Bedeutung war vor 12 Jahren die ächt christliche Thätigkeit der Basler Mission zu Schuscha in Transkaukasien, welche aus den Pfarrern Dietrich, Saremme und Hohenacker bestand. Diese Sendboten arbeiteten eine Uebersetzung des neuen Testamentes in die armenische Volkssprache aus, durften aber dieselbe nicht drucken lassen, obgleich sie sich erboten, die Handschrift der Synode zu Etschmiadsin zur Durchsicht vorzulegen. Bis jetzt ist die Bibel nur in die dem gemeinen Mann ganz unzugängliche armenische Schriftsprache übersetzt und sowohl die orthodox-armenische Geistlichkeit in Etschmiadsin, als die römisch-armenische in Venedig sind darin gleichen Sinnes, daß sie die Herausgabe der Bibel in der Volkssprache für eine unerlaubte Neuerung erklären. Unter den evangelischen Missionären war besonders Dietrich der armenischen Schrift- und Volkssprache in seltenem Grade Meister. Die von ihm in Schuscha errichtete Schule, worin alle Eingeborenen unentgeltlich Unterricht empfingen, hatte großen Zulauf und der wohlthätige Einfluß, den diese hochgebildeten, tugendhaften Geistlichen auf

alle übten, die mit ihnen im Verkehr standen, gewann ihnen eine große Zahl inniger Verehrer. Zwei junge armenische Priester, die mit ihnen Umgang hatten, wurden von der Wärme und Wahrheit ihrer evangelischen Lehren so ergriffen, daß sie den Gedanken faßten, die tief verdorbene armenische Priesterschaft im Sinne der protestantischen Kirche zu reformiren und in dem zum bloßen Ceremonienwesen herabgesunkenen armenischen Christenthum ein inneres Leben zu wecken. Sie sprachen andern Priestern gegenüber ihre Ueberzeugung mit Begeisterung aus. Der gesammte armenische Clerus ward durch die ihm völlig neue Sprache der jungen Reformatoren in Unruhe versetzt und wandte alle Mittel an, das gemeine Volk wider fremde Missionäre aufzuhetzen. Man schilderte dem damaligen Oberstatthalter von Transkaukasien, Freiherrn von Rosen, die Anwesenheit der evangelischen Sendboten mit der Ruhe des Landes als unverträglich und der armenische Erzbischof von Tiflis wußte es soweit zu bringen, daß Rosen (selbst ein evangelischer Deutscher!) den Sendboten Befehl ertheilte, das Land zu verlassen. Die beiden jungen armenischen Priester, welche auch nach der Entfernung der Basler Missionäre der evangelischen Lehre treu blieben, starben eines plötzlichen Todes und allgemein war im Lande die Meinung verbreitet, daß sie vergiftet worden. So verschwanden dort diese neuen Märtyrer eines bessern Glaubens.

XXVII. Galerie deutscher Männer,

welche in irgend einer Weise für fremde Länder wichtig geworden sind.

7. 8. 9. Schilderung Biron's, Ostermann's und Münnich's.

Ernst Johann von Bieren (später Biron genannt), auch Büren, war der Sohn Karl's Bieren, der als Stallmeister den in brandenburgischen Diensten stehenden Prinzen Alexander von Kurland nach Ofen in den Türkenkrieg begleitete, später ein kleines Gut erwarb, geadelt wurde und im Jahre 1733 starb, nachdem er die Erhöhung seines Sohnes noch gesehen hatte. Johann Ernst hatte zwei Brüder, einen älteren, Karl, und einen jüngeren, Gustav, welche beide in russischen Kriegsdiensten hoch stiegen. Ernst war geboren am 12. Nov. 1690 und studirte in Königsberg. Allein mehr Drang als zu den Wissenschaften hatte er, hoch zu steigen in der Welt, und seine schöne Gestalt, sein gewandtes Wesen schien ihm alle Aussicht dazu zu eröffnen. Nur die Mittel dazu fehlten anfangs und Bieren soll mehrere Jahre als Hauslehrer seinen Unterhalt gesucht haben, bis er nach Kurland zurückkehrte. Die früheren Verhältnisse seines Vaters eröffneten ihm 1718 den Weg an den kurländischen Hof; er wurde Geheimschreiber bei dem Oberkammerherrn der Herzogin Anna, Bestuscheff-Riumin. An dem kleinen Hofe mußte er öfter in die Nähe der Herzogin kommen, welche Wohlgefallen an ihm fand und ihn zu ihrem Kammerjunker ernannte. Das Glück, welches Biron hob und ihn ohne Verdienst auf solche Höhe stellte, blieb ihm auch treu, als er 1719 einen Besuch in Königsberg machte und mit alten Studien- und Zechgenossen trunkenen Muthes sich gegen die kneiphöf'sche Stadtwache verging, von der

ein Mann im Gefecht getödtet wurde. Unter dem Scepter Friedrich Wilhelms I. war ein solches Verbrechen wahrlich keine Kleinigkeit; dennoch kam Bieren mit einer Geldstrafe davon. Nach Kurland zurückgekehrt, stieg er immer höher in der Gunst der Fürstin, und log sich, dem kurländischen Adel zum Trotz, der seine Aufnahme in die Matrikel verweigert hatte, in das Wappen und die Verwandtschaft des französischen berühmten Marschalls Biron hinein. Bald war der Oberkammerjunker Biron der erklärte Günstling der Herzogin, welche ihn, um das Verhältniß zu verdecken, mit dem Fräulein Trotta, genannt von Treyden, ihrer Hofdame, 1723 vermählte. Das Stillleben auf Annaburg und die Ruhe von Kurland wurde nur 1726 durch den Erbfolgekrieg des Prinzen Moritz von Sachsen unterbrochen; 1727 starb Katharina I., 1730 Peter II. und 1730, am 8. März, war Anna Kaiserin von Rußland. Rasch erstieg nun Biron die Stufen der Macht; am 17. März wurde er Kammerherr, am 9. Mai Graf und Oberkammerherr. Nicht nur über dem hochmüthigen kurischen Adel stand er jetzt, sondern er durfte auch die altrussische Partei, welche unter Peter II. zur Herrschaft gelangt war und Anna's Abneigung erregt hatte, in ihren mächtigsten Stützen angreifen. Die ganze Familie der Dolgoruki, welche von Rurik stammten und mit den Romanoff's an Adel und Reichthum wetteiferten, welche Peter II. aus ihrem Hause eine Gattin bestimmt, wurde bis auf wenige Glieder vom Hofe verbannt. Der deutsche Einfluß zeigte sich auch darin, daß bei der Krönung Anna's am 9. Wonnemonat neben den altmoskowitischen Formen auch die Ceremonien der Kaiserkrönung zu Frankfurt nachgeahmt wurden; es fehlte weder der gebratene Ochse, noch die Geldvertheilung, noch der Brunnen mit rothem und weißem Wein im Kreml. Nach der Krönung wurde das Cabinet gebildet, in welches Ostermann trat, der zweite Mann der deutschen Dreiherrschaft über Rußland.

Heinrich Johann Friedrich Ostermann, der Sohn eines evangelischen Predigers zu Bochum in Westfalen, genoß einen gründlichen Schulunterricht und bezog in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts die Universität Jena, wahrscheinlich um Theologie zu studiren. Dort gerieth er beim Trunke mit rauflustigen Mitbrüdern in Händel, er-

stach seinen Gegner und entzog sich der Verhaftung durch schleunige Flucht nach Holland, wo er in verschiedenen Verhältnissen sich einige Jahre herumtrieb, bis er von Cornelius Cruys aus Stawanger dem Viceadmiral, welchen der Zaar zur Werbung fähiger Leute ins Ausland geschickt hatte, zu Anfang des Jahres 1704 in Amsterdam zuerst als Untersteuermann, dann als Privatschreiber und Hofmeister in Dienst genommen wurde. Ostermann erlernte ungewöhnlich schnell die russische Sprache und wurde dem Zaar Peter zuerst persönlich bekannt durch einen Bericht, den er in Ermangelung eines Andern in russischer Sprache fertigte. Er empfahl sich durch die genaue Kenntniß auch der lateinischen und französischen Sprache. Den ersten geschichtlich wichtigen Dienst leistete Ostermann 1711, als der Zaar am Pruth von den Türken eingeschlossen war. Er war bei der Unterhandlung mit dem Großwessir thätig, welche Peter und sein Heer, also Rußland rettete. Von Jahr zu Jahr ward Ostermanns Wirkungskreis umfassender; Peter vermählte ihn mit einer Tochter des reichen und mächtigen altrussischen Hauses Stroganoff und die aus dieser Ehe hervorgehenden Kinder, zu deren Geschlecht der tapfere Tolstoi-Ostermann von Kulm (1813) gehört, wurden in der griechischen Kirche erzogen. Vom Jahre 1711—1741 ist es nicht möglich, die Geschichte Ostermanns von der Rußlands zu trennen; 30 Jahre lang erhielt er sich in steigender Geltung und hatte Antheil an allen wichtigen Staatshandlungen, wenn gleich nicht immer offen, da sein großes Selbstgefühl kein öffentliches Zusammengehen mit den russischen Ministern gestattete, welche das oft sehr unbegründete Vertrauen der Herrscher ihm zur Seite stellte. Dieses Verhältniß, sowie das Mißtrauen gegen die meisten der mehr durch Hofgunst als durch Verdienst an seine Seite gelangenden Staatsmänner, bildete bei Ostermann die Kunst der Verstellung und Falschheit in hohem Grade aus. Niemand verstand besser als er, am passenden Orte Thränen zu vergießen, Gefühle zu heucheln, die er nicht empfand, mit gewandten Worten nichts zu sagen und gefährlichen Abstimmungen im Ministerrathe durch erdichtete Krankheiten sich zu entziehen. So vermissen wir seine Unterschrift unter dem Todesurtheile von Peters Sohn, so entzog er sich 1726 dem Ansinnen Men-

tschikoffs, durch persönliches Auftreten in Mitau ihm die kurländische Herzogswürde zu verschaffen, um es mit dem mächtigen Günstling Katharina's I. nicht zu verderben, dadurch, daß er sein Gesicht mit Quitten färbte und sich das Ansehen eines Gelbsüchtigen gab.

Die Lebensweise dieses merkwürdigen Mannes war ebenso eigenthümlich, als sein sonstiges Wesen. Als Vertrauter Peters hatte er sich dessen Trinkgelagen nicht entziehen können und fand sich behaglich dabei, ohne daß je der Wein seine Zunge entfesselt hätte. Im Häuslichen behagte ihm nach russischer Weise eine cynische Unreinlichkeit in Wohnung, Umgebung und Kleidung, welche aber Pracht bei festlichen Gelegenheiten nicht ausschloß; dabei war er ein Kenner und Beförderer der Wissenschaften, der die neuen Anstalten des Reichs und manches aufstrebende Talent schützte und hob. Ostermann brachte in scheinbar untergeordneter Stellung durch Klugheit und Bestechung des käuflichen schwedischen Adels den Frieden von Nystädt 1721 zu Stande und Peter empfahl auf dem Todbette seinen Zögling als den würdigsten Leiter des Staats. Katharina I. ernannte ihn am 26. Dezember 1725 zum Reichsvizekanzler; doch war während dieser Regierung seine Stellung neben Mentschikoff, dem Günstling der Kaiserin, eine weniger sichere. Katharina, deren Testament Ostermann zu seinem spätern Unheil unterschrieb, machte ihn auf dem Sterbebette zum Oberhofmeister des unmündigen Peter II., sowie zum Mitgliede des hohen Raths während dessen Minderjährigkeit. Ostermann nahm sich des kaiserlichen Knaben mit warmer Liebe an und entwarf für ihn einen trefflichen Studienplan. Aber die altrussische Partei, zuerst durch Mentschikoff, dann durch Dolgoruki, bemächtigte sich des Knaben zur Verwirklichung ihrer Reactionspläne; er wurde körperlich und geistig durch anstrengende Jagden und durch Ausschweifungen zerrüttet und dem deutschen Mentor bis auf kurze Morgen- und Abendstunden entzogen. So war sein Körper erschöpft, als er sich kaum entwickelt.

In der Todesnacht Peters des Großen hatte diese moskowitische Reaction begonnen und war bei Peters II. Tod bis zur Verlegung der Residenz gelangt. Die Bojaren wurden wieder mächtig, Heer und Flotte, sowie die Beziehungen zum Ausland wurden vernachlässigt.

Wilde, unbedachte Aeußerungen russischer Großen deuteten geradezu auf Vertreibung der Ausländer; Ostermann nahm wieder seine Zuflucht zu einer Krankheit und während er seinem Ende nahe schien, war er die Seele der Umtriebe, welche Anna und ihren deutschen Günstling auf den Thron brachten.

Wir kommen jetzt zur Betrachtung des dritten Mannes, der das ausführte, was Ostermann ausgesonnen und Bieren bei der Zaarin durchgesetzt, zur Schilderung Münnich's. Burkard Christoph von Münnich war geboren am 9. Wonnemonat 1683 auf dem Rittergute Neu-Huntorf im Oldenburgischen, als Sohn eines verabschiedeten dänischen Oberleutenants, spätern Deichgrafen der Grafschaft Oldenburg und Delmenhorst, ward von seinem Vater wohl erzogen und besonders in der Mathematik und deren Anwendung auf den Wasserbau unterrichtet. Die Kenntniß des Jünglings erweiterte im militärischen Wissen, zumal in der Kriegsbaukunst, eine Reise nach Frankreich im Jahre 1696 und rüstete ihn auch für die höhere Gesellschaft durch Erlernung der damaligen Hofsprache aus. Doch hatte er damals noch so viel Vaterlandssinn, daß er, als Ingenieur unter Villeroi zu Straßburg angestellt, die französischen Dienste verließ, und als darmstädtischer Hauptmann seine Laufbahn mit der Belagerung von Landau begann. Zum Major im kassel'schen Dienste befördert und mit einem Fräulein von Witzleben vermählt, diente Münnich unter Eugen und Marlborough in den Niederlanden und Italien, stieg bei Malplaquet 1709 zum Oberstleutenant, gerieth aber 1712 bei Denain verwundet in französische Gefangenschaft und genoß zu Kammerich einige Monate den Umgang Fénélon's.

Nach dem Frieden baute er als Ingenieuroberst 1715 die Stadt Karlshafen und den Kanal von Grevenstein. Doch die hessischen Verhältnisse wurden ihm zu eng; 1716 trat er als Oberst in das polnische Heer, das er auf deutschen Fuß einrichtete. Er stieg bis zum Anführer der Leibwache Friedrich Augusts, aber ein Zweikampf mit dem Obersten Bonnfus, den er tödtete, sowie die Feindschaft des Feldmarschalls und Ministers Grafen Flemming trieben ihn in russischen Dienst. Im Hornung 1721 sah er Peter I. in Petersburg, der ihn

als Generalleutenant in seine Dienste nahm. Nach einigen Strombauten an der Newa wurde ihm das ungeheure Werk des Ladoga-Kanals übertragen, welcher Petersburg zum Stapelplatz aller russischen Erzeugnisse machen sollte. Die unwissenden russischen Wasserbaumeister hatten das Werk falsch angegriffen und Peter, obgleich krank, begleitete Münnich auf der Besichtigungsreise im Herbst 1723. Noch kurz vor seinem Tode sprach der Zaar: „Meines Münnich's Arbeiten haben mich gesund gemacht; ich gedenke mich eines Tags in Petersburg einzuschiffen und in Golownin's Garten in Moskau ans Land zu steigen.“ 25,000 Mann stellte er Münnich für den Kanalbau zur Verfügung und empfahl dem Senat dringendst, das große Werk durch Münnich auch nach Peters Tod fortführen zu lassen, aber die altrussische Partei, welche unter Katharina I. an's Ruder kam, hinderte das Werk als ein für Moskau schädliches. Mentschikoff entzog ihm ohne Weiteres die Soldatenarbeiter, aber Münnich wußte mit der größten Energie alle Umtriebe zu vereiteln; am 12. Juni 1728 wurde der Ladogakanal der Schifffahrt eröffnet. 1727 war Münnich Statthalter von Petersburg, 1728 russischer Graf geworden, nachdem er sich nach dem Tode seiner Gattin mit der Wittwe des Grafen Soltikoff vermählt. Diese erste Periode Münnich's, die vorbereitende der stillen Thätigkeit, lief zu Ende mit Anna's Regierungsantritt, wo Biron und Ostermann, zur Verstärkung gegen den Senat, den Grafen Münnich als Feldzeugmeister und Vorstand des Kriegswesens nach Petersburg ins Cabinet beriefen. Er begann sogleich die Umbildung des Heerwesens, gründete Bildungsanstalten für Offiziere nach Preußens Vorbild, wozu Friedrich Wilhelm I. bereitwillig die ersten Lehrer lieferte, errichtete die ersten russischen Kürassierregimenter und führte viele andere Verbesserungen ein.

Um diese Zeit trat Bieren in seiner eigenthümlichen Günstlingsstellung wieder mehr in den Vordergrund, da einige häusliche und Liebesangelegenheiten, wie sie an einem weiblichen Hofe wohl vorkommen, zu schlichten waren. Zunächst war Bieren selbst bedroht in seiner Stellung, indem Moritz von Sachsen die Bewerbung, welche bei der Herzogin von Kurland fehlgeschlagen war, um die Kaiserin wieder aufnahm. Hier genügten zwar Ostermanns diplomatische Andeu-

tungen am sächsisch-polnischen Hof, den Grafen Moritz, der als Gesandter nach Petersburg zu kommen gedachte, zu entfernen. Schwieriger abzuweisen war schon der vom kaiserlichen Hofe wohlempfohlene Freier um die Kaiserin, Don Manuel, Infant von Portugal, welcher auf Bierens Betrieb von der Tante zurückgewiesen, sich ebenso vergeblich um die Nichte, die Prinzessin von Mecklenburg bewarb, welche bald nachher zur griechischen Kirche übertrat und den Namen Anna annahm. Sie wurde von der Kaiserin als Nachfolgerin adoptirt und nun der Oberhofmarschall Graf Löwenwolde nach Deutschland geschickt, ihr unter der dortigen Prinzenschaar einen Gemahl auszusuchen. Bisher hatte außer der nothwendigen Entfernung der Dolgoruki keine That der Verfolgung die Herrschaft einer von Günstlingen umstellten Frau kundgethan, ja der Feldmarschall Dolgoruki war sogar als Präsident des Kriegsraths wieder angestellt. Aber am Ende des Jahres 1731 begann derselbe hochangesehene Russe den Reigen der Verbannten und Mißhandelten, welcher, ohne Anna's persönlichen Despotismus, die Gefängnisse und Sibirien bevölkerte, mit jedem Jahre einen blutigeren Charakter annahm und zunächst beurkundete, daß nicht eine über kleinliche Leidenschaften erhabene Einheit den Thron einnähme, sondern daß eine Mehrheit reizbarer, bürgerlich rachsüchtiger Persönlichkeiten des Blitzes einer schwachen Majestät sich zu Privatfehden bediene. Ein tieferer Grund der Verfolgungen wird später sich darthun. Dolgoruki wurde mit seiner Frau, mehreren Beamten und Offizieren „wegen unehrerbietiger Aeußerungen gegen die Kaiserin und Biron," zum Tode verurtheilt, welche Strafe zwar in Verbannung gemildert, aber dadurch geschärft wurde, daß die Kaiserin die Beförderung jedes Mitglieds der Familie Dolgoruki im Heere verbot!

Am 15. Januar 1732 wurde, wie Münnich angiebt, auf seinen Antrieb, die Residenz von Moskau wieder nach Petersburg verlegt. Er konnte sich, als Vorsteher des Kriegswesens und seit 1732 Feldmarschall, von Petersburg nicht trennen und wollte doch direkt auf die Staatslenkung einwirken. Durch seinen Einfluß wurden verdiente Männer gestürzt, welche nicht genug Ehrfurcht der Kaiserin erwiesen, wie er meinte: der Admiral Sievers, der Vicepräsident des Handels-

collegiums, Peter Fick, der Feldherr Rumjäntzoff. Doch stieg durch Ostermanns erhaltende Weisheit und Münnichs schaffenden Geist der Staat an Kraft und blieb dennoch friedlich, nur Kurland wurde trotz Polens Ansprüchen als russisches Eigenthum behandelt und Polens Untergang durch den löwenwold'schen Vertrag mit Preußen von 1732 vorbereitet.

Büren stieg gleichzeitig am Hofe. Mit den höchsten russischen und polnischen Orden geschmückt, mit Reichthümer überhäuft, von Karl VI. zum deutschen Reichsgrafen erhoben, konnte er das Ritterschaftsdiplom des kurländischen Adels, das 1730 dem früher Verachteten in goldner Kapsel demüthigst überreicht wurde, als etwas ihm durch seine Geburt schon Zukommendes zurückweisen. Doch kränkte ihn ein spöttischer Brief des Haupts der französischen Familie Biron, welcher anfragte, in welcher Art er die Ehre habe, mit ihm verwandt zu sein? Nach gemeiner Glücksritterweise schob er seine verdienstlosen Brüder und Vettern in bedeutende Stellungen, vermählte seinen jüngern Bruder Gustav 1732 mit Mentschikoffs ältester Tochter, und fesselte den Brandenburger Bismark, der durch Tüchtigkeit in russischem Dienst rasch zum Generalmajor aufgestiegen war, durch Vermählung mit seiner Schwägerin Treyden an sich. So stand das Haus des Kammerherrn schon in den ersten Jahren zu Petersburg geschmückt mit Allem da, was Glanz verbreitet und Macht gewährt. Er eignete sich die „noble Passion" der Pferde an, errichtete Gestüte mit spanischen, englischen, neapolitanischen, deutschen, persischen und arabischen Pferden und übte die erlesensten Reiterkünste, oft unter den Augen der Kaiserin, welche in der Reitbahn die Cabinetsbefehle zu unterzeichnen pflegte. Dennoch konnte sein geselliges Talent, seine Unterhaltung nirgends anfrichtige Bewunderung gewinnen als bei der Herrin. Zwischen einem Gecken, wie Biron, und einem ernsten, wahrhaft verdienten, arbeitsamen Manne wie Münnich konnte, sobald der gemeinsame Vortheil nicht mehr zwang, ein gutes Vernehmen nicht lang bestehen. Anfangs hatte Münnich sich dem Günstling genähert, um auf die Staatsangelegenheiten, welche Ostermann eifersüchtig als sein alleiniges Eigenthum bewahrte, größern Einfluß zu gewinnen. Nachdem aber 1732 die

Kaiserin den Ladogakanal befahren und sich bewundernd darüber ausgesprochen, wußte Ostermann den Günstling mit der Aussicht zu schrecken, Münnich werde das Vertrauen der Kaiserin allein gewinnen und alle Nebenbuhler verdrängen. Biron beugte sich vor dem überlegenen Geiste des Feldmarschalls und suchte ihn zunächst aus der Umgebung der Kaiserin zu entfernen, indem Münnich aufgefordert wurde, das Statthaltergebäude für der Kaiserin Nichte zu räumen und über die Newa zu ziehen; bald aber fanden sich Gelegenheiten, den Feldherrn noch weiter zu entsenden.

Niemand litt mehr durch diese Zerwürfnisse, als Prinz Anton Ulrich von Braunschweig, welchen Löwenwolde auf seiner Bräutigamsschau zur Zeit der Einigkeit der drei Machthaber als den passendsten Gemahl für die Thronfolgerin empfohlen und der, als er im Februar 1733 nach Petersburg kam, seinen früheren Beschützer Biron als Gegner fand. Dazu kam die Launenhaftigkeit der ihm bestimmten Braut, welcher der kleine, schüchterne Prinz mißfiel; da indeß Löwenwolde's „Fehler," wie man es nannte, nicht mehr gut zu machen war, so gab man dem getäuschten Prinzen ein Kürassierregiment, entschädigte ihn für seine Reise und setzte ihm zu seinem Unterhalt einige Tausend Rubel aus. So begann denn unter nicht zu entwirrenden Kabalen, unter Demüthigung und Spott die fast siebenjährige Freierrolle des Welfensprößlings, der ohne einen zuverlässigen Halt auf so unsichrem Boden, sich unverdrossen bei Hofe einstellte, aber für alle linkisch ängstlichen Bestrebungen nur Kälte und höhnische Bemerkungen, für den Ausdruck zärtlichen Gefühls nur Zeichen des Ueberdrusses und der Geringschätzung davontrug. Die unentschlossene Kaiserin, durch die Einflüsterungen Birons, dessen geheime Pläne eine so zeitige Befestigung der Erfolge kreuzte, irre gemacht und die Abneigung seiner Braut brachten des Prinzen Recht fast in Vergessenheit. Denken wir an die ähnlichen Bedientenrollen, welche an Peters I. Hof die Herzöge von Holstein und Meklenburg gespielt, so müssen wir es natürlich finden, daß der russische Hof die deutschen Fürsten aufs Tiefste verachtete und in ihrem Gebiet sich Mordthaten (Sinclair) erlaubte. Biron ging so weit, daß er, um jedes Gelingen von Seiten

des Herzogs von Braunschweig zu beseitigen, demselben seinen Schwager Treyden als Ehrenmarschall zur Seite gab und den schönen Grafen Lynar, den sächsisch-polnischen Gesandten, veranlaßte, ein Liebesverhältniß mit der 17jährigen Großfürstin anzuknüpfen, welches der kaiserliche Gesandte Ostein 1735 entdeckte und durch Entfernung Lynars vorläufig abbrach.

In das Jahr 1733 fällt der erste nachdrückliche Versuch Rußlands, fremde Verhältnisse nach seinem Willen zu gestalten. Gegen die polnische Königswahl Stanislaus Leschinsky's und zu Gunsten des Kurfürsten von Sachsen zogen 20,000 Russen, bald auf 50,000 verstärkt, in Polen ein. Lascy belagerte mit 12,000 Mann Danzig, wohin sich Stanislaus geflüchtet hatte, seit Februar, ohne der Stadt Herr werden zu können. Nun sandte Biron den Feldmarschall Münnich nach Polen, um ihn vom Hofe noch weiter zu entfernen und wo möglich seinen Feldherrnruhm zu vernichten, denn er befahl ihm nachdrückliche Betreibung des Kriegs, ohne die Mittel zu gewähren. Münnich, zum barbarischen Russen geworden, suchte durch die entsetzlichsten Drohungen die deutsche Stadt zur Uebergabe zu zwingen, übte bei dem Sturm auf den Hagelsberg die später in den Türkenkriegen mit solcher Fertigkeit ausgeführte Kunst, Festungsgräben mit Soldatenleichen zu füllen und stieß, als er die französische Hülfsflotte vor Danzig ansichtig wurde, die Worte hervor: „Gott sei gelobt! Es fehlt in Rußland an Händen für die Bergwerke.“ Nach Weichselmünde's Fall entfloh Stanislaus; Münnich ließ aus Wuth darüber die Stadt bombardiren und legte ihr 2,000,000 Thlr. Brandschatzung auf, doch erließ die Kaiserin die Hälfte; von der andern bekam Biron 180,000 Thlr. und kaufte dafür die Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien. Dennoch suchte Biron auf jede Weise seinen Haß gegen den Feldmarschall zu äußern, z. B. indem er Ungehorsam gegen dessen Befehle straflos zu machen wußte. Während Frankreich seinen Schützling und den Vater seiner Königin der russischen Gewalt preisgab, suchte es durch Angriffe auf den Rhein den deutschen Kaiser seine Einmischung in diese Händel büßen zu lassen. Lascy führte 12,000 Mann russische Hülfstruppen, von denen der Schotte Keith einen Theil commandirte

an den Rhein, und in dem letztgenannten lebte bereits ein solches Bewußtsein der Würde seines zweiten Vaterlandes, daß er bei einer Musterung mit einem österreichischen General, der von der „Zaarin" sprach, von dem „Erzherzoge von Oesterreich zu reden begann. — Ostermann, etwa 1735 von Biron empfindlich beleidigt, zugleich von Gichtschmerzen gepeinigt, zog sich mehr in seine Zimmer und auf seine Finanzgeschäfte zurück, wurde aber doch bei wichtigen Angelegenheiten um seine, gewöhnlich den Ausschlag gebende Meinung befragt. Der russische Senat war ganz außer Thätigkeit.

Peter I. hatte der Tod verhindert, für die Niederlage am Pruth Rache zu nehmen, jetzt reizten die Einfälle der krimm'schen Tartaren, (Vasallen der Pforte), das Bündniß der Pforte mit Frankreich und der beunruhigende Versuch, das noch immer furchtbare türkische Heer durch den französischen Renegaten Bonneval auf europäischem Fuß einzurichten, Rußland 1735 zum Türkenkrieg, gegen den nur Ostermann aus finanziellen Rücksichten war, während Münnich ihn wollte aus Ehrgeiz, und Biron, um den Feldmarschall zu entfernen. Unter Münnich diente ruhmvoll der Herzog von Braunschweig; ehrlos durch Ränke, Untüchtigkeit und Ungehorsam der seit 1723 in russische Dienste getretene Prinz von Homburg, Generalfeldzeugmeister, den nur sein Rang vor dem Kriegsgericht schützte. Es ist mit blutigen Zügen auf den Blättern der Geschichte aufgezeichnet, wie Münnich 1735 und 1736 mit Verlust von 30,000 Mann Asoff und die Krimm gewann, wie er 1737 mit 70,000 Mann in wahrer Tollwuth die noch gar nicht beschossene Festung Otschakoff stürmen ließ und sie nach unermeßlichem Verlust durch den Zufall gewann, daß ein Pulverthurm in die Luft flog und 9000 Türken tödtete. Der dritte ruhmvolle deutsche Namen in diesem Krieg neben Münnich und Braunschweig ist Stoffeln, welcher schon im Herbst dieses Jahres von den kaum hergestellten Wällen Otschakoffs die Stürme der Türken zurückschlug. Aber während Münnich durch Lebensgefahren, riesige Anstrengungen und Ströme Blutes zu steigen suchte, hatte der Hofmann Biron ihn doch überholt, und spielend nach des letzten Kettlers Tode die Herzogskrone von Kurland erlangt. Rücksichtslos vermehrte der gewinnsüchtige Biron seine

Einkünfte; Niemand durfte ein freies Wort wagen, ohne daß Verbannung nach Sibirien auf dem Fuß folgte. Wer in Verdacht kühner Aeußerungen gerieth, sah sich plötzlich mitten in seiner Häuslichkeit von verkappten Dienern des Tyrannen ergriffen und in die entlegensten Provinzen des russischen Reiches geführt. So stand ein Herr von Sacken eines Abends vor seinem Landhause, als Unbekannte ihn packten, in einen verdeckten Wagen warfen und ihn fast zwei Jahre, ohne daß er das Gesicht seiner Führer erkennen konnte, von Provinz zu Provinz schleppten. In einer Nacht spannt man die Pferde ab, und läßt den Gefangenen in seinem Wagen liegen. Dieser, glaubend, man werde die endlose Wanderung wieder beginnen, erwartet ruhig den Morgen. Als seine Führer noch immer nicht erscheinen, öffnet er sein Gefängniß und findet sich vor der Thüre seines Landhauses. Auf seine Klagen verwies Biron den Herrn von Sacken an den kaiserlichen Hof, von wo dieser den beruhigenden Bescheid erhielt, man würde mit der äußersten Strenge verfahren, wenn man im Stande sei, den Urheber der seltsamen Entführung zu entdecken.

Die herzogliche Würde umkleidete Birons amtliche Stellung zum russischen Hofe mit fast selbstständigem Glanze und steigerte sein Ansehen bei den auswärtigen Mächten. Die französischen Birons beglückwünschten den Vetter, Kaiser Karl begrüßte den Fürsten mit „Durchlaucht.“ Großartiger wurde der Prunk seines Haushaltes; seine Frau, unklug die frühere Bescheidenheit ablegend, betrug sich als regierende Fürstin, ertheilte Gehör auf einem thronartigen Sessel, streckte beide Hände zum Kusse aus und versicherte die geschmeidigen Höflinge ihrer „hohen Gewogenheit.“ Aber ungeachtet der unermeßlichen Reichthümer, welche aus vielen Quellen dem Günstlingpaare zuflossen, der strahlenden Edelsteine, mit denen sie, wie keine Königin bedeckt war, erwies sie gegen ihre Dienerschaft den schmutzigsten Geiz. Birons Söhne wurden fast als Prinzen von Geblüt betrachtet; sein Erbprinz, Peter, schon als Knabe den Titel des russischen Oberjägermeisters führend, erhielt ein Kürassierregiment und 1738 mit seinem Bruder Karl durch eine eigne Gesandschaft den polnischen weißen Adlerorden.

Zum dritten, gemeinsam mit Oesterreich zu unternehmenden Feldzug gegen die Türken 1738 zog Münnich und unter ihm Lascy durch ödes verheertes Land, zum Theil polnisches Gebiet. Gern benutzte Biron Oesterreichs Klagen über den Feldmarschall, dessen geschwächtes Heer Bender, Chotzim und Kaffa nicht zu bezwingen vermochte, um dem Gegner unmögliche Erfolge zuzumuthen; doch gelang es dem Feldmarschall, persönlich bei der Kaiserin sich zu rechtfertigen. Im folgenden Jahre aber zog er ganz durch polnisches Land an den Dniester, und schlug unter den ungünstigsten Verhältnissen am 28. August 1739 den Großwessir, worauf Chotzim fiel, die Moldau sich unterwarf und ein weiter Siegeslauf sich eröffnete. Aber plötzlich hemmte ihn der schmachvolle Frieden, welchen Oesterreich unter des feindlichen Frankreichs Vermittelung und mit geheimer Gutheißung Birons, den Münnichs Lorbeern nicht schlafen ließen, zu Belgrad abschloß. Fast alle, mit Aufopferung von 100,000 Russen erlangten Gebietserweiterungen wurden aufgegeben, aber ein unermeßlicher Vortheil blieb: die Russen hatten die einst gefürchtete türkische Macht verachten gelernt. — Seine Soldaten nannten Münnich die „Säule des russischen Reiches," auch den „Falken," — seine Gegner sagten, nur gegen einen so unwissenden Feind, wie die Türken, nur bei dem stupiden [1]) Todesmuth und der knechtischen Subordination eines russischen Heeres, dessen Führer berechtigt sei, das Soldatenkapital wie einen anderen Vorrath zu verzehren, der ihm auf ein Jahr zugemessen sei, nur bei so ungewöhnlichen blinden Glückzufällen habe Münnich Ehre erringen können. Jedenfalls wogen seine Leistungen ganz anders als die Birons, und Münnich verlangte, wie jener Herzog von Kurland hieß, den Titel des „Herzogs der Ukraine." Anna, mit dem hochstrebenden Sinne ihres Feldherrn bekannt, wunderte sich nur über seine Bescheidenheit, daß er er nicht verlangt hatte, „Großfürst von Moskau" zu heißen. — Indessen hatte den Prinzen von Braunschweig sein heldenmüthiges Benehmen im Türkenkrieg bei Birons geheimem Widerstreben nicht weiter in der Gunst der Thronfolgerin Anna gebracht, obgleich der ver-

---

[1]) Großfürst Constantin wollte seine Soldaten grand, fort et bête.

wandte römisch-kaiserliche Hof [1]) durch seinen Gesandten Grafen Ostein auf jede Weise die Angelegenheit zu fördern suchte, und um Biron zu gewinnen, dem ältesten Sohne des Emporkömmlings eine Prinzessin von Wolfenbüttel, Nichte des Kaisers Karl VI., mit 100,000 Thlr. Mitgift vergebens anbot! Für diesen Sohn warb nämlich Biron gerade um die Erbin des russischen Thrones! Dennoch gelang es durch Hofkabalen hinter Birons Rücken der Kaiserin Besorgnisse wegen der nicht gesicherten Thronfolge einzuflößen und so wurde die lange Bewerbung Anton Ulrichs im Juli 1740 mit der Trauung gekrönt.

Wir haben bisher Münnich und Ostermann mit Biron in bitterer Feindschaft gesehen; jetzt vereinte sie gemeinsame Gefahr. Die Kaiserin, versönlichen Sinnes und nicht gemeint, die mächtige Familie der Dolgoruki ihrem Hause ganz zu entfremden, wollte den Sergius Dolgoruki zum Gesandten in London ernennen. Damit erhob sich der Stolz und Deutschenhaß der ganzen Familie, welche einen Bundesgenossen fand an Wolinsky, der seit 1738 ins Cabinet getreten war. Eben wollte Sergius auf seinen Gesandtschaftsposten abreisen, als er plötzlich verhaftet und mit seiner ganzen Verwandtschaft nach Nowogorod, fern den milden Augen der Kaiserin und der aufgeregten Hauptstadt geführt wurde. Im Publikum verbreitete sich die Anklage, die Dolgoruki hätten auf der Folter gestanden, sie haben beabsichtigt, unter Mithülfe der Schweden die Kaiserin zu stürzen, alle Deutschen zu ermorden, und die altrussisch-gesinnte Elisabeth mit dem moskowitischen Knäs Narischkin vermählt zur Kaiserin zu erheben. Die Strafe wurde im November 1739 zu Nowogorod vollzogen und war der Barbarei des Volkes und dem Umfang der angeschuldigten Verbrechen gemäß. Iwan Dolgoruki, einst Günstling Peters II., wurde lebendig gerädert, nachdem er auf dem Richtplatze vergebens versucht, sich die Kehle abzuschneiden; sein Bruder Basilius Dolgoruki und die beiden Oheime der Brüder, wurden hingerichtet, der alte Marschall und dessen Bruder Michael zu ewigem Gefängniß begnadigt. Im schneidenden Wider-

[1]) Elisabeth, Gemahlin Kaiser Karls VI., war eine braunschweigische Prinzessin.

spruch zu dem Blutbad, das Rußland erschreckte, stand der feierliche Einzug der lorbeerbegränzten Garden zu Petersburg am 25. Februar 1740, deren Führer Münnich statt der in Anspruch genommenen Belohnungen einen goldenen Ehrendegen, diamantene Ordenszeichen, bedeutende Gehaltserhöhung und den Oberbefehl des berühmten, von Peter I. errichteten Garderegiments von Preobraschensk erhielt. Aber wiederum war fast reicher der Lohn des thatlosen Herzogs von Kurland, dem große Geldsummen, sowie seiner Gemahlin reiche Ordenszeichen, seinem Bruder und Schwager hohe Kriegsstellen zufielen.

Den glänzenden Hoffesten folgten abermals blutige Gräuelscenen, denn trotz dem Schicksal der Dolgoruki hatte der Minister Wolinsky die moskowitische Fahne gegen Ostermann und Biron zu entfalten, ja, da er eine Erkaltung Anna's gegen ihren Günstling zu bemerken glaubte, diesen förmlich anzuklagen gewagt. Im April 1740 wurde er mit andern Russen, zum Theil aus den ersten Familien, lauter hohen Beamten: dem Grafen Plato Mussin-Puschkin, Soimonoff, Chruschtschoff, Jeropkin, Suda, worunter nur ein deutscher Name: Eichler, verhaftet, und trotz des Widerstrebens der milden, aber schwachen Kaiserin, da Biron den Hof zu verlassen drohte, von abhängigen Richtern auf durch die Folter erpreßte Anklage hin, verurtheilt, lebendig gespießt zu werden, nachdem ihm die Zunge ausgerissen; die vier folgenden sollten geviertheilt, Eichler gerädert, Suda enthauptet, ihr sämmtliches Vermögen eingezogen werden. Die Kaiserin milderte den Ausspruch dahin, daß Wolinsky erst die rechte Hand, dann den Kopf verlieren sollte, Chruschtschoff und Jeropkin bloß enthauptet, Puschkin mit ausgeschnittener Zunge auf ewig verbannt, die drei letzten geknutet und nach Sibirien und Kamtschatka verwiesen werden sollten. Einen Theil der Güter und die Mitgift der Frauen (!) erließ man den unglücklichen Familien.

Am 8. Juli 1745 wurde dieß Urtheil bei Petersburg vollzogen; Wolinsky ging standhaft zum Tode, Mussin-Puschkin erlag den Martern nach wenigen Tagen zu Kronstadt; sein Landhaus eignete Münnich sich zu. — Wiederum hatte die gemeinsame Gefahr nur auf kurze Zeit die Gegner versöhnt; gleich nach Wolinsky's Tode zog Biron

zum Gegengewicht gegen Ostermann den spätern allmächtigen Reichskanzler Elisabeth's, Riumin-Bestuscheff, ins Cabinet. Ebenso schnell aber vereinten sich die drei Machthaber, als kurz nach der Geburt eines Thronerben, des Prinzen von Wolfenbüttel Iwan Antonowitsch am 24. August 1740, die Kaiserin bedenklich erkrankte, um durch Ausschließung der Nichte der Kaiserin und ihres Gemahls und der Großfürstin Elisabeth, dem Herzog von Kurland eine wenigstens 16jährige Regentschaft statt des Neugeborenen zu verschaffen und so die deutsche Herrschaft auf lange Jahre zu sichern. Am 28. Weinmonat starb die Kaiserin und ihr von Ostermann aufgesetztes Testament setzte Biron zum Regenten ein. Dieser, dessen sicherste Machtstütze nicht mehr war, suchte durch Geldgeschenke die Eltern des Kaisers Iwan III., sowie die Großfürstin Elisabeth zu versöhnen. Am folgenden Tage wurde dem Kaiser Iwan III. von den Garden, deren vier Anführer Münnich, Birons Sohn und Bruder und des Regenten Anhänger Uschakoff waren, gehuldigt. Dennoch tauchten unter den Garden allmälige Anzeichen einer Verschwörung auf und unzufriedene Reden wurden ganz offen geführt. Obgleich es Biron gelang, die Eltern Iwans III. durch Einschüchterung gefahrlos zu machen, so erkannte doch Münnichs Scharfblick, daß des Regenten Sturz unvermeidlich sei: um nicht in denselben verwickelt zu werden, mußte er selbst ihn herbeiführen. Durch die Verweigerung des Eintrittes ins Ministerium, sowie des Titels eines Generalissimus von Seiten Birons erbittert, schloß Münnich sich der Großfürstin Anna an; gegen den Regenten übte er die ausgesuchteste Verstellung, sowie dieser gegen ihn; noch am Abend vor dem entscheidenden Schlage wechselten Biron und Münnich in gegenseitigem Argwohn vieldeutige Rede und Gegenrede, um sich auszuforschen; erst 21 Jahre nach diesem Abend sahen sie sich wieder, beide als hochbejahrte Greise, rückkehrend aus langer Verbannung, Gnade suchend vor dem Herrscher einer fremden Linie.

Münnich war um 11 Uhr aus jener Gesellschaft bei dem Regenten heimgekehrt, wo dieser ihn gefragt: „Ob er auf seinen Feldzügen je bei Nacht einen Hauptstreich ausgeführt?“ und der Feldmarschall darauf erwiedert hatte: „Sein Grundsatz sei, keine günstige Gelegen-

heit vorübergehen zu lassen,“ und beschied seinen Adjutanten und Vertrauten, Christoph Herrmann von Manstein, zu sich und fuhr mit ihm um 2 Uhr Morgens am 20. November in den Winterpalast, ließ die Großfürstin Anna wecken, entdeckte ihr sein Vorhaben und zog mit 80 Mann von seinem Regiment nach dem Sommerpalast, wo der Regent wohnte. Dort gewann er in Güte die Wache; Manstein drang mit 20 Mann bis vor das Bett des Regenten; aus dem Schlafe erweckt wurde er ergriffen und mit einem Soldatenmantel umhüllt, die Hände gebunden nach dem Winterpalast in einem Wagen gebracht; seine Gemahlin, welche ihm schreiend nachlief, wurde von einem Soldaten, der sie in den Sommerpalast zurückbringen sollte, in den Schnee geworfen, und da lag die Stolze, vor der sich bisher alles gebeugt, welche perlengestickte Sammetkleider vom Werth einer halben Million Rubel besaß, halb nackt auf der Straße! Gustav Biron und Bestucheff wurden unmittelbar darauf verhaftet und um 4 Uhr Morgens war die unblutige Palastrevolution in orientalischem Styl beendigt, welche die Pflichttreue einer einzigen Schildwache hätte vereiteln können. Durch die Verhaftung des Regenten unter treu geglaubten Leibwachen ward der Elisabeth eine Lehre gegeben, die nicht verloren ging, und eben so wenig vergaßen die Prätorianer, wie hier der Verrath belohnt wurde. Am andern Morgen baten die russischen Großen die Großfürstin dringend, die Regentenwürde anzunehmen; dies geschah, die Leibwachen huldigten, Boten brachten nach Riga und Moskau die Verhaftsbefehle Bismarks und Karl Birons, und am Abend ging der gestürzte Regent mit seiner ganzen anwesenden Familie, mit Ausnahme seines kranken Sohnes Peter, ins Gefängniß nach Schlüsselburg ab. Aber die Partei der Nationalrussen spannte ihre Hoffnungen höher, da aus dem deutschen Triumvirat ein Glied herausgebrochen war. Die beiden andern zerfielen auch bald, da Ostermann, der jetzt trotz seiner geringen Kenntnisse vom Seewesen, zum Großadmiral ernannt wurde, sich der Erhebung Münnichs zum ersten Minister widersetzte, so wie die Regentin den ihrem Gemahl gebührenden Titel des Generalissimus dem Feldmarschall verweigerte.

Am 21. November erschien eine Ukase im Namen Iwans III.,

welche die Absetzung des Regenten Biron decretirte und in welcher das Kaiserkind seine eigne Mutter zur Regentin einsetzte. Birons Vermögen, an baarem Geld und Kostbarkeiten 14,000,000 Rubel, wurde eingezogen, seine liegenden Güter verschenkt, z. B. Wartenberg an Münnich, sein Herzogthum Kurland, ebenso willkürlich, wie man, ohne die Stände des Landes oder den Oberlehnsherrn Polen zu fragen, ihn eingesetzt, ihm genommen und das Land mit russischen Truppen besetzt.

Indeß ging der Prozeß Birons in Schlüsselburg seinen langsamen Gang. Trotz der Verweise an die Gerichte und der Schärfung der Haft gelang es Ostermann und Münnich nicht, in den gestürzten Günstling etwas hineinverhören zu lassen, was eine Handhabe zu einem Hochverrathsprozeß gegeben, was insbesondere die Prinzessin Elisabeth compromittirt hätte. Selbst auf die Lüge hin, daß diese die Verschwörung mit ihm gegen die Regentin bereits bekannt, beobachtete er sein Schweigen; dennoch baute man bereits in Pelim nach Münnichs Plan Birons Haus, und der Feldmarschall ahnte nicht, daß er seinen eignen Kerker gezeichnet. Bereits im Januar waren Bismark und Karl und Gustav Biron nach Tobolsk abgeführt worden; am 9. Mai wurde dem kranken Herzoge von Kurland sein Urtheil verkündigt: „Wegen der erschlichenen Regentschaft, Entwendung großer Summen, Erpressungen, Bedrückungen, unehrerbietigen Betragens gegen die Eltern Iwans die Todesstrafe, gemildert in ewige Verbannung, und Einziehung seiner Güter.“ Am 24. Juni 1741 wurde der Genesene mit seiner 38jährigen Frau, zwei Söhnen und einer Tochter unter deutscher Bedeckung und Begleitung nach Pelim, 600 Werst hinter Tobolsk, abgeführt.

Indessen mußte des Premierministers Münnich Betragen, das nie das Bewußtsein seiner Verdienste verläugnete, auf das kaiserliche Elternpaar, das gerade ohne alle Fähigkeit zu seiner hohen Stellung durch Glück und Geburt dazu gelangt war, verletzend wirken. Die schlaffe, früh verderbte Regentin hatte längst, nach gesättigtem Ehrgeiz, Ueberdruß an den Staatsgeschäften, und ließ Münnich immer mehr freie Hand, obgleich Ostermann ihr zuflüsterte, daß jener, bei seiner

militärischen Laufbahn, den Staatsgeschäften nicht gewachsen sei. Der Herzog, außer „seiner Tapferkeit aus Familieninstinkt," den ihm Friedrich II. beilegte, ein schwacher Mensch, gebeugt durch die erniedrigende Behandlung während seiner ganzen Freierschaft, duldete stumm, an Kränkungen gewöhnt, den offensten Ehebruch seiner Gemahlin. Münnich hatte nämlich, zur Rache für den Belgrader Frieden, gegen Ostermanns und der Eltern des Kaisers Willen, das durch Verwandtschaft und Gewohnheit gerechtfertigte österreichische Bündniß verlassen und mit der größten Energie eine Verbindung mit Friedrich II. durchgesetzt. Gegen Münnich wirkte der österreichische Gesandte Botta mit dem größten Eifer. Aber noch wirksamer war die Ankunft des sächsischen Gesandten, des schönen Grafen Lynar, des frühern Geliebten der Regentin, welcher, aus diesem Grunde von der Kaiserin Anna aus Petersburg 1735 entfernt, 1741 zurückkehrte und das frühere Verhältniß mit Anna wieder anknüpfte. Es geschah dies anfangs unter dem Schein einer Liebschaft mit der Hofdame Anna's, Juliane von Mengden, welche sich zu der Rolle hergab, welche weiland bei der Kaiserin Anna das Fräulein von Treyden gespielt, dann aber so schamlos, daß dem Gemahl die Thür des Schlafgemachs am Morgen verschlossen blieb, sowie die Thür des Schloßgartens, in welchem die Regentin mit dem Grafen Lynar Brunnen trank.

Das Verhältniß zwischen Münnich und der für den österreichisch-sächsischen Bund gewonnenen Regentin trübte sich immer mehr; Münnich drohte mit seiner Entlassung, da man hinter seinem Rücken das Bündniß mit Preußen aufzulösen suchte, doch wagte die Regentin dieselbe nicht anzunehmen, bis der, wie man meinte, ganz zertretene Feind Biron Mittel fand, aus seiner weltvergessenen Wildniß der Regentin ein Schreiben zuzusenden, in dem er vor Münnichs Falschheit sie warnte, die ihn selbst, wie dann die Regentin, beschworen, die Herrschaft sich anzueignen, und jetzt, wie er Biron gestürzt, auch die Regentin Anna zu stürzen suchen werde. Nun gab Anna dem Andringen ihres Gemahls und Ostermanns nach. Münnich erhielt plötzlich am 14. März 1741 seine Entlassung „wegen hohen Alters und Leibesschwäche," und wenig fehlte, nach russischer Sitte, wäre aus der Ent-

lassung eine Verbannung nach Sibirien geworden. Denn man fürchtete, der stolze mächtige Mann werde, wenn er in Petersburg bliebe, seine Ungnade zu rächen suchen. Bis Münnich freiwillig Petersburg verlassen hatte, waren die kaiserlichen Paläste doppelt bewacht und die Eltern des Kaisers wechselten allnächtlich ihre Lagerstätten. — Münnich erhielt 15,000 Rb. Ruhegehalt; seine Einkünfte betrugen im Ganzen 70,000 Rb. und wenn er sich hätte entschließen können, nach Deutschland zurückzukehren, wo der Kurfürst von Sachsen als Reichsvicar am 4. Februar 1741 ihn zum Reichsgrafen erhoben, so würde er dem Ungewitter, welches gegen den Abend seines Lebens aufzog, entgangen sein, aber nie ruhender Ehrgeiz hielt den fast 60jährigen auf dem bezauberten Boden fest. Als Herzog auf Kurlands erledigten Thron nach Birons Sturz und nach der Beseitigung der schon vor 14 Jahren vergebens erhobenen Ansprüche des Grafen Moritz von Sachsen, zugleich zum Gemahl der Großfürstin Elisabeth bestimmt, wurde Ludwig Ernst von Braunschweig-Wolfenbüttel, des Mitregenten Bruder, nach Rußland berufen.

Indessen hatte die Kaiserin am 24. August 1741 ihre Hofdame mit dem zum „Oberkammerherrn," wie einst Biron hieß, erhobenen Grafen von Lynar vermählt. Diesem Verhältniß nun mit aller Bequemlichkeit hingegeben, vernachlässigte sie immer mehr die Staatsgeschäfte, selbst der folgenreiche Plan, die Regentin zur Kaiserin zu erheben, wurde so saumselig betrieben, daß die höchst offenherzig und ebenfalls mit vieler Zaghaftigkeit ins Werk gesetzte moskowitisch-französische Staatsumwälzung im Namen der Großfürstin Elisabeth diesem Staatsstreich zuvorkommen konnte. Sie wurde fast Zug für Zug wie jene gegen Biron ausgeführt: die durch eine Anrede, wie dort Anna's, so hier Elisabeths, gewonnenen Garden, holten ohne den geringsten Widerstand Nachts die Regenten aus den Betten, brachten sie gefangen in den Palast der neuen Kaiserin, welche am andern Morgen das überraschte Petersburg, die Garden voran, jubelnd anerkannte. Auch die ganze Anklage gegen die gestürzten Machthaber wiederholte sich. Zufolge Elisabeths Manifest vom 9. Christmonat 1741 hatte schon Katharina I. nach Peter II. Tode sie zur Erbin des Throns bestimmt,

Ostermann aber das Testament unterdrückt. Die Regentin Anna und ihr Gemahl wurden auf die Citadelle von Riga gefangen gesetzt, Münnich vor ein aus Nationalrussen und zwar aus beleidigtem Adel zusammengesetztes Gericht gestellt, welches die Bestechung von Zeugen nicht scheute, um ihn schuldig zu finden. Als der stolze Feldmarschall diese schändlichen Mittel seiner Richter erkannte, erwachte in ihm der Heldengeist; „wolle man ihn verderben, so könne man es leichter haben. Man brauche nur an seiner Statt die Antworten aufzuschreiben; er werde die Protokolle ungelesen unterzeichnen." Ostermann krank und hinfällig, zeigte geringere Standhaftigkeit und suchte, wiewohl vergeblich, l'Estocq für sich zu gewinnen. Dem Schöpfer der russischen Kriegsmacht, dem glücklichen Eroberer und ersten Feldherrn Rußlands gab man außer seinen politischen Vergehen auch Fehler in der Kriegsführung Schuld und rechnete die Bestrafung adeliger russischer Offiziere ihm zum Verbrechen an; Ostermann sollte in den wenigen Monaten, seit er den Titel eines Großadmirals geführt, den Verfall des russischen Seewesens verschuldet haben! Am 27. Januar 1742 wurde das Urtheil bekannt gemacht: Münnich sollte geviertheilt, Ostermann lebendig gerädert werden; Jedermann wurde eingeladen, die Feinde der Kaiserin hinrichten zu sehen. Erst auf dem Blutgerüste, das sie gefaßt bestiegen, Ostermann trotz seiner Krankheit, als schon das Beil über ihrem Nacken geschwungen war, erhielten beide das Geschenk des Lebens, wofür Münnich kaum dankte. Ostermann wurde noch an demselben Tage mit seiner Gattin und vielen Dienern nach Beresoff geschafft, wohin man ihm viele Bequemlichkeiten, auch drei Fässer ungarischen Wein, mitzunehmen gestattete. Münnich zog mit seiner Gemahlin und seinem Hausprediger Martens nach Pelim, wo Biron seit dem 17. Reifmonat 1741 das nach Münnichs Plan erbaute Haus bewohnt hatte. Am 27. Hornung 1742 trat auf Elisabeths Ruf Biron bereits den Heimweg an, vorläufig nach Jaroslaw, und begegnete bei Kasan dem Todfeind Münnich; beide maßen sich mit stummen Blicken. Das Ausland aber urtheilte: Elisabeth hätte mit Münnich die Tapferkeit, mit Ostermann die Weisheit aus ihrem Reiche verbannt.

Am frühesten von den Verbannten endete Graf Ostermann sein kränkliches Leben am 25. Mai 1747; seine beiden Söhne starben ohne Nachkommen, seine Tochter, vermählte Tolstoi, hinterließ mehrere Söhne.

Jene Reaction des Altrussenthums gegen die Fremden, welche Elisabeths That begünstigt hatte, ruhte nicht in den ersten Jahren, obwohl getäuscht in ihren blutigen Erwartungen. Die Frechheit der Garden stieg, zumal da sie jene verrätherische Compagnie von Preobraschensk im Genusse von Ehren und Gütern erblickten; sie reichten bei der Kaiserin ein Gesuch ein, „alle Fremden im Dienste ermorden oder wenigstens verjagen zu dürfen;" kurz darauf führte ein unbedeutender Zwist zwischen einem Gardisten und einem deutschen Offizier zu einem Versuch, alle deutschen Offiziere zu ermorden, was Lascy verhinderte, und da Elisabeth diese Excesse nicht streng bestrafte, so erneuerten sich dieselben im Lager bei Wiborg in größerem Maaßstabe, so daß die alten Garderegimenter alle Fremden niedermachen und nur Russen gehorchen wollten, und nur Keiths Entschlossenheit und die Treue einiger Feldregimenter beugte einem allgemeinen Militäraufstande vor.

Pelim, nach Münnichs eigner Ermittelung unter dem 60° nördl. Breite, ein Ort von 60 Hütten, ohne Krämer, ohne Ackerbau, der auf nur zur Winterzeit gangbaren Wegen mehrere hundert Werste weit die Lebensmittel bezog, beherbergte 20 Jahre lang den thatendurstigen Feldmarschall, der von den drei ihm täglich ausgesetzten Rubeln nach russischer Unsitte dem Wachtoffizier noch einen Gewinn gestatten mußte.

Aber auch in diesem Elend ersann der Verbannte sich nützliche Thätigkeit und erheiternde Zerstreuung. Er unterrichtete junge Leute in der Mathematik, er verfertigte Zeichnungen, die sich auf die Befestigungskunst bezogen und arbeitete die Erläuterungen dazu aus; bei seinem raschen Ueberblick der örtlichen Verhältnisse entwarf er Verbesserungspläne für die sibirischen Provinzen, die er dem Senate vorlegen wollte. Durch seine Geistesüberlegenheit galt er fast als Herrscher in seiner Umgebung; wenn er von den Betrügereien der Beamten, auch der höhern erfuhr, so schreckte er sie mit der Drohung der Anzeige

in Petersburg; mit seiner Wache nahm er Waffenübungen vor, und arbeitete zur Abwechselung in seinem Gärtchen. Seine Zeichnungen hatte er dem König von Preußen zugedacht, da aber ein Soldat, ein auf Münnichs Veranlassung bestrafter Dieb, aus Rache das Vorhandensein dieser Entwürfe verrieth, während doch Schreiben dem Gefangenen verboten war, so verbrannte Münnich, um Weitläufigkeiten zu entgehen, im letzten Jahre seiner Gefangenschaft den unersetzlichen Schatz seiner Sammlungen.

In den ersten sieben Jahren hielt Martens, nach dessen Tode der Feldmarschall selbst, täglich Hausgottesdienst; er dichtete, besonders in schlaflosen Nächten, geistliche Lieder und schrieb religiöse Betrachtungen auf. So schwand in der Einsamkeit die eisige russische Rinde, welche das Kriegs- und Hofleben um den Charakter des Feldmarschalls gelagert, und gemüthliche deutsche Züge kamen zum Vorschein. Nach zwanzig Jahren der Verbannung, als Münnich nahe am 80sten Lebensjahre stand, am 11. Hornung 1762 kam die Ukase Peters III. an, welche seine Befreiung aussprach. Bei ihrem Empfang fiel das alte Paar auf die Knie und dankte demüthig Gott für die Erlösung, aber bald erwachte in Münnich die unruhigste Hast, abzureisen, und er mußte doch die Diener erwarten, welche auf dem 340 Werste entlegenen Jahrmarkt von Irbitsch die jährlichen Vorräthe einkauften. Am 16. Februar 1762 auf zwei schlechten Schlitten und bei ungünstiger Witterung abgereist, kam er nach Tag und Nacht fortgesetzter Fahrt am 6. März nach Kasan, am 16. nach Moskau, am 24. nach Petersburg. Auf der ganzen Reise bewillkommneten ihn hohe und niedere Civil- und Militärbeamte, die vormals unter ihm gedient und vergossen Freudenthränen über die Rückkehr des Greises. Das rührendste Wiedersehen fand statt 30 Werste von der Hauptstadt. Sohn und Tochter, Enkel und Enkelinnen, alle Angehörigen, von denen die jüngeren ihn nur dem Namen nach kannten, kamen ihm bis dahin entgegen. In tiefster Erschütterung vergoß Münnich dort die ersten Thränen seines Lebens. Der älteste Feldmarschall des damaligen Europa hatte keine Uniform mehr und fuhr im schlichten Pelze in die Hauptstadt ein, der weichmüthige Kaiser sandte ihm einen Adjutanten entgegen und hieß

ihn ausruhen, ehe er sich ihm vorstellte, sandte ihm am 31. März einen Ehrendegen und hatte am folgenden Tage eine menschlich schöne Unterredung mit ihm, wo beide glücklich waren, der eine über seine Rückkehr, der andre über die geübte Gerechtigkeit. Der Kaiser konnte Münnich freilich weder seine Güter noch seine Ehrenstellen zurückgeben, doch beschenkte er ihn reichlich und machte ihn zum berathenden Mitgliede der höchsten Militärbehörde. Ebenso wenig konnte Peter III. dem Herzog von Kurland, den er aus Jaroslaw zurückgerufen, sein Herzogthum, welches der Prinz Karl von Sachsen durch Elisabeth erhalten hatte, wieder verschaffen. Zwischen Biron und Münnich suchte der Kaiser Versöhnung zu stiften; er berief beide, langjährige Leidensgefährten, zu sich, schenkte in drei Gläser Wein ein, vereinigte ihre Hände und forderte sie auf, mit ihm anzustoßen. In diesem Augenblicke hinausgerufen, ließ der Kaiser die harten Menschen einige Minuten allein, sogleich setzten beide ihre Gläser auf den Tisch und drehten sich den Rücken zu. Ueberhaupt war Münnich ein zu starrer Charakter, und fand in Petersburg zu viele Erinnerungen an seine glänzende Zeit, als daß er mit dem weichen, herrlichen Gemüthe Peters III., trotz seiner Dankbarkeit gegen den Kaiser, hätte sympathisiren können. Zwar versuchte er, als die Verschwörung gegen den Kaiser ausbrach, das Aeußerste, ihm Thron und Leben zu retten; er, der achtzigjährige Greis erbot sich, ihn nach Kronstadt rudern zu helfen, als aber Peter III. Feigheit ihn gestürzt, wandte Münnich sich der neuen Sonne zu und leistete der Kaiserin Katharina II. fast zu viel, was schwierig war, in Schmeicheleien, indem er die Mörderin ihres Gemahls „Göttin der Gerechtigkeit oder Themis," die Eroberin in Polen und der Türkei, „Kaiserin des Friedens" nannte. Noch am 21. August 1762 zum Generaldirektor der baltischen Hafenbauten ernannte, zeigte er in diesem Amte nur noch Verzerrungen seiner frühern großen Eigenschaften; Ruhmredigkeit, krankhafte Geschäftigkeit und Projektensucht, Eitelkeit, kleinliche Fürsorge für die Verwandten und Despotismus, den er auch in seinen Verhältnissen als Patron der Petersgemeinde in Petersburg, um deren nach seinem Riß gebaute Kirche und Schule er große Verdienste hatte, bewies. Auf seine Bitte im Jahr 1767 aus

dem Dienste entlassen, starb Münnich am 16. Weinmonat 1767 im 85. Lebensjahre, sein Leichnam wurde nach seiner Geburtsstätte gebracht. Biron wurde von Katharinen II. mit Gewalt wieder in sein Herzogthum eingesetzt, 1764 auch von Polen anerkannt, regierte streng, bis er die Herrschaft seinem Sohne Peter abtrat und starb 1772, 82 Jahre alt.

Zusatz zu Johann Cleberger.

(Brief von Professor H. F. Maßmann zur Germania II., S. 179 ꝛc.)

Die im 2ten Theile der Germania über den edeln Johann oder Hans Kleberger zu Lyon aus dem im J. 1842 daselbst herausgegebenen Précis historique sur Jean Cleberger (Lyon, Dumoulin. gr. 4⁰) so wie aus den Schriften von Grenus (Fragmens histor. sur Genève avant la réforme. Genf, 1823 und Fragmens biograph. et histor. Genf, 1815) und Lateyssionnière (Recherches histor. sur le départem. de l'Ain. Bourg. 1844. V) zusammengestellten Nachrichten können von einer Seite noch vervollständigt werden, die den reichen, ritterlichen, gebildeten und wohlthätigen Kaufmann zu Lyon in größerer Verbindung mit seinem Vaterlande, so wie in unmittelbarste Beziehung mit den Edelsten seiner Zeit bringt.

Von Lyon selbst im Jahre 1842 zu weiterer Nachforschung über den bon Allemand veranlaßt, wandte ich mich, (wie auch zwei Mitglieder der für sein Denkmal in Lyon ernannten Commission von anderer Seite) nach Nürnberg und erhielt hier von Herrn Bibliothekar Dr. Ghillany unterm 10. Dez. j. J. aus den Familiennachrichten der Familie Pirkheimer, welche sich auf der Nürnbergischen Stadtbibliothek befinden, Vergewisserung darüber, daß 1) Kleberger wirklich aus Nürnberg stammte, als der Sohn eines angesehenen dortigen Bürgers, der gleichfalls Hans hieß, und daß seine Mutter Agathe eine geborne Zeidler war; 2) daß unser Hans durch seine Verbindungen mit der von Imhof'schen Familie nach Lyon kam, welche damals eine Handlung daselbst besaß; 3) daß Hans Kleberger am 23. Sept.

1528 in Nürnberg Felicitas, die 1497 geborene älteste Tochter des bekannten und berühmten Bilibald Pirkheimer heirathete, die zuerst an den Nürnbergischen Patrizier Hans Imhof dem Jüngern vermählt gewesen war [1]), und nach dessen Tode einen Hans Dörrer hätte heirathen sollen, der 1528 kurz vor der angesetzten Hochzeit auf einer Reise durch einen gewagten Sprung seinen Tod fand, wonach sie noch im selben Jahre sich mit Hans Kleberger verband.

Hierdurch gewinnt unsers edlen Landsmannes Leben, wie es die oben genannten französischen Schriften an die Hand geben, erst rechten Vordergrund. Durch Klebergers bestätigte nürnbergische Herkunft erklärte sich nun erst der in seinem letzten Willen erwähnte, auf Pergament geschriebene frühere Vertrag über den Nachlaß der Aeltern, der zwischen ihm und seinem Bruder Wolfgang am 15. Juli 1516 schon zu Nürnberg abgeschlossen worden war; ebenso daß Hans Kleberger in jenem seinem letzten Willen dem genannten Bruder unter beträchtlichen Summen auch eine Schuld des Conventes des Predigerordens zu Nürnberg vermachte, nicht minder auch den Ebner von Nürnberg bedachte; wie er denn überhaupt zu Lyon mit vielen deutschen Landsleuten in Verkehr und Verbindung blieb und dieselben zugleich nach seinem Tode beschenkte: nicht nur seinen Diener Georg Berger von Offenburg bei Straßburg und Johann Schafel (Chafel), der Lehrer seines Sohnes David, sondern auch (außer dem genannten Ebner von Nürnberg) Johann Rieger (Rieghiere) [2]), Jakob Jäger (Jegier) von Gimmel (Gimmet), Christoph Freihauwer (Freyhauver) von Augsburg (Anspurg, Harspourg), deutsche Kaufleute zu Lyon, ferner Georg Wichmann (Vichman), deutschen Kaufmann von Ulm, den Vormund seines Sohnes. Er bedachte ferner die Städte Ulm, Augsburg, Straßburg, Bern, Zürich, Genf u. s. w.

Nach Lateyssonnières Recherches war Kleberger, ehe er nach

---

[1]) Johann Imhof, Assessor des Landgerichtes zu Nürnberg, Pirkheimers Urenkel, gab 1606 mehrere Schriften desselben unter dem Titel Theatrum virtutis et honoris, 1610 dessen Opera (Frankf. bei Fischer Fol.) heraus.

[2]) Vielleicht Riether, Rieter, wie Bilibald Pirkheimers Frau hieß?

Lyon kam, bereits Bürger und Kaufmann zu Bern gewesen; nach Grenus Fragmens histor. (Genf 1823) sagt der Kaufbrief über einen Garten zu Genf vom J. 1527 bereits von Kleberger, qui demeure à Lyon et qui est grand riche. Als Kleberger daher 1518 Felicitas Pirkheimer zum Weibe nahm, muß er zu diesem Zwecke von Lyon nach seiner Vaterstadt heimgekommen sein. Das Todesjahr seiner Felicitas ist in jenen pirkheimischen Familiennachrichten nicht angegeben; nach dem mehrgenannten Précis historique vermählte sich Kleberger am 19. Febr. 1535 in seinem 50sten Lebensjahre zu Lyon zum zweiten Male mit Frau Pelonne Bonzin, der Wittwe eines de la Forge, von dem sie einen Sohn Estienne hatte, dem Kleberger seine Waffen, Kriegsgeräthe, Bücher und Handschriften hinterließ. Auch diese zweite Frau wurde la belle Allemande genannt und ist demgemäß vielleicht eine Bunsen.

Der räthselhafte Mann, welcher in seinem letzten Willen 1546 sagen konnte, daß er zu seinem Reichthume nichts von seinen Eltern empfangen habe und dennoch des Königs Franz I. Fugger und Rothschild, zugleich aber auch der Armen größter Wohlthäter, war und blieb so bescheiden im Leben, daß er bei seinen vielen milden Stiftungen und Vermächtnissen nie genannt und bei seinem Ableben am 6. Septbr. 1546 (im 61sten Jahre) still Nachts beerdigt sein wollte; übrigens „au devant la chapelle Nostre Dame de Confort, où sont enterrés plusieurs Allemans“ (vielleicht auch seine erste Frau). Seine Beziehungen zu Genf, Bern, Zürich weisen uns vielfach nach der Schweiz und es ist bereits im Précis h. geltend gemacht worden, daß er mit Erasmus (in Basel) gebriefwechselt und dieser ihn „homme très cher à mon coeur“ genannt habe. Die oben geschehene Mittheilung über seine erste Ehe zeigt ihn uns nur mit einen Male im innigsten Verbande mit dem nicht minder gelehrten, bei weitem aber thatkräftigeren Bilibald Pirkheimer, der nicht nur die Feder, sondern auch das Schwert zu führen wußte und bekanntlich mit allen bedeutenden Männern seiner Zeit im lebhaftesten Verkehr und Austausche stand. Ich kann daher den Blick in jenen Anfang des sechszehnten Jahrhunderts nicht schließen, ohne die mehr als wahrscheinliche

Vermuthung auszusprechen, daß am Ende auf diesem Vermittelungswege (zwischen Erasmus und Kleberger) auch die Todtentanz- und biblischen Zeichnungen des Hans Holbeins von Basel nach Lyon gekommen und vielleicht sogar auf des Letzteren Kosten in Deutschland (durch Hans Lützelbürger?) geschnitten und in Lyon vor und im J. 1530 bei den Frellons und Trechsel gedruckt worden sein mögen. Wie viel mag Hans Kleberger auch für Förderung der Buchdruckerkunst und durch sie der Wissenschaft und Wahrheit gethan haben, gleich still und bescheiden, so daß nach dieser Seite seinem Wirken schwer nachzukommen sein wird. Alle Ehrenbezeugungen, die ihm die Stadt Lyon zudachte, wieß er von sich und, Besitzer vieler Güter um Lyon, um Genf u. s. w., behielt er doch stets sein schlichtes redendes Wappen, den dreiblättrigen Klee auf dem Berge bei, weshalb seine alte Holzbildsäule auch wohl auf einem Fels stand und er darnach auch homme de la roche benannt worden ist.

Berlin, am 24. Januar 1849.

H. F. Maßmann, Dr. Prof.

B. Literatur[1]).

1) Der deutsche Auswanderer. Centralblatt zur nähern Kunde deutscher Auswanderung und Ansiedelung in America und in allen von Deutschen bewohnten Ländern der Erde. Organ des Nationalvereins für deutsche Auswanderung und Ansiedelung in Frankfurt a. M., unterstützt durch die Berichte der deutschen Consuln und die correspon-

[1]) Bei der wachsenden Anzahl hier anzuzeigender Schriften werde ich künftig nur solche anführen, über welche ich durch eigne Ansicht ein Urtheil abgeben kann, daher ich alle Verleger um Einsendung von Exemplaren solcher Bücher ersuche.
Dr. Stricker.

direnden Mitglieder des Nationalvereins, unter des letztern Oberleitung herausgegeben von Georg Fischer (in den Vereinigten Staaten) und Dr. Heinrich Künzel. Dritter Jahrgang. 52 Bogen. 4. 3 fl. 36 kr. Darmstadt, Leske 1849.

2) Allgemeine Auswanderungs-Zeitung. Unter Mitwirkung der Herren Dr. Büttner und Tr. Bromme redigirt von G. M. Roß. Mit Karten, Plänen und Illustrationen. 52 Bogen. 4. 4 fl. 12 kr. Rudolstadt, Fröbel. Dritter Jahrgang 1849.

3) Der sächsische Auswanderer. Mittheilungen aus deutschen Ansiedelungen, Rathgeber für fortziehende Brüder, sowie Besprechungen in Auswanderungssachen überhaupt. Mit Karten, Plänen und einem Intelligenzblatt. Mit Unterstützung von F. H. Behr in Südcarolina, L. B. Günther in Osttenessi ꝛc., redigirt von M. Stöbe. Schneeberg, Gärtner, Leipzig, Klinkhardt, seit 1. Okt. 1848 wöchentlich 1 Nummer. Jährlich 1 Thlr. 18 Sgr.

4) Die ältesten deutschen Sprachdenkmale und bis jetzt bekannte älteste Handschrift der Sachsen in Siebenbürgen. Mitgetheilt aus dem Original-Fragment einer auf Pergament geschriebenen Kirchenmatrikel des XIV. und späterer Jahrhunderte, von A. Kurz. Mit 1 Steintafel. 4. Leipzig, T. O. Weigel. 1848. 46 S. 8. (Aus dem Serapeum.)

5) Darstellung der landwirthschaftlichen Verhältnisse in Esth-, Liv- und Kurland. Mit 1 Karte. Leipzig, O. Wigand. 1845. 2⅓ Thlr.

Die Gesammtzahl der Deutschen in den Ostseeprovinzen wird hier auf 175,253, etwa ein Neuntel der Gesammtbevölkerung, die der Adeligen auf 7,902, die der auf dem Lande wohnenden auf 15,200 angegeben. Die Ostseeprovinzen zählten 1845 auf 1,100 Gev. Meilen 1,538,998 Einwohner.

6) Deutsch-russische Wechselwirkungen oder die Deutschen in Rußland und die Russen in Deutschland. Ein geschichtlicher Versuch von Wilhelm Stricker, D. M. Nebst einer Karte, die westlichen Vergrößerungen Rußlands darstellend. Leipzig, G. Mayer. 1849. XVI und 294 S. 8.

Als ich das Buch schrieb, im Sommer 1848, glaubte man noch allgemein, daß Oesterreich dem neuen deutschen Bundesstaate sich anschließen, daß es wenigstens in ein freundliches Verhältniß zu demselben treten würde.

Daher konnte ich damals mit Recht sagen, daß gegen die russischen Plane, wie sie in der „Pentarchie" enthüllt sind, (S. 230) das erneuerte Deutschland in seinen beiden Großmächten Schutz finden würde. Damals wußte ich nicht, wie zeitgemäß, wenn auch bei den österreichischen Staatsgewaltigen vergebens, die Warnung vor Rußlands Heimtücke, die Enthüllung seiner Plane bald werden sollte, daß Oesterreich sobald zum Vasallenstaat seines ärgsten Feindes herabsinken, daß es dessen Hülfe für den Preis der Länder, um welche es den äußersten Kampf hätte wagen müssen, in Anspruch nehmen würde. Rußland ist nicht ein Staat wie ein anderer, es ist ein verkörpertes Prinzip, das Prinzip der Lüge, der tiefsten Unsittlichkeit, des Despotismus in seiner ganzen Regierung und Verwaltung. Wie feindselig auf Deutschlands Freiheit, Größe und Macht dies Prinzip seit Peter I. gewirkt, ist in dem vorliegenden Versuch geschichtlich entwickelt, und nicht weniger, daß die Werkzeuge dieser feindseligen Thätigkeit vorzugsweise Deutsche waren und noch fortwährend Deutsche sind. Aber ein Drittes ist der höchsten Beachtung für uns Deutsche werth; es ist die Stetigkeit der russischen Politik, wodurch es einen barbarischen, in einem rauhen Binnenlande am Ende Europa's wohnenden Volke gelungen ist, in wenigen Jahrhunderten weiter zu kommen, als das zahlreichste, tapferste, gebildetste Volk im Herzen Europa's in einem Jahrtausend. Die Ostsee und das schwarze Meer, das uneinige Polen und Deutschland waren die Objekte der russischen Politik und sie sind seit 150 Jahren mit wachsendem Glück beständig im Auge behalten worden. Der Sund, die Elb-, Rhein- und Donaumündung, Elsaß und die Schweiz waren und sind unsre Lebensbedingungen — aber man sehe die Karte, man lese die Geschichte! Am meisten hat hier Oesterreich gefehlt, das am frühesten die Macht besaß, in seinem Gebiet diese natürlichen Bedingungen zu erfüllen, aber die Oesterreicher saßen 300 Jahre in der natürlichen Felsenburg Siebenbürgen, wo sie das Culturelement der Sachsen gleich bei der Hand hatten, ohne nur an die Donaumündungen ernstlich zu denken, während die Russen, für welche die Donau gar kein Interesse hat, als das negative: den Handel auf und aus derselben zu hindern, in vier gewaltigen Schritten: 1772, 1794, 1812, 1829 aus der Entfernung von 70 Meilen in ihren Besitz gelangten.

So ist den Russen das Selbstgefühl gewachsen, bei den Deutschen war es fast erstorben. Die Russen haben sich die Küsten erst erobern müssen und sogleich, obgleich das Volk ohne Neigung zu See ist und seine Häfen bis zum Mai zugefroren sind, eine furchtbare Flotte geschaffen; die Deutschen aber, welche alles nöthige zur Flotte besitzen, saßen Jahrhunderte lang müßig an

ihren langen Küstenstrecken und herrlichen Häfen von Kiel, Emden u. s. w., und noch heute gibt es Blödsinnige, die über eine deutsche Flotte spotten! (April 1849.)

7) Deutsche Briefe über den Orient. Von Ernst Anton **Quitzmann**. Stuttgart, J. B. Müller. 1848. 576 S.

Der Verf., ein Arzt aus Altbaiern, früher Privatdocent der Medizin, um deren Geschichte er sich manche Verdienste erworben hat, in Heidelberg, hat die Fiction der Briefform nicht eben sehr festgehalten, eben so wenig wie die, daß er alles, was er aus Kastenholz in Siebenbürgen über dieses Landes Geschichte schreibt, von seinen dortigen Gastfreunden erfahren, denn die Benutzung des A. de Gérando'schen Werks über Siebenbürgen ist gar zu deutlich. Den Verf. beseelt ein warmes Gefühl für Deutschlands Ehre und wenn gleich er in etwas veralteter und frostig-gezwungener Ironie vom deutschen Michel spricht und den berühmten Fragmentisten Fallmerayer, von dem er das Motto seines Buchs entlehnt, auch in Ueberschriften wie: „des Briefschreibers seltsame Ansicht von der Zukunft des deutschen Michels" nachahmt, so theilt er doch wichtige Bemerkungen mit über die elende Art, wie Oesterreich den deutschen Namen an der Donau vertreten hat, ein Verhältniß, das, seit es Rußlands Hülfe nöthig gehabt, natürlich noch bedeutend schimpflicher geworden ist. Ueber den Zeitpunkt der Reise erhalten wir nirgends genaue Auskunft, doch scheint das Buch nach mehreren Angaben im Jahre 1846 geschrieben und 1847 zum Druck fertig gemacht zu sein. Die ersten sieben Briefe sind aus Wien über die Reise dahin, die verrotteten politischen und medizinischen (die Lage der Militärärzte, Raimann!) Zustände daselbst, die Sehenswürdigkeiten, das Volksleben u. s. w., der 8. ist aus Preßburg über die Donaufahrt, die Stadt, und die magyarischen Bestrebungen, ein Thema, das nebst Donaufahrt und weiterer Städtebeschreibung auch die beiden folgenden aus Pest geschriebenen Briefe füllt. Brief 11—15 aus Semlin, beschäftigt sich mit den Zuständen der Serben auf beiden Seiten der Donau, Brief 16 aus Temeschwar mit dem Banat, Brief 17—22 aus Kastenholz, Hermannstadt und Kronstadt mit Siebenbürgen, Brief 23—28 aus Bukarest, Rustschuck und Galatz mit der Moldau und Wallachei, wobei die medizinischen Zustände besonders anziehend erörtert sind, Brief 29—39 aus Konstantinopel, Syra und Athen erörtern in der angegebenen Weise die Verhältnisse der Türkei und Griechenlands und der 40. Brief aus Venedig schildert die Rückreise.

8) Fragmente aus dem Orient, von Dr. Jakob Phil. Fallme-

rayer. Stuttg. und Tüb., Cotta. 1845. Zwei Bände. XXXVII. und 344, 512 S.

Dieser, in den Jahren 1840 und 1841 geschriebene Bericht über eine Reise nach Trapezunt, Konstantinopel, nach den Klöstern des Berges Athos und durch Thessalien nach Athen enthält beachtenswerthe Aeußerungen über die Stellung der Deutschen im Orient. Der berühmte Namen des Verf. und der Gegenstand, welcher zum Theil so wenig bekannte Länder betrifft, überhebt uns jeder weiteren Empfehlung des Werkes.

9) H. Biernatzki. Nationalitäten- und Sprachenkarte des Herzogthums Schleswig. Hamburg. 1848. Fol. Behrendsohn. 9 Sgr.

10) J. G. Büttner, der Staat Ohio, eine geographisch-statistische Beschreibung für Einwanderer und Freunde der Länder- und Völkerkunde. Baireuth, Buchner. 1849. 1/2 Thlr.

Eine sehr interessante und erschöpfende Schilderung dieses von Fr. v. Raumer hoch gepriesenen Musterstaates nach den neuesten Mittheilungen aus N. A. (die Vorrede ist unterzeichnet am 6. August 1848) und von einem durch eigne Anschauung mit den nordamerikanischen Verhältnissen genau vertrauten Mann. (Vergl. Germ. I. 155.)

11) Neueste Briefe von nach der deutschen Colonie Wartburg in Osttennessi in Nordamerica ausgewanderten Sachsen. Zweites Heft. Als Abschrift gedruckt und herausgegeben v. J. E. Weigel. Leipz. 8. 2 Sgr.

12) Neueste Briefe von nach Nordamerica ausgewanderten Sachsen. Drittes Heft. Ueber Wiskonsin. Als Abschrift gedruckt und herausgegeben von J. E. Weigel. Leipzig. 8. 2 Sgr.

13) Mittheilungen über die deutsche Colonie Wartburg in Osttennessi, V. St. von N. A. Leipzig. 16. 2 1/2 Sgr.

14) Behr's, F. H., gesammelte Briefe über die deutsche Colonie Wartburg in Osttennessi in N. A. Leipzig. 8. 2 Sgr.

15) J. E. Weigel (Directorialbevollmächtigter), Spezialkarte der deutschen Colonie Wartburg. Leipzig. 1848. Fol. 7 1/2 Sgr.

16) Kurzer Rathgeber für auswanderungslustige Bauern und Handwerker. Mit einem Anhange, enthaltend Briefe von Ausgewanderten. Nebst einer Karte (vom nördlichen Theile der Vereinigten Staaten). Mörs, Dolle. 1848. 24 kr.

17) Julius Schuberth, Rathgeber und Führer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerica. Mit 1 Karte von N.A. Hamburg, Schuberth. 1848. 54 kr.

18) Wegweiser und Rathgeber für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerica. Von dem k. württembergischen Finanzkammerdirector (und Vorsitzenden des württ. Auswanderungs-Vereins) Werner in Reutlingen. Zweite Aufl. Reutlingen, Mäken. 1846. 12.

Außer dem Namen des um die Auswanderungsfrage seit Jahren hochverdienten Verfs. bürgt auch schon der Verkauf der ersten Auflage in 8 Monaten für den Werth dieses Büchleins, welches, nach den besten, am Rande verzeichneten Quellen, die Auswanderer von der Heimath bis zur Stelle der Ansiedelung mit seinem Rathe begleitet. Der Anhang gibt Regierungsverordnungen und Rathschläge deutscher Gesellschaften, welche das Beste der Auswanderer bezwecken, Vertragsformulare u. s. w.

19) Die deutsche Auswanderung als Nationalsache, insbesondere die Auswanderung des Proletariats. Eine Denkschrift an die hohe Reichsversammlung. Von Friedrich Hundeshagen. Frankfurt a. M., Brönner. 1848. 63 S. (aus Malten's Weltkunde abgedruckt.)

Bei dem Bestreben, die Noth der untern Volksklassen durch massenhafte Auswanderung zu erleichtern, bieten sich zwei Wege dar, die Arbeitskräfte der Proletarier zu verwenden: die Beschäftigung durch Ackerbau oder die durch Gewerbe. Nun bedarf aber der erstere Zweck nicht nur bedeutendere Mittel zum Ankauf größerer Landstrecken, sondern auch erheblichere Opfer für den Wirthschaftsbetrieb jedes Einzelnen, welche Opfer nicht einmal belohnt würden, indem die Proletarier weniger aus der ackerbauenden, als aus der Gewerbe und Fabriken betreibenden Bevölkerung hervorgehen. Der Verfasser empfiehlt als Ort der Ansiedelung nur im Allgemeinen den Westen der Vereinigten Staaten, welchen er aus zehnjähriger eigner Anschauung kennt. Das ganze Schriftchen ist mit eben so viel warmem Eifer für die Sache als mit Sachkenntniß und praktischem Sinn verfaßt und der höchsten Berücksichtigung werth.

20) Dr. Heinrich Berghaus, die Vereinigten Staaten von Nordamerica, geographisch-statistisch, vorzugsweise nach van der Straten-Ponthoz geschildert, mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Aus-

wanderung. Nebst zwei Karten von F. von Stülpnagel. Gotha, Perthes, 1848. 1 fl. 16 kr.

Ueber Straten-Ponthoz vergl. Germania I. 35. 38.

21) Ziegler, Alex., Skizze einer Reise durch Nordamerica und Westindien mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Elements, der Auswanderung und der landwirthschaftlichen Verhältnisse in dem neuen Staate Wiskonsin. Dresden und Leipzig, Arnold. 2 Bde. 8.

Ich erwähne hier nur den Titel dieses Werkes, da ich in der zweiten Hälfte des dritten Bandes der Germania einen Auszug der auf das deutsche Element bezüglichen Stellen zu geben gedenke.

22) Kurze Belehrungen für Auswanderer. Von August Schultze, vollziehendem Director des Nationalvereins für deutsche Auswanderung in Leipzig. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Wigand. 1848. 12. 69 S.

Auf engem Raum viele dem Auswanderer höchst nützliche Notizen, nur etwas zu sanguinische Schilderung der Auswanderungsziele, besonders von Texas nach unzuverlässigen Quellen. Vergl. meine ausführlichere Besprechung in Zahl 15 des Darmstädter Auswanderer 1849.

23) Der Nordamericanische Landwirth. Ein Handbuch für Ansiedler in den Vereinigten Staaten. Von C. L. Fleischmann. Mit 246 Originalholzschnitten. Frankfurt a. M., G. F. Heyer's Verlag (H. Flinsch). New-York, in Commission bei R. Garrigue, Astor-Haus, Barclaystraße, Nr. 2. XIV. und 399 S.

Wohl Niemand war mehr zur Bearbeitung dieses Stoffes berufen, als der Verf., welcher in Deutschland zum Landwirth erzogen, eine Reihe von Jahren große Güter verwaltete und dann seit mehr als siebzehn Jahren als Angestellter am Patentbüro und als Ingenieur in den Vereinigten Staaten auf vielfachen Reisen Gelegenheit hatte, sich von den die Landwirthschaft betreffenden Verhältnissen praktisch zu unterrichten. Er hat seine Aufgabe auf eine so umfassende Weise gelöst, daß sein Buch nicht nur für den, welcher unmittelbaren Gebrauch davon machen will, von dem höchsten Werthe, sondern auch für den äußerst anziehend ist, welcher die unerhörte Raschheit des Fortschritts der V. St.[1]) in Bevölkerung, Anbau und Wohlstand begreifen will.

---

[1]) Bl. für literarische Unterhaltung (Brockhaus) 1849. Zahl 91.

Wenn in einem Lande, wo der Ackerbau die Grundlage bildet und das zugleich so ungeheure Strecken unbebautes Land dem Einwanderer bietet, alle Werkzeuge von höchster Zweckmäßigkeit sind, alle Methoden der Cultur in unaufhörlicher Verbesserung begriffen sind, so muß natürlich sein Zustand ebenso sich vervollkommnen, als er in einem Lande zurückgeht, wo nicht einmal die geringe Menge Boden, die auf jeden Bebauer fällt, den Landmann aus seinem Schlendrian reißen und zu Fortschritten anspornen kann, wie dies in allen südlichen Ländern Europa's und selbst in manchen Theilen Deutschlands noch der Fall ist. In dieser Rücksicht sind in Fleischmann's Werk die Abbildungen der Ackerbauwerkzeuge merkwürdig, welche aus gutem Stahl verfertigt, Leichtigkeit mit Stärke und wegen des starken Absatzes, auch Wohlfeilheit vereinigen, die Instrumente zum Hausbau, welche gewöhnlich mehrere Zwecke vereinigen, z. B. Beil, Hammer und Nagelauszieher, die Pflüge, Wurzelhaken mit Winden, die Pressen und Mühlen, die verschiedenen Arten von Zäunen. Von diesen letztern gibt es so viele Arten, daß sie ebenso, wie die wohlfeilste und zweckmäßigste Art der Blockhäuser, fast ein eigenes Studium bildet. Andere Holzschnitte versinnlichen die Culturpflanzen und Waldbäume, andere (denen jedoch durchschnittlich größere Deutlichkeit zu wünschen wäre, da die Stöcke sehr abgenutzt scheinen) die verschiedenen Stämme der Haus- und Zuchtthiere. Die Eintheilung des Buchs ist folgende: I. Wahl des Aufenthalts. II. Waldbäume als Kennzeichen der Bodenbeschaffenheit. III. Ankauf des Landes und erste Arbeit der Niederlassung. IV. Urbarmachung des Waldlandes. V. Urbarmachung der Prärien. VI. Zäune. VII. Pflanzen. VIII. Viehzucht. IX. Ackerbauwerkzeuge. X. Handarbeiter und Dienstboten, Arbeitslöhne, Sklaven. XI. Bewirthschaftungsmethoden 1) im Allgemeinen. XII. 2) in einzelnen Staaten. XIII. Anlegung von Colonien. XIV. Verkäufliche Ländereien und Besitztitel. XV. Verzeichniß der landwirthschaftlichen Zeitschriften der V. St. XVI. Maaß und Gewicht der V. St. Bemerkenswerth ist das, was der Verf. über das „deutsche Element" in den V. St. sagt. (S. 332—337.)

24) **Rauschenbusch**, August, Anweisungen für Auswanderer nach Nord-America und Reisebilder. Zweite vermehrte Aufl. Elberfeld und Iserlohn, Bädecker. 1848. 8. 120 S. 10 Sgr.

Ein evangelischer Prediger, der seit Herbst 1846 in N. A. sich aufhält, hat im Sommer 1847 Anweisungen für Auswanderer drucken lassen und da diese Beifall fanden, in vorliegendem Buch eine vermehrte Auflage veranstaltet, deren Vorwort am 4. März 1848 in New-York geschrieben ist. Der erste

Theil (bis S. 66) gibt Rathschläge für die Auswanderer, der zweite „Reisebilder aus Nordamerika", worin besonders die Mittheilungen über die religiösen Verhältnisse wichtig und anziehend sind.

25) Texas im Jahre 1848. Nach mehrjährigen Beobachtungen dargestellt von Viktor Bracht (seit 1845 Bürger jenes freien Staates). Mit verschiedenen Zugaben und Auszügen aus Briefen. Elberfeld und Iserlohn, Bädecker. 1849. 8. 322 S. (A. u. d. T.: Neueste Länderkunde, mit besonderer Beziehung auf deutsche Auswanderung und Colonisation. Erster Band: Texas.) Mit einer Karte von Texas, Plänen von Neu-Braunfels und Castroville.

Eine nur mit Vorsicht zu gebrauchende, sehr lebendige und etwas enthusiastische Schilderung des Landes, in dem der Verf. drei Jahre verweilt. Der Herausgeber, des Verfs. Bruder, Arzt in Elberfeld, versichert die vollkommene Wahrhaftigkeit seiner Angaben und wir sind weit entfernt, absichtliche Entstellungen zu vermuthen, nur machen uns einerseits wegen der ruhigen Prüfung der Verhältnisse die excentrischen politischen Aeußerungen des Verfs. besorgt, andrerseits fehlen offenbar zur Darstellung der physischen Verhältnisse des Landes dem Verf. die ausreichenden Kenntnisse, wie dies schon eine ausführliche Besprechung in Zahl 6 des Auswandrers von 1849 nachgewiesen. Der Hauptwerth des Buches möchte darin bestehen, daß es sehr neue Nachrichten über Texas liefert. Eine Uebersicht der gegenwärtig bestehenden deutschen Ansiedelungen in diesem Lande haben wir oben bereits mitgetheilt.

26) Obercalifornien. Eine geographische Schilderung für den Zweck deutscher Auswanderung und Ansiedelung. Von Dr. Heinr. Künzel. Erster Beitrag. Mit einer Karte des Rio Sacramento und einem Grundriß des Forts Neu-Helvetien. Darmstadt, Leske. 1848. 41. S. 8.

Eine zuerst im „Auswanderer" erschienene und noch vor dem großen Californien-Gold-Veitstanz geschriebene Schilderung, bei der außer den allgemein ausgebeuteten Californienquellen: Fremont und Duflot de Mofras, auch der ungedruckte Briefwechsel des Gründers von Neu-Helvetien, Sutter benutzt ist, dessen Lebensgeschichte in das Büchlein eingeflochten ist.

27) Memoiren aus meinem Tagebuche, geführt während meiner Reisen und meines Aufenthalts in Brasilien in den Jahren 1843 bis 1847. Von Friedrich Aschenfeldt, Dr. med. Oldenburg in Hol-

stein, Druck und Verlag von C. Fränkel. Leipzig, in Commission bei C. Brauns. 1848. gr. 8. 156 S.

Dieses Büchlein, dessen Verf. wenig Gewandtheit in der Darstellung besitzt und sogar die Mühe scheut, Stellen aus englischen Reisewerken, die er anführt (S. 4. 5. 127) zu übersetzen, liefert wenig Neues über das oft beschriebene Land und benutzt oft spezielle Schilderungen, um allgemeine Betrachtungen über Menschenrassen, Kaffeebau u. dgl. daran zu knüpfen. Es ist dies um so auffallender, als seine Reise nach Brasilien, welche der Verf. 1843 auf einem dänischen Kriegsschiffe antrat, und sein Aufenthalt daselbst 4 Jahre dauerte, welche Zeit doch wohl Stoff zu mehr eigenthümlichen Beobachtungen liefern mußte. Am werthvollsten scheint uns der Anhang mit Bemerkungen über die wichtigsten und eigenthümlichen Krankheiten Brasiliens und ihre Behandlung (S. 131—156).

Ueber die deutsche Colonie Leopoldina, welche er fälschlich als im Jahre 1830 statt 1819 angelegt glaubt, sagt der Verf. folgendes, wobei auch nicht viel Neues. „Die Quellen des Perihipe-Flusses, an dem sie liegt, sind bis jetzt noch unbekannt, und alle Versuche, zu Canot flußaufwärts dieselben zu entdecken, an mannigfachen Schwierigkeiten, welche die Wasserfälle und Untiefen des Flusses entgegenstellen, gescheitert. Das Land ist in einiger Entfernung vom Flusse im Allgemeinen hügelig und nur als eine Abflachung der weiter im Innern gelegenen Gebirgskette zu betrachten; an beiden Seiten des Flusses aber sind die Ufer sehr niedrig, daneben sumpfig und morastig, da der Fluß häufig, wenn starke Regengüsse fallen, anschwillt, und dann weit über sein Bett hinaus tritt. In den Sommermonaten zeigt der Wärme-Messer meistens 27—28° R. im Schatten, welche Hitze nie durch Seewinde gemäßigt wird; nur dann und wann stellen sich kalte Südwinde ein, begleitet von heftigen Gewittern und Regengüssen. In den Wintermonden ist die Temperatur sehr unbeständig, bald brennend heiß, bald wiederum wegen des jähen Wechsels, empfindlich kalt, denn tagelang anhaltende Regen folgen einer stechenden glühenden Sonnenhitze; auch zur kältesten Winterszeit indessen habe ich nur in einzelnen Fällen beobachtet, daß das Thermometer unter 14° R. fiel. Was die Bewohner dieser Colonie betrifft, so gibt es vielleicht wenig Plätze auf der Erde, an denen man Menschen so verschiedener Menschenstämme und Völker vereint findet, als eben an diesem Orte, deshalb gestalten sich auch die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Lebensweise der hier Ansäßigen ganz eigenthümlich. Deutsche, Engländer, Franzosen, Portugiesen, Nordamerikaner und

Brasilianer leben hier in buntem Gemisch unter einander, jeder derselben mehr oder weniger nach seiner vaterländischen Weise, die nur in etwas, dem fremden Clima und Lande gemäß, geändert ist. Außer der weißen Bevölkerung finden sich nun noch in der Colonie von farbigen Menschen: 1. Neger, theils Afrikaner, theils Brasilianer, 2. Indier, sowohl wilde (**Indios bravos**), besonders die in den Wäldern herumziehenden Botocuden, als auch etwas gesittete (**Indios manços**), welche in einzeln stehenden Hütten wohnend schon etwas Landbau betreiben, im Ganzen aber doch hauptsächlich der Jagd und Fischerei obliegen, und endlich 3. die sämmtlichen Mittelrassen."

28) Kirchner, Wilhelm, Australien und seine Vortheile für Auswanderer. Frankfurt a. M., Brönner. 1848. 8. 60 S.

Der Verf., seit 9 Jahren Ansiedler in Neu-Süd-Wallis, hat in dieser Schrift ein anziehendes Gemälde von dem aufblühenden Lande entworfen, das für unbemittelte deutsche Auswanderer von der größten Wichtigkeit ist, indem die englische Regierung, um die Einwanderung solcher Arbeiter, welche in England nicht gefunden werden, zu bezahlen, (Weingärtner, Küfer, Olivenbauer, Seidenzüchter) für die Jahre 1848 und 1849 je 20,000, für jedes der folgenden Jahre 10,000 Pfd. Strlg. angewiesen hat, wofür im Jahr 1848 bereits 150, im Jahre 1849 bereits 600 Weinbauer aus dem Rheingau übergeschifft worden sind. Außerdem sind mehrere wohlhabende Colonisten bereit, für Schäfer, welche sich auf drei Jahre verdingen wollen, die Reisekosten vorzuschießen und sie am Lohne abverdienen zu lassen. Auf das Emporkommen der Schäferei wird fortwährend die größte Sorgfalt verwandt. So gehen im Frühjahr 1849: 60 für 10,000 Thlr. in den Lichnowsky'schen Züchtereien angekaufte Schaafböcke mit dem nöthigen Hirtenpersonal nach Australien. Das Klima ist sehr gesund, der Vorwurf der Trockenheit unbegründet. Ein kleiner Irrthum in der geschichtlichen Einleitung S. 7 ist zu berichtigen, indem der erste Statthalter der Colonie, Arthur Philipps, nicht selbst ein geborner Frankfurter war, sondern der 1738 zu London geborene Sohn eines aus Frankfurt gebürtigen Sprachlehrers. Eine ausführlichere Besprechung von Dr. Künzel und mir, s. deutsche Auswanderer 1848. Zahl 50 und 51.

29) Plan einer geregelten deutschen Auswanderung und Ansiedelung in den Vereinigten Staaten Nord-Americas, mit besonderer Rücksicht unbemittelter Auswanderer. Eine Denkschrift. Herausgegeben von dem hessischen Zweigverein des Nationalvereins für deutsche Aus-

wanderung und Ansiedelung zu Darmstadt. Darmstadt, Leske. 1848. 48 S. 12 kr.

Vergl. „der deutsche Auswanderer", 1848. Zahl 42—48. Ein zunächst auf die Darmstädter Verhältnisse, wo, wie genau statistisch nachgewiesen ist, die Armuth in erschreckenden Verhältnissen zugenommen hat, berechneter, nüchtern und gründlich gearbeiteter und mit Tabellen belegter Entwurf.

30) „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika", Karte, ausgeführt im geographisch-lithographischen Institut von Dr. C. Glaser in Darmstadt. 1:6,000,000. Mit einer Nebenkarte, „Uebersicht der Eisenbahnen zwischen Neu-York, Boston und Albany, und dem Hudson-Flusse von Neu-York nach Albany", 1:2,600,000.

31) „Vereinigte Staaten von Nord-America", ebenda (mit Canada und dem nördlichen Mexico bis Tamaulipas und Potosi).

Beide Karten zeichnen sich durch die Schönheit und Deutlichkeit ihrer Ausführung aus.

32) Georg Blakiston Wilkinson's Handbuch für Auswanderer nach Südaustralien. Eine auf siebenjährige Anwesenheit gegründete Beschreibung der dortigen Ansiedelungen, ihrer Vortheile nnd Hülfsquellen. Aus dem Engl. Mit 1 Karte. Leipzig, Dyk. 1849. gr. 8. IV. und 196 S. 26 Sgr.

Erstes Kapitel. Geschichte und Landesbeschreibung. Südaustralien wurde 1834 für eine englische Ansiedelung erklärt, aber erst im Dec. 1836 kam der erste Statthalter Hindmarsch dort an. Die Bevölkerung beträgt jetzt 25,000 Seelen; Ende 1846 waren 800,000 Acker Landes vermessen, 460,000 verkauft, 26,200 in Anbau genommen. Die Bevölkerung der Stadt Adelaide beträgt 7,400 Einw., davon 2,300 Dissenters, 840 Episcopale, 470 Römisch-Katholische, 140 schottische Presbyterianer u. s. w. Dazu kommen in Klemzig, Hahndorf (nicht Hhandorf, wie der deutsche Uebersetzer dem Engländer nachstammelt!) Langmeil, Bethanien noch schlesische Lutheraner. (Vergl. Germ. I. 193. II. 500. Verbreitung des deutschen Volkes S. 142.)

Zweites Kapitel. Klima, Krankheiten, Landesproducte aus dem Pflanzenreich. Das Klima besonders für Brustkrankheiten günstig; Ruhr ziemlich häufig. Eigenthümliche Augenkrankheit (Oedem der Augenlieder) durch den Stich einer Mücke, welche die Flüssigkeit der Augenwinkel auf-

zusaugen liebt. Verschiedene Gummibäume, Theebaum, Sarsaparilla, Hopfen, Oelbaum, Indigo, Tabak, Maulbeerbaum.

Drittes Kapitel. Thiere: Wilde Hunde, Heuschrecken, Wombat, Känguruh, Emu.

Viertes Kapitel. Bergwerke, besonders Kupfer und Blei, auch Zink, Silber u. s. w.

Fünftes Kapitel. Die Eingeborenen.

Sechstes Kapitel. Verhältnisse der Auswanderer und Aussichten für dieselben. Am gesuchtesten Schäfer und Bergleute.

Siebentes Kapitel. Bemerkungen, die Ueberfahrt betreffend.

Achtes bis elftes Kapitel. Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten der südaustralischen Agrikultur und Viehzucht.

Anhang von Verordnungen, Tabellen u. s. w.

Die Uebersetzung liest sich fließend, doch sind einige Nachläßigkeiten mit untergelaufen, so z. B. S. 4 steht: „Männer von Fach" statt (wahrscheinlich) im Original **men of bussiness**, was Geschäftsleute (Anwälte, Agenten) bezeichnet. Ferner hätte sich der Uebers. die Mühe geben können, die einheimischen Eigennamen, welche die Engländer nach ihrer Aussprache schreiben, in die deutsche Orthographie umzusetzen, z. B. Kuringa statt Kooringa, Kununga statt Koonunga u. s. w. Er schreibt ja auch Känguruh, nicht Kanguroo, Emu, nicht Emoo.

C. Notizen.

Denkschriften der theologischen Gesellschaft zu Straßburg. II. 1840—1846. Jena, Hochhausen. 1846. 34 S. Beiträge zu den theologischen Wissenschaften, herausgegeben von derselben, ebenda, 1847. Erstes Heft. 242 S.

Die Gesellschaft besteht seit 20 Jahren unter der Leitung der Professoren Reuß und Cunitz zu Straßburg unter den Studenten der Theologie, welche zum Mittheilen ihrer Arbeiten zusammenkommen und zugleich eine theologische

Lehranstalt damit verbunden haben. Auf diese Weise bleiben sie nicht nur in gleichem Schritt mit der deutschen theologischen Literatur, sondern ihre Verbindungen dauern auch über die Studienjahre fort. — Hall. Lit. Ztg. 1848. Zahl 248.

„Der deutsche Auswanderer", Darmstadt 1848. Zahl 46, meldet: „Zwei deutsche Auswanderer nach Amerika sind in London auf die traurigste Weise, wahrscheinlich von Landsleuten selbst, die als vermummte Engländer herumlaufen, betrogen worden. Der Eine nämlich, ein lediger Schmied, unweit Heilbronn zu Hause, kam um sein Ueberfahrtsgeld dadurch, daß er es an einen Betrüger bezahlte, welcher sich für den Hauptmann des nach Amerika segelnden Schiffes ausgab. Der Andere, ein Familienvater, setzte in London sein sämmtliches Silbergeld, ein beträchtliches Vermögen, in Gold um, bekam aber statt ächte Sovereigns (12 fl. 12 Kr. an Werth) lauter nachgeahmte, d. h. solche mit denen die Kinder hier spielen, und welche täglich auf der Straße für 3 Heller das Stück verkauft werden.

In den letzten Monaten sind, meist zu London, folgende Uebersezzungen aus dem Deutschen in's Englische erschienen: Schiller's und Körner's Briefwechsel; W. Menzel, Geschichte der Deutschen; Pütz, Handbuch der alten Geographie, dessen Handbücher der griechischen und römischen Alterthümer; Rellstab's Roman 1812; Werne's Reise zur Entdeckung der Quellen des weißen Nils. Humboldt's Kosmos ist mehrmals übersetzt und von der, unter Mitwirkung des Vfs. gemachten Uebersetzung bereits die fünfte Auflage erschienen. Ferner wurden übertragen: Friedr. Schlegel's ästhetische und vermischte Schriften; Ranke, Geschichten von Serbien und von Preußen; F. D. Strauß, der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren; Andersen, Märchen und Reise in dem Harz; Hitzig und Häring, der neue Pitaval; B. Auerbach, Gevattersmann; Bettina, Ilius Pamphilius und die Ambrosia; Hoffmeister, Briefe aus Indien; A. Weill, elsässer Dorfgeschichten; Schleiden, Botanik; Weißbach, Mechanik; Knapp, Technologie; Liebig's chemische Schriften; Klop-

stock's Oden; Alfr. Meißner's Gedichte; Schauspiele der Prinzessin Amalie von Sachsen; Uhland's Gedichte; Göthe's Egmont und Feldzug in der Champagne. Gerade das letztgenannte Buch kann zum deutlichen Beweis dienen von der großen Mißachtung, in welcher durch unsere politische Ohnmacht die deutsche Literatur bei fremden Völkern stand. Ein deutscher Rezensent rechnete es dem Engländer Carlyle, dem Verf. einer Geschichte der französischen Revolution, zum Verdienst an, daß er dabei, zuerst von allen fremden Schriftstellern, Göthe's Erzählung seiner Erlebnisse beachtet; also trotz des Ruhmes des Vfs., der Verbreitung von seinen Werken und der Wichtigkeit des Berichts von einem Augenzeugen ist das genannte Büchlein fünfzig Jahre lang unbeachtet geblieben! Aber außer den bisherigen politischen Zuständen sind auch die deutschen Schriftsteller selbst, welche soviel in fremden Sprachen schreiben, von Schuld nicht freizusprechen. Humboldt hat bis auf den Kosmos alle seine Hauptwerke ursprünglich französisch geschrieben, französisch gab Schier in Dresden indische Werke heraus französisch schrieb Mosblech sein Wörterbuch der oceanischen Sprachen, Heusinger in Marburg seine Pathologie comparée, Höring in Heilbronn seine Abhandlung über den grauen Staar, Pfitzmaier in Wien seine türkische Grammatik. In englischer Sprache gab Schmitz Niebuhr's Vorlesungen über römische Geschichte, Delius in Bremen seinen statistischen Almanach, Wüstenfeld in Göttingen seine persischen Autoren heraus. Eine Sprache, auf die die eigenen Landesgenossen so wenig hielten, mußte natürlich den Fremden umsoweniger ersprießlich zum Studium erscheinen und so werden die Deutschen gerade in den Wissenschaften, wo sie am meisten geleistet, oft vollständig ignorirt. Eine englische Geschichte der Astronomie nennt die Namen Gauß und Olbers nicht, ein belgischer Ornithologe, E. de Selys-Longchamps kennt einen Naumann nicht unter den Schriftstellern über Vögelkunde, der berühmte Orfila kennt keinen Deutschen des 19. Jahrhunderts in der von Deutschen fast allein in den letzten fünfzig Jahren geschaffenen Wissenschaft der gerichtlichen Medizin. Dagegen sagt das Londoner Athenaeum bei Anzeige von Veitch (Weitsch?) greek verbs, irregular and defective, Lond. 1848. am 9. Dec. 1848, Nr.

„Eine Hauptursache der Ueberlegenheit der deutschen Sprachgelehrsamkeit über die aller andern Völker ist die Theilung der Arbeit unter den Sprachforschern. Jeder Gelehrte in Deutschland, welcher sich den Ruhm erwerben will, den Schatz der Kenntnisse irgendwie zu erweitern, erwählt einen Gegenstand oder den Theil eines Gegenstandes von geringem Umfang: darauf beschränkt er seine Aufmerksamkeit, in diesen versenkt er sich, auf ihn vereinigt er die Kraft seines Scharfsinns und die Schätze seiner Gelehrsamkeit. Das Ergebniß ist, wie nicht anders zu erwarten, daß die Deutschen die Lehrer der Welt sind. Ihre Forschungen werden hochgeachtet in England und Nordamerika, rasch übersetzt und mit Eifer sich angeeignet."

Bei Gelegenheit einer Besprechung des Werks von Hahn, „das Unterrichtswesen in Frankreich", Breslau 1848 in Zahl 1112 des Londoner Athenäum ist der Ausspruch Lenormand's angeführt: „Wer sind die Gelehrten, welche die großen Unternehmungen von Firmin Didot im Fache der altklassischen Philologie (z. B. den Wiederabdruck des Thesaurus von Henricus Stephanus) leiten im Namen und auf Kosten Frankreichs? Es sind Deutsche. Derselbe Verleger beabsichtigt jetzt der (französischen) Nation eine schöne Ausgabe der griechischen Schriftsteller zu bieten; aber wem muß er die Ausführung dieses Plans anvertrauen? Abermals Deutschen! Zwar druckt er in Paris, aber die Probebogen gehen hin und her zwischen Paris und Leipzig, oder deutsche Philologen werden eigens nach Paris berufen, wo deren schon eine ziemliche Anzahl wohnt: von Sinner, Fix, Dübner, Henschel, Tischendorf und viele Andere, welche so eine angenehme Stellung der freiwilligen oder gezwungenen Unthätigkeit des französischen Gelehrtenstandes verdanken."

Das östreichische leichte Reiterregiment („Chevauxlegers") Nr. 4, i. J. 1725 als Dragonerregiment errichtet, hat seit 1791 eine große goldene Ehrenmünze an der Standarte mit dem Brustbild Kaiser Leopold II und der Inschrift: „A la fidelité et valeur signalées du Reg. de Latour-Dragons, reconnue par l'Empereur et Roi" Wie viele

von den ehrlichen Böhmen mögen diese schlechtfranzösische Inschrift verstehen, welche sie zu rühmlicher Nacheiferung anspornen soll?

Seit zwei Jahren sind in der katholischen Colonie St. Maria (vgl. Germ. I. 39—42) keine Einwanderer mehr angekommen.

In der gesetzgebenden Versammlung von Texas des Jahres 1848 wurde beschlossen, die Gesetze auf Staatskosten deutsch drucken zu lassen.

Die „Galveston Zeitung" erscheint im Verlag von K. H. Buchner.

Die deutsche Gesellschaft zu Neu-Orleans, wurde am 2. Juni 1847 gestiftet und trat am 1. Juli in's Leben. Von da bis zum 1. Juni 1848 sind angekommen (in 11 Monaten) 115 Schiffe mit 17,548 Einwanderern, wovon 4381 in der Stadt blieben. Die Gesellschaft verschaffte unentgeldliche Weiterbeförderung für 133, Arbeitsnachweisung für 1423, gab an 113 Kranke 1221$\frac{3}{4}$ Dollar Unterstützung .Im Geschäftsjahr 1848/$_{49}$ zählte sie 247 Mitglieder mit 1769$\frac{4}{5}$ Dollars Beiträgen und am 1. Juni 1848 einen Kassenbestand von 3748 Dollars 4 Cents. 1847/$_{48}$ betrug die Ausgabe 2149$\frac{2}{5}$, die Einnahme 5379 1/2 Dollars.

Die Deutschen in Griechenland.

Athen, 6. März 1849. Die Frage des deutschen Reichsgesandten Fürsten von Hohenlohe: „Wie viel Deutsche noch in Griechenland seyen?" erzeugte eine Statistik, welche deren Verfasser Philipp Müller demnächst dem deutschen Parlamente vorzulegen gedenkt. Die Hauptergebnisse sind folgende: die Seelenzahl der Deutschen in Griechenland erreicht fast ein ganzes Tausend. Verheirathet sind 184 Männer mit 124 deutschen Frauen, 46 Griechinnen, 4 Französinnen, 7 Italienerinnen, 2 Schweizerinnen und einer Dänin. Wittwer sind 10, Wittwen 16, Ledige beiderlei Geschlechts 90, deutsche Kinder 309, von den Griechinnen 88, von den Französinnen 3, von den Ita-

lienerinnen 8, von den Schweizerinnen 5 und von der Dänin 3. Das Durchschnittsalter der Männer ist 35 bis 45 Jahre. Katholiken sind 170, Protestanten 118, Juden 12, griechisch getauft, zum Zwecke der Verheirathung mit Griechinnen 9. Aus Baden sind 10, Bayern 187, Braunschweig 1, Dessau 3, Frankfurt 1, Hamburg 2, Hannover 12, Hessen 11, Holstein 1, Luxemburg 1, Mecklenburg 2, Nassau 1, Oesterreich 8, Oldenburg 10, Posen 2, Preußen 33, Sachsen 16, Sachsen-Weimar 2, Schwarzburg-Sondershausen 1 und Würtemberg 25. Im Staatsdienste, als Aerzte, Professoren, Lehrer und Geometer sind angestellt 18. Militär-Pensionärs sind 4, pensionirte Militär-Wittwen und Waisen 9, Invaliden 7. In dem Heere dienen noch bei dem Fußvolk 6, bei der Musik 12, bei der Reiterei 4, Artillerie 1, Handwerkerkompagnie 11 und dem Fuhrwesen 3. Von den Philhellenen leben noch, theils in Activität, theils in Disponibelität, 8. Aerzte practiziren 19. Die Militärkolonie Herakli zählt noch 16 Männer, 12 Frauen, 1 Wittwe, 24 Jünglinge und Knaben, 25 Mädchen; hingegen ist die deutsche Militärkolonie Neu-Tyrinth, das Gestüt Timenium und der Eisenhammer Mylos, theils durch Ableben, theils durch Verkauf und Entlassungen gänzlich von Deutschen verlassen. Wahlberechtigte sind 60. — Von den Deutschen werden, mit Ausnahme der beim königlichen Hofe Angestellten, nachstehend verzeichnete Gewerbe ausgeübt: Ackerbautreibende 10, Müller 1, Bäcker 1, Metzger 3, Bierbrauer 1, Herrenschneider 6, Frauenschneider 2, Schuhmacher 8, Gärtner 2, Wagner 4, Schmiede 13, Nagelschmiede 2, Messerschmied 1, Kupferschmied 1, Schlosser 4, Feilenhauer 1, Blecharbeiter 3, Mechaniker 2, Graveur 1, Goldarbeiter 3, Gürtler 4, Glaser 2, Hutmacher 1, Regenschirmmacher 1, Instrumentenmacher 1, Klaviermacher 1, Knopfmacher 1, Uhrmacher 1, Tuchscherer 1, Säckler 1, Rothgerber 1, Kaminfeger 2, Sattler 3, Seifensieder 1, Tischler 16, Zimmermann 1, Maurer 1, Bildhauer 2, Architekt 1, Tapezirer 2, Lithograph 1, Geometer 3, Parfümeur 1, Apotheker 1, Buchhändler 2 Buchbinder 1, Zeichnenlehrer 1, Musiklehrer 1, Fechtlehrer 1, Bergleute 4, Kaufleute 8, Bankier 1. (D. P. A. Z.)

A. Aufsätze.

I. Mittheilungen über das deutsche Element in verschiedenen Städten.

Von Dr. jur. Gries in Hamburg. *)

Algerien. In Algerien besteht eine deutsch-evangelische Gemeinde, deren Pfarrer (Herr Dürr) in Duera bei Algier wohnt. Sein Sprengel erstreckt sich über mehr als 40 Ortschaften, in welchen eine größere oder kleinere Zahl protestantischer Familien deutscher Zunge aus Elsaß und Lothringen, auch aus Deutschland**) und der Schweiz wohnen. (Aus einer kleinen Schrift: die protestantische Kirche in Algerien 1846. Vergl. auch Maltens Weltkunde 1846 I. 201 ff.)

Bordeaux. Im Allgemeinen schließen sich die deutschen den französischen Familien mehr an wie Engländer, theils liegt es vielleicht in den gemischten Ehen, theils in den Gesetzen der Nationalität für die Abkömmlinge, und in einigen Ländern selbst für die Abwesenden, welche sie davon ausschließen, daß weniger Vereinigungspunkte unter Deutschen wie Engländern, wenigstens hier, Statt haben. — Es sind die Deutschen im Allgemeinen geachtet und beliebt. Die ansässigen Deutschen in Bordeaux bestehen großentheils aus Kaufleuten und Handwerkern. Die wechselnde Bevölkerung ist außer den Seeleuten, auch von den

*) Weitere Mittheilungen des geehrten Hrn. Verfassers sind dem Herausgeber sehr willkommen.

**) Es finden sich darunter Familien aus Baden, Baiern, Hessen, Oldenburg, Preußen, Sachsen und Würtemberg.

deutschen Handwerksgesellen bedeutender, und besteht außerdem in einigen Handlungscommis, sowie weiblichen Geschlechts in wenigen Kinderaufseherinnen. Im Jahr 1838 ward in Bordeaux eine „deutsche Capelle zum Behuf des Gottesdienstes für fremde Seeleute" gestiftet, in welcher jetzt auch in deutscher und holländischer Sprache gepredigt wird. Die in Bordeaux ansässigen deutschen und nordischen Kaufleute halten sich in der Regel zur französischen Kirche. (Aus Privatmittheilungen. Vgl. auch: Nachricht über die in Bordeaux gegründete deutsche Capelle u. s. f. (Bordeaux 1840) und kurzgefaßte Nachricht von der Fortsetzung des evangelischen Gottesdienstes für fremde Seeleute in der protestantischen Kirche zu Bordeaux. Bordeaux 1846).

Buenos-Ayres. In Buenos-Ayres bildete sich 1842 eine deutsch-evangelische Gemeinde, die etwa 300 wirkliche Mitglieder zählt. Die Gemeinde besitzt ein gemiethetes Local, welches Betsaal, Schule und Predigerwohnung enthält, und beabsichtigt eine Kirche zu bauen. (Vgl. Berichte über die deutschen Kirchen- und Schulangelegenheiten zu Buenos-Ayres. Vor mir liegt der dritte Bericht, der mit Begleitschreiben des Herrn Pfarrer Runge in Düsseldorf vom 30. März 1844 versandt ist, wahrscheinlich sind noch spätere Berichte vorhanden).

Hull. In Hull besteht seit einiger Zeit eine deutsch-evangelische Gemeinde, deren Vorstand im Oktober 1848 einen Aufruf zur Unterstützung des Baues einer Kirche erlassen hat. (Abgedruckt im Jahrgang 1849 Nr. 4 der Zeitschrift: der Bote des E. V. der Gustav Adolf-Stiftung S. 61 ff. Vgl. Berichte des deutschen Kirchen-Vereins in Hull. Der dritte Bericht ist von 1847.)

Marseille und Toulon. Die deutsche Bevölkerung Marseille's und Toulon's, die an Zahl derjenigen von Paris und Lyon näher als die irgend einer andern Stadt Frankreichs kommt, (sie beträgt, Katholiken und Protestanten zusammengenommen, weit über 4000 Seelen) besteht, wie überall, theils aus einer mehr oder weniger ansässigen, theils aus der eigentlichen wandernden Bevölkerung (population flottante). Zu der ersteren gehören außer den verschiedenen deutschen und nordischen Consulaten, etliche schweizerische und deutsche

Handlungshäuser, eine ziemliche Zahl Handlungsdiener, Beamteter(!) Fabrikaufseher, Gypshändler und Handwerker. Die wandernde Bevölkerung besteht theils aus Handwerkern und Fabrikarbeitern, theils aus Dienstboten, Seeleuten und Soldaten, theils aus einer Menge von Individuen und Familien, die seit einigen Jahren durch die großen Festungs-, Eisenbahn- und Hafenbauten herbeigezogen, in Frankreich herumwandern. Seit einigen Jahren besteht in Marseille eine deutsch-evangelische Gemeinde, deren Prediger sich monatlich ein bis zwei mal nach Toulon begibt, um dort in der Kirche und im Bagno zu predigen. Die Zahl der Deutschen in Toulon beträgt 700 bis 800. (Vgl. Erster Jahresbericht der deutschen evangelischen Gemeinden in Marseille und Toulon. Straßburg 1848).

Belgrad. Die evangelischen Deutschen in Belgrad (aus dem nördlichen Deutschland) aus etwa 200 Familien bestehend, gehören meistentheils dem gewerbtreibenden Stande an und finden vorzugsweise bei den Bergwerken, nächstdem aber als Buchbinder, Schneider und Schuhmacher ihr Brod. Sie sind ordentliche Leute und von den serbischen Behörden und Landeseinwohnern geschätzt und gern gesehen.

Elsaß und Lothringen. In Elsaß und Lothringen scheint eine starke Einwanderung aus dem Gebiete des deutschen Bundes stattzufinden. In Forbach und Saargemünd in Lothringen, und in Zabern in Elsaß sind unlängst deutsch-evangelische Gemeinden entstanden, deren Mitglieder fast ausschließlich aus Angehörigen der deutschen Bundesstaaten bestehen.

Krajowa in der Wallachei. In Berlin ward im Jahre 1846 ein evangelischer Geistlicher geweiht, um demnächst als Prediger der Gemeinde in Krajowa zu wirken. (Jahresbericht des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung von 1815 (nicht 1846).

II. Die Silvier am Monterosa.

Von Dr. K. J. Clement.
Mit einem Nachwort von Dr. Lorenz Diefenbach.

Albert Schott hat im Jahre 1842 im J. G. Cotta'schen Verlag ein den deutschen Landsleuten von Gressoney in dankbarer Freundschaft gewidmetes ethnographisches Werk mit manchen trefflichen Forschungen herausgegeben, großentheils die Ergebnisse einer Reise in der Schweiz und im piemontesischen Lande. Es ist betitelt „die deutschen Colonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und Herkunft, ein Beitrag zur Geschichte der Alpen.“ Es ist nicht meine Absicht, hier eine Kritik des Buchs zu schreiben, sondern ich will nur auf manches darin, welches dunkel gelassen war, etwas Licht werfen.

Das ganze jetzige piemontesische Gebiet westwärts und nordwärts hinauf bis zu den Alpen fiel den Langbärten oder Longobarden nach ihrem Einbruch in Italien in die Hände, doch schon in der letzten Hälfte des sechsten Jahrhunderts ward die Westseite von Piemont fränkisch. Eine gründliche Forschung zeigt, daß die Franken den Westgermanen oder den demokratischen Germanen angehörten, welche in des Tacitus Germania: Germani genannt werden, nicht den Ostgermanen oder aristokratischen, welche die skandinavische Art ausmachten, in der Germania: Suevi heißen, und Könige (reges) und Steinburgen (castella) duldeten. Die Longobarden waren skandinavischen Geblüts. Schon aus ihren vornehmen Geschlechtern läßt sich dieß schließen. Die piemontesischen Deutschen haben wenigstens in ihrer Sprache die meiste Aehnlichkeit mit den Deutschen der Schweiz, beide Racen aber haben starke westgermanische und ostgermanische Mischungen in sich aufgenommen. Die Kimbern-Wanderung war eine westgermanische. Ihr

folgten fast lauter ostgermanische von Skandinavien und der Ostsee her, und darauf kam die große westgermanische oder frisisch-särische (die der Franken, Frisen, Saxen und Angeln), welche der Herrschaft der Römer im Abendlande ein Ende machte, das römische Weltreich stürzte und Europa umwandelte. Das gesammte Wirken der gewanderten ostgermanischen oder skandinavischen Menschheit in Südeuropa und in Westeuropa ist untergegangen, doch was die westgermanischen oder demokratischen Völker Germaniens, die keine Könige, keine Schlösser, keinen Adel duldeten, gegründet und geschaffen haben auf vormals römischer Erde, wie in den weiten Landstrecken der rothen Race und an allen Küsten der Welt, das ist bleibend und macht seinen unverwüstlichen Weg durch den ganzen Erdkreis. Die westgermanische Sprache ist im ganzen jetzigen Deutschland die herrschende geworden und ihr Geist im ganzen englischen und amerikanischen Weltgebiet. Im gesammten Süddeutschland hat der überwiegende fränkische Geist allen Völkerschaften sein ewiges Gepräg aufgedrückt und alle süddeutschen Zungen haben sich nach der fränkischen umgestalten lassen müssen, auch die Zunge der Schwaben, deren ursprüngliche ostgermanische Sprache längst nicht mehr vorhanden ist. Die ostgermanischen Wandervölker haben alle ihre Sprache nach und nach in der Fremde, wo sie sich ansiedelten, eingebüßt. Nur einige Spuren sind auf Erden zurückgeblieben, auch im Deutschen, welches die allgemeine Umgangssprache Deutschlands geworden ist, und in den deutschen Mundarten innerhalb und außerhalb Deutschlands. Außerhalb Deutschlands in der Schweiz und jenseits der Alpen in Piemont zwischen Savoyen und der Lombardei. Die Mundarten dieser beiden Landstrecken haben in Sinn, Aussprache und Betonung, aber auch in der Verstümmelung der Formen eine große Aehnlichkeit mit einander.

Auf welchem Wege das Deutsche in die Thäler des Landes Piemont, dessen Name „am Fuß des Gebirgs“, das heißt der Alpen, bezeichnet, einst gedrungen sei, darf ich zu fragen mich kaum unterwinden, da keine geschichtliche Leuchte vorhanden ist, um den Forscher in das tiefe Dunkel der großen germanischen Völkerwanderung zu begleiten, und die piemontesischen Germanen, wie Albert Schott thut, für

die Nachkommen burgundischer, also ostgermanischer oder skandinavischer, Stämme zu halten, ist schon darum nicht zulässig, weil sie in der Erhaltung ihrer Ursprache eine Zähigkeit bewiesen haben, die am wenigsten dem burgundischen oder irgend einem andern scandinavischen Volksstamm jemals eigen gewesen ist, weßhalb auch derselbe Schriftsteller mit Recht bemerkt, daß der burgundische Volksstamm für fremde Bildung eben so empfänglich war als der gothische, und daher so schnell wie dieser sein Germanenthum aufgab, den Gott der Christen verehrte, Feld- und Weinbau lernte, Kleidung und Geräthe Galliens annahm und die Sprache der Romanen redete.

Die von Albert Schott, nach einem Namen ihres Berges, Silvier genannten, zum Fürstenthum Piemont gehörigen acht deutschen Gemeinden am Monte Rosa, nämlich die beiden Gressoney und Gabi und Issime am obern Lauf der Lys, Alagna und Rima an den Quellbächen der Sesia, Macugnaga an den Quellen der Anza, und Rimella an einem Quellbach des bei Varallo in die Sesia fließenden Stroms Mastalone, deren Gesammtzahl nicht über 7000 Seelen betragen soll, sind trotz der Uebereinstimmung ihrer germanischen Sprache nicht überall von einem und demselben Menschenschlage, aber alle wohlgebildet, und man findet unter ihnen keine Cretinen, keine Kropfigten, wie so häufig im Augsthal, im Wallis und in andern tiefen heißen Thälern, überhaupt nichts Mißgestaltetes, Fettes, Zwerghaftes, durchweg frische kraftvolle Gestalten. Die größten und schönsten hat das Lys-Thal. Ich habe sie zuerst in Issime zahlreich versammelt gesehen, sagt A. Sch. Die Züge, besonders der Weiber, die nicht wie die Männer die meiste Zeit in der Fremde zubringen, sind höchst eigenthümlich, nicht eben lieblich, aber regelmäßig, stark entschieden, scharf, keck; es spricht aus ihnen mehr Verstand, Ruhe, Witz, fester Wille, als sanfte Weiblichkeit, was sich aus ihrer harten Lebensweise leicht erklärt. Ich konnte mich in Issime, fährt er fort, der Erinnerungen nicht erwehren, die mir der fränkische Volksstamm in den Jaxtgegenden (im nördlichen Würtemberg) zurückgelassen hat; er ist feiner, lieblicher als dieser, aber es ist derselbe Grundzug. Deutschen Stamm aber, und zwar unvermischten, wird auch der oberflächliche Besucher erkennen. Die Frauen

von Gressoney haben den Ruf der ersten Schönheit. Die Gressoneyerinnen sind im Durchschnitt die schönsten nach Gestalt und Zügen; vor den Frauen von Issime haben sie zwar nicht den schönen hohen Wuchs voraus, der an beiden Orten so häufig ist, aber größere Feinheit in den Formen. In der Gegend von Alagna zeigt sich das weibliche Geschlecht sofort anders, nicht minder hübsch, aber weiche Gestalten, im Durchschnitt bedeutend kleiner als jenseits der Furka, statt des würdevollen Scherzens ein höchst gemüthliches, bewegliches Wesen. In Rima scheint das Italienische stärker vorzuherrschen als im Lys-Thal und in Alagna. Mit letzterem hat Rima die Gestalten gemein. Der Character der Bevölkerung ist minder offen und fröhlich. Während im Lys-Thal und in Alagna, selbst noch in Rima, die helle Hautfarbe überwiegt und die blonden Haare nicht selten, die hellbraunen sehr häufig sind, herrscht in Macugnaga das dunkelbraune und schwarze vor; die Gestalten sind auch hier gedrungen wie in Alagna, aber breiter, der hohe Wuchs, wie er im Lys-Thal der gewöhnliche ist, kommt hier selten vor. Dabei sind jedoch viel hübsche Züge, Feuer und Fülle, und eben so viel Ernst, als in Gressoney Scherz und in Alagna Munterkeit. In Rimella ist, mit dem Lys-Thal und Alagna verglichen, der Menschenschlag minder schön. Am meisten Aehnlichkeit hat er mit dem von Rima; beiden gemeinsam ist auch, daß das lombardische Wesen vorherrscht, während Macugnaga manches Wallisische hat, das Lys-Thal savoische Färbung trägt und Alagna den Uebergang von Savoyen zur Lombardei nicht verleugnet. Aber eines haben sie alle gemein: Sittenreinheit, Herzensgüte, Zufriedenheit. Nirgends mehr als in Rimella, sagt A. Sch., fiel mir der Zug von Ernst und Schwermuth auf, der, wie es auch im Wallis so auffallend ist, die Freundlichkeit dieser Menschen begleitet. Von ihren wälschen Nachbaren sind die silvischen Gemeinden nicht so unterschieden, wie man nach dem Sprachunterschied erwarten sollte. Es stellen sich, mit Ausnahme des Anza-Thals, überhaupt die helleren, gesünderen, schöneren Menschen des Gebirgs den dunkleren, verdorbneren der Ebne gegenüber. Jene ganze Gebirgsbevölkerung war vielleicht vormals eine deutschen oder vielmehr germanischen Stammes, denn das Deutsche hat ja seit Menschenge-

denken an Gebiet verloren. Nicht genug damit, daß sich die Silvier keineswegs durch ein gemeinsames Aussehen und Wesen zu erkennen geben, jede ihrer Gemeinden gleicht darin auffallend denen, die ihr durch Lage und Verkehr am nächsten stehen. So setzt sich der dunklere Character des Anza-Thals, der sogar selten hellbraunes duldet, ohne Unterbrechung bis Macugnaga fort. Von Alagna abwärts fast bis Valmuccia ist das Aussehen hell und deutsch; blonde Haare, blaue, graue, hellbraune Augen sind das gewöhnliche. Das aus der Umgegend von Varallo zahlreich auf dem Markt versammelte Landvolk bot keine sehr auffallenden Unterschiede dar, und sogar bis gegen Arona hin erscheint viel Blondes; zumal in Dörfern, wo die schwarze Bevölkerung der Ebne weniger Aufforderung hat sich niederzulassen als in den Städtchen. Auf beinahe allen deutschredenden Gesichtern jener Gegend Piemonts drückt sich mehr Ehrlichkeit aus als auf den italienisch redenden. Die Romanen im Lys-Thal und in der Val-Sesia haben ein lichtes deutsches Aussehen. — So viel über den *habitus corporum* der deutschen Gemeinden am Monte Rosa. Es ist Schade, daß Albert Schott nicht auch das Ewige in der Race, nämlich den Bau der Backenknochen und die Kopf-, Gesichts- und Nasen-Bildung, vorzugsweise angeblickt und beobachtet hat.

Was nun die Frauentracht der piemontesischen Deutschen betrifft — denn von der silvischen Männertracht, die schon längst, wie bei allen deutschen Völkern der Fall ist, ihr urheimisches Gepräg verloren hat, kann nicht die Rede sein —, so läßt sich das Eigenthümliche dieser Tracht, wie sie, nach Schott's Wahrnehmung, in allen silvischen Gemeinden und auch in den benachbarten wälschen herrscht, in Folgendem zusammenfassen. Ein breitrandiger meist strohener Hut, außerdem häufig ein auch um den Kopf, doch weder nach italienischer Art gebunden, noch wie das mouchoir der Französin, sondern zwei Zipfel werden am Hinterkopf zusammengeknüpft, und die beiden andern hängen frei darüber herab und verhüllen den Nacken. Den Oberleib bedeckt ein Mieder, das unter der Brust zugeknöpft wird und einen breiten, häufig anders gefärbten Saum hat. Die Brust bleibt vom Mieder unbedeckt und wird nur durch das Hemd verborgen, das sich mit einem

Kragen sittig um den Hals schließt. Frei sind auch die schönen weißen Faltenärmel des Hemdes, bei kälterem Wetter wird ein Kittel mit Aermeln angelegt. Der Rock ist lang und faltig. Die Hosen, das sind Strümpfe, bedecken nur die Waden und lassen Wrist (Rist) und Aenkel (Knöchel) bloß. Der Fuß ist gewöhnlich nackt, bei längerem Marsch werden entweder Holzschuhe angelegt oder Tuchschuhe, welche aus einer Menge Tuchstreifen zusammengenäht sind. Statt der Halbstrümpfe kommen neuerlich auch die ganzen auf. Das Haar wird von allen Seiten hinaufgestrichen, mit Bändern durchflochten und in Zöpfe gewunden, die sich auf der Höhe des Kopfs zu einer Krone vereinigen. Die Grenze dieses Kopfputzes gegen Westen hin fand Schott zwischen Issime und dem wälschen Lys-Thal: dort schon das aufgewundene Haar, hier noch das eng anliegende savoyische Häubchen mit Bändern eingefaßt, und von hinten nach vorn durch ein Band gleichsam in zwei Hälften getheilt. Der Kopfputz ist der mit am längsten aushaltende Theil der weiblichen Tracht. In Issime umwinden sich die Frauen den Kopf beharrlich mit ihrem Tuch. In Gressoney scheint das Tuch mehr nur außer dem Hause zu gelten. Der Haarputz hat Aehnlichkeit mit dem von Unterwalden und Uri: Das Haar wird, mit Ausnahme zweier Löckchen, die über die Schläfe hängen, hinaufgestrichen und hinten in zwei Knoten geflochten. Von diesen hängen Zöpfe herab, die mit rothen Bändern durchflochten sind und sich unten vereinigen, so daß ein Halbring entsteht. Auf dem Kopfe sitzt ein kleines rundes Käppchen, in der Mitte mit einem Knopf, von dem gesteppte Strahlen nach dem Umkreis gehen. In Alagna sind die emporgestrichenen Haare zu einem Knoten vereinigt, um den ein Band sitzt, rund um den Kopf hängen Löckchen herab. Das Kopftuch ist hier selten, so auch in Rima und Rimella, in Macugnaga ebenfalls mit Bändern durchflochten und in eine Krone zusammengewunden. Den Hut fand Schott am Sonntag in Issime nicht. Der schwarze in Gressoney hat eine sehr hübsche Form. In Alagna, wo er fast immer das Tuch ersetzt, ist er gelb. In Rima und Rimella hat er ein schlechtes Aussehen. Im Lys-Thal schließt sich das Hemd am schönsten um den Hals, nämlich durch ein stehendes Krägelchen, daß zwei Knöpfe zusammenhalten. Die Kirchgängerinnen

von Issime tragen um dieses Krägelchen noch häufi gein Kreuz an einem schwarzen Sammetband. In der Val-Sesia bildet ein stehender Spitzensaum den Halsring, und in Macugnaga eine umgelegte gefältelte Krause. Die Schürze hat im Lys-Thal dieselbe Form, die dem Reisenden von Norden her schon beim Eintritt ins Augs-Thal zu S. Remy, dem ersten piemontesischen Dorf, auffällt: sie wird nicht bloß umgürtet wie in der Val-Sesia, sondern von Trägern gehalten, die über die Schultern laufen und zwischen denen sich die Schürze miederartig bis gegen den Hals herauf fortsetzt. Der Gürtel zieht sich bei allen Silvierinnen oberhalb der Hüften; die Weiber von Fobello, einer Nachbargemeinde Rimellas, die sonst zu den schönsten des Gebirgs gehören, gürten sich unter den Hüften, was jämmerlich entstellt. Den meisten Farbenwechsel in der Tracht hat das Lys-Thal. Im wälschen unteren Theil desselben sind, außer dem beliebten auch hier wie im Augs-Thal und Nieder-Wallis herrschenden Capucinerbraun der savoyischen Landestracht, welche Farbe die vorherrschende der Schafe ist, woraus die Weiber die Stoffe der männlichen Kleidung weben, Frack und kurze Hose der Männer oft blau, die Weste meistens roth, die wollene Mütze immer. So wenigstens am Sonntag. Bei den Weibern dieselbe Mannigfaltigkeit, viel hellrothe Kittel, das enganliegende augsthalische Häubchen nur selten dunkel, meist roth mit blauen Streifen. Die verheiratheten tragen scharlachrothe Strümpfe, die jetzt nach und nach weiß oder blau werden. Dasselbe soll im Eringerthal in Nieder-Wallis der Fall sein. In Issime waren am Sonntag die Röcke dunkelblau, die Schürzen hellblau, das Kopftuch weiß, aber die Wirthin vertauschte es sobald sie von der Kirche kam, mit einem braunen. Andre gingen nach der Kirche meist mit blauen, rothen oder roth und blau gewürfelten. In Gressoney sind die Röcke durchweg roth, die Schürzen weiß, das Kopftuch roth, der Hut schwarz. In Alagna gelten hellbraune Röcke, die Schürzen sind wie in Issime hellblau. Die letztere Farbe herrscht in Rima, Rimella und der ganzen Val-Sesia auch bei den Röcken vor; in Rimella fallen die schwarzen rotheingefaßten Kittel auf. In Macugnaga sind die Röcke stets dunkel, meist blau, zuweilen braun. Ebenso die Kittel, während die Schürzen abermals hellblau. Eine ähnliche Klei-

dung mit geringen Abweichungen herrscht durch einen großen Theil Oberitaliens. Der Typus der Tyroler Tracht herrscht bis Sicilien hinab. Die Kleidung, die das Weib des siegreichen Germanen auszeichnete, hat die ganze römische Frauentracht vertilgt.

Mit Rücksicht auf Kleidertracht zerfällt die deutsche Schweiz in zwei große Hälften, eine östliche und eine westliche. Jene heißt wohl auch die Ländertracht, da sie vorzugsweise in den drei Ländern (der Waldstätte) herrscht, diese Bauerntracht, weil die Landleute der Kantone Luzern, Bern, Aargau, bei denen sie vorzugsweise gilt, als die Unterthanen stolzer Städte den Namen Bauern bekamen. Auf dieselbe Weise geschah es, daß die frisische Sprache, die noch überall in Westfrisland auf dem Lande und auch noch in einigen Städten gesprochen wird, dort den Namen Bauerfrisisch trägt. Die Grenze zwischen beiderlei Trachten, die noch vor wenigen Jahrzehenden in aller Schärfe zusammenstießen, zog sich damals ungefähr dem Lauf der Reus nach. Albert Schott erklärt (nach meiner Meinung nicht richtig) die Tracht westlich von jener Linie für eine zwar germanische aber romanisirte, die im Osten für die echt-germanische, und bezeichnet die westliche als burgundisch, die östliche als alemannisch.

Die Burgunderin kennt man am bebänderten Strohhut, unter dem die vermählte noch eine Haube trägt, und an den herabhängenden Haarflechten. Um den Hals hat sie einen leinenen Kragen, am Kleide sind Kittel und Rock nicht getrennt, jener wird, da kein Mieder da ist, nur genestelt, dieser hat den Gürtel hoch, ist oben enggefaltet und reicht kaum bis zur Wade. Die Strümpfe gehen nur bis zum Knöchel, die Füße bleiben bloß und stehen in Schuhen mit breiten Lappen.

Der Alemannin fehlt der Hut und die Haare sind aufgebunden, bei der Jungfrau einfach, höchstens um eine silberne Nadel, bei der Vermählten unter der Haube, deren Gestalt nach den verschiedenen Gegenden mannigfach wechselt, vom winzigen hochschwebenden Krönlein der Urnerin bis zu den grandiosen Spitzenfittigen der Schwyzerin. Der Hals bleibt ohne Kragen, am Kleide sind Kittel und Rock getrennt, jener läßt das zwängende Mieder sehen, dieser fängt nicht zu hoch über den Hüften an und reicht bis zu den Knöcheln. Der Fuß ist ganz be-

deckt, die Schuhe sind nicht mit Lappen versehen, sondern durch Nestel oder Schnallen befestigt.

Die sogenannte burgundische Tracht findet sich noch weit nordostwärts in einigen Gegenden, denn die Tracht der Waldshuter und andrer Schwarzwälder ist keine andre als diese sogenannte burgundische Tracht, und wer aus der Schweiz über Schaffhausen nach Stuttgart reist, erkennt südlich von Tübingen in der reizend gekleideten Steinlacherin auf den ersten Blick eine Schwester der Wehnthalerin, die wenige Stunden nördlich von Zürich zwischen Fahr und Kloten lebt und in ihrer geschmackvollen Kleidung alle Hauptzüge der sogenannten burgundischen Tracht besitzt.

Wenn man nun die silvische Frauentracht mit den beiden der Schweiz vergleicht, so hat sie von der burgundischen allerdings außer dem Halskragen den Strohhut, den die rauhe Alemannin verschmäht, und die Halbstrümpfe, von denen A. Sch. vermuthet (und, wie ich hernach zeigen werde, mit Unrecht), daß sie um des langen Rocks willen ursprünglich für überflüssig erachtet worden, in den wichtigsten Stücken aber stimmt sie doch zur alemannischen, denn sie hat, wie diese, den sittigen langen Rock, den Kittel, der besonders abgelegt werden kann, um die Arbeit zu erleichtern, und noch dazu ein besonders entscheidendes Merkmal, das freilich nicht, wie A. Sch. meint, „nach Tacitus der alte germanische Kopfschmuck“ ist, sondern, wie German. cap. 38 geschrieben steht, den Ostgermanen oder Swewen im Gegensatz zu den eigentlichen Germanen eigen war, nämlich das aufgebundene Haar, oben durch Haube oder Kranz zusammengehalten, oder wie der Verfasser der Germania sagt, das ringsum aufgekämmte oder auch geflochtene und oben mit einem Knoten befestigte Haar. Strohhut und Halskragen allerdings berühren weniger als die genannten Dinge das Wesen einer Tracht, aber Strümpfe, oder nach der alten Sprache Hosen, muß ich, gegen Schott's Meinung, aus Gründen, die ich unten anführen will, zu den wichtigeren Bestandtheilen einer Volkstracht rechnen. Das aufgewundene Haar ist auch im romanischen Nieder-Wallis und namentlich im Eringerthal zu Hause, wo die Weiber ihre beiden Zöpfe nicht hängen lassen, sondern um den Kopf winden. Die Be-

wohnerin des Wehnthals, die auf den Märkten von Zürich durch ihre malerische Kleidung auffällt, hat die hängenden Flechten, und über der Stirn ein breites schwarzes Sammtband, das über die Schultern auf den Rücken herabfällt, und die Haslerin bei den Quellen der Aar trägt jetzt nach silvischer Art die Flechten aufgebunden und ein Tuch um den Kopf, da doch nach Zeichnungen des 17. Jahrhunderts die Haslerin als Braut oder Pathin ganz so wie die Wehnthalerin gekleidet geht, mit hängenden Flechten und der hutförmigen Haube (dem Schapel oder Hüetli) auf dem Kopf. Bei den Katholiken findet sich vorzugsweise bunter Farbenwechsel, Fülle des Stoffs und Schmuck, bei den Protestanten sind die Farben ernster und dunkler, und Schmuck und Schnitt bescheidner. Aus politischen Ursachen darf ich diese Erscheinung nicht erklären, wie Schott thut, sondern aus dem größeren Hängen der Katholischen an der alten Sitte. Die katholische Luzernerin und die reformirte Zürcherin, die an der mittleren Reus bei Knonau und Bremgarten zusammentreffen, haben ungefähr den gleichen Schnitt, beide tragen die sogenannte burgundische Tracht, aber bei der einen ist das Kleid demüthig grau, braun oder blau, die Haube von weißem Linnen mit einem schwarzen Sammtband ums Kinn befestigt, bei der andern überwiegt grün und roth, und Sammt und goldne Stickerei sind an Mieder und Haube nicht gespart.

Ueber den Dualismus der weiblichen Landtracht, welche häufig sogar eine dreidoppelte ist, wodurch dem Forscher sein Werk recht erschwert wird, heißt es bei Schott also: Wenn einestheils die Beobachtungen über die Kleidung durch den Mangel einer männlichen Landestracht erleichtert sind, so werden sie auf der andern Seite wieder erschwert durch den Dualismus der weiblichen Tracht: Das Gewand, das bei Staub und Regen, im Stall und auf dem Felde dient, verlangt Kleider derb in Stoff und Farbe, bequem im Schnitt, ohne entbehrlichen Zierrath. Weil es öfter neu werden muß, ist es auch modischen Aenderungen leichter ausgesetzt. Am Sonntag aber schwebt aus dem Schrank in der Person des kostbaren Gewandes, das von Geschlecht zu Geschlecht forterbt und leicht zum stehenden Typus des Feierkleides wird, die althergebrachte Tracht. In dieser zeigt

sich die Bäuerin erst recht als Nachfolgerin ihrer Aeltermutter, als Kind ihres Thales; wer sie so nicht gesehen hat, hat sie eigentlich gar nicht gesehen, und auf keinen Fall kann er über die Tradition der Tracht viel melden. An einzelnen Orten ist sogar für die höchsten Festlichkeiten des ländlichen Lebens, Gevatterstehn und Hochzeit, noch ein ganz besonderer Putz, der in der Regel auf das ehrwürdigste Alter Anspruch macht. So zeigt sich in Ober-Hasle, Deutsch-Freiburg und dem Wehn-Thal bei Zürich noch das mittelalterliche Schapel, in Gestalt eines Helms, der mit künstlichen Blumen, Perlen und Goldflittern funkelt.

Aus seinen vorhergegangenen sehr anziehenden Bemerkungen und Beobachtungen über die süddeutschen Frauentrachten zieht endlich Albert Schott den folgenden völlig unrichtigen Schluß: Niemand wird also, sagt er, ernstlichen Einwand erheben gegen die Ansicht, daß die Tracht des westlichen Alemanniens durch die burgundische Besitznahme unter Rudolf II (922) oder unter Bertold II (1097), wesentlich geändert, romanisirt worden sei, und daß man sowohl in der alemannischen Tracht, als in der verwandten silvischen, selbst wenn diese als die oberitalische nachgewiesen würde, die ursprüngliche der südgermanischen anerkennen müsse.

Aus einem tieferen geschichtlichen Studium ergibt sich, daß es unzulässig ist, die beiden Haupttrachten der Schweiz mit den Namen der burgundischen und der alemannischen zu bezeichnen und zu unterscheiden, die westliche eine romanisirte zu nennen, und in der östlichen oder der sogenannten alemannischen sowie in der, nicht mit dieser allein, sondern mit beiden verwandten, silvischen die ursprüngliche der südgermanischen Stämme zu finden. Vielmehr verhält sich die Sache so. Mit weit mehr innerer Wahrscheinlichkeit kann man die sogenannte burgundische Tracht die fränkische oder, allgemein genommen, die westgermanische, und die sogenannte alemannische die ostgermanische nennen. Die Frauentracht der piemontesischen Deutschen ist eine aus beiden gemischte, denn sie hat von der westgermanischen, außer dem romanischen Hut, das Kopftuch, die Halbstrümpfe, die scharlachrothen Strümpfe, die rothen Farben, die Zöpfe, den Gürtel, das weiße Kopftuch und

die weiße Schürze. Das Kopftuch, sowohl das weiße als das farbige, ist urfrisisch und urfränkisch. Die Frauentracht der bairischen Franken ist ebenfalls keine ungemischte. Das westgermanische Kopftuch und das mehr ostgermanische Mieder sind hier die Hauptbestandtheile der althergebrachten weiblichen Kleidung. Doch ist das Alt-Friesische auch bei diesen Franken vorherrschend, wie ich dort bemerkt. Die Röcke sind kurz, grün und von anderer Farbe, und am untersten Rande mit einer Schnür von abwechselnder Farbe besetzt, die Strümpfe weiß, das Mieder vorn offen, die Haube spitz, das Tuch um den Kopf gemeiniglich roth und vorn oben, wie bei uns Frisen, in Schleifen gebunden. Die rothen Kopftücher sind meistens blaugestreift. Auch im Hause werden die Tücher und Hauben getragen. Manche tragen ihre rothen Kopftücher wie auf der nordfrisischen Insel Silt. Einige hatten, außer ihrem rothen Kopftuche, eine spitze schwarze Haube auf, von welcher schwarze Schleifen hinten lang herabhingen, und trugen ein rothes Mieder. Auch sah ich unweit Hardheim Frauenspersonen auf dem Felde mit weißen Tüchern um den Kopf, die so gebunden waren, wie auf Silt und in der rheinischen Pfalz, wo, wie im nördlichen Würtemberg, viel fränkisches Blut sich findet. In anderen Gegenden Deutschlands habe ich nirgends so viel frisische Verwandtschaft in Kleidung und Bauart gefunden, als im bairischen Franken.. Die Franken waren ein Hauptvolk der Westgermanen, das heißt der demokratischen Völker Germaniens, welche die Freiheit über alles hielten. Sie trugen die frisischen Heimen von der Nordsee her den ganzen Rhein hinauf bis an die Schweiz und den Neckar und Main hinauf. Diese Heimen sind unsere Wegweiser auf den verdunkelten Wegen der großen westgermanischen Völkerwanderung. Kein anderes Volk hat Heimen gekannt, als die Frisen und Franken. Fast alle Rheinlande auf beiden Seiten des Stromes und die Nordhälften von Baden, Würtemberg und Baiern kennen die Heimen und lieben sie noch, auch das ganze Elsaß. Badens und Würtembergs Nordseite gehörte zum alten Franken, und wenn auch der Name verschwunden ist, so ist doch ein starker fränkischer Kern in der Bevölkerung zurückgeblieben. Auf dem europäischen Festlande haben von jeher seit der großen Völkerwande-

rung die Franken die größte Macht auf die Völker geübt. Alles in Gallien mußte sich beugen vor dem Gründer Frankreichs, alle Ostgermanen im Süden und im Osten, die Gothen und Burgunder. Ihre Nationalität ward bald erdrückt von dem fränkischen Uebergewicht, alles mußte fränkisch werden, auch die Sprache, Tracht und Sitte in der Osthälfte des Frankenreichs. Aus dem Elsaß drang das fränkische Leben in vielfachen Gestaltungen in die Westhälfte der damals keltisch-romanischen Schweiz, und von der Seine her durch Burgund und über die Alpen in die Westseite des longobardischen Landes, das jetzige Fürstenthum Piemont, und schuf hier das Gemisch eines ostgermanischen und westgermanischen Volkselements. Aber in der Sprache der Deutschen Piemonts am Monte Rosa ward der fränkische Geist und Stoff bei weitem vorwaltend. Die germanische Bevölkerung der Osthälfte des jetzigen Deutschlands, dessen Gründer vom fränkischen Volksstamme war, war zu und nach den Zeiten der großen Volkswanderung vorzugsweise eine ostgermanische oder skandinavische und schon von den Tagen des Kaisers Tiberius an. Der Verfasser der Germania zählt die germanischen Völker einzeln von Süden her in zwei nördlichen Richtungen auf, zuerst die Westgermanen, die er vorzugsweise die Germanen nennt, vom Main an nordwärts bis zum Ausfluß der Elbe, und dann die sogenannten Schwaben oder Swewen von der Donau an nordwärts bis tief in Skandinavien hinauf. Von den letzteren sagt er im 38. Capitel im Allgemeinen Folgendes:

„Jetzt ist von den Swewen zu sprechen, die nicht wie die Chatten und Teucterer aus Einer Völkerschaft bestehen; denn sie haben die größere Hälfte Germaniens inne und sind noch unter eigenen Stämmen und Namen gesondert, obwohl sie insgesammt Swewen heißen. Das Kennzeichen des Volkes ist, daß sie ihr Haar schief (schräg) kämmen und in einen Knoten knüpfen. So werden die Swewen von den andern Germanen, so die freien Swewen von den Knechten unterschieden. Bei andern Völkern geschieht dieß selten und in der Jugend, sei es in Folge einiger Verwandtschaft mit Swewen, oder, was oft geschieht, aus Nachahmung; bei den Swewen trägt man bis zum grauen Alter das struppige Haar rückwärts und befestigt es oft allein auf dem

Scheitel. Ihre Fürsten haben es auch wohl zierlicher. Das ist Sorgfalt der Form; aber einer unschädlichen. Denn nicht, um zu lieben und geliebt zu werden, schmücken sie sich, sondern sie sind, wenn sie zum Kriege sollen, wie für die Augen der Feinde, zu einer gewissen Höhe und Schrecklichkeit aufgeputzt."

Die Römer waren schon vor unserer Zeitrechnung von Julius Cäsars Zeiten an mit Swewischen oder ostgermanischen Völkern in Berührung gekommen, waren genau bekannt mit allen schon im ersten Viertel des ersten christlichen Jahrhunderts zwischen den Donau-Quellen um Wien, nämlich nördlich von der Donau, seßhaften Swewen und kannten um diese Zeit auch schon die Gothen an der Ostsee, ein Volk von ostgermanischem oder skandinavischem Stamme. Damals im ersten Viertel des ersten Jahrhunderts herrschte Marobodus als König oder rex über die swewischen oder ostgermanischen Völker zwischen der Donau und der Nieder-Elbe. Der westlich von diesem Swewenreich liegende Theil Germaniens, das eigentliche Germanien oder Westgermanien, kannte keine Könige, sondern nur völlig demokratische Verfassungen. Seine Nordseite befehligte Arminius als Feldherr, nicht als Landesherr, im Kampf gegen den Kaiser Tiberius und dessen Neffen sowohl als gegen den König der Swewen. Also besonders bekannt mußten die Römer mit den swewischen oder ostgermanischen Völkern im jetzigen Deutschland werden. Auf die Swewen oder Ostgermanen des Königs Marobodus und seiner Nachfolger im südwestlichen Deutschland folgten zunächst die Alemannen, welche allen Anzeigen nach auch Ostgermanen waren. Schon im 3. Jahrhundert wurden sie dort den Römern bekannt, und in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts hatten sie bereits das ganze heutige badische Land sammt Rheinhessen und Nassau in ihrer Gewalt und nebst dem Elsaß das ganze linke Rheinufer mit sieben Städten von Straßburg bis nach Mainz. Ihre damalige Südgrenze war der Bodensee. Im Jahre 357 wurden sie von zwei Fürsten oder Königen, Namens Chonodomarius und Agenarich, regiert. In Folge der unmittelbaren Nachbarschaft und der großen Ausdehnung dieses alemannischen Reichs erhielt das jetzige Deutschland bei Römern und Galliern den Namen Ale-

mania. Erst im Jahre 373 zogen die Burgunder, ein Volk skandinavischen oder ostgermanischen Stammes, 80,000 Mann stark, nach dem Rhein hinab (descenderunt) und gründeten unter Königen (reges) ihr Reich in Gallien nördlich und südlich von der Rhone. Das burgundische Reich grenzte im Süden an das westgothische Reich, dessen wichtigste Städte in Languedoc und der Provence Toulouse und Narbonne, Arles und Marseille waren, und an das Mittelmeer. Es ward vom Rhein, der Saone, der Rhone, dem Mittelmeer, den Alpen und der Schweiz begrenzt. Auch Avignon war burgundisch. Die Gründungszeit dieses burgundischen Reichs hebt mit dem Jahre 413 an. Auch die Stadt Langres war burgundisch. In der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts ward Burgund fränkisch, und ungefähr zur selben Zeit die Thüringer, deren Volksstamm gleichfalls den Ostgermanen angehörte, das Reich der Alemannen aber schon vor dem Beginn des 6. Jahrhunderts. Mitten inne zwischen ostgermanischen Gebieten, nämlich zwischen Alemannen und Schwaben einerseits und den Thüringern andrerseits, entstand in den Nordhälften der jetzigen Länder Baden, Würtemberg und Baiern die große fränkische Colonie Franken, und diese Colonie westgermanischer Art ist neben den Franken der Rheinlande für Süddeutschland gewesen, was das Frisengebiet für Norddeutschland. Von beiden aus ist der westgermanische Einfluß, diese größte Macht in der Weltgeschichte, auf die ostgermanischen Volksstämme im nördlichen und im südlichen Deutschland, unermeßlich gewesen.

Aus dem Gesagten erhellet, daß man weder die Bevölkerung noch die Tracht östlich von der von Albert Schott angegebenen Linie eine echt-germanische nennen darf, denn das echt-germanische Volkselement ist immer und ewig nur das westgermanische. Eben so wenig läßt sie sich ausnahmsweise die alemannische nennen, weil sowohl die alemannische als überhaupt die ostgermanische Menschheit Süddeutschlands seit der großen westgermanischen Völkerwanderung durch die westgermanischen Volksstämme eine nicht zu berechnende Veränderung und Umwandlung erlitten hat, wiewohl ich nicht leugnen will, daß die ostgermanische Tracht in einigen ihrer Hauptbestandtheile von jeher in einem

großen Theil der Osthälfte und des Mittelstrichs des jetzigen Deutschlands vorherrschend gewesen ist, auch in den Ländern des säxischen Volksstamms.

Ueber die Tracht der ostgermanischen Longobarden findet sich folgende merkwürdige Stelle bei Paul Warnefried (4,23). Die Longobarden-Königin Theudelinda von Baiern ließ sich bei Mailand ihr Lustschloß erbauen und drinnen etwas aus der longobardischen Geschichte in Gemälden darstellen. „Da kann man sehen," sagt Paul Warnefried, „wie die Longobarden zu jenen Zeiten frisirt waren, wie sie gekleidet gingen und wie sie aussahen. Der Kopf war vom Scheitel bis zum Nacken kahl rasirt, das Haar hing vorne lang herab und war an der Stirn gescheitelt. Sie trugen, wie die Saxen Englands, lose leinene Kleider, die mit breiten vielfarbigen Einsätzen verziert waren. Ihre Schuhe waren bis an die Zehen fast offen und von beiden Seiten mit Riemen genestelt (zusammengeschnürt). Erst nachher kamen die Hosen bei ihnen in Gebrauch." Also die Hosen kamen bei diesen Nordländern später in Gebrauch, als der lose Linnenkittel oder das wallende Kleid. Das ist auffallend. So muß ja das lose Gewand die ursprüngliche heimathliche Kleidung der Longobarden gewesen sein. Und die Longobarden waren nur erst 32 Jahre in Italien gewesen, als Theudelinda die regierende Königin Wittwe des longobardischen Reichs ward. Ferner haben sie auch früher keine Hosen getragen, wenn dieselben erst später bei ihnen aufgekommen sind. Nach diesem Beispiel ist Schott's Bezeichnung der weiten und weichlichen burgundischen Tracht als eine romanische nicht die richtige. Das Wort Hosen ist ein ursprünglich frisisches Wort und bedeutet Strümpfe, nämlich Halbstrümpfe, die bei den Frisen ungefähr bis zu den Knöcheln hinabreichten. Durch die Frisen kam das Wort Hôs oder Hos (breitenglisch hose — noch in England gebräuchlich in hosier, Strumpfhändler) nach England, und durch die frisischen Franken das fransche durch galische Aussprache etwas entstellte Wort chausse, d. i. Strumpf, nach Frankreich. Hose heißt also von Anfang an nicht Beinkleid, sondern Strumpf, oder eigentlich Halbstrumpf. Beinkleider heißen Brekken, welches ebenfalls ein urfrisisches Wort ist, noch jetzt bei den Frisen so, und bei den Engländern

breeches, was bei römischen Schriftstellern braccae geschrieben ist. Das alte fransche houseaux, eine Art Kamaschen, ist der Form und ursprünglichen Bedeutung nach unser Wort Hosen, das heißt Strümpfe. Das Wort chausson (mit der Diminutivendung on) heißt Socke, eigentlich Strümpfchen oder Höschen. Der Frank von Francien legte sich große Strümpfe in der ursprünglichen Halbstrumpfform als Beinkleider an und nannte sie chausses, das heißt Hosen, und alle eigentlichen Deutschen ahmten ihm darin nach und nannten ihre Beinkleider gleichfalls Hosen, doch bei beiden Völkern war es kein Wechsel der Sache, sondern nur des Namens. Denn die germanischen Beinkleider sind so alt als die germanischen Völker. So verloren also die Strümpfe ihren alten ehrwürdigen Namen. Auch das urfrisische Bealt, d. i. Gürtel, heißt auf englisch belt. In Nordengland und namentlich am Tyne heißt das dicke Oberkleid der Seeleute pea und pee-jacket, auf den nordfrisischen Eilanden ist der Pei das weibliche Oberkleid, welches aus Einem Stück besteht, wo also Mieder und Rock vereinigt sind, und auf holländisch bezeichnet pij grobes Tuch. Das Fußkleid, die Socke (englisch sock, nordfrisisch Saak) ist gleichfalls die Benennung eines urgermanischen Kleidungsstücks. Das aus Küttel und Kürtel verstümmelte deutsche Wort Kittel, war noch bis zu Anfange unseres Jahrhunderts der uralte Name für das weibliche und männliche Oberkleid der Nordfrisen und zwar in der Form Kortel. Die Engländer nennen seit der Gründungszeit Englands ihre Kleidärmel mit dem urfrisischen Namen sleeves (nordfrisisch Sliawen), und die Nordengländer unterscheiden noch jetzt, wie die Nordfrisen, zwischen dem männlichen und weiblichen Hemd, und nennen jenes shirt (nordfrisisch Schürt) und dieses smock (nordfrisisch Smaak). Alle Ostgermanen und Westgermanen, die nicht untergingen in der romanischen oder keltischen Nationalität, gebrauchen noch den gemeinschaftlichen Urnamen für die ursprünglichste germanische Fußbedeckung, den Schuh, der nach seiner ältesten Form oben genestelt war. Die piemontesischen Deutschen nennen Strumpf hoso und Beinkleid oder unsere jetzige Hose brucch, welches Wort aber ja nicht von brechen abgeleitet werden darf, wie das frisische Brek (Hose) und breghan (d. i. brechen) zeigt, welche Formen

älter als alle andern deutschen sind. „Die Hoso (oder der Strumpf) der Silvier reicht, wie die tyrolische, vom Knie bis zum Knöchel; das Beinkleid heißt bruech. Diese Trennung scheint nicht die urgermanische zu sein, wenigstens gaben schon die Römer unsern Vorfahren als unterscheidende Tracht das lange Beinkleid.“ Diese Worte Albert Schotts enthalten einen großen Irrthum. Drum grade diese Trennung ist die urgermanische. Der Strumpf oder die Hose ging vom Knie bis zum Knöchel und das Beinkleid oder die Brek (breech), welche wir jetzt die kurze Hose nennen, reichte oben unter die Knie hinab. Noch heißt Brek auf frisisch die kurze Hose und Boks die lange, ebenso breeches auf englisch die kurzen Hosen und trousers die langen. Es kommt darauf an, was für Germanen es waren, an welchen Römer das lange Beinkleid sahen. Einer der wesentlichsten Unterschiede der germanischen Frauenkleidung, besonders in früheren Zeiten, ist die Getrenntheit und Ungetrenntheit des Leibstücks von dem Rock oder das aus zwei Theilen und aus einem Theil bestehende Kleid. Der ausschließliche Gebrauch der ersteren Art ist unzweifelhaft der ursprünglich ostgermanische und der der letzteren der westgermanische. Selbst das moderne Damenkleid ist der westgermanischen weiblichen Tracht entstammt und zwar von jeher aus Frankreich, dem Reich der westgermanischen Franken. Das von dem Rock getrennte Mieder oder Wamms ist in der ganzen Osthälfte Deutschlands und im ganzen Skandinavien noch stets die allgemein herrschende ländliche Frauenzimmertracht, in der Westhälfte Germaniens aber ist diese Tracht nicht die vorherrschende, denn bei den Friesen wenigstens ist noch immer die echt-westgermanische überall der Landessitte gemäß. Da sich nun bei den Friesen, wie leicht zu erachten ist, noch jetzt die ursprünglichsten Formen der weiblichen Kleidung Germaniens erhalten haben, so lohnt es sich der Mühe, dieselben zur Vergleichung mit der silvischen Tracht und zur Berichtigung der Ansichten Albert Schotts über die sogenannte burgundische und die sogenannte alemannische Tracht etwas näher ins Auge zu fassen, und so wird man alsbald erkennen, daß er ganz im Irrthum ist, wenn er sagt: „Es lohnt sich wohl der Mühe, an die Grundzüge der silvischen Frauentracht den Maßstab der alt-germanischen zu legen, indem

sich ohne Zweifel darthun läßt, daß sie von derselben, wenigstens was die der südgermanischen Stämme betrifft, im Wesentlichen nicht verschieden ist." Es ist Schade, daß dieser Forscher nicht befähigt war, den Unterschied zwischen westgermanischer und ostgermanischer Art zu fassen. Doch diese Entdeckung in der Geschichte der Völker ist vor mir von keinem gemacht worden. Und wenn man sich auch sträuben will gegen diese neue Lehre, so wird man dennoch genöthigt werden, sie anzunehmen. Ich habe hier noch hinzuzufügen, daß ein Hauptbestandtheil der alten frisischen Männertracht, nämlich das Außenkleid der Landleute sowohl als Seeleute, nicht wie die spätere Jacke ein kurzes war, sondern ein langes und ungetrenntes und so weit hinabreichte als die weiblichen Röcke, das will sagen ungefähr bis an die Knie.

Die alte Frauentracht der Frisen nördlich von der Elbe.

Der Stoff der alten, so eigenthümlichen und malerischen als kostbaren frisischen Tracht, die von dem einstigen Wohlstande des Volkes zeugte, war grundecht, und hell und fröhlich die Farben. Doch so wie der Mensch unechter und trüber und finstrer ward, ward sein Kleid es auch. Alles hat sich jetzt in Dunkelheit gesteckt, welche besser das ärmliche Leben verbirgt. Welche jetzt noch die hellen Farben tragen, gehören nicht mehr zum Volk. Auf unsern nordfrisischen Inseln, wo ich geboren und erzogen bin, ist noch ein Ueberbleibsel von echtfrisischer Tracht vorhanden, auf der einen Insel mehr, auf der andern weniger. Die jetzige Frauentracht auf Silt ist meist unfrisisch, etwa das weiße Tuch um den Kopf ausgenommen, die auf Föhr und Amram am ursprünglichsten, dann die Tracht der frisischen Halligen. Aber die echte alte war ganz anders. Ihre vorwaltenden Farben waren roth, blau und weiß. Sie ward noch auf Amram getragen das ganze erste Viertel unsres Jahrhunderts, und diese äußerste Insel der Frisen war die letzte, wo sie getragen ward.

Das oberste Kleidungsstück der weiblichen Tracht der Nordfrisen war die Haube (Hüw), welche kreisförmig ist und noch von verheiratheten Frauen getragen wird, und deren Hälfte, in Halbmondform,

aus feinem scharlachrothem Tuch besteht. Sie ist das Zeichen der Ehefrau Früher trug man auf Amram und auf Föhr nur die Haube, deren Hinterhälfte roth und deren Vorderhälfte gestickt war. Sie kostete gewöhnlich 1½ preuß. Thaler und mehr. Die Mädchen, natürlich ohne Haube gehend, trugen geflochtenes Haar, welches in zwei langen Zöpfen hinten herabhing und unter dem Gürtel, den auch sie trugen, befestigt war. Die frisische Haube ist das runde Käppchen der Gressoneyerin, und die herabhangenden langen mit einem rothen Bändchen durchflochtenen Zöpfe der frisischen Jungfrau, die unten einen Halbring bilden, sind denen der Gressoneyerin nah verwandt. Derselbe Haarputz ist der der Bauerntracht in der westlichen Schweiz oder der von Albert Schott mit Unrecht burgundisch genannte Haarputz, den ich mit mehr Grund den fränkischen und frisischen oder überhaupt den westgermanischen nennen darf. Jetzt windet auch das nordfrisische Mädchen, die einst nach uralter Sitte ihre schönen langen Flechten sehen ließ, eben so wie die Haslerin bei den Quellen der Aar ihre Zöpfe um den Kopf, die früher gleichfalls lange Zöpfe trug.

Vor reichlich 100 Jahren strandete bei Amram ein Linnenschiff. Man sagt, das weiße Kopftuch, welches den ganzen Kopf bedeckte, sei erst dann recht allgemein in Gebrauch gekommen, obwohl es ein uraltes friesisches Kleidungsstück ist. Die Schleifen dieses Kopftuchs, welches Haadskūdj heißt, waren vorn auf dem Kopf aufgebunden, ging man aber zur Kirche, so mußten sie vorn an den Seiten des Kopfs herunterhangen. Ueber dem Haadskūdj, welches immer weiß war, war ein Tuch von allerlei Farben gebunden, doch so, daß ein Streifen oder eine Kante vom Haadskūdj unter dem Tuch heraussstand. Nachdem das weiße Kopfgewand abgeschafft worden, trägt man jetzt in und außer dem Hause ein Tuch um den Kopf, dessen lange Schleifen vorn zierlich befestigt sind. Das Haar am Hinterkopf mit den aufgewundenen Zöpfen ist bei jungen Mädchen zu sehen, bei Frauen nur die Haube unter dem Tuch. Auf Silt, Föhr und Amram war auch einst ein besondrer Kopfputz gebräuchlich, nämlich der hochstehende mit sogenannten Flitter-Knöpfen (Fleddern-Knaaper). Dieser Kopfputz gehörte zum Prachtkleide und ward nicht oft gebraucht. Seine Höhe

auf dem Kopfe war etwa 1 Fuß und seine Breite $\frac{1}{2}$ Fuß, er war wie eine umgekehrte Pyramide geformt, die Vorderseite bestand aus schwarzem Sammet, oben herum waren etwa neun Eiformen angebracht, unten auch Silberzier und silberne Nadeln im Haar zur Befestigung. Zu diesem Kopfputz ward der rothe Kittel (Kortel) mit sehr hübschem Obertheil getragen und mit prächtigem Silberschmuck vorne. Bis eben unter dem Knie reichte dieser Kortel, und die rothen Strümpfe darunter zeugten, wie die ganze Tracht von ihrem sehr alten Ursprung. Die sehr weiten scharlachrothen Aermel des Kortels reichten nur bis eben über den Ellenbogen.

Die alten Frisinnen gingen ohne Halstuch, und ihre Strümpfe waren noch vor 80 oder 100 Jahren grün oder roth, danach wurden sie schwarz bei rothen Strumpfbändern, und jetzt sind sie schwarz oder schwarzblau. Die Strümpfe waren nur Halbstrümpfe oder Wadenkleider, die kaum bis zum Knöchel reichten. Die Füße waren entweder bloß oder mit weißen Socken bekleidet, welche den unteren Rand der Halbstrümpfe bedeckten. Eine ganz eigne Fußbedeckung, kwethat Saaken genannt (e in kwethat sprich kurz und th mit dem Urlaut, d. h. wie im Englischen), bei welcher die weißen Socken und die Schuhe, die unten mit hohen Absätzen und oben mit Riemen und eigenthümlichem Zierrath, aber nicht mit Schnallen versehen waren, aus einem einzigen Stück bestanden, trugen Bräute, Kirchgängerinnen u. s. w. zum gefalteten Oberhemd (Smaak) und zum Schafpelz (Schist).

Der Pei mit Falten (Lesen), dessen Aermel (Sliawen) bis zu den Händen reichten, wo sie eine hellblaue Schnur und silberne oder zinnerne Knöpfe hatten, war ein dunkelblaues tuchenes Kleid aus Einem Stück, also ohne Mieder, und ging nicht weiter als ungefähr bis zu den Waden. Vorn stand er offen und hatte an der rechten Seite dieser Oeffnung eine Reihe silberne oder zinnerne Knöpfe, und die Ränder dieser dreieckigen Oeffnung waren mit einer Schnur eingefaßt. Sie ward von dem Busentuch (Bösemskúdj) ausgefüllt, dessen älteste Farbe die weiße war. Hernach bestand es aus allerlei Farben. Das weiße Busentuch hatte rothe und schwarze Querstreifen von Seide. Darüber hing Sonntags eine silberne Kette. Jetzt braucht man statt des

Busentuchs den Brustlappen (Brastlap), früher brocaden, jetzt von Atlas mit Blumen, was sich unter dem Silber auch hübsch ausnimmt. Zu diesem Pei mußte beides an Werk- und Sonntagen der rothe Kortel, ein ungetrenntes Oberkleid, welches bis etwas über die Hüfte hinabging, getragen werden, dessen Aermel — und nur die Aermel — roth und sehr weit waren, dessen andere Theile aber schwarz. Die Aermel des Kortels reichten nicht so weit am Arm, als die des Pei's. Auf dem Rücken war ein schmaler, höchstens 4 Zoll breiter, perpendiculär gehender und fein gefältelter schwarzer Strich, woran die rothen Aermel befestigt waren, die man oft aus Amsterdam erhielt. Das Untertheil des Kortels, welches von eigengemachtem Zeug bestand, hatte gleichfalls Falten ringsum. Um diesen rothen Kortel ging der rothe Gürtel (Bealt), welcher drinnen mit einer Schnalle befestigt war. An seinem Ende war das Obertheil des Gürtels, welches so über das Untertheil hinhing, mit einer silbernen Kette an silbernen Knöpfen befestigt. So war es sonntäglich. Bei dieser Tracht trug man eine weiße Schürze, mit einem bunten, nämlich rothweißen oder auch rothschwarzen Bande ringsum, und die Schnüren dieser Bandschleifen hingen hinten so weit herab, als der Kortel ging. Dabei wurden weiße Socken und Schuhe mit Schnallen getragen. Nur allein Bräute trugen den rothen Kortel mit dem weißen Oberhemd (Smaak).

Der blaue Kortel war gemacht wie der rothe, war aber nur einfarbig, nämlich dunkelblau. Er ward nicht mit dem Pei getragen, sondern nur zum Schafpelz (Schist) und zum Smaak.

Der Smaak oder das Ober- oder Außenhemd war weiß, von feinem Linnen, steif gestärkt und nah und fein gefältelt. Es gab zwei Arten Smaakar — a lesat (der gefältelte) und a heamat (der gesäumte) — beide gestärkt und gefältelt. Jener allein hatte einen Apsliak (Aufschlag) oben über dem Knie — weshalb er auch a apsliakat (der mit einem Aufschlag) hieß, und der Kortel reichte bis zum Aufschlag. Das gesäumte Außenhemd hatte keinen Aufschlag. Zu diesem gesäumten gingen 12 Ellen Linnen, zu dem gefältelten 14 Ellen. Beide reichten so weit hinunter als der Pei, oder ein wenig weiter, und waren gefältelt ringsum. Der Pei war unter dem Smaak. Bräute trugen ein

Apskörtlis (Aufschürzeband), das ist eine sehr lange, in langen Schleifen leicht geschlungene, mit Perlen gestickte und mit Quasten, Perlen und Fransen versehene bunte Borte, an der rechten Seite unter dem messingenen Gürtel, woran es befestigt war. Es reichte so weit nach unten als der Smaak. Beim Smaak ward nie das rothe Bealt gebraucht, sondern immer das blanke, das ist der Gürtel von Messing. Der blanke Gürtel mit dem Smaak und dem blauen Kortel ward nur beim Communiciren, bei Kindtaufen, beim Gevatterstehen, oder auch bei Trauer getragen. Bräute hatten den rothen Kortel, den Smaak und den blanken Gürtel an. Früher verheirathet gewesene Bräute brauchten das Apskörtlis nicht. Ein ähnliches Apskörtlis wird noch jetzt gebraucht, doch nur bei Kindtaufen, der eine leiht es dem andern, das Kind wird damit umwunden. Die Hochzeitbitterinnen trugen den rothen Kortel, den blanken Gürtel, und eine hinten in zwei Schleifen geknüpfte breite rothe Schnur, welche Schleifen so weit herabhingen, als der Kortel reichte, an jedem Ende der Schnur aber war in einem silbernen Ring eine große silberne Nadel befestigt, welche ebenfalls hinten mit herabhingen. Sonntags ward immer der blanke Gürtel geputzt und geglättet.

Der Schist oder Schafpelz, aus Schaffellen gemacht — alle Wolle noch daran, und die kahle Seite nach außen —, war weiß und so weit, daß daraus zwei Schist-Peier gemacht werden konnten. Die Aermel waren ungefähr so weit als die des Kortels. Vorn war eine unten vor der Brust rund zulaufende und nur so weite Oeffnung, daß der Kopf eben durchkonnte, und rings um dieselbe herum ging das Skenke (Fellchen), welches aus feinem Lammfell bestand, auf dessen Oberfläche ganz kurze zarte Wolle saß, das Innere aber war mit Heede ausgestopft. Der ganze Schist, auch die Aermel, war von Schaffell. Der etwa ½ Fuß breite und zierlich gestickte Rücken, bestand aus sehr feinem rothen Leder (Saffian). Die Stickerei waren Bäume, Rosen und allerlei Dinge. Der gestickte Saffian reichte bis zum Kreuz, dann kamen große weite Falten, der Schist ging bis an die Waden, und unter dem Schist war der Pei. Der unterste Rand des Schists war mit einem Streifen ausländischen Pelzwerks umgürtet, dessen Haar

sehr fein, kurz und glatt war. Bei Communion, Leichen und Kindtaufen ward Schist, blau Kortel und blank Bealt getragen. Alte Leute gingen auch wohl ohne Kortel, im Schist zur Kirche, dann ward das rothe Bealt getragen. Der schneeweiße Schist mit hübschen Falten und zartem Pelzwerkrand schimmerte fern in seinem Saffianstaat. Auf der Beichtbank konnten dann nur 7 Frauenzimmer zugleich knien, so breit waren sie, jetzt können 10 bis 12. Die Schaffelle zu Schistern gerbte man selbst.

Vom Schist-Pei bestand nur die Unterhälfte aus Schaffellen, doch waren beide Hälften vereinigt, nicht aus zwei Theilen für sich bestehend, denn diese Ungetrenntheit, Länge, Weite und Fülle war von jeher eine Eigenschaft der westgermanischen Tracht. Er hatte keinen Saffianrücken mit Zierrath.

Bräute hatten immer rothe Handschuhe zur Kirche an, auch andre thaten dies. Man trug auch andere Handschuhe, schierweiße lederne mit außerordentlich feinen rothen und grünen Stickereien vielfach verziert.

Die Männer trugen den Körtelk (kleinen Kortel) mit einer Reihe Knöpfe und großen Seitentaschen, und den dreieckigen Hut, die Knaben den Binj-Schist, das ist eine Jacke von Schaffell, und kurze Hose von demselben Stoff.

Jetzt sehen die nordfrisischen Frauenzimmer dunkel aus in ihrer dunkeln Kleidung. Sie haben den Pei noch und die Haube und die Silberkette und die Schürze, das Helle und Kostbare ist weg. Von der Kopftracht ist nur ein Tuch und die Haube geblieben. Die Umwandlung ging in unserm Jahrhundert reißend schnell. Jetzt reichen die Außenkleider der Frisinnen bis zu den Füßen.

Jedes Kind kriegte gleich nach der Geburt ein Häubchen (Höfk) von feinem Linnen auf, ein von schwarzem feinem Tuch gemachtes Kreuz war oben auf dem Häubchen, und unten um die Stirn wurden die Bändchen des Häubchens (Höfkbeanker) eisenfest umgewunden — so fest und nicht anders mußte es sein. Man sagte, solche, welche seekrank wären, hätten die Bändchen nicht fest genug umgehabt. Es waren der Bändchen zwei, ein rothes und ein gelbes, das rothe unten.

Die alte Sitte hat aufgehört. Zu Nacht trugen wir Kinder unser Uelken um den Kopf. Auch diese Sitte nahm ein Ende.

Holländer und Holländerinnen tragen schon längst moderne Tracht, aber die Nordholländerinnen noch das westgermanische goldne Stirnband. Die Westfrisinnen und Groningerländerinnen kleiden sich noch ungefähr nach altfrisischer oder westgermanischer Weise. Ihre breite Goldhaube ist die schönste weibliche Kopftracht. Ihre Außenkleider sind lang, das oberste kürzer und aus einem Stück, wie der alte frisische Kortel.

Die Tracht der Propsteierinnen östlich von Kiel ist eine ächt westgermanische und zwar nordfrisische. Sie würden in der Schweiz für Schweizerinnen gelten können. Schon 700 Jahr haben sich diese eingewanderten Frisen ihre Tracht hier bewahrt. Sie haben das Kopftuch, auch das weiße, die langen herabhängenden Zöpfe und das ungetrennte Kleid.

Die Tracht der Ostenfelderinnen bei Husum, an welcher Roth und Weiß die Hauptfarben sind, ist gleichfalls eine frisische. Das Hauptkleid ist ungetrennt. Der Rock, der an den Hüften beginnt und hier befestigt wird, und worüber dann das Wamms von oben herabreicht und zwar so, daß der oberste Rand des Rocks oben bedeckt wird, ist nicht frisisch, nicht westgermanisch, sondern ostgermanisch und skandinavisch. Auch die Ostenfelderinnen, die diesen Rock nicht kennen, tragen das weiße Kopftuch.

Die Tracht der Vierländerinnen bei Hamburg ist nicht sehr schön, aber dennoch eben so gewiß eine frisische, als das vierländische Angesicht und dessen Bildung, Blick und Farbe frisisch ist. Der Rock, der vom Hals bis eben unter dem Knie reicht, ist auf westgermanische Weise ungetrennt und stark gefältelt. Der Gurt freilich ist unter den Hüften, was das weibliche Geschlecht der Vierlande eben so arg entstellt, als dieselbe Gewohnheit die schönen Weiber von Fobello im Piemontesischen. Sie tragen lang herabhangende Haarflechten.

Die Tracht der Blankeneserinnen, eine starke Meile westlich von Hamburg, ist keine westgermanische. Wamms und Rock sind getrennt. Die Farben daran sind die vorherrschenden ostgermanischen. Auch die

nach hinten gebogene spitze Haube mit dem Linnenstreifen vorne um den Kopf sieht ostgermanisch oder skandinavisch aus. Solche Hauben sind nie westgermanische Sitte gewesen. Ich habe diese Haube auch zu Mönchguth auf Rügen gefunden, wo eine skandinavische Kolonie wohnt. Die Blankeneserinnen haben den schwäbischen Haarputz, das von allen Seiten aufgestrichene Haar.

Der Rock der frisischen Helgoländerinnen oder Heiligländerinnen ist gleichfalls westgermanischer Art und an den Hüften ungetrennt. Seine Farbe ist roth, und sein unterster Rand mit einer grauen Schnur besäumt. Die Hemdärmel der Vierländerinnen und Propsteierinnen sind denen der Schweizerinnen und Silvierinnen sehr ähnlich.

Das Kopftuch der Italienerinnen, das Kopftuch der Französinnen, das Kopftuch der Frauenzimmer Frankens, das Kopftuch der Silvierinnen, besonders in Issime und Gressoney, welches theils weiß, theils vielfarbig ist, deren schöne weiße gefältelte Hemdärmel und deren Halbstrümpfe, welche Hosen heißen, ferner das runde Käppchen auf dem Kopf der Gressoneyerinnen und deren lange Haarzöpfe, die scharlachrothen Strümpfe im Lysthal und im Eringerthal in Nieder-Wallis, und endlich die herabhängenden Haarflechten, das ungetrennte vom Hals bis ungefähr zur Wade reichende Kleid, dessen Obertheil nicht für sich abgelegt werden kann, und die nur bis zum Knöchel reichenden Strümpfe der Schweizerinnen in der Westhälfte der Schweiz, alles dieses gehört zur ursprünglichen westgermanischen, sei es fränkischen oder frisischen, Frauentracht.

Hingegen der bis an die Knöchel reichende und nicht weiter als eben über die Hüften gehende Rock der Silvierin, ihr vom Rock getrenntes Oberkleid oder Mieder und ihr von allen Seiten aufgestrichenes Haar, besonders aber die Kleidung von Alagna, Rima und Rimella, die von Longobarden oder Gothen stammen mag, endlich die ganzen Strümpfe der sogenannten Alemannin, deren hohe Spitzenhaube und langer Rock, der etwas oberhalb der Hüfte vom Wamms getrennt ist, diese Eigenthümlichkeiten der sogenannten alemannischen Frauentracht gehören der ostgermanischen Menschheit an.

Die vorstehenden Bemerkungen können hinreichend sein zur Auf-

klärung und Berichtigung der bisherigen Ansichten deutscher Forscher über die weiblichen Trachten der südlichen Deutschen, und meine Untersuchung wendet sich jetzt zur Bauart der Silvier am Monte Rosa.

Albert Schott sagt richtig genug, daß nächst der Sprache nichts so sehr für ihren deutschen Ursprung zeugt, als die Bauart ihrer Häuser. Noch richtiger wäre seine Behauptung gewesen, wenn er statt des Ausdrucks deutsch, den Ausdruck germanisch gebraucht hätte. Zweierlei bemerkt er, kommt hier in Betracht: Das Verhältniß der Gebäude zu einander und der Styl des einzelnen Hauses. Die Frisen haben Städte von jeher gehaßt. So waren einst alle Germanen, vorzugsweise die freiheitsliebenden Westgermanen. Ueber die alte germanische Bauart und Wohnart gibt der Verfasser der Germania im 16ten Kapitel folgende ärmliche Auskunft:

„Daß die germanischen Völker gar nicht in Städten wohnen, nicht einmal an einander gebaute Häuser dulden, ist bekannt genug. Sie wohnen abgesondert und in verschiedenen Richtungen, je nach dem ihnen ein Quellwasser oder Flachland oder Gehölz gefallen hat. Sie legen ihre Dörfer nicht in unsrer Weise an, mit zusammenhängenden Häuserreihen, sondern jeder umgibt sein Haus mit einem freien Platz sei dies nun als Hemmmittel gegen Feuersnoth, oder aus Unkunde in der Baukunst. Nicht einmal Bruchsteine und Ziegel sind bei ihnen im Gebrauch. Sie bedienen sich überall eines unförmlichen Materials, ohne Rücksicht auf Ansehnlichkeit und Anmuth. Gewisse Stellen bestreichen sie mit Erde, die so rein und glänzend ist, daß sie wie Malerei und Farbenzüge aussieht. Sie pflegen auch Höhlen unter der Erde zu machen und beladen dieselben oben stark mit Mist, zur Winterzuflucht und Niederlage für ihre Früchte, weil sie durch solche Orte die Strenge der Kälte mildern, und wenn einmal der Feind kommt, verheert er was vor Augen ist, das Verborgne und Vergrabene aber kommt nicht zur Kunde, oder täuscht eben dadurch, weil man es suchen muß."

Ich denke, man wird an dieser meiner Uebersetzung nichts auszusetzen haben. Auf dieses Kapitel gründet Justus Möser (und Tausende haben ihm nachgesprochen) seine Irrlehre, unsre Vorfahren in jener

Zeit des Verfassers der Germania hätten durchgehends einzelne Höfe bewohnt, wie etwa in Westfalen, Holstein, Dithmarschen und vielen andern Orten mehr. Von einem solchen Wohnen ist in dem erwähnten Kapitel keine Spur. Die Germanen wohnen an Quellwassern, Wiesenebnen oder Wäldern in Dörfern, deren Häuser (mit Strohdach — denn Ziegel kennen sie nicht) alle von einander getrennt stehen. Mehr sagt der Verfasser der Germania nicht, und so wohnen noch jetzt vorzugsweise alle Westgermanen, besonders die an Marschflächen wohnenden Frisen und selbst viele Frisen in der Marsch selbst. Das gesellige Wohnen ist hauptsächlich westgermanische Sitte von jeher, der Ostgermane wohnt hingegen gar zu oft vereinzelt und einsam. Die Jüten, Dänen und alle Skandinavier und selbst die Menschen in der Osthälfte des jetzigen Deutschlands haben einen Hang, vereinzelt zu wohnen. Es ist der Hang der mehr nomadischen Völker Germaniens zu den Zeiten der großen Völkerwanderung. Das ist der Maßstab, der an die Art der Wohnorte und die herrschende Häuser-Bauart deutscher Völker angelegt werden muß. Das römische Abendland fiel nicht zusammen durch ostgermanische Völker, sondern durch die Westgermanen. Die ostgermanischen Stämme waren Jahrhunderte nomadische Völker ohne dauernde Wohnorte, ehe sie sich fest niederließen als Nomaden im sinkenden Römerreich. Die Westgermanen waren keine solche Nomadenhorden, sondern sie kamen, als sie Wandervölker wurden, aus festen Sitzen und ließen sich bald auf immer in festen Wohnorten nieder. So thaten die Frisen, Angeln, Franken und Saxen. Dieser große Unterschied der Westgermanen von den Ostgermanen thut sich überall bis auf diesen Tag in der Südhälfte Deutschlands und soweit die Germanen gedrungen sind, auf eine merkwürdige Weise in der Häuser-Bauart kund. Die beiden großen Gegensätze derselben sind der Charakter des Weilens und des Wandelns, der festen Ansiedelung und des nomadischen Lebens. Jenes ist der westgermanische, dieser der ostgermanische. Die ostgermanischen Völker heißen beim Verfasser der Germania Swewen (Schwaben), und ihr Umherstreifen kannte Julius Cäsar schon. Die Swewen, Wandalen, Gothen, Alanen, Rüger, Burgunder, Longobarden (großentheils), Gepiden, Thüringer, Hermun-

duren, Marcomannen und Quaden, Alemannen, Heruler, Warner, Thurkelingen u. s. w. waren alle Ostgermanen oder von skandinavischer Art. Schon viele Eigennamen Einzelner aus diesen Völkern deuten ihren skandinavischen Ursprung an. Die ostgermanischen Völker heißen vermuthlich darum beim Verfasser der Germania Swewen oder Schwaben, weil die Römer zu allererst mit Swewen in Berührung kamen. Jene ostgermanischen Anführer zu den Zeiten der Völkerwanderungen kamen, wie man aus der Geschichte weiß, oft in vielen Jahren nicht unter Dach. Ihr Leben war ein kriegerisches Nomadenleben, wie es die Westgermanen nie gekannt haben. Im jetzigen Deutschland streiften sie fast ausschließlich in dessen Osthälfte umher, in der Westhälfte nur im südwestlichen Theil, und welche nicht nach Südeuropa zogen, siedelten sich endlich in der Osthälfte und auf der Südseite des jetzigen Deutschlands an. Von diesen Nomadenhorden stammt unzweifelhaft die Bauart, welche Albert Schott mit Unrecht vorzugsweise die deutsche nennt, da doch das eigentlich Deutsche das rein Fränkische ist. Der deutsche Mensch muß sich des großen Unterschiedes zwischen Ostgermanisch und Westgermanisch bewußt werden, ehe er einsehen kann, daß das nach dieser Bauart erbaute Haus in Deutschland, nicht, wie Albert Schott thut, ausnahmsweise das deutsche Haus genannt werden darf.

In dem Abschnitt über die Bauart der Silvier macht folgendes den Kern der Forschung aus, die jedoch ohne die rechte Beleuchtung an und für sich wenig Werth haben kann. Neues Wissen, das kein Licht verbreitet, hat wenig Werth.

Zu den Stämmen, die sich mehr zum gesonderten Wohnen hinneigten, scheint auch der alemannische gehört zu haben, sagt Albert Schott, während die Ursache ihm dunkel geblieben, der Hang des ostgermanischen Menschen. Ohnehin empfiehlt sich ein solches Wohnen besonders da wo der Mensch vorzugsweise ein Hirtenleben führt, in unfruchtbaren Gebirgsgegenden, die im Verhältniß zu ihrem Flächenraum eine kleine Bevölkerung nähren. Aus den Sennhütten, die man auf entfernten Weideplätzen erbaut, werden nach und nach feste Wohnungen, weil man auf diese Weise viel Zeit erspart.

Wie in den meisten Gebirgsgegenden der deutschen Schweiz, so findet man auch in den deutschen Gemeinden um den Monte Rosa, mit einziger Ausnahme von Rima, die Häuser über die ganze Markung der Gemeinde verstreut. Die Weiler hier sind jünger als die um die Kirche gebildete Hauptgruppe und tragen nicht wie diese in der Regel fremde, sondern deutsche (germanische) Namen. In Gressoney führt ein solcher Weiler die Benennung Dorf, in Macugnaga Ausdorf. Dieses Wort Dorf ist ursprünglich ein norddeutsches oder richtiger ein urfrisisches (Thorp, Tharp), welches der Frisenmarsch an der Nordsee eigenthümlich angehört. Dörfer und Heimen bezeichnen die Ursitze der freien Westgermanen. Weiler oder Dörfchen heißt auf Fransch mit dem urfränkischen nur etwas verstümmelten Namen hameau, welcher aus Hamel, das ist Heimchen, kleines Heim oder Ham, entstanden ist. Aus diesem Hamel machte sich der normannische Engländer mit einer doppelten Diminutivendung (nämlich el und et) sein hamlet zurecht. Dieses vereinzelte Wohnen nun, wie es auch bei piemontesischen Deutschen vorkommt, nennt Albert Schott wieder fälschlich „die deutsche Weise." In Rima stoßen die Häuser wie in Städten aneinander. Dies ist eben sowohl römische Sitte als die zusammenhängenden Häuserreihen unsrer Städte und Flecken. Das sogenannte alemannische gesonderte Wohnen, wovon oben gesprochen worden, bezeichnet nicht das urgermanische Wohnen in Dörfern, deren Häuser jedes durch seinen freien Platz, womit es umgeben ist, von einander getrennt sind, sondern das wirklich vereinsamte Wohnen in Häusern, die nicht in Dörfern neben einanderstehen, sondern jedes einzeln für sich verstreut und oft fern von einander liegen.

Was nun die Bauart oder die äußere und innere Gestalt der Häuser betrifft, so läßt sich, sagt Albert Schott, als Regel aufstellen: Der Romane baut von Stein für lange Dauer, der Deutsche von Holz. Dieser Ausspruch ist nur mit Beschränkung wahr, in sofern die nomadischen Stämme der Deutschen darunter verstanden werden. Der seßhafte Westgerman hat auch besser verstanden zu bauen als der nomadische Ostgerman. Die frisische Bauart in Ost-England ist noch nach 1400 Jahren eben so wie bei den jetzigen Frisen und keine römische,

und die frisischen Ausdrücke Mür, Türn, Piller (stammt nimmermehr vom römischen pila), Dör, Skinne, Kealar, Kögham, Bualkam, Wönnang, Teggelstian u. s. w. sind uralt und keine römischen, wie Albert Schott von den deutschen Namen dieser Gegenstände behauptet. Er leitet sogar Baum von bauen ab, welche Etymologie schon durch die einzige Bemerkung über'n Haufen fällt, daß die Frisen Baum Buum oder, wie die Westfrisen, Beam nennen, bauen aber bag-an (breit schottisch to big). Das g ist der ursprüngliche Wurzelbuchstabe in bauen und hat sich nach und nach im deutschen Munde zu w und u umgestaltet, aber Beam und Baum ist ein grundverschiedenes Wort und hat nie etwas von einem g gewußt. Ich will es als eine Möglichkeit aufstellen, daß das Latein des Verfassers der Germania in der Stelle cap. 16 . . ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus so übersetzt werden könne: nicht einmal Mörtel und Ziegelsteine sind bei ihnen im Gebrauch. Das römische tegula heißt auf frisisch Teggelstian und auf holländisch tichelsteen; Dachziegel nennt der Frise Paan und der Holländer pan. Der Engländer vereinigte beides und sagte pan-tile. Der Deutsche hat auch den Ausdruck Pfanne für Dachziegel gebraucht. Das ganze ärmliche 16te Capitel der Germania, welches über die germanische Bauart handelt, erwähnt das Strohdach mit keinem Wort. Die frisischen Rohrdächer oder Schilfdächer aber sind uralt. Die frisischen Häuser, überall wo Frisen wohnen, hatten von jeher backsteinerne Mauern ohne hölzernes Fachwerk, den Thon zu Mauersteinen hatten sie selbst, aber sie hatten in ihren Marschen und an der See Holzmangel. Ihre Häuser sind sich an der ganzen Küste zwischen Jütland und Belgien auffallend ähnlich. Sie haben auch überall von jeher Schornsteine gehabt, welche die Niedersaxen nicht kannten, deren Bauart, wenn auch Justus Möser dieselbe vor allen übrigen preist, doch der frisischen an Dauer, Bequemlichkeit und Anmuth nachsteht. Sie ist ganz verschieden von der frisischen, welcher die fränkische am nächsten kommt. Der spitzwinkelige steinerne Giebel nicht am Ende, sondern in der Mitte des Hauses über der Hausthür, dessen First nicht höher als der Hausfirst ist, findet sich nur beim frisischen Hause. Ich habe den frisischen Giebel

in England bis Pickwick in Wilts gefunden. Die frisische Scheune, die ich in England, am häufigsten in Ost-England (Norfolk und Suffolk) angetroffen habe, steht entweder neben dem Wohnhause für sich, oder ist mit dem Wohnhause vereinigt. Sie ist gewöhnlich größer als das Wohnhaus. Der Niedersar lebt mit seinem Vieh unter einem Dach und fast in einem Raum. Das hat der Friese nie und nirgends gethan. Höchstens hat er seine Viehställe am andern Ende des Wohnhauses oder in der Scheune, wo er seine Feldfrüchte aufbewahrt. Die Sitte ist uralt. Die frisische Reinlichkeit ließ die särische Sitte nicht zu. Justus Möser, der in seinen patriotischen Phantasien mancherlei gefabelt hat, was noch viele für Wahrheit annehmen, scheint die Frisen wenig oder gar nicht gekannt zu haben.

Ungeachtet der vorkommenden Irrthümer und beschränkten Ansichten ist die folgende Skizze Albert Schotts über die deutsche Bauart doch so interessant, sowohl als wissenswerth, daß sie hier zur Vergleichung mit dem von mir Eingestreuten und zur ferneren Berichtigung einen Platz verdient.

Die Italiener, die unter römischer Anführung ihre Sitte über die jetzt romanische Welt verbreitet haben, sind von Alters her ein seßhaftes Volk, und haben daher die Baukunst meisterlich ausgebildet; wo sie gewohnt und ihre Sitten zurückgelassen haben, baut man von Stein, und selbst bei großer Armuth mit einer Tradition von Geschmack. Anders die Deutschen: zur Zeit wo sie in die Geschichte eintreten, führten sie ein halbes Nomadenleben, ihre leichten Häuser wurden ohne Mühe versetzt, oft Jahre lang dem Zuge nachgeschleppt, (das ist richtig, wenn man es von den Ostgermanen versteht) und es waren daher, wie die römischen Schriftsteller ausdrücklich erwähnen, dabei weder Mauersteine noch Backsteine und Ziegel verwendet, sondern nur Balken und Lehm.

Die Physiognomie unserer meisten Städte unterscheidet sich eben durch das Baumaterial, und die daraus nothwendig hervorgehenden Eigenschaften, wesentlich von der romanischen; und während sich deutsche Bauleute auf den Dachstuhl und anderes Holzwerk trefflich verstehen, ist der beste deutsche Maurer in den Augen des Italieners ein Stümper.

Man sehe den Deutschen, mit welchem Ungeschick er gewöhnlich seine trefflichen Bausteine zertrümmert, um ein passendes Stück herauszukriegen, während der Italiener unter den zahlreichen schlechten, die um ihn herliegen, mit einem Falkenblick sofort den besten findet. Durch seine Arbeit Ehre einzulegen, ist ihm Herzenssache; daher besichtigt er, wenn er irgend wohin berufen ist, sofort die Steine, den Kalk und Sand, die ihm zu Gebot stehen, und freut sich besonders, wenn er den Letzteren nach Wunsch findet. Der Deutsche läßt den Mörtel vom schwächsten Knaben bereiten, der Italiener stellt den stärksten Mann dazu, weil Mörtel und Polenta niemals genug zerarbeitet seien. (Diese Vergleichung ist mit Bezug auf den Frisen nicht richtig, der die größte Sorge auf den Mörtel verwendet, ihn nie von schwachen Knaben zerarbeiten läßt, sondern immer kräftige Leute an den Kalk- oder Lehmtrog stellt, und auf die Güte des Mörtels wird bei den Frisen besonders gesehen).

Die Sennhütten der Silvier sind durchgängig von Stein: Die Menschen haben sich nicht wie in der deutschen Schweiz abgemüht, Balken und Bretter Stunden weit auf rauhen Pfaden herzuschleppen, sondern wie in Ober-Wallis das nächste Baumaterial genommen: nur wohnen, während man in Wallis oft die traurigsten Steinhaufen sieht, die Sennerinnen der Silvier, besonders in Gressoney und Alagna, durch die Gunst der Natur, die alle Abhänge mit regelmäßig gespaltenen Bausteinen übersäet hat, so schön, wie es vielleicht nirgends auf solchen Alpenhöhen vorkommt.

Die Gestalt der Häuser stimmt in den silvischen Gemeinden so ziemlich mit derjenigen überein, die man unter geringen Veränderungen in Wallis, im Berner Oberland, in den Urkantonen und der östlichen Schweiz findet: auf einem gemauerten Grunde, einer Terrasse ruhen, einfach aus Balken zusammengefügt, die vier Wände; ein einfaches ziemlich flaches Dach, das über die Seitenwände weit vorspringt und durch schwere Steine vor Stürmen gesichert ist, gibt Schutz gegen Sonne und Regen. Am obern Stock ist eine Laube (Gallerie) angebracht, die sich gewöhnlich an zwei Seiten, oft auch nur an einer hinzieht.

Die Treppe des deutschen Hauses (soll sein des ostgermanischen) führt zum oberen Stockwerk nicht innerhalb der Wände, sondern außen und kann als Nachfolgerin der Leiter gelten, worauf der germanische Nomade die Seinen in die Arche steigen ließ. — Die Schäfer führen in Schwaben zum Nachtlager einen zweirädrigen Karren nach; Abends wird die Deichsel mit einer Gabel gestützt, und der Mann kriecht durch eine Thür an der Vorderseite in den Bauch des kleinen Hauses, das für ihn groß genug ist; unter ihm hütet der Hund ihn und die Heerde, die in der Nähe, vom Pferch umschlossen, lagert. (Bei Hamburg ist ganz dieselbe Sitte, ob eine neuere vom Schwabenland durch irgend jemand dorthin gebrachte oder nicht, kann ich nicht entscheiden). So, nur größer, muß man sich die wandernden Wohnungen der Germanen denken, die sie Abends in eine Wagenburg zusammenstellten (das kommt nur bei Ostgermanen vor, besonders bei den Gothen, wie in meiner nordgermanischen Welt gezeigt ist) und im eroberten Land über die neu ergriffenen Besitzungen verbreiteten, bis das Dableiben entschieden war und aus dem beweglichen Haus ein festes ward. Wo zwischen den Rädern das Vieh gelagert hatte, fand jetzt der Stall seine Stelle; unter der festen Treppe lagert noch der getreue Hund wie einst unter der beweglichen Leiter.

Von der oben geschilderten silvisch-germanischen Bauart weichen die Wohnungen etlicher Gressoneyer und Rimeller, die sich in der Fremde bereichert haben, nur in so fern ab, als sie von Stein aufgeführt und weiß getüncht sind; die Gestalt bleibt dieselbe.

Vergleicht man nun die bisher geschilderte Bauart mit derjenigen, die im südlichen Deutschland herrscht (dieser Ausdruck im südlichen Deutschland ist nicht richtig und bestimmt genug, denn in der rheinischen Pfalz und den Rheinlanden z. B. ist der fränkische Charakter in der Bauart der herrschende), so läßt sich trotz der mancherlei hier eingerissenen Aenderungen, die tiefere Verwandtschaft leicht erkennen. Im nördlichen Schwaben z. B. ist die alte Bauart der Bauernhäuser dieselbe, (im südlichen Schwaben hat das Fränkische, wie an vielen Stellen schon an der weiblichen Kleidertracht zu sehen ist, vom Rhein her großen Einfluß geübt), nur sind die Wände nicht mehr ganz von Holz,

sondern ein hölzernes Fachwerk (wie im größeren Theil von Deutschland, besonders in dem plattdeutschen) wird mit Mörtel und Steinen ausgefüllt; die Laube zieht sich nur an einer Seite des Hauses hin, was aber vielleicht die ursprüngliche Sitte ist, da sich die Entstehung der Laube kaum begreifen läßt, wenn man in ihr nicht eine Tochter der vorspringenden Fläche sieht, über die man von der Leiter in die Hütte trat. Namentlich fehlt aber dem schwäbischen Bauernhaus nicht der spitze Giebel, und erst neuere Gesetze rauben ihm der Feuersgefahr wegen allmählich sein Strohdach. Der obere Stock springt gewöhnlich über den unteren vor, worin man gleichfalls ein Nachbild der alten Wagenhütte sehen mag; wenn sich die Laube nicht rings um die Wohnung zieht, so sind die Enden der Balken, von denen der obere Stock getragen wird, durch ein vorspringendes Wetterdach geschirmt, das zugleich den tieferen Fenstern Schutz gibt. In Schwyz und Zug bilden diese Wetterdächer ein Hauptmerkmal der Bauart; sie sind nebst der Treppe, der Laube und dem einfachen Giebel, dasjenige, was die schwäbisch-alemannische Bauart auszeichnet, und der silvischen ihren Platz daneben anweist.

Ganz anders läßt sich die niederdeutsche an: im Lande der Sachsen haben die Stämme nicht mit derselben Leichtigkeit wie im Süden ihre Wohnsitze gewechselt; daher trägt das niederdeutsche Haus mehr den Charakter des Weilens; es ist — in aller seiner Einfachheit aus Backsteinen, Holz und Lehm, zusammt dem Strohdach — doch größer, wohlhäbiger, für umfassende Landwirthschaft besser berechnet. Bei Betrachtung der Außenseite liegen die Unterschiede der niederdeutschen Bauart von der oberdeutschen besonders in folgendem: Das Ganze ist großartiger angelegt, namentlich umfaßt ein großes Dach alle Räume, Wohnung, Stall, Scheuer u. s. w., wogegen der Ober-Deutsche in Erinnerung an sein Nomadenleben das Wohnhaus als etwas für sich ansieht, höchstens das Vieh unter sich duldet, die Vorräthe aber, wenigstens ursprünglich, besonders unterbringt. (Der nie zum nomadischen Leben und solchem Wandern geneigt gewesene Frise, sei es Nordfrise oder Westfrise, sieht ebenfalls das Wohnhaus als etwas für sich an, duldet höchstens das Vieh an einem Ende seines Wohnhauses und

bringt seine Vorräthe besonders in seiner Scheune unter, die gewöhnlich größer als das Wohnhaus ist. Und doch sind Schwaben und Frisen weit verschieden). Das niederdeutsche Dach ist daher unverhältnißmäßig groß, reicht auf drei Seiten fast bis zum Boden herab (was nicht frisisch ist), schirmt die Wände, hält Winters die Kälte, Sommers die Hitze ab. Von einem zweiten Stock ist also, etwa mit Ausnahme der Vorderseite (das aber ist die frisische Sitte, nicht die plattdeutsche oder niederdeutsche) nicht die Rede; die Wohnstätte ist nicht wie beim Oberdeutschen durchgängig eine Treppe hoch, sondern zu ebener Erde. Eins der auffallendsten Merkmale, und das sich länger zu halten scheint als die übrigen, ist der abgestumpfte Dachgiebel, der aus derselben Ursache hervorgeht wie das tief herabsteigende Dach: Die Vorderseite (welche diesen särischen Giebel bildet, der von dem frisischen ganz verschieden ist, indem er das eine Ende des särischen Hauses ausmacht, während der frisische Giebel vorn als die Fronte das Hauses über der Hauptthür steht) soll, wenn auch nach Süden gekehrt, dem Wetter die möglichst kleine Fläche darbieten. Die stumpfe Kuppe ist in der Regel durch ein paar Pferdsköpfe (von Holz) geziert, das alte Wappenbild (besser Nationalzeichen) der Niedersachsen.

Diese Bauart, die Albert Schott zuerst in den Elb- und Weser-Gegenden gesehen hatte, fand er zu seiner Verwunderung an der Aar in der Schweiz wieder, und zwar wird sie von der zuerst geschilderten Oberdeutschen durch dieselbe Linie geschieden, die auch die sogenannte burgundische Tracht von der sogenannten alemannischen, oder was richtiger ist, die westgermanische von der ostgermanischen, scheidet. Welcher Schweizer Reisende, fährt er fort, kennt nicht jene stattlichen Bauernhäuser im flachen Theil der Cantone Zug und Bern, in den Kantonen Aargau und Luzern. Wie bequem und reich sehen sie nicht aus, gegenüber den einfachen, bescheidenen in den Berggegenden von Wallis, Bern, Unterwalden, Uri, Schwyz und Zürich. Wie plagt sich nicht der genügsame Anhänger der väterlichen Sitte, um die Erzeugnisse des Landes mit seinen starken Armen und mit der Gabel auf die Vorrathsböden hinauf zu schaffen, während der westliche Nachbar die Pferde vorspannt und seine Frucht- oder Heuwagen auf einer steinernen Brücke unter das Dach bringt.

Den Grund dieser von der südlichen und östlichen Schweiz und Schwaben so sehr abweichenden Erscheinung in der westlichen Schweiz sucht Albert Schott durch folgende Vermuthungen wenn auch nicht zu erklären, so doch anzudeuten.

„Der Grund dieser Uebereinstimmung zwischen dem nordwestlichen Deutschland und der burgundischen Schweiz," heißt es nämlich weiter, „ist nicht in einer alten Stammverwandtschaft zu suchen, es wäre sonst nicht abzusehen, warum der Bewohner der Ebene niederdeutsch baute, und der Bergbewohner, der seiner Sprache nach mit ihm verwandt ist, alemannisch. Ohne Zweifel liegt hier etwas Aehnliches zu Grunde wie bei der Tracht, für die dieselbe Grenze gilt, und die stumpfen Giebel haben dieselbe Heimath, wie die hangenden Haarflechten: den romanischen Westen. In der Schweiz also hat jene niederdeutsch-burgundische Bauart nach Osten dieselbe Grenze mit der burgundischen Tracht. Nach Süden reicht sie bis dahin, wo sich der landgerichtliche Theil des Kantons Bern vom Oberlande scheidet, dessen nördliche und westliche Grenze durch Meyringen, den Uferstrich von Brienz bis Stäffisburg bei Thun, Amsoldingen und Blumenstein, Guggisberg, Plafeien, Plasselk bezeichnet wird."

Aus dem was ich vorhin ausführlich dargestellt, ist klar, daß die Bauart der westlichen Schweiz eben so wenig als die Tracht aus dem romanischen Westen, dem alten burgundischen Lande stammt. Auch darf eine alte Stammverwandtschaft zwischen den Bewohnern der westlichen Schweiz und im nordwestlichen Deutschland, welche zu jener Uebereinstimmung in der Bauart mit beigetragen, keineswegs ganz und gar geleugnet werden. Denn ganz ohne Stammverwandtschaft wäre eine solche nicht möglich gewesen. Woher die Tracht kam, daher auch die Bauart, doch weder von Romanen, noch von Burgundern, welche ostgermanischen Ursprungs sind, denn beides, Tracht und Bauart sind westgermanisch, sondern von Franken und ihnen nächstverwandten Stämmen und zwar vom Nordwesten her durch die Gegenden bei Basel und Laufen. Die Franken, Frisen und Saxen haben sich nur in Ebenen angesiedelt, nicht allein weil ein flaches, ebenes Land ihre Urheimath ist, sondern weil sie als die stärksten Völker Germaniens im Stande waren, die besten und fruchtbarsten Strecken Landes zu

erobern und zu behaupten. Berge überließen sie den Eingebornen und den Ostgermanen. Auch die Schweizer Ebenen mußten Westgermanen zu Theil werden, und wo diese sich ansiedelten, da ward auch ihre Tracht und Bauart herrschend. An nichts hangen die Völker fester als an diesen beiden unterscheidenden Merkmalen, so dauernd ist selbst ihr Glaube nicht. Unwesentliches ändert sich, das Wesen aber bleibt. Selbst die fränkische Sprache ward in der ganzen deutschen Schweiz und jenseits der penninischen Alpen vorherrschend, aber die Bauart, die aus dem nordwestlichen Deutschland stammt, war nur für die Ebene und Thalflächen geeignet. Die Osthälfte der Schweiz erhielt von Oberdeutschland, von dem alten Schwabenlande her, ihren ostgermanischen Anstrich. Beides, Tracht und Bauart konnten in diesem Theil der Schweiz in Folge der erwähnten Umstände das werden, was Albert Schott mit dem Namen alemannisch benennt. Auch der schwäbische Volkscharakter ist durchaus ein ostgermanischer, und selbst nach 1848 Jahren, denn schon zu den Zeiten des Kaisers Tiberius, wohnten die Schwaben in ihrer jetzigen Heimath, ist der ostgermanische Styl der Bauart in Schwaben auf dem Lande der vorwaltende, und wer weiß, wie alt derselbe Styl in der östlichen Schweiz ist. In Norddeutschland, die Küstenländer an der Nordsee ausgenommen, ist der särische Baustyl, wenn auch nicht allein herrschender, so doch der vorherrschende geworden.

Mit Rücksicht auf die Silvier fügt Albert Schott am Schluß des Abschnittes noch folgende Bemerkung hinzu: Lange, wenn vielleicht im flacheren Land, gleich einer europäischen Tracht, eine europäische Bauart allmächtig herrscht, wird man in den Thälern am Gotthard, Grimsel und Monte Rosa noch jene Hütten erblicken, die von der nomadischen Lebensweise unsrer Ahnen das letzte sichtbare Zeugniß ablegen.

Wenn unter diesen Ahnen die Schwaben oder überhaupt die Ostgermanen zu verstehen sind, so ist nichts dagegen einzuwenden, wenn aber, oder weil aber, wie aus dem bisher gesagten deutlich erhellet, die Deutschen und Germanen insgesammt gemeint sind, so muß ich nochmals am Schluß dieser Betrachtung über die deutsche Bauart gegen

eine solche Begriffsverwirrung mindestens im Namen meiner eigenen Nationalität ernstlich protestiren.

Das letzte, was nun für eine sorgfältigere Beleuchtung übrig ist, ist die Mundart der silvischen Gemeinden, welche mit der angrenzenden schweizer in nächster Verwandtschaft steht. Issime hat deutsche Mundart, aber in Schule und Kirche das Französische. In Gressoney ist beides deutsch. In Macugnaga ist eine Art Deutsch im täglichen Leben, aber die Schulsprache italienisch, wie in den übrigen 4 Gemeinden. Aus den von Albert Schott mitgetheilten Sprachproben, welche in einer Uebertragung des Gleichnisses von dem verlornen Sohn (Luc. 15, 11 — 32) in die Mundarten von sechs silvischen Gemeinden bestehen, sieht man in einem Ueberblick, worin diese Mundarten von Issime, Gressoney, Alagna, Rima, Rimella und Macugnaga sich von einander unterscheiden.

Weit abgelegen, sagt Schott sehr bezeichnend, zum Theil ganz geschieden vom Brennpunkte der deutschen Bildung, der die alten volleren Formen der Sprache verzehrt, wie die Flamme das Wachs, hat die silvische Mundart viele jener Formen getreuer bewahrt, als ihre uns näher gelegenen Schwestern, und steht darin sogar über den Mundarten der Schweiz, die wenigstens in etwas noch ihr Antlitz gegen Deutschland gewendet hatten. Auf der andern Seite aber hat das Silvische auch vieles was man als Verderbniß und Verirrung bezeichnen darf. Von großer Wichtigkeit ist dabei der Einfluß, den es, wie jede Mundart, durch die zunächst liegende Culturſprache erfahren hat. Die Macht der Umgebungen wird wenigstens am Monte Rosa noch bedeutend dadurch verstärkt, daß der Silvier sein Deutsch gewöhnlich nur gegen seine Mitbürger braucht, mit den Deutschen der Nachbargemeinden hingegen die Landesmundart (Italienisch oder Französisch) redet. Was die Aussprache des Silvischen betrifft, so ist sie zwar in der Hauptsache deutsch, und die Uebergänge nach Süden ins Wälsche sind weit rascher, schlagender, als nach Norden in die Aussprache der Walliser, aber in einzelnen Dingen läßt sich die südliche Nachbarschaft nicht verkennen. Die große Herrschaft des Umlauts theilt das Silvische mit dem Lepontischen und den benachbarten romanischen Mundarten (Sa-

voyisch, Genuesisch, Piemontesisch, Mailändisch), die sämmtlich gern ö und ü haben, wo das Hochdeutsche, Alemannische und Italienische o und u setzen. (Diese Herrschaft des Umlauts hat das Silvische mit dem Frisischen ebenfalls gemein).

Die herrschende Verkleinerungsform der silvischen Sprache ist ji oder je, z. B. biechji (Büchlein), bliemji (Blümchen), mandji (Bursch, Männchen) u. s. w. Auch im deutschen Wallis und in Bünden hört man bergji, chalbji u. s. w. Diese lepontische und silvische Spracheigenheit ist auch eine frisische, und ich zweifle nicht daran, daß sie durch Frisen nach der Schweiz und in die silvischen Gegenden am Monte Rosa gekommen. Die frisische Form ist ji, z. B. Mantji (Männchen), Bukji (Büchlein), hûsji (kleiner Behälter, Häuschen), matji (a lang — Kameradchen), Kalfji (Kälbchen) u. s. w. Aus dieser uralten frisischen Sprachform ist auch die holländische je entstanden, denn wie viel frisisch ist nicht in der Sprache der plattdeutschen Holländer, welche in vormals frisischen Landen herrschend ward. Die Verkleinerungswörter Mennje und Weibje (frisisch Mantji, Wifji — das i in Wif lang), die Schmeller vom Mittel-Rhein und den Spessart- und Rhöngegenden anführt, aber fälschlich aus Veränderung eines l in j erklärt, sind unzweifelhaft ebenfalls frisischen Ursprungs und vermittelst der Franken nach jenen Rheingegenden und dem alten Franken verpflanzt worden. Albert Schott erklärt die silvische Diminutivform eben so fälschlich für Einmischung romanischer Aussprache oder auch für Verstümmelung des gemeinen oberdeutschen Buchstabs l.

An der Brenta, wie an der Lys und am Mastalone, sagt Albert Schott, klingen die hochdeutschen Wörter Fuß, vier beinah wie Wueß, wier. Auch zu dieser Aussprache hat das Frisische einen besondern Hang.

Der Satzbau im Silvischen ist häufig undeutsch, z. B. die Stellung des Zeitworts vor das Substantiv und das Adverbium. Das kann romanische, aber auch skandinavische Erbschaft sein. Wir kennen die Sprache der alten Longobarden gar nicht, um eine bessere Erklärung und Aufklärung zu geben.

Nach dem Zeugniß unseres Gewährsmannes, scheint das Silvische, wie sich auch bei dem innigen Verkehr nicht anders erwarten läßt, in

dem Gebiet des Tons, das der Rede im allgemeinen ihre Färbung gibt, im Rhythmus und in der Melodie, bei welchen, wie bei der Wahl und Anordnung der Gedanken, die geheimen Federn der Individualität thätig werden, das Gemeingut der Sprache in eine Kunstschöpfung des Einzelnen übergeht, ganz dem romanischen Einfluß unterworfen. Diesen Fluß und Gesang der Rede, das eigenthümliche Steigen und Fallen in ihrem Verlauf, kann keine Schrift nachahmen und keine Beredsamkeit schildern. Darum läßt sich auch nur so viel sagen, daß sich das Silvische durch eine weiche Vieltönigkeit auszeichnet, deren vorherrschender Charakter fröhliche, oft neckende Gemüthlichkeit ist. Dieser Zug, sodann die Weichheit der Laute, und das südliche Farbenspiel in den vollen Endsilben, endlich die Raschheit, womit jene Menschen beurkunden, daß sie in ihrer Sprache ganz heimisch sind, bilden einen Verein von Eigenschaften, der diese Mundart in die Reihe der angenehmsten stellt.

Den erwähnten Spuren romanischer Einwirkung stehen viele bedeutendere deutsche Eigenschaften gegenüber.

Vor allem ist die Aussprache vorherrschend deutsch. Selbst vom Lautgebiet kann man dieß sagen, denn die entschiedenen h und ch, die Consonantenhäufungen und die vielen consonantischen Wortauslaute, dem auf vocalischen Wortauslaut dringenden Italischen gegenüber, sind das entschiedene Merkmal der deutschen Sprachentwickelung.

Weit entschiedener Deutsch ist aber das Silvische, hinsichtlich des Worttons. Denn während der Ton der Rede im Ganzen durchaus romanisch ist, so stellt sich innerhalb des einzelnen Worts die deutsche Aussprache der romanischen mit voller Bestimmtheit gegenüber. Bei dieser ist der Ton durch die Gesetze sinnlicher Schönheit geleitet, und kommt gewöhnlich der vorletzten Silbe, selten der letzten oder drittletzten zu; das Deutsche dagegen hat den Accent als ein Mittel geistiger Schönheit aufgefaßt, und hebt ohne Rücksicht auf äußeren Wohlklang die Silbe hervor, die dem Begriff nach wichtiger ist als die übrigen. In diesem Zwiespalt steht das Silvische durchaus auf deutscher Seite.

Mit den südgermanischen Mundarten hat das Silvische die Tilgung des Vocals in den Vorsilben ge und be gemein, mit den meisten mittel-

deutschen Mundarten die Verstümmelung der Buchstaben ů und ŏ zu i und e, mit dem Alemannischen und Schwäbischen die Abstumpfung der Endsilbe en, wobei n wegfällt, die aber nicht so durchgreifend ist wie im südwestlichen Deutschland, sondern häufig z. B. in Rima, noch voll genug tönt (sterban u. s. w.), und mit dem Alemannischen die Abwerfung des auslautenden Buchstabs n auch in betonten Silben (g'sî, gewesen, mâ, Mann u. s. w.). — Auch das frisische kennt das n am Ende der Infinitiven nicht, wenn ein Hülfszeitwort vorhergeht, z. B. loffin und loffi (kriechen), skellin und skelli (schälen). Die unregelmäßigen und manche regelmäßige Zeitwörter im Frisischen endigen im Infinitiv nach einem Hülfszeitwort nie auf einen Vocal.

Was das Verhältniß der silvischen Mundarten unter einander betrifft, so weichen die Gemeinden hierin, wie in vielen andern Dingen, stark von einander ab, wenn auch lange nicht so wie z. B. in Betreff des Volksschlags. Auffallend ist jene Sprachverschiedenheit, wenn man weiß, daß die Gemeinden sich in ihrem gegenseitigen Verkehr mehr der wälschen Landesmundart bedienen, also jede Gemeinde das Deutsche, das einst allen gleich war, auf ihre Weise entwickelt.

Albert Schott hält den Gebrauch des v (was ungefähr wie das deutsche w klingt) für f und das u für das deutsche w in Issime für romanischen Einfluß und gewiß mit Unrecht, da dieselbe Erscheinung bei den Frisen vorkommt, die noch den Urlaut uu (engl. w) kennen.

Im Silvischen hat sich mehr als in irgend einer der südgermanischen Mundarten der Character des Mitteldeutschen, in vielen sogar der des Althochdeutschen erhalten.

Der Begriff Althochdeutsch ist nicht richtig, nicht bestimmt genug, denn das Alter vieler Formen der silvischen Sprache geht weit über die Zeiten hinaus, als das Deutsche und Hochdeutsche mit einem bestimmten Gepräg in die Geschichte tritt. Vor der völligen Entwickelung der romanischen Volksthümlichkeiten gegenüber der rein germanischen diesseits des alten Römerstaats ist kein Deutsch und Hochdeutsch vorhanden gewesen. Der Name deutsch beginnt erst im 8ten Jahrhundert geschichtlich zu werden. Die Zeit zwischen dem Falle Roms und der Gründung Deutschlands, ist die Entwicklungs-Periode der romanischen

und der deutschen Menschheit, der deutschen nämlich im engern Sinn. Man darf den Begriff deutsch nicht mit dem Begriff germanisch zusammenwerfen. Begriffsverwirrung nährt das Vorurtheil.

Die langen i und u u im Silvischen und Frisischen, wo das Oberdeutsche und das Englische ei und au haben, sind uralt. Was Albert Schott aber von der Aussprache des s (ſ) sagt, halte ich für unrichtig. Die einfache Richtigkeit ist die: Der norddeutsche und frisische s-Laut (ein ſ braucht nicht unterschieden zu werden) ist der uralte und einzig naturgemäße Laut dieser Art. Die oberdeutsche, schweizerische und silvische Aussprache des s-Lauts, wie die Deutschen jetzt, wiewohl unrichtig, ihr sch aussprechen, ist bloß eine keltische und weder eine deutsche, noch eine urgermanische Aussprache. Dieser keltische s-Laut ist auch den romanischen Mundarten Oberitaliens eigen.

Der Buchstab d im Silvischen hat zuweilen unsern s-Laut. Das ist eine noch übrig gebliebene Spur des ursprünglichen germanischen th-Lauts, der noch im Frisischen und Englischen sich erhalten hat.

Was den Wörterschatz anlangt, sagt Albert Schott, so haben die Silvier manches gerettet, was im Hochdeutschen verloren gegangen ist; ich vermuthe sogar, daß hier noch einzelne Wörter leben, die sonst überall erstorben sind, andre wenigstens, in einem Sinn gebraucht werden, den sie sonst aufgegeben haben. Diese Bemerkung ist nicht in allen Theilen richtig, denn z. B. zu den sonst überall aufgegebenen rechnet er hoso, Strumpf (frisisch hôs = ô lang), lüton, erklingen (frisisch lüt-en — ganz in demselben Sinn), minder, kleiner (dänisch mindre, d. i. kleiner) u. s. w., zu den sonst überall erstorbenen, was doch nicht der Fall ist: beran, erheben (plattdeutsch bören), b'fleidon, schmücken (frisisch bifleien, Imp. bifleid), micch, groß (engl. much, dänisch megen, d. i. viel, groß, skandinavisch mikil, und breit schottisch mykil, beides in der Bedeutung groß; das Wort ist ein ursprünglich skandinavisches), wang, Wiesenfläche (dänisch Vang, d. i. Wiese, sprich Wang). Das angeführte tupp, dunkel, halte ich nicht für ein germanisches, sondern für das keltische dubh, dunkel. Das unter denselben Ausdrücken genannte andchedan, d. i. antworten, muß ursprünglich antkwethan geheißen haben, und von diesem kwethan

ist noch das frisische kwathin, das englische quoth, sage, sagte, und das dänische quäde, d. i. singen, dichten, übrig geblieben.

Das silvische diz, dez (ditz, detz) ist eine viel richtigere und alterthümlichere Form als das modern hochdeutsche dieses, welches doch richtiger diß geschrieben wird. Die Frisen sagen dit, det und dat, die Plattdeutschen düt, und auf Althochdeutsch hieß es dizi. Der ursprüngliche t=Laut schliff sich zu z ab, und das z zu ß und zu s.

Von der Vorliebe der südlichen Mundarten fürs Neutrum heißt es folgendermaßen: Schon beim Alemannischen fällt uns die alterthümliche Vorliebe fürs Neutrum auf, wonach vom Kinde auch in längeren Reden immer das es gilt, ja auch von Erwachsenen, wo sie in untergeordnetem Verhältniß erscheinen, so daß die Mutter eine erwachsene Tochter, die ältere Schwester eine jüngere, der Mann seine Frau mit es benennen. — So ist es auch im Silvischen und so auch ganz und gar im Frisischen. Das ist echtgermanisch und urgermanisch.

Den Volksstamm in Wallis, Uechtland und Rätien, der den Silviern auch in der Sprache verwandt ist, nennt Alb. Sch. den lepontischen und diese Lepontier mit den Silviern gemeinschaftlich Burgunden, welche Benennung er nicht in dem oben gebrauchten Sinn, wo von der Tracht die Rede war, versteht, denn er hält sie für einen Rest des alt=burgundischen Stammes, der unter austrasischem Scepter sein Germanenthum bewahrt habe. — Hiergegen ist zu erwidern, daß dies eine bloße Muthmaßung ist, die noch mehr gegen als für sich hat. Das Hauptstück der Kleidung ist ostgermanisch bei den Silviern, auch der Haarputz bei einigen Gemeinden, doch die Sprache ist im Wesentlichen eine westgermanische, und einige wesentliche Theile der Tracht ebenfalls. Schade, daß A. Sch. den habitus corporum der Silvier und Lepontier nicht gehörig beobachtet hat. Auf die Aehnlichkeit des silvischen atto (Vater) mit dem gothischen atta ist kein Gewicht zu legen, da Vater auch im Frisischen Atj und im älteren deutsch Aede heißt. Ferner ist die aus Grimms Grammatik entlehnte Notiz, das Gothische bezeichne die bloße unentschiedene Näherung durch du (zu), die Näherung mit der Absicht des Bleibens durch at, und das Hochdeutsche habe nur jenes beibehalten, der nordgermanische Sprachkreis

nur dieses, wenigstens was den letzten Theil betrifft, unrichtig. Denn die Engländer kennen beides to und at, weil die Frisen ebenfalls tu und eat hatten und noch haben.

Aus dem lingualen Hang, fährt er fort, läßt sich erklären, wie das Burgundische (was er so nennt) zuweilen j einschiebt, namentlich hinter seine l. Wenn irgend ein bezeichnendes Merkmal dieser Mundart in die Urzeit hinaufreicht, so ist es dieser linguale Charakter derselben, der auf einer angebornen Neigung des Volksstammes beruhen muß. — In keiner Sprache ist dieser linguale Charakter so stark waltend als in der nordfrisischen, wo sie am reinsten geblieben ist und nicht von der angränzenden plattdeutschen und dänischen gelitten hat. Ein paar Beispiele: Winj (Wind), grinjan (mahlen), wilj (wild), letj (klein), idjan (eßen), Biljen (das e kaum gehört — Bilder), spütjin (spuken, Speichel auswerfen), spiljen (verschütten), Skilj (Schuld), ferwiljgin (verwirren), Wanj, Branj (Wagen, Stirn) u. s. w. Diesen lingualen Charakter kannten und kennen die Ostgermanen nicht, und wenn auch Alb. Schott zum Schluß noch das Endergebniß seiner Untersuchung über die Herkunft des silvisch-lepontischen Stammes in folgenden Worten zusammenfaßt: „und da die Franken über diese Gegend nur geherrscht, aber nie Ursache gehabt haben, hieher einzuwandern, da noch weniger etwas der Art von Ostgothen und Longobarden angenommen werden kann, so blieben nur die Burgunder übrig, die im 5. Jahrhundert dem Lauf der Rhone nach und ostwärts bis an die Aar (?) ein blühendes Reich gegründet haben, im 6. zwar unter fränkische Herrschaft gekommen, aber doch ein Staat für sich geblieben sind," so läßt sich doch nimmermehr von dem lingualen Character der silvisch-lepontischen Mundart, der den Ostgermanen und ostgermanischen Burgundern niemals eigen war, auf eine Abstammung der Silvier und Lepontier von Burgundern schließen, vielmehr ist kein andrer Weg zur Erklärung dieser sprachlichen Erscheinung möglich, als anzunehmen, daß der linguale Character der silvisch-lepontischen Mundart und wo er sich sonst in Frankreich selbst finden mag, von den Gründern Frankreichs stammt, welche unstreitig von den Frisen ausgegangen sind, es sei denn, daß wirklich frisische Siedelungen im nördlichen

Theil des jetzigen Fürstenthums Piemont geschehen sind, wie diesseits des Monte Rosa in der Westhälfte der Schweiz. Denn daß die Schweiz frisische Siedelungen erfahren, kann nur der Unwissende leugnen. Wären nun aber, wie es wirklich den Anschein hat, die Silvier oder die Deutschen in Piemont ursprünglich von ostgermanischer Abkunft, so ist es doch kein Widerspruch, daß ihre Sprache eine westgermanische Mundart ist, welche übrigens nicht frei von einzelnen ostgermanischen Bestandtheilen ist. Ortsnamen auf heim und ingen kennt der silvische Deutsche nicht, in dem benachbarten Wallis sind einige wenige auf ingen, und in der ganzen Schweiz nur ein paar auf heim, mehrere auf ingen. Die auf heim oder ham sind ausschließlich frisischen und durch die Frisen fränkischen Ursprunges. Die Endung ing war ursprünglich keine Ortsnamensendung und bezeichnet das Hingehören, sowohl von Menschen, Stämmen und Völkern, als von manchen andern Dingen. An die Ortnamensendung ing und ingen knüpft sich mehr der Begriff der Hörigkeit an. In diesem Sinn sind die Ortsnamen auf ingen in deutschen Ländern am zahlreichsten in den von Ostgermanen vorzugsweise bewohnten. In dem alten Frisland zwischen Belgien und Jütland sind verhältnißmäßig nur ganz wenige Ortsnamen auf ingen, die meisten endigen sich auf das aus ham verstümmelte u m in Folge des Einflusses der plattdeutschen Zunge. Die meisten Ortsnamen auf ingen finden sich in Süddeutschland, nämlich in Baden, Würtemberg und Baiern und zwar in den Südhälften dieser drei Länder, wo Ostgermanen sich stark angesiedelt haben. In der Nordhälfte Badens und Würtembergs, wo das fränkische Volkselement überwiegender ist, herrschen die Ortsnamen auf heim bei weitem vor, wie in der ganzen linken Rheinthal-Ebne bis nach Basel hinauf. Die Ortsnamen auf ingen in Süddeutschland also trifft man ganz besonders in den ursprünglich alemannischen und schwäbischen Gegenden.

Schließlich wird auch noch ein Blick auf das von Alb. Schott seinem Werk angehängte Wörterbuch der piemontesisch-deutschen Sprache ein wenig zur Aufhellung des behandelten Gegenstandes beitragen können. Das silvische alt-atto, Großvater, (alemannisch Großätte) heißt auf frisisch Dalatj.

Die Form **oug** (Ug), frisisch Ug (u lang), ist viel älter als Aug (Auge), **us** als aus.

Das silvische **emmer** (Eimer) heißt auf Holländisch emmer, auf Westfrisisch amir, und auf Nordfrisisch Ammer.

ireg, erzürnt, unwillig, ist das frisische irg.

aerbo, Morgendämmerung, Frühe, hängt wohl mit dem frisischen eather (früh) zusammen.

asey, Essig, kann nicht aus dem römischen acetum entstanden sein. Das deutsche Wort müsse eigentlich Echiß heißen, meint fälschlich Alb. Sch. Viel ältere echt germanische Formen sind das frisische Etj (e lang), das plattdeutsche Etig und das holländische edik.

ew, **ewe**, euer, ist das holländische uw und das frisische jau, d. i. euer.

Das **uwen** in dem g'gä uwen dsich der Issime-Mundart, welches in sich geschlagen, in sich gegangen heißt, ist vielleicht die frisische Form un (u lang), d. i. in. Alb. Schott sagt: Das uwen ist mir unverständlich.

ieze, jetzt, ist richtiger als das corrumpirte deutsche Wort, dessen t ganz überflüssig und falsch ist. Das englische yet und das frisische jit ist dieselbe Form.

beggan, biegen, frisisch büggan.

biljig, billig, frisisch biljag.

büel, **biel** ist ebensowohl eine Ortsnamensendung als das frisische bül.

bomm ist ein Baum und ein Balken. Es ist kein ostgermanischer Ausdruck. Das frisische Bum (u lang) heißt Baum, und das englische beam, Balken.

bancch, Bank, ist männlichen Geschlechts, wie im Frisischen Benk (e lang).

puntiro. Außer etwa ponte (Brücke) kann Alb. Sch. zur Erklärung dieses Worts nichts beibringen. Das nordfrisische Ponter ist die lange hölzerne Stange, welche der Länge des Wagens nach auf ein Fuder Heu, Stroh, Haide oder Korngarben gelegt und mit Seilen hinten und vorn am Wagen befestigt wird.

barne, Krippe, bairisch der Barn, Barm, alemannisch der Baren, in Bünden Barmen, in Schw. Barnen, d. i. Krippe, Freßtrog. Die Wurzel ist vermuthlich beran (tragen), weil die Barne das Futter zu tragen hat. So Albert Schott. Diese etymologische Forschung ist ungründlich. Besser folgende: Das englische barn heißt Scheune, Kornscheuer, weil man die Bar (breitschottisch bar und ber, frisisch Berri, englisch barley), d. i. Gerste, welche im Alterthum die Hauptkornart ausmachte, in der Scheune nach frisischer Weise aufbewahrte und ausdrosch.

burno und **brunno** sind ursprünglich ein und dasselbe Wort, wie das deutsche Born und Brunn, das englische bourn, das holländische bron und das westfrisische boarne. Von demselben Wort stammt auch das westfrisische boarnjen und das nordfrisische barnin, d. i. das Vieh tränken. Die Versetzung des Buchstabs r kennt selbst das gewöhnliche Hochdeutsch in brennen, denn Bern in Bernstein ist = Bren, also der Stein, der brennt, der Brennstein. Der frisische Name dafür ist Reaf.

besmo, entstanden aus Besem, was richtiger ist als Besen, nordfrisisch Besam, englisch besom, holländisch bessem.

beiton, warten, ist ein ostgermanisches Wort, dänisch bie (eine sehr verstümmelte Form), englisch to bide, abide, (ebenfalls von Skandinaviern entstammt), breitschottisch to bide, warten.

tilje, Ziz, Brustwarze, ist das frisische Tetj, das plattdeutsche Tit (Mutterbrust). Die Verstümmelung des l aus t ist nicht selten.

bruggo, Brücke, westfrisisch bregge, nordfrisisch Brag, breitschottisch brig.

brut, Braut, plattdeutsch Brut, englisch bride, nordfrisisch Bridj, westfrisisch breed, dänisch Brud. Das silvische

brügomo, Bräutigam, ist abgeschleift, wie das plattdeutsche Brügam, und das silv. **brülof** (Hochzeit), wie das dänische Bryllup (sprich Brüllup), das westfrisische brulloft und das holländische bruiloft.

chue, Kuh, und **chie**, Kühe, frisisch Kü und Ki, d. i. Kuh und Kühe.

chjemman, kommen, nordfrisisch kemman. Auch hat es den Sinn von werden, wie das englische become.

da und do, beides auf Hochdeutsch da, welches aus dar entstellt ist. Der Frise hat thiar (engl. there), wie der Silvier sein da, vom Orte gebraucht, und do (o wie in doch), wie der Silvier sein do von der Zeit gebraucht. Das silvische der in Zusammensetzungen ist das hochdeutsche dar.

Der Ortsname Dobbia wird von Alb. Sch. als romanisch bezeichnet. Das westfrisische dobbe heißt Höhle, Grube, Grab, und das westfrisische bedobbjen und das nordfrisische bidobbin, bedecken.

wêtag, Schmerz, plattdeutsch Wedaag, Schmerz.

brüd und bruad, Brod, nordfrisisch Bruad.

din, Thun, nordfrisisch du'n. Die Form din mit einem andern Zeitwort verbunden für das einfache Zeitwort im Hochdeutschen, z. B. did bringe, bringet, ist besonders im Plattdeutschen sehr herrschend.

hed, hatte, nordfrisisch hed, engl. had, plattdeutsch had.

tusun, tausend, plattdeutsch dusen, nordfrisisch düsen.

dutsch, deutsch, nordfrisisch thjiisk (i lang), englisch dutch, d. i. holländisch (und dutch seamen die Seeleute an der Nordseeküste zwischen Belgien und Jütland.)

Die silvischen Lautverhältnisse sind durchgängig nordgermanischer Art.

triban, treiben, nordfrisisch driwan (Imperf. dreaw).

trumm, Stück. Das schwäbische trom fade heißt Endchen Zwirn. Auf nordfrisisch heißt Tram ebenfalls ein solches Endchen.

twiljo (i lang), Tischtuch, das althochdeutsche dwahila und dwehila, das spanische tohalla, das italienische tovaglia, das fransche touaille und das normannisch englische towel, d. i. Handtuch. Es ist das frisische Dweil, d. i. das an einem Stock befestigte Wischtuch auf dem Schiffsdeck und überhaupt auf den Fahrzeugen. Ich glaube nicht, wie Alb. Schott, daß es von dwahan, d. i. waschen stammt, denn die frisische Form thauan, d. i. waschen, (Imperf. thwuch) ist uralt und hat mit dem frisischen Dweil (twiljo) keine Verwandtschaft.

fecht und wäkht, Flügel, ist das westfrisische wjueck, das nordfrisische Wjüg, das englische wing und sehr wahrscheinlich auch das hochdeutsche Schwinge, entstanden aus Swing.

fummel, fümmel, ist nicht romanisch. Es heißt Mädchen, und suache fümmele, liederliche Dirnen. Das nordfrisische Faamen oder Fomen, d. i. Mädchen, plur. Famnen, welcher Ausdruck nimmermehr vom römischen femina (Frau) stammt, westfrisisch faem, d. i. Mädchen, plur. famnen.

fimfe (das deutsche fünf und das dänische fem) ist die ostgermanische Form; die westgermanische (frisisch fiw, plattdeutsch fif, holländisch vyf, englisch five, westfrisisch fijf) hat weder m noch n.

fan, von, die westgermanische Form, frisisch fan, holländisch van, plattdeutsch fan. Die ostgermanische ist das dänische fra, das breitschottische fra und frae und das englische fro und from.

fanno, Pfanne, ist nicht romanisch, wie Alb. Sch. muthmaßt, sondern urgermanisch (englisch pan, plattdeutsch Pan, frisisch Pan, holländisch pan) und kann am allerwenigsten aus dem römischen patina entstanden sein.

fin (i lang), fein, frisisch fin (i lang), plattdeutsch fin (i lang).

far oder fur, vor und für, frisisch för (ö lang), d. i. vor und für. Die Partikel fer (frisisch fer) in Zusammensetzungen ist ganz verschieden von allen genannten.

ferr, ferne (entstanden aus feren mit dem Schlepp-e), frisisch fir (i lang), englisch far, holländisch verre.

ferst, First, ein westgermanisches Wort, frisisch Frast, französisch faîte (corrumpirt aus Farst).

flachsene tioch (flächsen Zeuch), Leinwand, frisisch flachsen Tjüch.

fleiden, schmücken, frisisch fleien, ist schon besprochen. Das fleid (nicht für fläd, wie Alb. Sch. meint) im Berner Oberland, welches geputzt heißt, ist ganz das frisische fleid (geputzt).

friend, Verwandter, frisisch Frinj (Verwandter) und schwäbisch Freund, Verwandter. Das frisische hi as fan min Frinjer heißt nur: er ist mit mir verwandt.

geissi, Zicklein, Geißchen, in Gressoney wie in der Schweiz gizi.

Das z ist das richtigere. Geiß heißt auf Frisisch Geit, auf Englisch goat, holländisch geijt.

gatt, hinreichend. In der östlichen Schweiz heißt gad: grade so. In Franken hat gättlich den Sinn von passend, schicklich. In Frisland ist gadelk (entstanden aus gadlik — a lang) so viel als passend.

glas, Glas, fris. Gleas. Alb. Schott leitet dieses Wort „entweder von glacies oder vom keltischen glas (grün)" ab und behauptet: „die Germanen bekamen ohne Zweifel durch Vermittelung der Kelten das Glas." Von Kelten? die immer tief unter ihnen standen. Oder haben unsre Vorfahren denn keinen Verstand und Erfindungsgeist gehabt? Die Kelten-Manie ist eine moderne Grille, die wie die Moden ihre Tage zählen kann. Die ältesten Aestyer an der Ostsee nannten Bernstein Gles (glesum), wahrscheinlich wegen seiner Aehnlichkeit mit Glas. Dieses Volk unterschied sich nur durch die Sprache von den Ostgermanen oder Swewen, sagt der Verfasser der Germania (Cap. 45). Wer hat die vielen Glasperlen in unsern uralten Gräbern gemacht, wenn unser Volk kein Glas gekannt hat? Wenigstens schon im 5. Jahrhundert kannten die Nordseeanwohner Glas, denn sonst wäre auch der Name nicht mit den Gründern Englands nach Britannien gekommen, welcher dort noch glass heißt. Mir däucht, es ist kein Wort germanischer als Glas.

hukko oder hükko, husten, hängt wahrscheinlich mit dem holländischen kuch, husten, und dem englischen cough, husten, zusammen; denn für kheis findet man heis u. s. w. Die von A. Sch. vorgeschlagenen Etymologien sind mir zu ungründlich.

kailt in kailt hahn (Kapaun) ist weiter nichts als das englische gelt, verschnitten, und das westfrisische geld, verschnitten. In dem nordfrisischen Galt (verschnittenes Schwein) ist der a-Laut.

haupt, Kopf. Das letztere Wort fehlt den Silviern. Das erstere ist auch das ursprüngliche, frisisch haad, englisch head, urenglisch heafod, plattdeutsch oder eigentlich frisisch noch an Ortsnamen höft.

hus und hüs, Haus, frisisch Hüs, plattdeutsch Hus (u lang).

leid oder laid, wüst, häßlich, halte ich nicht für ein germanisches Wort, sondern für das französische laid, häßlich, am allerwenigsten ist es das leid in bileidogon = erzürnen, beleidigen.

luegon, schauen, sehen, frisisch luk-in das gewöhnliche Wort für sehen, kein ostgermanisches Wort, auch in der Schweiz gewöhnlich.

laeren, lernen und lehren, ebenso im Alemannischen, im Frisischen, wo liaren lernen und lehren bezeichnet, im Englischen aber heißt umgekehrt to learn lernen und lehren, hingegen im Breitschottischen bedeutet to lere oder lare lehren und lernen. Das Schwäbische hat, wie das Englische, sein learn, die Form lerne beides für lernen und lehren.

lettro, Leiter, frisisch Leader, englisch ladder, plattdeutsch Ledder.

matto, Wiese, frisisch Miad, englisch mead und meadow, westfrisisch mad und mied.

nuew, nun, nordfrisisch nü, englisch now, holländisch nu.

roggo, Roggen, frisisch Raag, englisch rye, holländisch rogge, dänisch Rug.

rugg, Rücken, frisisch Rag (a kurz), englisch rig, holländisch rug.

ross (eine Buchstabenversetzung von hors), englisch horse (Pferd im Allgemeinen, frisisch hors (Stute), ist im Deutschen viel älter als das wunderliche Wort Pferd, plattdeutsch Peerd, holländisch peerd und paard.

riste, feiner Flachs, ist ursprünglich ein frisisches Wort. Auf Frisisch und Holländisch heißt Rist Büschel, Bund, z. B. Flachs, Zwiebeln u. s. w. In Bünden ist der Reist'n (zu Reiss'n und Reisch'n verstümmelt) ein Büschel gebrochenen Flachses, so viel man auf einmal mit beiden Händen durch die Hechel gezogen hat, dann auch Büschel überhaupt. Diese Bedeutungen sind also der ursprünglichen am nächsten geblieben. In Schwaben ist reistenes Tuch hanfenes.

rawe, Rübe, frisisch Röw (ö lang), englisch rape (dasselbe ist Rap in Rapsaat), französisch rave, holländisch raap.

siech, ist das ursprüngliche Wort, nicht krank, englisch sick, frisisch sek und sük (süklin, d. i. kränkeln), holländisch ziek, dänisch syg, westfrisisch sjeack.

sin (i lang), sein, englisch to be, frisisch wesan, holländisch weezen und zijn, dänisch väre. Das silvische Imperf. Conjunct. heißt zu Macugnaga wier, nordfrisisch wiar, westfrisisch wier, von wezzen.

senden, senden, frisisch sen'an (Imperf. seand), englisch to send, ist viel älter als schicken, nordfrisisch stjüren.

sus, so, frisisch sûs (û kurz), d. i. so.

skala, Becken, Schüssel, Schale, frisisch Skeel. Mit

b'shendernus, Mitleid, hat das schwäbische echtostgermanische Wort schünden, welches auf Dänisch skynde (sprich skünde) heißt (beide bedeuten antreiben), nichts gemein.

smiddo, Schmide, frisisch Smeth (e kurz und th mit dem Urlaut), englisch smithy (i kurz), holländisch smisse und smidse (beide Formen verstümmelt in Folge des den plattdeutschen Holländern unbequemen Urlauts th).

snuera, Schwiegertochter, Schnur, nordfrisisch Snar (a lang). Dieser Ausdruck ist ein westgermanischer und ursprünglich frisischer.

sturen, stören, nordfrisisch stiaren, englisch to stir, holländisch stooren oder storen, westfrisisch stoaren. Im silvischen sturen, im frisischen stiaren und im englischen to stir liegt der Begriff der gewaltsamen Aufregung vorne an. Weder

sterno, noch Stern ist eine Urform. Viel älter ist das althochdeutsche sterro, welche Form keine assimilirte aus sterno ist, wie A. Sch. meint, sondern die ursprünglichere, nordfrisisch Stear, westfrisisch stear, holländisch ster und star, englisch star.

swin (i lang), **snider** (i lang) und viele solche Bildungen, die im Plattdeutschen eben dieselben sind, haben ein viel höheres Alter als das hochdeutsche Schwein, Schneider, das englische swine (mit dem (ei-Laut), das holländische zwyn, snyder (beides mit dem ei-Laut) u. s. w.

weljan, wollen, nordfris. wellan (Imperf. ik wul), westfris. wollen (Imperf. ick woe oder woel), holländisch willen, englisch to will.

weljan, wellen, wallen machen, nordfrisisch wealen, d. h. in einer wirbelförmigen Bewegung sein, engl. to well, d. i. hervorquellen, holländisch wellen, in derselben Bedeutung, westfrisisch wâlljen, d. i. wallen, wirbelförmig bewegt werden.

winnan, heißt auch erringen und erreichen, und dieselben Bedeutungen haben auch das nordfrisische tu wan-an (Imperf. ik waan) und

das breitschottische to win, außer der gewöhnlichen Bedeutung von gewinnen.

windan (ein von dem vorigen radical verschiedenes Wort) in dem Sinn von gehen ist ganz das nordenglische noch gebräuchliche to wend für to go.

wang heißt am Monte Rosa eine Wiesenfläche an Bergwänden. In Deutschland habe sich das Wort nur in Ortsnamen erhalten, sagt A. Sch. Hierauf erwidre ich, daß dieses Wort kein westgermanisches, kein eigentlich deutsches Wort ist, sondern ein ostgermanisches. Das dänische Vang (sprich Wang) ist eine Wiese, das dänische Vänge (sprich Wänge) eine Koppel, ein eingefriedigtes Stück Land. A. Sch. sagt, im Berner Oberland und Entlebuch im Canton Luzern sei Wang und Wäng ein steiler Rain zwischen Gräben. Vielleicht ist das nur die Bedeutung von Wäng.

wapp, Spinngeweb, Spinnwebe, nordfrisisch Weab, Spenweab, englisch web, cob-web, holländisch spinne-webbe.

werchon, arbeiten, nordfrisisch werkin (das deutsche wirken ist ein verschiedenes Wort), englisch to work, nordenglisch to wark, breitschottisch to werk, holländisch werken. Ich halte das Wort arbeiten und arwen nicht für ursprünglich deutsch, arbeiten scheint durch Metathesis aus operat — oberat — orebat — entstanden zu sein.

word (die echt westgermanische Form), Wort, nordfrisisch Wurd, englisch word, holländisch woord, westfrisisch wird.

wett (ein ostgermanisches Wort), Holz, besonders Brennholz, dänisch Ved (Wed), d. i. Brennholz.

zihan, frisisch tji'an (Imperf. taagh), ziehen. Iäch wiäll meäch ab-ziähe (ich will mich auskleiden), nordfrisisch ik wal mi uftji (eigentlich: ich will mich abziehen. Also in beiden Sprachen ganz gleich.

Die vorstehende interessante Abhandlung bezeugt aufs Neue den bekannten Patriotismus ihres Verfassers für seine Heimath, für Stamm und Sprache der Friesen. Auch wir nehmen lebhaften Antheil an diesem wackere

Bruderstamme und seiner Sprache, und wünschen die allmälig verhallenden Laute der letzteren durch sorgfältige Sammler, eben auch durch Hrn. Clement, geborgen — zum Frommen der deutschen Sprachforschung, in welcher jene ein wichtiges Gebiet bilden; zum Frommen des neuen, künftigen, Einen Deutschlands, welchem jedes Andenken seiner Vorzeit und die Besonderheit aller seiner Glieder, unbeschadet der allumfassenden Einheit, theuer bleiben sollte. Aber Hr. Clement wird uns nicht verargen, daß wir den deutschen Adam für keinen Friesen halten und das alte deutsche Küstenvolk seiner Heimath nicht in den Alpen suchen. Daß deutsche Mundarten an den äußersten Polen des Vaterlandes viele Eigenthümlichkeiten gemein und zwar oft vor vielen andern voraus haben, darf um so weniger befremden, wo gleiche Abgeschlossenheit von der Bildung und Verbildung der übrigen deutschen Stämme und Mundarten die gleichzeitige Erhaltung einst allen oder vielen gemeinsamer Wörter und Wortformen begünstigte. In den meisten Fällen indessen sieht Hr. Clement irrig solche Eigenthümlichkeiten als Sondererbtheil der Friesen und der Sylvier an; und noch weniger pflichten wir ihm bei, wo er sie durch friesische Mischung der Letzteren erklären will. Einige Bemerkungen zu den in vorstehender Abhandlung besprochenen Wörtern mögen unsere Ansicht rechtfertigen. Die Leser mögen besonders die darin hervorgehobenen Berührungen der sylvischen Wörter mit alten nnd neuen hochdeutschen (oberdeutschen) Stammes beachten, um die gleichen und minderen mit solchen des friesischen und anderer niederdeutschen Stämme zu würdigen.

Das Verkleinerungssuffix ji, je ist allerdings nicht aus l entstanden, sondern wahrscheinlich nur eine Modification des schon im Althochdeutschen und noch jetzt in oberdeutschen Mundarten vorkommenden Suffixes i, worüber Grimm Gramm. 3, 683 ff. nachzulesen ist. Der Gebrauch des Wortes hose für Strumpf, Gamasche u. dgl ist von Alters her so gut hochdeutsch, wie niederdeutsch, vgl. u. a. Schmeller Wtb. 2, 250. Grimm 3, 450. Graff 4, 1049. Weigand Synon. 992. beren, bören erheben hochdeutsch (ahd. burian nhd. bürn ält. nhd. empören in gl. Bed.) wie niederdeutsch mikil groß kennt Jedermann

aus den Nibelungen und früherher als gut hochdeutsches Wort; das sylv. micch ist durch die Abwesenheit des Suffixes l merkwürdig, steht aber darum dem englischen much u. s. w. vielleicht nicht so nahe, als dem hochdeutschen michel vgl. mein goth. Wtb. 2, 68. upp, topp dunkel ist wohl identisch mit schweizer dopp u. s. w., welches schwül bei düstrem, bedecktem Himmel bedeutet. andchedan antworten (goth. andqvithan mit Jemanden sprechen) gehört einem allgemein deutschen Wortstamme an. Sylv. oug Auge ist ächte hochdeutsche Form und sowie althochdeutsch auge, älter als friesisch ûg, wie u. a. gothisch augo zeigt; das nordfriesische û entstand erst aus altfriesisch ô. ireg unwillig braucht nicht aus dem Friesischen hergeleitet zu werden, vgl. die Zusammenstellung in m. goth. Wtb. 1, 21 ff. aerbo Morgendämmerung ist einer italienischen Mundart entlehnt, welche arba für alba (frz. aube sagt. ew ist echt hochdeutsch und steht der friesischen Form ferner. Die friesische Ortsnamenendung bül entspricht der niederdeutschen büddel, büttel und hat d ausgeworfen (vgl. altfriesisch bodel u. s. w. Richthofen Wtb. 656), während in dem grundverschiedenen oberdeutschen sylvischen büel h (bühel) verschlungen wurde. bank ist auch im oberen und mittleren Deutschland oft männlich. Wenn A. Schott puntiro der reck nicht verhört hat, da Schottky dafür 's türo der reck Stuhllehne hat, so ist eher ital. puntello Stütze als ponte zu vergleichen; reck ist wohl das oberdeutsche rick Gestell, Schmeller 3, 42. besmo ist antike hochdeutsche Form; das m hat sich überall in der oberdeutschen Volkssprache erhalten. beiton ist nicht ostgermanische, sondern hochdeutsche Form eines allgemeinen deutschen Wortes, wie die hochdeutsche Tenuis t zeigt, vgl. goth. Wtb. 1, 291. tilje enthält das echt oberdeutsche Deminativsuffix l mit i verbunden, vgl. das gleichbedeutende mittelhochdeutsche tüttelin. In bruggo ist gg eben so gut hochdeutsch, als niederdeutsch vgl. Schmeller 1,252. In chjemman ist e althochdeutscher Laut. wêtag Schmerz und siechtag Krankheit sind ganz mittelhochdeutsche Worte und stehen nicht auf der niederdeutschen Lautstufe. Der auxiliare Gebrauch von thun gilt am Main, wie in Norddeutschland. tusun, 1000, hat hochdeutsche, nicht niederdeutsche Lautstufe und ebenso viele von Clement ganz müßig mit friesischen Wörtern verglichene sylvische,

twiljo ist mittelhochdeutsch. twehele althochdeutsch. zwehle, quehle, mit dem überhaupt in der Schweiz erhaltenen älteren Anlaute tw. fecht, wäkht ist falsch verglichen, da nicht w, sondern f der eigentliche Anlaut ist, wie in dem gleichbedeutenden appenzellischen fäcka die Flügel, sonst schweizerisch flecka; für Beispiele verwandten Lautwechsels, die hier zu weit führen würden, verweisen wir auf goth. Wtb. 1, 347. fummel, meretrix ist auch in Oberdeutschland, namentlich in Baiern als verächtlicher Ausdruck für Weib gebräuchlich, vgl. Schmeller 1,532; mit nordfriesisch fommel, altfriesisch famne u. s. w., womit auch ich es in meiner Recension Schotts in der Hall. Ltz. 1842 Erg. Nr. 48 zusammenstellte, hat es wahrscheinlich Nichts zu schaffen. fan von kömmt auch in andern schweizerischen Mundarten vor, sowie in Baiern, (Schmeller 1, 629) und schon althochdeutsch fana neben fona. ferre ist die allgemeine deutsche ältere Form für ferne. tioch ist nicht das friesische tjüch althochdeutsch zeug, sondern unser althochd. tuch. hücco Husten ist näher mit oberdeutsch hichezen, skandin. hikka, hikke, niederländisch hikken u. s. w. schlucken, schluchzen verwandt. kailt englisch, althochdeutsch gelt, mittelhochd. schweizerisch galt hat gerade den streng althochdeutschen Anlaut. haupt steht gerade in hochdeutscher Form dem friesischen hâd, englischen head u. s. w. gegenüber. Sylvisch, schweizerisch, althochdeutsch leid häßlich, ungestalt ist vielmehr in die französische und andre romanische Sprachen übergegangen. matto ist die hochdeutsche oberdeutsche matte im Gegensatze zu den entsprechenden von Clement angeführten Formen. rugg Rücken ist gute hochdeutsche Form, s. u. a. Schmeller 3, 72. Ebenso riste s. ebds. 144; rawe althochdeutsch, raba mittelhochdeutsch, oberdeutsch rabe; sus, ebenso mittelhochdeutsch. weljan wollen oberdeutsch wellen ist uralte hochdeutsche Form. weljan = oberdeutsch wellen, wallen machen; Schmeller 4, 53. winnen = gewinnen ebds. S. 90. winden mag mit durch Einfluß des Oberitalienischen, wo girare in ähnlicher Bedeutung gebraucht wird, die bei wenden mehrfach vorkommende Bedeutung gehen, weggehen (vgl. Schmeller 4, 104. Goth. Wtb. 1, 142 ff.) erhalten haben. wang gilt am Rosa, wie in der Schweiz und einst in ganz Deutschland mit Einschlusse Skandinaviens, vgl. goth. Wtb.

1, 127. Werchon ist ganz das gleichbedeutende althochdeutsche Wort, später werken; seine Ableitung des echt deutschen Wortes arbeiten hätte Hr. Clement besser verschwiegen; es kommt schon im Gothischen vor, und seine Etymologie ist allerdings schwierig. welt Holz ist alt und gut hochdeutsch, s. goth. Wtb. 1, 146.

Einer der ersten, freilich mitunter am Schwersten zu haltenden, Grundsätze der vergleichenden Sprachforschung gebietet: die Wörter und Formen der einzelnen Sprachen und Mundarten zunächst aus ihnen selbst und ihren nächsten Verwandten zu erklären, und dann erst, wo es noth thut, an den Thüren der weiteren Verwandten anzuklopfen. Hr. Clement besitzt eine seltene Kenntniß der friesischen Mundarten und wird sich hoffentlich den Bemühungen Ehrentrauts und andrer Förderer der friesischen Sprachkunde anschließen, um die Schätze jener Mittelglieder zwischen Deutschland, England und Skandinavien aller Welt zugänglich zu machen.

Frankfurt a. M. Dr. Lorenz Diefenbach.

III. Die preußische Colonie Karlstadt in Mosquitia,

Von Alex. von Bülow.

Am 14. Mai 1846 haben sich in Pillau 121 Personen nach Mosquitia eingeschifft, von denen, nach Abgang an verschiedenen Orten und nachdem 18 in Bluefield gestorben waren, 95 Personen in Karlstadt ankamen. Es waren darunter nur 29 arbeitsfähige Personen, und zwar: 1 Kammergerichts-Referendar, welcher zugleich der gewählte Chef der Kolonisten war, 2 Portepeefähnriche, 1 Bombardier, 1 Schullehrer, 2

Oekonomen, 1 Handlungsdiener, 1 Kutscher, 1 Stellmacher, 1 Tischler, 4 Zimmerleute, 2 Schiffer, 4 Bauern und 8 Arbeiter).

Die am 14. Mai mit der Brigg „Frisch," Capitain Lademacher, von Pillau abgegangene Expedition, welche nur auf drei Monate verproviantirt war, entschied sich erst unterweges, wo sie eigentlich hin wollte. Der ursprüngliche Entschluß war, entweder nach Mosquitia oder nach Texas zu segeln. Nach Mehrzahl der Stimmen und nicht ohne Unzufriedenheit der Gegenpartei wurde endlich Mosquitia gewählt. Man erreichte aber erst am 15. September (also nach vier Monaten) wie durch Zufall den Hafen von S. Juan, nachdem die Brigg fünf Wochen im Angesicht des Festlandes von Süd-Amerika im Karaibischen Meer gegen den starken Meeresstrom anzukämpfen gehabt hatte. Die unglücklichen Passagiere hatten sich längst schon mit halben und Viertel-Portionen begnügen müssen und litten endlich noch Mangel an Wasser und Brennmaterialien. Ein Versuch, sich beides an der nahen Küste zu suchen, scheiterte; der Capitain verlor dabei sein Boot, und nur mit großer Anstrengung entgingen einige Kolonisten der Gefahr, zu ertrinken. Es war demnach kein Wunder, daß Krankheit, Mißmuth und Streitigkeit unter den Passagieren ausbrachen. Die schlechten Nahrungsmittel (meist ostpreußische schwarze, große Bohnen mit Meerwasser gekocht) mußten nachtheilig auf die Gesundheit der Leute wirken, was sich denn auch später zeigte; denn nach Ausspruch des Arztes Dr. Green in Bluefield sind die später eingetretenen Krankheits- und einige Todesfälle Folge davon gewesen; am Bord selbst, während der Ueberfahrt waren jedoch nur drei Kinder gestorben. So glücklich die Kolonisten sein mußten, endlich das gelobte Land erreicht zu haben, um so mehr fühlten sie sich getäuscht, als sie es bei Port S. Juan näher kennen lernten; denn in diesem bloßen Landungsplatz wird fast gar nichts gebaut, vielmehr kommen alle Lebensmittel entweder aus dem Innern oder werden von Nord-Amerika eingeführt. Früchte waren zwar vorhanden, diese aber sind dem Neuankommenden am schädlichsten, besonders wenn sie, wie es hier der Fall war, im Uebermaß genossen werden. Die schon während der Ueberfahrt an den Tag getretene Uneinigkeit, welche vornehmlich religiöse Ursachen hatte (es befanden sich Lichtfreunde

und Alt-Lutheraner in der Gesellschaft), bewirkte, daß sich in S. Juan acht Personen trennten, worunter der Führer, Referendar Gerkowsky, mit seiner Frau und einige junge gebildete Leute. Sie zogen es vor, ein Asyl im Staate Nicaragua zu suchen. Da die übrigen in dem unwirthlichen S. Juan natürlich nicht bleiben konnten, gingen sie alsbald mit demselben Schiffe nach Bluefield, wo sie vom britischen General-Konsul bereitwillig aufgenommen wurden. Sie hatten keinen Plan, waren mit der Landessprache ganz unbekannt, ihres Führers beraubt, völlig mittellos, nur mit altem Mobiliar und einigen in tropischen Gegenden ganz unnützen Dingen (als wollenen Kleidern, Betten rc.) belastet und wußten sich durchaus nicht zu rathen. Obgleich der englische General-Konsul Walker leider nicht deutsch verstand, hielt er es doch für seine Pflicht, ihnen die Schwierigkeit ihrer Lage begreiflich zu machen und sie zu fragen, ob sie es nicht vorzögen, mit dem noch bereit liegenden Schiffe wieder zurückzukehren. Sie hatten sich jedoch entschlossen, zu bleiben. Es wäre ihnen freilich auch nichts Anderes übrig geblieben, denn plötzlich entfernte sich der ungeduldige Capitain heimlich und ohne die erforderliche Paß-Abfertigung durch den General-Konsul nachzusuchen. Die Mittel der Kolonisten waren nicht ausreichend, um etwas zu beginnen, kaum hinreichend, um die Existenz zu sichern. In Bluefield selbst aber herrschte wenig Ueberfluß; jeder Bewohner, obgleich Besitzer von Haus und Garten, hatte nicht mehr, als seine und seiner Familie Bedürfnisse erforderten.

Der englische General-Konsul und seine Gemahlin wetteiferten, um den Neuangekommenen alle nur möglichen Erleichterungen zu schaffen. Das wohleingerichtete Magazin des Herrn Walker wurde zur Disposition der Kolonisten gestellt, eine geregelte Menage eingeführt und für neue Zufuhr gesorgt, so daß die Existenz der 109 preußischen Einwanderer gesichert war. Die Verpflegung für dieselben mußte auf mindestens sechs Monate berechnet werden, bevor sie selbst etwas angebaut haben konnten; sie kostete Herrn Walker pro Kopf durchschnittlich 6 d. oder 5 Sgr., mithin entstand eine Ausgabe von circa 18 Thlrn. täglich. Ich berechne die baare Auslage des englischen General-Konsuls für die Preußen auf wenigstens 3600 Thlr. während der ersten sechs

Monate. Im Laufe dieser Zeit mußten sie für sich arbeiten, und unter der persönlichen Leitung dieses hochachtbaren Mannes hatten sämmtliche Leute in acht Monaten eine besondere Vorstadt zu Bluefield, die Kolonie Karlstadt, gegründet, in welcher jeder Einzelne Haus, Hof und Garten besaß. Daß Krankheiten vorkommen mußten, war natürlich. Die Familien hatten anfangs schlechte Wohnungen, sie waren zusammengedrängt, und da man vorzugsweise für die Bequemlichkeit der Kranken sorgen mußte, so konnte nicht ausbleiben, daß manche Familie anfangs unbequem wohnte. Die Regenzeit trat ein; die schlechte Gewohnheit Neuangekommener, Alles, selbst die ungesundesten Früchte, zu essen, förderte die im Wechsel des Klimas liegende Disposition zu Erkrankungen, und so konnte es nicht ausbleiben, daß namentlich in der ersten Zeit viele Todesfälle vorkamen. Die Erfahrungen, welche bei dieser Gelegenheit gemacht wurden, gaben einen Einblick in die Ursachen, welche die große Sterblichkeit unter den meisten Einwanderern in der ersten Zeit zu befördern pflegen. Da gerade diese nicht selten ein Hauptmoment des Mißglückens einer neuen Colonisation war, so erscheint es angemessen, jene Ursachen hervorzuheben. Sie bestehen in einer moralischen und körperlichen Vernachlässigung, welche bis zur völligen Demoralisation geht. Der Arzt des General-Konsuls, Dr. Green, der sich außerordentlich thätig in dieser Zeit für die Angekommenen bewiesen hat, besonders aber Madame Walker, die den Frauen und Kindern wie eine Krankenwärterin diente und Tag und Nacht sich mit Verpflegung derselben beschäftigte, hatte namentlich eine kindische, eigensinnige Abneigung der Leute gegen Medizin zu überwinden und gegen ihre grenzenlose Unreinlichkeit anzukämpfen. Endlich wurde von ihnen noch eine merkwürdige Gleichgültigkeit und Herzlosigkeit der Hülfsbedürftigen unter einander wahrgenommen, ein trauriges Merkmal verlorner Energie!

Der nachstehende Nachweis zeigt die Zahl der Kranken, Geheilten und Gestorbenen. Man wird daraus ersehen, daß die meisten Sterbefälle gleich anfangs stattfanden.

Kranke in Bluefield. vom 1. Okt. 1846 bis 1. Okt. 1847.			Von 100 Personen.				Veränderung.		Rest.
			Erwachsene.		Kinder.		Be-stand u. Zu-gang.	Ab-gang.	
			M.	Fr.	Kn.	Mäd.			
1846	Okt.	Krankheitsfälle . .	22	23	11	3	59		59
		geheilt						15	
		gestorben						3	41
—	Nov.	Krankheitsfälle . .	23	16	9	4	41		
		geheilt						18	
		gestorben						8	26
—	Dec.	Krankheitsfälle . .	16	14	9	8	47		
		geheilt						23	
		gestorben						4	20
1847	Jan.	Krankheitsfälle . .	10	7	6	6	29		
		geheilt						17	
		gestorben						1	11
—	Febr.	Krankheitsfälle . .	4	3	3	3	13		
		geheilt						13	
—	März	Krankheitsfälle . .	1	1			2		
		geheilt						2	
—	April	Krankheitsfälle . .							
—	Mai	Krankheitsfälle . .	3	2	1	1	7		
		geheilt						2	5
—	Juni	Krankheitsfälle . .	9	7	1	1	18		
		geheilt						9	
		gestorben						1	8
—	Juli	Krankheitsfälle . .	8	9	2		19		
		geheilt						8	
		gestorben						1	10
—	Aug.	Krankheitsfälle . .	4	5	2		11		
		geheilt						6	5
—	Sept.	Krankheitsfälle . .	2	1	2		5		
		geheilt						5	
		Geheilt						118	
		Gestorben						18	

Der Krankenbericht, den ich durch die Güte des Herrn Dr. Green erhielt, spricht sich genau über die Krankheiten und die Ursachen derselben aus. Es waren meist Fieberkranke, welche sich durch eigene Schuld die so gefährlichen Rückfälle zuzogen, und deren unbeschreibliche Thorheit und Unvorsichtigkeit oft den Tod herbeiführte. Alle Krankheiten pflegen in tropischen Ländern schnell zu kommen, und die Patienten, welche sich, wie in Europa, oft einige Tage Zeit nehmen, ehe sie den Arzt konsultiren, kommen dort in die größte Gefahr.

Bemerkenswerth ist noch, daß unter den preußischen Kolonisten mehrere ganz ungesunde Leute von Europa mitgekommen waren. Darunter zwei Taubstumme, ein vollständiger Krüppel und mehrere hektische alte Frauen, die sich in der neuen Heimath wohler fühlten, als

in der alten. Unter den 18 Verstorbenen befanden sich 9 Männer und 7 Frauen; dagegen nur 2 Kinder (ein Knabe von 6 und ein Mädchen von 12 Jahren).

Als ich die Niederlassung Karlstadt besuchte, hatte sie bereits einen Bestand von zehn Monaten. Da die erste Einrichtung der Kolonisten als Eigenthümer beendet, und ihr Gesundheitszustand befriedigend war, konnten sie sich andern Arbeiten zuwenden, zu welchen ihnen das Gouvernement genügende Gelegenheit bot. Die Lust der Kolonisten zur Arbeit war mir auffallend. In tropischen Ländern, welche die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse so reichlich gewähren, ist eine gewisse Trägheit nur zu heimisch. Der Europäer überwindet sie jedoch, bei einer Aussicht auf sicheren Gewinn, leichter, als der Eingeborne. Um die hieraus entstehende Differenz zwischen beiden auszugleichen, sah sich Herr Walker, in Ermangelung von Kenntniß, Kapital und Saat zu Plantagen (Kaffee, Taback) genöthigt, ein System einzuführen, wonach alle Mitglieder der Gemeinden von Bluefield und Karlstadt die öffentlichen Arbeiten, als Wege rc., ohne Ausnahme und Unterschied der Person entweder selbst verrichten oder statt ihrer einen Arbeiter stellen mußten. Es zeigte sich bald, daß die Neger und Mulatten in der ersteren Stadt, die als Grundbesitzer lieber die großen Herren spielen als arbeiten wollten, statt ihre persönliche Arbeit zu verrichten, es vorzogen, zwei Shilling (20 Sgr.) täglich dafür zu bezahlen. Nun übernahmen die Deutschen willig diese Arbeiten, wodurch u. A. bald eine schön gepflasterte Straße in Bluefield entstand. Die Deutschen zeigten bei allen Gelegeuheiten einen durch die Vortheile europäischer Kultur geförderten, viel größeren Eifer für die Arbeit, als die im Orte lebenden Schwarzen und Mulatten, und ich habe mich in den zwei Monaten meines Aufenthalts, wo ich täglich Gelegenheit hatte, die Kolonisten zu sehen, überzeugt, daß sie hier, wie in St. Tomas, ohne Ausnahme alle Arbeit, das Fällen des Mahagoniholzes nicht ausgenommen, verrichten können. Leider aber ist es mir hier, wie überall, aufgefallen, daß die Deutschen mit dem bloßen, wenn auch zwecklosen Arbeiten allein genug gethan zu haben glauben; nur zu oft verrichten sie, im Gegensatze zu den Indianern, zu viel unnütze Arbeit und be-

geben sich gewöhnlich zur unrechten Zeit an dieselbe. Die Erfahrung allein ist hierin der Lehrmeister.

Das Besitzthum jedes Ansiedlers besteht aus einem guten hölzernen Hause mit Palmdach, einem umzäunten Garten von 75 Fuß Front und 150 Fuß Tiefe, bepflanzt mit Pisang, Yams, Yuca, Poteta (Art Kartoffel), Reis, Mais, Bohnen und mehreren deutschen Gemüsearten, die aber nur dann fortkommen, wenn man immer wieder frische Saat legen kann. Zuckerrohr, einige Kaffeebäume und etwas Taback war gleichfalls angebaut. Diese Besitzungen liegen neben einander und bilden längs der Lagune auf einer kleinen Anhöhe ein sehr hübsches Dorf, welchem die vielen Kokosnußbäume und schönen Palmen jenen herrlichen tropischen Charakter geben. Die Art der Häuser, Gärten, Zäune und die ganze Einrichtung läßt dagegen den deutschen (preußischen) Zuschnitt auf den ersten Blick erkennen, so wie ihr Fuhrwerk mich ebenfalls lebhaft an das Vaterland erinnerte. Einige Schweine, Ziegen und mehrere Dutzend Hühner, Enten 2c., bis jetzt noch wenig Kühe, vollenden den kleinen Besitz des Einzelnen. Das Land hat jeder Kolonist von der Regierung ausnahmsweise unentgeltlich bekommen; während sonst grundsätzlich dasselbe in der Nähe der Stadt mit 5 Pstr. pro Acker, an entfernter gelegenen Theilen billiger, bezahlt wird. Will man nun einen solchen Besitz nach dem dortigen Werth veranschlagen, so kann man durchschnittlich denselben für eine Familie auf 5—600 Thlr. rechnen, welche hier offenbar in 10 Monaten geschaffen worden ist. Man kann also den Schluß ziehen, daß 18 Familien, à 5 Mitglieder, also 90 Personen, ohne Vermögen mit einem (von Herrn Walker gemachten) Vorschuß von 200 Thlrn., also zusammen mit 3600 Thlrn. auf 6 Monate, in Proviant, Instrumenten und Waaren ein eigenes Vermögen von à 550 Thlrn. erworben, zusammen also circa 10,000 Thlr. Kapital gegründet haben. Erst auf dieser den Kolonisten unentbehrlichen Grundlage, welche die materielle Existenz der Familien vollständig sichert, sind sie im Stande, andere Werthe zu erzeugen, wenn ihnen Kapital und Absatz (oder Nachfrage nach Arbeit) gesichert wird. Dazu aber wird sich bald Gelegenheit zeigen. Schon jetzt wird Vorschuß in Werthen für die zu

leistende Arbeit von einzelnen spekulativen Kaufleuten gewährleistet; sie sichern sich dadurch ihre Kunden, da es sich für sie vorzüglich darum handelt, so schnell als möglich viel Waaren und zu guten Preisen abzusetzen, und zur Erlangung des doppelten Handelsvortheils, welcher für sie in dem Absatz der eigenen Waaren und zugleich in dem Erwerb preiswürdiger Produkte liegt, verhilft ihnen nur der von ihnen bewilligte Kredit. Wenn nun dieser, wie in Bluefield, so auch in allen neuen Kolonien bestehende Fall nicht bestritten werden kann, die Folgen davon auch leicht begreiflich sind, so sehe ich keinen Grund ein, warum aus dieser Erfahrung sich nicht im Großen die Nutzanwendung von dem privaten auf den nationalen Kredit für zweckmäßig angelegte nationale Niederlassungen machen ließe.

Zur Ehre der Kolonisten muß ich anführen, daß sie sich moralisch als Schuldner der Familie Walker betrachten, daß sie sich auch stillschweigend, ohne daß es Jemand von ihnen verlangte, verpflichtet haben, den Vorschuß zu decken; denn sie wissen sehr wohl, daß der englische General-Konsul, welcher sich durch die Rücksicht auf die Ehre einer fremden Nation für verpflichtet hielt, an den preußischen Gesandten, Herrn Bunsen in London, sich wegen Rückerstattung der Auslagen zu wenden, diese nicht erhalten hat.

Die Stadt Karlstadt (Charlestown) ist dem Prinzen Karl von Preußen zu Ehren so getauft worden, obgleich derselbe für sie zur Zeit noch nichts gethan hat. Es war wirklich für mich interessant, zu sehen, mit welchem Patriotismus die Bewohner von Karlstadt auch im fernen tropischen Lande die Liebe für ihr Vaterland bewahren. Den jungen König verehren sie als den natürlichen Herrn ihres neuen Vaterlandes; das aber beeinträchtigt die Liebe zu ihrem heimathlichen Könige nicht. Der Enthusiasmus der Preußen sprach sich namentlich auch am 15. Oktober v. J. lebhaft aus und wird überhaupt bei jeder Gelegenheit von dem englischen Agenten sowohl, als vom König selbst thatsächlich genährt, wovon ich mehrfach die sprechendsten Beweise selbst erhielt, da ich häufiger an der königlichen Tafel das Vergnügen hatte, für die von der jungen Majestät auf meinen Souverain feierlich ausgebrachte Gesundheit zu danken.

Eine Kirche haben die Preußen nicht, sie gehen nach Bluefield in ein Bethaus, wo alle Sonntage nach dem Ritus der englischen Kirche von dem Arzte des General-Konsuls, dem Dr. Green, in Ermangelung eines Geistlichen Gottesdienst in englischer Sprache gehalten wird. Die Preußen halten aber außerdem noch ihren Gottesdienst bei einem ihrer Kolonisten. Die Erziehung der Kinder wird nur durch einen unglücklichen Krüppel besorgt, der besser die Arbeit eines Schneiders als die eines Schulmeisters verrichten kann, und leider besitzen die Kolonisten noch nicht die Mittel, einen Geistlichen und Schullehrer bezahlen zu können. Meine desfallsige Verwendung bei Sr. Majestät dem Könige von Preußen ist leider erfolglos geblieben.[1])

IV. Ueber das ursprüngliche Doppelelement der Bevölkerung zu Galtür in Tirol.

Von Joseph Bergmann.

Als ich am 27. Juni 1845 das enge, lavinenreiche Paznaun-Thal durchwanderte, hörte ich im Unterthale deutsche Ortsnamen; beim todten Manne aber, eine Stunde abwärts von Ischgl, fängt das Gemisch mit romanischen Namen an. Eine Viertelstunde oberhalb Ischgl um den alten Weiler Patznaun sieht man sumpfigen, einst stehendem Wasser (vgl. das romanische puoz oder poz) abgewonnenen Boden, der mich zur Ueberzeugung führte, daß das ganze Thal

[1]) Es ist aber um so dringender zu wünschen, daß das Mutterland etwas für das kirchliche Bedürfniß der Colonie thue, als die Erfahrung lehrt, daß die deutschen evangelischen Gemeinden in Amerika nur dadurch häufig in kurzer Zeit anglisirt werden, weil sie in Ermangelung eigener Gotteshäuser und Prediger genöthigt sind, den anglikanischen Kirchengemeinden sich anzuschließen.

von diesen einstigen Wasserlacken und Sümpfen seine Benennung erhalten habe. Romanischen Klanges sind: Vallül- und Matleinspitze, Tschamatsch, Gorva (Corvo? = Rabenspitze), Danterauas (wie im Thale Montavon), d. i. denter (vgl. d'entre) auas = zwischen den Wassern, Name einer Wiese, die dem Wirthe Zangerl in Galtür gehört, Resin, Patan, das terrassenartige Sascalun (scalun, ital. scalona), Balün, Mutta ꝛc.

Den folgenden Morgen zog ich in aller Frühe nach Galtür, um an Ort und Stelle Manches zu sehen und zu vergleichen. Die Gegend, welche größtentheils hölzerne, in mäßigen Zwischenräumen und in gefälliger Unordnung hingestreute Häuser malerisch verschönern, hatte in dieser Jahreszeit ungemein viel Freundliches und Alpenmäßiges. Bei einer Meereshöhe von 5039′ ist Galtür mit Ausnahme von Vent das höchste Dorf im Lande Tirol. Das Auffallendste war mir das allmälige Loswinden der Volkssprache von der prätigäuisch-montavonischen Mundart und der dermalige Uebergang in die tirolische. Im täglichen Verkehre unter sich brauchen die schlichten Bewohner, etwa 400 an der Zahl, eine Mundart, welche jener im Prätigau, Montavon und der Leute am Tanneberge gleicht, und das Ansiedeln von Tannberger Walsern, wie die Tradition meldet, scheint mehr als leeres Gefasel zu sein; denn noch kommen, wie ich im Anzeigebl. S. 3 des CVIII. Bandes d. Jahrb. erwähnte, Tannberger aus ihren Alpen am Arlberge an Festtagen, z. B. Portiuncula (2. August), hierher in die Kirche.

Daß Galtür aus dem romanischen Worte cultura [1]) herkommt, und die dermalige Bevölkerung unstreitbar aus zweierlei Volkselementen verschmolzen ist, vermag ich aus einer daselbst im Pfarrhofe eingesehenen Urkunde darzuthun, welche der Bischof Johann II. von Chur nach der Einweihung der Kirche zu Galtür in seinem Schlosse Fürstenburg (bei Mals) am 28. Juni 1383 ausfertigte. Sie

---

[1]) Noch in K. Ruprecht's Konstanzer Richtung vom 4. April 1408 heißt es „alle Walliser off Galtüre," jetzt Galtür, richtiger als Galthür, wie man auf Landkarten und im Brixener Diöcesan-Schematismus diesen Namen lieset. Auch findet man noch einen Ort Cultura in der Pfarre Stampa im Thale Bergell in Graubünden.

lautet: Nos Joannes — — — notum facimus omnibus Christi fidelibus praesentibus et futuris, quod nos ad petitionem fidelium *incolarum*, et *Vallensium Vallis*, que *Cultura* nuncupatur, annexa valli, que dicitur *Pazenon*, consecravimus eisdem *novam* eorum Ecclesiam et cimeterium, que construxerunt propriis eorum laboribus et expensis in loco satis heremitico, laborioso et nemoroso in honorem sanctissimae Dei Genitricis Virginis Mariae, que primum ab eisdem *incolis* et *colonis*, tanquam a devotis Christi fidelibus in eodem loco, eodem templo cepit honorari et invocari, tanquam advocata miserorum etc. In derselben Urkunde wurde auch nach bischöflicher Beaugenscheinigung der Gegend aus besonderer Gnade den Leuten von Galtür, die ausdrücklich theils altheimische (incolae), theils Walser und weiter unten Ansiedler (*Vallenses* — — et *coloni* genannt werden, wegen der Kranken, des Taufens und Begrabens, kurz wegen der seelsorglichen Verrichtungen ein eigener Priester bewilliget. Bedeutungsvoll ist ferner der Ausdruck „Vallenses *Vallis*, quae *Cultura* nuncupatur, *annexa Valli*, quae dicitur *Pazenon*,“ woraus klar erhellet, daß man damals Galtür nur als Anhängsel vom Paznauner Thale betrachtete Sowohl die Kirche, die als neu genannt wird, als auch der Friedhof waren höchst nothwendig, da die armen Leute im strengen Winter oft Monate lang von ihrer Pfarre Steinsberg im untern Engadin abgeschnitten, ohne geistliche Hilfe waren, und die Leichname gefroren zu Hause aufbewahrt werden mußten.

Diese alte Kirche wurde in dem wilden Kriegsjahre 1622 durch die Engadeiner verbrannt und darauf die jetzige gebaut, welche man in den Jahren 1772 und 1773 erweiterte. Als die Stifter der alten Kirche (von 1383) fand ich Otto von Malans und Hanns Plümpy, Männer graubündischen Namens; dann Erhart Meßner und Anna Burger; ferner in neuerer Zeit Herr Johann Rudolph von Halden [1]), vordem erzherzoglicher Regierungsrath zu Innsbruck, dann Rent-

---

[1]) Dessen und seiner Gemahlin Claudia Grabstein fand ich auf dem sehenswerthen Friedhofe zu Feldkirch.

meister zu Feldkirch und Amtmann der Herrschaft Blumeneck († 8. April 1674), und seine Gemahlin Claudia, und deren Vater Johann Georg Freiherr von Payersberg zu Boimund und Schwanburg († 9. Jänner 1702). Desgleichen Herr Johann Andreas Puppus und dessen Frau Maria Clara nebst mehreren dieser Familie, Jakob Unterdelffer und dessen Hausfrau Magdalena Eggerin und deren Kinder. Das heutige Widum- und Meßnergut ist Unterdelffersche Stiftung.

Richter in Galtür waren: Johann Wille 1473, Martin Geiger 1539, Christian Thurnes 1550, Jakob Schuler 1641. — Noch leben Thurnes oder Turnes, in d. Jahrb. Bd. CVII. A. Bl. S. 4. Z. 20 nach unklarer Mittheilung irrig Terues genannt. Im Taufbuche zu St. Gallenkirch im Montavon las ich einen Baschen (Sebastian) Durneß und im J. 1658 einen Jackle Dürneß. Auch findet man die im Thale Montavon heimischen und daher stammenden Namen Klehènz und Tschofen; das Geschlecht Vallaster ist in Galtür erloschen.

Die ältere Sprache der Galtürer war nach Aussage der drei und achtzigjährigen Klepha Salnerin im Weiler Wiel und des eben so alten Franz Joseph Non von der jetzt immer mehr und mehr tirolisirenden sehr verschieden, und hatte deutschengadinisch-prädigäuisch-montavonischen Anklang, woher auch die ersten Hirten und Ansiedler in dieses oberste Anhängsel des langgestreckten Patznauer Thales gekommen sind. Noch sagen die alten Leute: i bin in der Kilche g'si, und das junge Geschlecht tirolisch: ich bin in der Kirchen g'wöst. Der erstern Mundart gehören noch an: å statt e, z. B. dår, båtat [1]), glåga, såga für der, betet, gelegen, sagen; dann î statt des breitern und spätern ei, z. B. kîba, Rîs, trîba, wîb für keiben (keifen, zanken), Reis, treiben, Weib, jetzt gewöhnlich Waib gesprochen; so Meige (Mädchen) wie im Montavon, jetzt Madle; Spûsa jetzt Spausa (Braut), roman. spusa, französ. épouse und lat. sponsa; nüa, jetzt naie, d. i. neue, z. B. es ischt appes nüas, jetzt — ebbes naies.

---

[1]) Da die Aussprache des Endvokales in båtat, dann im glåga såga sich mehr dem a als e nähert, so schreibe ich a.

Nicht tirolisch sind die Wörter und Redensarten der ältern Generation: Er ka nüt bässeres as d'Lüt usantera; äntern, ausäntern, einen, bedeutet das Auffallende in eines Gebärden oder Reden nachmachen, bei Notker *anteron*, imitari, vgl. Schmeller's bayer. Wörterbuch I. 86.

Banna, die, was Benna bei den Walsern und der Umgegend, nämlich ein aus Brettern zusammengefügter zweiräderiger Karren, um Dünger u. dgl. auszuführen, das altgallische benna bei Cato.

Baschga, verb. bemeistern, bezwingen, besonders im Ringen.

Beinhosa (d. i. Beinhose), die, im tirolischen Stanzerthale Pfosa, Strumpf ohne Socken.

Bîsa, verb. neutr., vom Rindvieh, wenn es von der Bremse (Bîsewurm) gestochen wild herumläuft.

Biest, der, die erste dicke Milch der Kuh nach dem Kalben.

Gebsa, die, ein Milchgeschirr, wie am Tannberg und zu Mittelberg; im Montavon hörte ich Brenta, vom romanischen *brenta*, niedriger Kübel von Holz ohne Deckel.

Guxe, die, Schneegestöber.

Hêr, der, in verkürzter Form statt eines geistlichen Herrn, in dem Umfange, wie ich in den Walser Idiotismen Bd. CVIII. A. Bl. S. 22 dieser Jahrbücher angezeigt habe.

Heurupfel, die, Werkzeug, um das Heu aus dem Heustock oder Schober zu rupfen, was man im Oberinnthale Heuripfl und im Bregenzerwalde wie auch im Montavon Heulücher (von *liuchan* = öffnen) nennt, Heu rupfa ist die Arbeit mit der Heurupfel; Rüschlaloch ist die Oeffnung im Heuboden, durch welche das abgerupfte Heu herabgeworfen wird, wahrscheinlich von rauschen.

Höselspies, der, Stricknadel; hös'la, stricken; daselbst ist das gleichbedeutende Wort lismen, das man in der Schweiz und bei den Walsern hört, unbekannt.

Luga, sehen, schauen, hörte ich noch bei der alten Salnerin in Wirl.

Musbäsa, der, ein aus entrindeten Tannzweigen gemachter Besen, womit das in die Milch eingestreute Mehl zu einem Mus oder

Koch eingerührt wird. Im Montavon heißt dieser Musbesen Frusa, vom roman. fruscha und fruschar, reiben; im Klosterthale sagt man Milchrübel und im Bregenzerwalde Ribele.

Red verkehra hörte ich hier wie im Bregenzerwalde, d. i. die Rede, Stimme verändern, verstellen, entweder jemanden oder niemanden nachahmend, um für einen Andern gehalten zu werden oder sich unkenntlich zu machen. So pflegen es die Buben (Burschen) zu machen, wenn sie Nachts zu den Fenstern ihrer Geliebten kommen. Sie haben eine eigene Gewandtheit, durch das Einziehen und Ausstoßen des Athems die Stimme zu verkehren. Auch der ungerathene, zu seinem Vater heimkehrende junge Mayr Helmprecht verstellt, um sich unkenntlich zu machen, seine Rede:

„niht guoter witze ich walte
daz ich mîn *rede verkêre.*

S. die poetische Erzählung von dem Mayr Helmprechte um das J. 1240 im LXXXV. Bd. der Wiener Jahrb. A. Bl. S. 24. V. 804 u. 805.

Singösa, die, wie ich das Wort auch in Oberdamüls bei den dortigen Walsern hörte, da andere auch Singôsa sagen, d. i. ein Glöcklein, welches man dem Vieh auf den Alpen umhängt. In mundartlicher Abweichung sagt man Singarot, Glöckchen, campanello, in Toza, einer Gemeinde der sette Comuni Seite 34.

Trîbkübel, der Butterkübel, in welchem die Milch so lange umgetrieben wird, bis die Fetttheile zu Butter gerinnen.

Wäch sagen in Galtür die Alten, die Jungen hingegen stolz. Wäh oder mundartlich wäch wird auch in Tirol, Vorarlberg, in der benachbarten Schweiz und im Allgau gebraucht und bedeutet schön, schmuck, zierlich stolz, ahd. *wâhi,* ornatus, expolitus, venustus, mhd. *waehe.* Dieß Wort wird sowohl von Personen gebraucht, z. B. im Tiroler Kirchtag 1819. S. 31: „Der eine ist ihr z'wäch, der andere zu zottelt;“ vgl. Schmeller IV. 49; im vordern Bregenzerwalde z. B. von Mädchen: d'Lisel ischt ung wäh, d. i. ungemein wäh oder stolz

(**ung** ist die intensive Vorsilbe **un** — mit angeschleiftem g); als auch von **Sachen**, z. B. im Mayr **Helmprechte** von der Haube V. 15:

„diu was von bilden *waehe*,“

und V. 303:

„swer die hûben *waehe*
ûf minem houpte saehe.“

In Bezug auf **Kleidertracht**, besonders **weibliche**, erinnert noch Manches an engern Zusammenhang mit Graubünden. Vaterländische Künstler mögen deren allmäligen Uebergang in die tirolische in einer bildlichen Gruppe den künftigen Geschlechtern festhalten.

(Aus den Wiener Jahrbüchern der Literatur.)

V. Jahresbericht der Deutschen Gesellschaft der Stadt Neu-York.

Der Verwaltungsrath der Deutschen Gesellschaft der Stadt Neu-York benutzt gern die Gelegenheit der heutigen 65sten Jahresversammlung, um den Mitgliedern der Gesellschaft einen gedrängten Bericht seiner Thätigkeit abzustatten.

Nach den in unserem Agentschafts-Büro gehaltenen Listen kamen vom 1. Januar bis 31. December 1848 in unserem Hafen 52,620 deutsche Einwanderer an, und zwar:

von Havre	in 100	Schiffen . . .	15,176
„ Bremen	„ 107	„ . . .	14,012
„ Antwerpen	„ 52	„ . . .	8,843
„ London	„ 77	„ . . .	6,751
„ Hamburg	„ 39	„ . . .	4,542
„ Rotterdam	„ 18	„ . . .	1,578
„ Liverpool	„ 91	„ . . .	633
		Transport.	51,535

			Transport.	51,535
von Amsterdam	in	7	Schiffen . . .	509
„ Altona	„	2	„ . . .	306
„ Gent	„	1	„ . . .	186
„ Glasgow	„	3	„ . . .	84
	in 497		Schiffen zusammen . .	52,620
gegen in 1847			. . . .	70,735
„ „ 1846			. . . .	52,326
„ „ 1845			. . . .	30,312
„ „ 1844			. . . .	17,799

Es ist seit einer Reihe von Jahren heute das erste Mal, daß wir einen Abfall in der Einwanderung gegen das vorhergehende Jahr zu berichten haben. Den Grund hiervon finden wir fast ausschließlich in den politischen Verhältnissen unseres Vaterlandes, da hier für den Einwanderer keine bemerkenswerthen unvortheilhaften Veränderungen stattfanden. Nach den uns zugekommenen Nachrichten dürfte für das kommende Jahr die Einwanderung wieder in der früheren Weise zunehmen.

Wir können auch dießmal berichten, daß bei weitem der größere Theil der im verflossenen Jahre angekommenen deutschen Einwanderer aus tüchtigen, arbeitsfähigen Menschen bestand. Mehr als zuvor zeigten sich unter denselben Leute mit ansehnlichen Capitalien, deren Absicht es größtentheils war, Landbesitz zu erwerben. — Trotzdem konnte es nicht ausbleiben, daß bei der stets sich mehrenden deutschen Bevölkerung unserer Stadt, namentlich während der Wintermonate, die Ansprüche auf Geldunterstützung sehr zahlreich waren. — Die mühevolle Amtsverwaltung der Herren Districtspfleger ward nicht erleichtert, obgleich durch Theilung mancher ausgedehnten Districte und vermehrte Zahl der Pfleger das ganze Unterstützungssystem unserer Gesellschaft zu einer großen Wirksamkeit und Tüchtigkeit ausgebildet wurde.

Im Lauf des verflossenen Jahres wurden in 4139 Fällen Doll. 4444. 25 Cts. Unterstützung bewilligt.

Wir sind heute in den Stand gesetzt, eine genaue Uebersicht über die Thätigkeit der Herren Aerzte der Gesellschaft zu geben, die den Mitgliedern die angenehme Ueberzeugung von der ausgedehnten und aufopfernden Wirksamkeit derselben geben wird. Es sind im Laufe des Jahres 1220 arme Deutsche unentgeltlich von den Aerzten der Gesellschaft behandelt worden, und von denselben 2735 Recepte verschrieben. Wenn wir bedenken, wie vieles Elend auf diese Weise gelindert, wie mancher Vater dadurch seiner Familie erhalten ist, wie manche Mutter wieder in den Stand gesetzt wurde, für ihre Kleinen zu sorgen, wie manches Kind den Eltern wieder geschenkt wurde, so fehlen uns die Worte, den Wohlthätern der armen Deutschen, den Herren Aerzten, in dem ganzen, verdienten Maaße zu danken.

Unsere Agentur hatte auch in diesem Jahr die stets wiederkehrende Gelegenheit, ihre Nützlichkeit zu beweisen, und ist so sehr fast zur Nothwendigkeit geworden, daß die Aufmerksamkeit des Verwaltungsraths oft und ernstlich auf eine bedeutende Erweiterung dieses Instituts gelenkt wurde, da dessen gegenwärtige Verfassung den stets wachsenden Anforderungen kaum genügen kann. Vor der Hand fehlt es uns an den Mitteln, um eine Erweiterung der Agentur, wie wir sie für wünschenswerth halten, ins Leben treten zu lassen. — Die Anzahl der Leute, die sich in unserm Agentschaftscomtoir Raths erholten, war sehr groß und dürfte sich wohl auf die Hälfte der Gesammteinwanderung belaufen. — Wir haben genaue Angaben über die Zahl derer, denen durch die Vermittlung der Agentur ein Broderwerb verschafft wurde. Diese beläuft sich für das Jahr auf 2430 und vertheilt sich wie folgt:

Handarbeiter	710
Feldarbeiter	197
Weibliche Dienstboten	1139
Handwerkslehrlinge	79
Tischler	57
Schneider	39
Schuhmacher	34
Gärtner	23
Transport.	2278

Transport.	2278
Steinhauer	23
Schmiede	13
Tuchweber	12
Maurer	10
Bäcker	9
Goldarbeiter	5
Schlosser	4
Diverse Handwerker	76
Summa .	2430

Die Uebersicht unserer Kassenverhältnisse gibt kein besonders erfreuliches Resultat, und waren deßhalb die Rückzahlungen, die uns von den Commissioners of emigration gemacht wurden, ebenso nöthig als willkommen. Es mehrt sich freilich mit jedem Jahre die Zahl der größeren jährlichen Beiträge, nicht aber in dem Maaße wie wir glauben, daß die erweiterte Wirksamkeit unserer Gesellschaft es verdient.

Der Saldo in Casse am 22. Februar 1848 war		D. 784. 48
Außerordentliche Einnahmen.		
Gabe von Hrn. A. Belmont, Lebens-Mitglied für 1848—49	D. 50. 00	
Geschenk von Hrn. H. C. Meyer, jun., aus Hamburg . .	50. 00	
Geschenk von den nachgebliebenen Mitgliedern der Gesang-Gesellschaft Concordia, eingehändigt durch Hrn. E. Oelrichs	263. 50	
Geschenk von 4 Freunden à D 5	20. 00	
Geschenk von N. N., von Hrn. Amsinck eingehändigt . .	17. 00	
Zahlungen der Commissioners of emigration für außerordentliche Ausgaben des Wohlthätigkeits-Ausschusses, von Hrn. L. Bierwirth eingehändigt	975. 15	
Zahlungen von denselben für Extra-Ausgaben an Einwanderer, hauptsächlich für Weiterbeförderung derselben . .	2036. 96	
Rückzahlung eines frühern Darlehens an Conrad Weizenbauer	5. 00	
" " " " " J. N. Nehau . .	28. 81	
" " " " " Johannes Kratzer .	43. 15	
" " " " " M. Schlagenhäuser	12. 00	
" " " " " J. Schuchardt . .	13. 50	
Strafgelder von Beamten	15. 00	
		" 3530. 07
Transport.		D. 4314. 55

Transport. D. 4314. 55

Beiträge von Mitgliedern.

a) Rückstände von 2 Mitgliedern für 1846-47 à D 5 . .		D. 10. 00	
" " 1 " " 1847-48 . .	S 2. 00		
" " 15 " " " à D 5 .	75. 00		
" " 4 " " " 10 .	40. 00		
" " 1 " " "	10. 12		
" " 1 " " "	25. 00	" 152. 12	
		D 162. 12	

b) Jährliche Beiträge für 1849—1849

von	228 Mitgliedern	à D 5	D 1140. 00	
"	3 "	7	21. 00	
"	7 "	7½	52. 50	
"	2 "	8	16. 00	
"	57 "	10	570. 00	
"	4 "	12½	50. 00	
"	10 "	15	150. 00	
"	12 "	20	240. 00	
"	17 "	25	425. 00	
"	2 "	30	60. 00	
"	3 "	35	105. 00	
"	2 "	40	80. 00	
"	9 "	50	450. 00	" 3359. 50
	356 Mitglieder.			

c) Eintrittsgeld 52 neuer Mitglieder à 5 D . . . . D. 260. 00 " 3781. 62

Zinsen und Dividenden.

a) Astor-Fond.

D 10,000.	New-York Life & Trust Comp. Stock 5. p. c.	D. 500. 00	
9275.	City Corporation Stock 5 p. c. . .	463. 76	
725.	New-York State Stock 5 p. c. . .	36. 24	

b) General-Fond.

D 5000.	City Corporation Stock 5 p. c. .	D. 250. 00	
775.	New-York State Stock 5 p. c. .	38. 76	
750.	Merchants Bank Stock, Dividende	68. 25	
432.	Mechanics Bank Stock, Dividende und Extra- "	60. 79	" 417. 80
			" 1417. 80
		Total D.	9513. 97

Ausgaben.

Ausgaben des Wohlthätigkeits-Ausschusses vom 22. Februar 1848 bis 22. Februar 1849	D. 4194. 12
Extra-Ausgaben an Einwanderer	2093. 61
Apotheker-Rechnungen (2735 Recepte)	395. 71
Transport	D. 6693. 44

	Transport.	6693. 44
Für Bruchbänder 2c.	D. 23. 50	
Agentur-Kosten	1033. 33	
Druckkosten	112. 40	
Porto für Einladungen 2c.	17. 75	
Reparatur der Bücherkiste	3. 50	
Anleihe an F. N. Meyer	25. 00	
Anleihe an Jakob Brendle	19. 00	„7917. 92
Saldo in Casse am 22. Februar 1849 .		D. 1596. 50

Ein neues Feld für die Thätigkeit des Verwaltungsraths eröffnet sich in der Beantwortung stets sich mehrender von Deutschland aus an die Gesellschaft gestellter Anfragen, der wir uns mit möglichster Gründlichkeit unterzogen haben. Wir benutzen diese Gelegenheit, um zu bemerken, daß manche der Briefsteller sich und uns, durch das Lesen unserer früheren Jahresberichte, Zeit und Mühe erspart hätten, da sie oft in denselben die Antwort auf ihre Fragen finden konnten.

Im Rückblick auf alle den Einwanderer betreffenden Verhältnisse, haben wir die Genugthuung, bestimmt hervorheben zu können, daß im verflossenen Jahre die Anstrengungen, dem Einwanderer sein schweres Loos zu erleichtern, allgemeiner und wirksamer geworden sind. Wohl bleibt noch vieles zu wünschen und zu thun übrig, und es wird schwerlich je gelingen, den Einwanderer ganz von dem Einfluß und Rath Uebelwollender zu befreien, die ihren Lebensunterhalt durch die Leichtgläubigkeit und Unwissenheit der Ankömmlinge gewinnen, und deren Verschlagenheit in demselben Maaße zunimmt, wie die Wachsamkeit der Behörden und des Publikums. Wenn aber die Klagen nicht abnehmen, wenn wir noch immer und fast häufiger wie früher über an den Einwanderern verübte Betrügereien, über schlechte Behandlung und getäuschte Hoffnungen hören, so widerspricht dieß nicht unserer eben ausgesprochenen, bestimmten Ueberzeugung, sondern hat seinen Grund darin, daß das öffentliche Ohr mehr wach geworden ist, allen Klagen lauscht, ja denselben möglichst nachspürt.

Es war einst von einem großen Theile des Publikums als selbstverstanden angesehen, daß die Einwanderer mit großen Entbehrungen und Täuschungen zu kämpfen hätten; man glaubte, die Schule der

Erfahrung sei für sie die beste. Gesellschaften wie die unsrige, standen bis vor kurzer Zeit vereinzelt und ununterstützt in ihrer Thätigkeit da. Dieß ist nicht mehr so; auf beiden Seiten des Oceans haben sich die Regierungen, die Ortsbehörden, die Auswanderungsvereine und das Publikum im Allgemeinen in dem Bestreben vereinigt, den Einwanderer möglichst vor allem Ungemach zu bewahren, ihm vom ersten Anfang bis zum Ende seiner Reise den ausgedehnten Schutz angedeihen zu lassen, dessen er nur zu sehr bedarf. Die Erreichung dieses Zweckes ist in der letzten Zeit namentlich dadurch befördert, daß sich den Beweggründen einer reinen Philanthropie die einer vernünftigen Politik angeschlossen haben. Im verflossenen Jahre haben die deutschen Regierungen das unbedingte Auswanderungsrecht anerkannt, und theils direkt, namentlich aber durch Beförderung und Unterstützung der deutschen Auswanderungsvereine, das Wohl des Auswanderers unter besondere Berücksichtigung genommen. — Es sind dem Verwaltungsrath in der letzten Zeit mehrfache Mittheilungen dieser Vereine, oder eigentlich der Zweigvereine des allgemeinen deutschen Auswanderungsvereins, zugekommen, nach denen wir berechtigt sind zu sagen, daß schon manches geschehen ist und bald noch mehr geschehen werden wird. — Der Erfolg der Thätigkeit dieser Vereine wird dann noch mehr sich herausstellen, wenn einige Erfahrung gesammelt ist, und hier und da das Feld der Theorie mit dem Boden einer gesunden Praxis vertauscht wird. Wir glauben nicht den Vorwurf einer Zuneigung zu dem Gängelbandsystem zu verdienen, wenn wir eine Leitung des Einwanderers vom Anfang bis zum Ende seiner Reise bevorworten, denn der Gesichtskreis der großen Mehrzahl derselben erstreckt sich nicht über die nächsten Verhältnisse ihres Wohnorts hinaus. Am Ziel seiner Reise angelangt und mit den nächsten Verhältnissen des neuen Wohnorts bekannt, sollte man aber, nach unserer Meinung, den Einwanderer getrost seinem eigenen Urtheil und den gesunden Verhältnissen des hiesigen öffentlichen Lebens überlassen. Eine weitere Bevormundung halten wir nicht im Interesse des Einwanderers, zu dessen endlichem Fortkommen eine rasche und intime Anschließung an das hiesige Volk durchaus wünschenswerth erscheint. — Die deutsche Gesellschaft hat

deßhalb wenig Zutrauen zu den so häufig und auch neuerdings wieder in Deutschland angeregten Colonisationsplänen. Nur wenn eine Niederlassung von Deutschen sich hier allmählich um einen hier gebildeten, gesunden Mittelpunkt sammelt, dürfte überhaupt auf einigen Bestand zu rechnen sein, und selbst solche Niederlassungen scheinen uns zum Wohl und Fortkommen des Einwanderers weder erforderlich noch empfehlenswerth. Sie verhindern vor allem den Ankömmling an dem raschen Erlernen der englischen Sprache und machen ihn dadurch unmündig, in allen Beziehungen zu den Staatsbehörden, Gerichten u. s. w., ohne seiner politischen Ausbildung zu erwähnen, zu der ihm der Gebrauch der englischen Sprache ebenfalls nöthig ist. Werden aber solche Ansiedlungen von Deutschland aus entworfen, so ist ihnen fast unbedingt ein ungünstiges Prognostikon zu stellen; denn dann kommen zu den obengenannten Schwierigkeiten manche andere, die theils aus der Unkenntniß der Details der hiesigen Verhältnisse, aus der Schwierigkeit des Besitztitels und namentlich daraus entstehen, daß der Ansiedler sich nicht ganz auf seine eigne Kraft und Fähigkeit beschränkt fühlt und so dieselben rasch entwickelt, sondern sich gewöhnt, auf Unterstützung und Hülfe von jenseits des Oceans zu rechnen.

Weit besser als die deutschen Vereine könnten in dieser Beziehung einzelne wohlhabende Individuen wirken, wenn sie die Neigung in sich fühlen, das bequeme und genußreiche Leben des Vaterlandes mit dem einfachen und beschwerlichen Leben eines Ansiedlers im Innern der Vereinigten Staaten zu vertauschen. Einen außergewöhnlichen pecuniären Nutzen möchten wir solchen Leuten nicht versprechen, selbst wenn sie nach sorgfältiger persönlicher Prüfung und unter Berücksichtigung des Raths befähigter und zuverlässiger Personen ansehnlichen, gut gelegenen Grundbesitz kauften, um denselben an deutsche Einwanderer zu parcelliren. Wenn aber bei einem solchen Unternehmen vaterländische und menschenfreundliche Rücksichten mit denen eines gesunden Selbstinteresses Hand in Hand gingen, dürfte dies allerdings ein gutes Mittel sein, um den weniger bemittelten Einwanderern die Ansiedlung leicht und vortheilhaft zu machen.

Ob — wie es in Aussicht gestellt ist — die Consolidirung der

politischen Verhältnisse Deutschlands dazu beitragen wird, den deutschen Auswanderungsvereinen — und auch uns — die Mittel zu einer erweiterten Thätigkeit an die Hand zu geben oder nicht, wir sind überzeugt, das in Deutschland erwachte Interesse an dem Wohl der Auswanderer wird unter allen Umständen rege bleiben, und wir begrüßen dasselbe mit Freuden, wie wir stets die Hand zur Mitwirkung bieten. Es freut uns, daß durch die deutschen Auswanderungsvereine und durch die Auswanderungspresse uns ein Mittel geboten wird, den Rath, den wir so oft gegeben haben und der so oft verhallte, weil er den Betreffenden nicht zu Ohren kam, jetzt an die rechten Leute gelangen zu sehen. Was wir früher gesagt haben, können wir heute nur bestätigen; weitere Erfahrung erlaubt uns, manches Neue hinzuzufügen, das wir der allgemeinen Berücksichtigung empfehlen.

Wir waren früher gezwungen, rügend zu erwähnen, daß verschiedene Gemeinden in Deutschland ihre Armen auf Gemeindekosten nach Amerika gesandt hatten, ohne denselben irgend welche Mittel zu ihrem weiteren Fortkommen hier an die Hand zu geben. Die Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit eines solchen Verfahrens war so einleuchtend, daß die öffentliche Bloßstellung desselben hinreichte, um im Allgemeinen eine Abstellung des Uebels zu erlangen. Theils durch direkte Regierungsmaßregeln, theils durch die Macht der öffentlichen Meinung wurden solche Gemeinden, die es in ihrem Interesse fanden, ihre Armen auf Gemeindekosten nach Amerika zu befördern, veranlaßt, den Ankömmlingen hier eine kleine Unterstützung auszubezahlen, welches System — wenn ehrlich befolgt — allerdings im richtigen Interesse beider Theile sein dürfte. Dabei haben wir aber besonders dringend hervorzuheben, daß solche Einwanderer nicht gegen den Winter hier ankommen sollten, weil dann eine mäßige Unterstützung von z. B. fl. 20. pr. Kopf nicht weit reicht, während dieselbe Summe im Frühjahr oder Sommer hinreichen würde, den Ankömmling, wenn er arbeitsfähig ist, zu unterhalten, bis er selbst etwas verdienen kann. Bitterer Tadel aber muß solche deutschen Gemeinden treffen, die sich zur Zahlung einer solchen Unterstützung verpflichten, derselben aber ganz oder theilweise durch Spitzfindigkeiten entgehen. — Es kam im

Spätherbst des verflossenen Jahres ein Transport armer Deutscher hier an, die auf Kosten einer großherzogl. hessischen Gemeinde befördert waren. Man hatte denselben eine Unterstützung von fl. 20. pr. Kopf zugesagt, die von dem hiesigen großherzogl. hessischen Consul ausgezahlt werden sollten. Als die Leute ankamen, fanden sich bei dem benannten Consul weder Geld noch Instruktionen, und da sie von allem entblößt waren, mußte unsere Gesellschaft sich derselben annehmen. Nach langem Warten kamen allerdings sowohl Instruktionen wie Rimessen, aber der Gemeinderath hatte es für gut befunden, von dem versprochenen Kopfgeld die Schulden der einzelnen Individuen an die Gemeinde abzuziehen, so daß nur einige Familien das ganze Kopfgeld, andere einen Theil, und wieder andere gar nichts bekamen. Die Rechnung verschiedener Familien stellte sich z. B. etwa wie folgt:

A. B. schuldet der Gemeinde	fl.	140.
bekommt zur Auswanderung für sich, Frau und vier Kinder eine Unterstützung von fl. 20. pr. Kopf	„	120.
Bleibt also noch schuldig	fl.	20.

Wir sind überzeugt, daß ein so schmähliches Verfahren nur erwähnt zu werden braucht, um Wiederholungen vorzubeugen. Bei dieser Gelegenheit ersuchen wir alle Behörden, Gemeinden oder Individuen, die beabsichtigen, Einwanderern bei ihrer Ankunft hier eine Unterstützung auszahlen zu lassen, möglichst dafür zu sorgen, daß die deßfallsigen Arrangements zeitig getroffen werden, damit nicht etwa bei rascher Reise die Emigranten hier eher eintreffen als die Unterstützung, und auf dieselbe zu warten haben.

Dieß führt uns zu einem verwandten Gegenstand. — Wenn Leute, die rasch ins Innere reisen wollen, Wechsel auf Neu-York mitbringen, sollten sie möglichst darauf achten, dieselben „à vista“ zu bekommen, oder bei ganz kurzer Sicht die Worte „without grace“ einschalten lassen; denn alle Wechsel haben sonst drei Respittage, die nach hiesigem Gebrauch stets benutzt werden. Der Reisende ist daher oft gezwungen, länger zu warten, als ihm lieb ist, oder er muß sich zuweilen einen ungewöhnlich hohen Disconto gefallen lassen.

Eine an und für sich höchst weise und im Interesse der Auswanderer von den Regierungen verschiedener deutscher Seehäfen gemachter Anordnung, ist die Versicherung des Passagegeldes. So lange aber diese Einrichtung nicht weiter ausgebildet wird, dürfte sie in manchen Fällen völlig unwirksam für den Einwanderer bleiben, wenn im Fall eines Unglücks der Capitän, der Consul oder sonst eine Behörde nicht befähigt oder autorisirt ist, auf die Police hin die nöthigen Gelder zu erheben. Es hat sich dies Jahr ereignet — und ähnliche Fälle können öfter vorkommen — daß ein Schiff mit deutschen Einwanderern an der hiesigen Küste strandete, und zwar so, daß das Wrack nicht den Berglohn werth war. Niemand fand sich geneigt, unter diesen Umständen dem Capitän einen Vorschuß zu machen. Die Passagiere hatten hohe Preise zu zahlen, um aufs Trockene gebracht zu werden, und weitere bedeutende Unkosten, um das Ziel ihrer Reise zu erreichen. Manche verloren dadurch die Mittel, die hingereicht hätten, ihre hiesige Laufbahn zu begründen, und geriethen in tiefes Elend; Andere, deren Bestimmung das Inland war, vertheilten sich, falls sie noch die Mittel zur Reise hatten, so rasch durch die verschiedenen Staaten, daß ihnen gar keine Gelegenheit gegeben wurde, einen Reclam gegen die Versicherer des Passagegeldes zu machen. Wir zweifeln nicht, daß die erwähnten Behörden ohne Schwierigkeit die Mittel finden werden, dem Gesetz der Versicherung des Passagegeldes in allen Fällen zu Gunsten des Versicherten Wirksamkeit zu verschaffen.

Der Thätigkeit der deutschen Auswanderungsvereine eröffnet sich ein weites Feld in dem kräftigen und unermüdlichen Entgegenarbeiten gegen zwei der größten Uebelstände, denen der deutsche Auswanderer ausgesetzt ist, und denen wir von hier aus vergleichsweise weniger wirksam entgegen treten können. Diese Uebelstände sind erstens die schon in Europa gemachten Engagements von Passage für die Weiterreise ins Inland, und zweitens der in Deutschland abgeschlossene oder vorbereitete Ankauf hiesiger Ländereien. — Unter allen Umständen rathen wir einem Jeden auf das Dringendste, weder seine inländische Passage in Europa zu engagiren, noch einen Landankauf anders als an Ort und Stelle abzuschließen. Wir wollen hier nicht der unzähligen Betrüge-

reien erwähnen, denen sich die Einwanderer im entgegengesetzten Fall aussetzen. Daß diese nirgend leichter vorkommen können, als in den erwähnten Fällen, liegt auf der Hand; daß sie wirklich täglich vorfallen, ist eine unserer häufigsten Erfahrungen, und es haben dieselben eine solche Ausdehnung gewonnen, daß die Commissioners of emigration sich veranlaßt gefunden haben, die Hülfe unserer Central-Regierung, mittelst der amerikanischen Consuln in Europa, dagegen in Anspruch zu nehmen. Wir wünschen zu zeigen, daß selbst im günstigsten Falle nur verloren werden kann, wenn der Einwanderer gegen unsern Rath handelt. Der Passagepreis für die Reise ins hiesige Inland kann natürlich in Europa nicht billiger sein als hier, ist aber selbstverstanden theuerer; denn der europäische Agent will seinen Unterhalt verdienen. Der Nutzen, der dem Einwanderer hier zuweilen durch momentane Concurrenz erwächst, ist für denjenigen, der seine Passage in Europa engagirt, verloren; denn der europäische Agent ist nicht im Stande, die Ausdehnung oder den Zeitpunkt einer solchen Concurrenz zu beurtheilen, und muß deßhalb seine Forderung auf die höchsten hiesigen Preise basiren. Ebenso ist in Bezug auf die Reiseroute der Rath der Deutschen Gesellschaft für den verloren, der bei Ankunft seine Reise bereits engagirt hat, und sollte ein solcher etwa seine Pläne verändern wollen, so ist das bezahlte Reise- oder Handgeld meist ein Totalverlust. Ueberdem haben wir immer — und thun es auch hiermit wieder — den Auswanderern angerathen, nicht für eine weite Entfernung ihre Passage zu bezahlen, sondern nur von einer Hauptstation zur andern; z. B. für die Reise von Neu-York westlich über die Seen hier nicht weiter zu zahlen als bis Buffalo und dann von da einen neuen Contract zu machen — für die Reise von hier über Philadelphia und Pittsburg nicht weiter als nach Philadelphia, von da nur bis Pittsburg u. s. w. Auf diese Weise wird der Einwanderer stets billiger reisen, seine Passagecontracte sind leichter zu controlliren, und fällt einmal ein Betrug vor, so handelt es sich immer nur um eine unbedeutende Summe.

Was den in Deutschland abgeschlossenen Ankauf von hiesigen Ländereien anbetrifft, die der Käufer nie gesehen, so scheint uns ein solches, von den gewöhnlichen Regeln des Kaufs und Verkaufs ganz verschie-

denes Verfahren nur in der Rathlosigkeit vieler Einwanderer erklärlich. Dieselben Leute würden schwerlich daran denken, auf eine bloße Beschreibung hin in Deutschland einen Grundbesitz zu erwerben, — sie würden mit eigenen Augen sehen, selbst urtheilen wollen. Diese Regel sollte hier noch mehr wie in Deutschland befolgt werden. — Es gehört wenig dazu gar prächtige Beschreibungen zu machen, auch lassen sich leicht Namen finden, die die Einbildungskraft und das Gefühl der Deutschen ansprechen. Wenn aber auf diese hin ein Ankauf gemacht ist, und dann nach endlicher Erreichung des gelobten Landes dem scharfen Beobachter sofort, dem weniger Fähigen nach Jahren verlorener Arbeit, die Ueberzeugung wird, einen höchst unvortheilhaften Ankauf gemacht zu haben, ist es meist zu spät, das Uebel wieder gut zu machen, und an gerichtlichen Ersatz gar nicht zu denken. Was den pecuniären Punkt solcher Ankäufe anbelangt, so gilt dafür ungefähr dasselbe wie bei den Passage-Contracten. Die Agenten in Europa, die Druckkosten der schönen Beschreibungen u. s. w., wollen bezahlt sein. Zudem, wenn solche Ländereien in Deutschland nicht einen höhern Preis brächten, als für dieselben hier zu bekommen ist, so würden die Eigner sich nicht die Mühe geben, in Europa auszubieten. Ist aber der in Deutschland geforderte Preis höher, als der Werth gleicher Ländereien hier, warum sollte man denn schon in Deutschland kaufen? Man lasse sich ja nicht durch den anscheinend billigen Preis zum Ankauf verleiten, denn es gibt hier manches Land, welches umsonst zu theuer ist. — In dieser Beziehung werden alle Betheiligten ausführliche und zuverlässige Auskunft in einem, dieses Jahr hier erschienenen Werke finden, dessen sorgfältige Lesung wir allen Einwanderern nicht genug empfehlen können. Dieses Werk ist „der amerikanische Landwirth“ von C. L. Fleischmann.

Es ereignet sich zuweilen, daß bei dem Abschluß der Ueberfahrts-Contracte seitens der Expedienten in Europa Verpflichtungen verschiedener Art eingegangen werden, z. B. daß die Passagiere für Schiffsrechnung von einem Hafen nach einem andern befördert werden sollen, daß ihnen ein Theil des Proviant ausgeliefert werden soll, daß sie keine Ueberfracht für Gepäck zu zahlen haben u. s. w., u. s. w. Selbst wenn

solche Verpflichtungen schriftlich abgemacht werden, sind dieselben für den Passagier ohne Werth, sobald am Ankunftsplatz sich Niemand vorfindet, der geneigt ist, den Expedienten zu vertreten. Deshalb sollten die Passagiere für alle solche Verpflichtungen das Indorso des Capitains nehmen, da sie dann bei Ankunft Jemanden haben, an den sie sich halten können. In einem speciellen Falle dürfte selbst diese Vorsicht nicht hinreichend sein. Wenn Passagiere laut Vertrag einen Anspruch auf Zehrgeld haben, weil das Schiff nicht zur bestimmten Zeit zur Abreise fertig war, so sollten sie stets darauf achten, dieses Zehrgeld vor der Abreise des Schiffs vom Expedienten des Schiffs zu bekommen. Es wird den Einwanderern oft versprochen, dieses Geld solle hier bezahlt werden; dieses Versprechen ist aber fast immer ohne Werth, denn die Zahlung eines solchen Zehrgeldes ist eine Verpflichtung des Expedienten, nicht des Schiffs, und an letzteres kann dafür hier keine Forderung durchgeführt werden. — Auch rathen wir allen Passagieren dringend, keinen schriftlichen Vertrag außer Händen zu geben. Der erste Mann, mit dem der Auswanderer seine Passage contrahirt, ist ihm gewöhnlich einigermaßen bekannt, wohnt in der Nähe, kann von Verwandten oder Freunden, die in der Heimath zurückgeblieben sind, leicht zur Verantwortung gezogen werden. Ist aber der erste Contract außer Händen gegeben, unterwegs auf einer Hauptstation gegen einen andern verwechselt, letzterer beim Einschiffen vielleicht nochmals vertauscht, so verändern sich bei dem Tausch oft die Bedingungen, und es bleibt von dem Original-Contract wenig übrig, ohne daß der Auswanderer weiß, an wen er sich wegen Uebervortheilung zu halten hat. Passagiere sollten genau darauf achten, vor ihrer Einschiffung die Ueberfracht zu reguliren, die sie etwa auf ihr Gepäck zu zahlen haben, um später beim Landen Schwierigkeiten zu vermeiden.

Allen Einwanderern, die hier in der Stadt oder deren unmittelbaren Nähe zu bleiben denken, möchten wir dringend empfehlen, solche Geldmittel, die sie nicht sofort zu benutzen beabsichtigen, in eine der hiesigen durchaus sicheren und soliden Sparbanken (savings banks) zu tragen. Wir geben diesen Rath weniger in Berücksichtigung der mäßigen Zinsen, die auf diese Weise gewonnen werden, sondern nament-

lich um die Baarschaft des Einwanderers vor Diebstählen zu schützen, denen er bei seiner Unbekanntschaft hier nur zu oft ausgesetzt ist, auch um ihm leichtsinniges Ausleihen an Andere zu erschweren, wozu sich unter den Ankömmlingen oft eine große Neigung zeigt. Der Agent unserer Gesellschaft ist jederzeit bereit, den Einwanderern solche Sparbanken nachzuweisen.

Wir erlauben uns, die deutschen Regierungen und Behörden darauf aufmerksam zu machen, daß dem Anschein nach einige Leute in Deutschland, die bisher von der Beförderung der Einwanderer lebten und in allen ihren Beziehungen zu denselben nur das eigene Interesse berücksichtigten, geglaubt haben, ihr Geschäft jetzt besser unter der Maske eines sogenannten Auswanderungsvereins zu betreiben. Diese Leute sind so weit gegangen, Statuten zu entwerfen, schöne Bedingungen und Pläne zu drucken und sogar an uns zu schreiben. Wenn auch ein solches Gebahren nur von kurzer Dauer sein kann, dürfte es sich doch an verschiedenen Orten wiederholen, und wir halten es deshalb für unsere Pflicht, darauf aufmerksam zu machen.

Schließlich finden wir uns veranlaßt, besonders hervorzuheben, daß die „Deutsche Gesellschaft der Stadt Neu-York" nur unter diesem Namen wirkt, daß sie die Verantwortung nur für solche Mittheilungen übernimmt, die unter ihrem eigenen Namen durch ihre rechtmäßig erwählten Beamten gemacht werden. — Daß es im Interesse mancher Personen liegt, den Einfluß und das Zutrauen, welches die „Deutsche Gesellschaft" besitzt, zu Privatzwecken auszubeuten, ist ebenso erklärlich, als daß manchen Leuten, die hier direct von der Uebervortheilung der Einwanderer leben, keine Mittel zu schmutzig sind, um das Vertrauen zu unserm Agenten zu schwächen und dadurch freies Spiel zu gewinnen.

Schon in unserm vorigen Jahrsbericht hatten wir uns veranlaßt gefunden, der in dem Leipziger illustrirten Kalender für 1848 enthaltenen Angabe: „Das hiesige Nachweisungs-Büro von P. A. Löscher stehe unter der Aufsicht der Deutschen Gesellschaft" ausdrücklich zu widersprechen, und dabei zu bemerken: die Deutsche Gesellschaft habe außer dem Herrn C. L. Fleischmann Niemanden an die deutschen

Einwanderer empfohlen. Da wir dennoch in der ersten Nummer des dritten Jahrgangs der Rudolstädter Auswanderungs-Zeitung besagtes Nachweisungs-Comptoir von P. A. Löscher als „unter der Aufsicht der Deutschen Gesellschaft stehend" bezeichnet finden, so widersprechen wir dieser durchaus unwahren Angabe nochmals auf das Nachdrücklichste.

Wir bemerken zugleich, daß bei der Anzeige der Bädecker'schen Buchhandlung in Essen und Iserlohn einer unter dem Titel: „Neuester Wegweiser für die Auswanderer nach Amerika" im Jahr 1847 hier gedruckten Anpreisung der Colonie Wartburg in Tenessi von C. G. Schultze, der dem Namen des Verfassers beliebte Beisatz: „Mitglied der deutschen Gesellschaft in Neu-York" durchaus unbegründet ist, da sich der Name C. G. Schultze unter den Mitgliedern der deutschen Gesellschaft nicht findet.

Bei der hohen Bedeutung, die die Errichtung der deutschen Auswanderungsvereine in unsern Augen hat, haben wir uns veranlaßt gefunden, einen größeren Theil unseres diesjährigen Berichts als eine Mittheilung an dieselben zur weiteren Verwendung im Interesse der Einwanderer anzusehen. Wir wenden uns nun zurück zu den geschätzten Mitgliedern unserer Gesellschaft, von denen wir hiermit Abschied nehmen. — Wir glauben mit dem Bewußtsein unser Amt niederlegen zu können, wenn auch mit schwachen Kräften, doch mit unserm redlichen Willen den Zweck der deutschen Gesellschaft gefördert zu haben.

Neu-York, den 22. Februar 1849.

Im Auftrag des Verwaltungsraths:

Georg C. Kunhardt. F. A. Schuhmacher. L. Hoose.

☞ In der Jahresversammlung der Deutschen Gesellschaft der Stadt Neu-York, am 22. Februar d. J., sowie in der hiernach am 21. Februar abgehaltenen Versammlung des Verwaltungsrathes, sind die Herren Georg C. Kunhardt zum Präsidenten, Adolf Rodewald zum Vicepräsidenten, Hermann C. Ludewig zum Schriftführer, F. A. Schuhmacher zum Schatzmeister, J. L. Burchard, J. D. Freudenthal, Georg L. Heuser, Friedrich Hoose, Ferdinand Karck, J. H. Sackmann und A. W. Süs zu Mitgliedern des

Verwaltungsraths erwählt worden, die mit den Herren Dr. F. Tellkampf und Dr. Julius Fränkel, als Aerzten, und den Herren J. J. Rosenstein und J. Windmüller, als Distriktspflegern, den Verwaltungsrath für das kommende Jahr bilden.

VI. Eine Fahrt nach Gutenberg am Missisippi,

Von Franz Löher.

Als wir uns Gutenberg näherten, wurden die Ansiedler häufiger, es waren nur Deutsche und sie sprachen sich halbwegs zufrieden über ihre Lage aus. Ich mußte mich wundern, daß in so kurzer Zeit meine Landsleute hier schon so viel geschaffen hatten, es waren aber auch Leute, die schon einige Zeit in Amerika gewesen und die Landesart verstanden. Vor zwei Jahren waren sie hergekommen von Cincinnati, dort hatten sie sich zu einer Actiengesellschaft vereinigt und zwei Männer vorausgeschickt, welche den Platz aussuchten und kauften. Es sollte eine deutsche Ansiedlung werden und man gab ihr den Namen Gutenberg. Diese Deutschen, welche sich in Amerika ein Vermögen erst erwerben mußten, rechneten ganz richtig: bei Anlage neuer Städte gewinnen die Geldreichen, welche den Grund und Boden kaufen und für die Arbeiter die Stadt anlegen: wir wollen lieber selbst die Stadt gründen, und Grund und Boden soll von Anfang an uns gehören, damit wir selbst den Preis gewinnen, den die Grundstücke durch die vermehrte Ansiedlung erhalten. Ebenso richtig fingen sie nicht bloß mit dem Bau der Stadt an, sondern gründeten zugleich auch die Landwirthschaften in der Nähe.

Wir kamen gegen Mittag wieder zum Missisippi hinab und sahen uns auf einem drei Meilen langen und fast eine halbe Meile breiten ebnen Wiesengrunde, rings umzogen von steilen hellgrünen Flußbergen, so daß es sich wie ein langes scharfabgeschnittenes Thal ausnahm. Der Boden war reichlich mit fetter schwarzer Erde, hie und da auch

mit etwas Kiessand bedeckt und erhebt sich bei 20 bis 25 Fuß über den Mississippi, der am Rande der Wiese breit dahin glänzt, gegenüber ziehen sich waldbedeckte Inseln, belebt von einer Menge Gevögel. Es standen bereits gegen dreißig Häuser, an andern wurde noch gezimmert. Ich hatte in St. Louis und später über die verunglückte Cincinnatier Unternehmung spotten gehört, überzeugte mich aber bald, daß Gutenberg die wohlbegründete Aussicht hat, in kurzer Zeit eine lebhafte Stadt zu werden. Ich will einige der Bedingungen seines baldigen Aufblühens hersetzen, weil sie bezeichnend sind für das Aufkommen der neuen amerikanischen Städte.

Der Platz hat ein weites und reiches Hinterland (Backcountry). Seit den letzten zwei Jahren wurden über sechzig deutsche Bauereien in der nächsten Umgebung gegründet, diese sowie die noch auf vierzig Meilen weiter in das Land hinein Wohnenden haben einen Platz nöthig, auf welchem sie ihre Erzeugnisse versilbern, und sich dafür mit Feldgeräth und Hausbedarf versehen können. Gutenberg liegt ihnen allen am bequemsten, sie haben keinen andern Auslaß (Outlet) zum Flusse, der großen Wasserstraße, die sie in Verbindung setzt mit Neuyork und Neuorleans. Die Stadt muß sich also heben, je zahlreicher die Ansiedlungen werden.

Nun findet sich aber auch von Deavenporth und Rockisland hinauf die 550 Meilen bis zu den St. Antons Fällen nirgends ein Landungsplatz, welcher der Schifffahrt so gelegen ist als Gutenberg. Galena, Dubuque und Prairie du Chien sind auf dieser Strecke jetzt noch die Hauptlandungsplätze, aber nach Galena muß man auf dem Fieberflusse, der so eng ist, daß die Schiffe sich nicht darauf umwenden können, und die beiden andern Städte liegen vom eigentlichen Fahrwasser soweit zurück, daß man die Güter auf Kähnen über das niedrige Wasser hinbringen muß. Gutenberg hat aber schon von der Natur den vortrefflichsten zwei Meilen langen Landungsplatz erhalten, und ist das Wasser einigermaßen hoch, so kann man vom Dampfboote an das Ufer springen.

Außerdem wird auch die Straße zu Lande, welche aus Wisconsin nach Iowa führt, hier den Fluß kreuzen. Eine Fähre wurde schon jetzt dringend nothwendig.

Die Stadt hat aber auch die Gesundheitsmittel. Sie liegt hoch genug über dem Bette des Flusses, um von seinen Ausdünstungen nicht zu sehr zu leiden; sie erfreut sich, weil im steilen langen Flußthale gelegen, eines fortwährenden Luftzugs, vortreffliches Quellwasser fehlt auch nicht, zwei Bäche springen lustig von den Anhöhen herunter, und einer davon ist stark genug für ein Mühlenwerk; die Witterung endlich ist dem plötzlichen so schädlichen Wechseln nicht unterworfen. Der Winter dauert drei Monate, dann ist der Fluß ein fahrbares Eisfeld, im Sommer ist ebenso drei Monate lang anhaltende Hitze, in der Zwischenzeit steigt und fällt Hitze und Kälte regelmäßig. Aus diesen Gründen leidet Gutenberg unter allen Mississippistädten, welche sämmtlich mehr oder weniger unter Fieberluft liegen, noch am wenigsten. Bis jetzt hatte sich das Fieber hier mehr als ein Anfall, denn als eine langwierige Krankheit gezeigt.

Endlich besitzt die Stadt in unmittelbarer Nähe gute Bausteine, und das Bauholz erhält sie von den zahlreichen Sägemühlen oberhalb am Flusse, welche regelmäßig ihre mächtigen Flöße herunterschicken. Blei findet sich in der nächsten Umgegend ziemlich reichhaltig, es waren bereits mehrere Bergleute thätig, und da sie mit dem Ertrag ihrer Gruben wohl zufrieden, wollten sie jetzt eine Schmelzhütte anlegen. Mehrere Abhänge, welche hinter dem ersten Zuge der Flußberge von Osten nach Westen liegen, bieten sich vielleicht zu guten Weinpflanzungen an.

Alle diese Vorzüge zusammengerechnet zweifelte keiner unter den englischen Amerikanern, welche ich darüber vernahm, und diese sind gute Kundschafter, an dem schnellen und gewissen Aufblühen Gutenbergs. Unsere Landsleute, welche es gründeten, waren deßhalb guten Muths und arbeiteten rüstig voran. Wir verlebten dort ein paar heitere Tage. Unsere Ankunft weckte Leben und Fröhlichkeit, in dem Hauptmann in der Ansiedlung fand ich einen Hauptmann aus der Nachbarschaft meiner Vaterstadt. Unter Besichtigung und Zeichnung der Umgegend, mit kleinen Jagdstreifereien in dem Ufergebüsch des gewaltig dahinströmenden Mississippi und mit allerlei Unterhaltungen, wie man sie in diesen nordwestlichen neuen Ansiedlungen führt, verging uns

schnell die Zeit. Einen Nachmittag war der alte Capitän da, ein bejahrter Indianerjäger, der in seiner Jugend verwegene Stückchen ausgeführt und fünf Indianer zusammengeschossen; nachdem er die Gegend einst ausgekundschaftet und in Ruf gebracht, war er jetzt ihr nützlichster Beamter. Er nahm gern einen kräftigen Trunk, und wie es hier in solcher Gesellschaft geht, einer bewirthet den andern, bis alle festgenagelt sind, der alte Capitän erzählte dabei seltsame Heimlichkeiten aus den Indianerhütten und von der Gefallsucht und Begierde ihrer Weiber. Daß er dabei abenteuerlich log, war einem solchen Vorläufer (Pionier) der Cultur nicht zu verdenken. Oefter besuchte uns auch ein Altpreuße, der die französischen Kriege mitgemacht hatte und mit seinem Lohne jetzt hier sein Brod suchte, indem er den Boden nach Blei umwühlte, ein leichtblütiger Mensch. Wie viele Männer, die in Deutschland auf den Schlachtfeldern oder in Schriften gekämpft hatten, fand ich in Amerika in unsichern Lagen, sie schlugen sich durch wie es eben ging, das Leben war ihnen ein freies Geschenk, mit welchem sie willkürlich und wechselnd verfuhren. Viele von ihnen fanden ihre Lust darin, sich mit den Mexicanern herumzuschlagen, der Deutsche ist ja einmal ein geborner Landsknecht. Wie unendlich tüchtige Kräfte sah ich unter meinen Landsleuten in Amerika verkümmern oder an Nichtswürdigem sich todt machen! Die Deutschen können sich gar so schwer einigen, im Gemüth sind sie einig, aber im Handeln nur zu oft nichts als Streitköpfe und Planmacher. Auch hier in Gutenberg sah ich wieder das alte Leiden. Die Ansiedler waren noch nicht zwei Jahre alt, aber der Streitsucht, dieser Geißel der deutschen Ansiedlungen, schon sämmtlich unterlegen. Einer ärgert den andern, und so ärgern sich alle und bleiben ewig verfeindet. Man muß sich wundern, daß ihre Ansiedlungen trotzdem gedeihen. Der englische Amerikaner ärgert sich nicht, er hat zu viel Fischblut, wenn auch zu wenig Gemüthsfreude. Wenn mich die Nergeleien, mit denen die Gutenberger einer den andern zu verhetzen und zu verkleinern suchten, genug verdrossen hatten, warf ich die Flinte um und ging den Fluß hinauf, da war alles still und ernste Majestät, die weiten Gewässer fluthеten und rauschten, der Wind hallte in ruhigen schweren Tönen durch die Waldung. Ich ver-

gaß die Reiher zu schießen, welche am Strande ihrer Nahrung nachgingen, und saß und sah in die Fluthen und dachte, wie sie hinabrollten den weiten Weg bis ins Weltmeer, und wie dort eine Welle die andere drängte, bis sie an das heimathliche Ufer schlugen. Dort war es so lieb und traulich und das Leben so voll von Lust und Noth und Wissen und Forschen, ach das deutsche Volk hatte alles in Fülle, was das Dasein werth macht, aber es krankte an innerem Zwiespalt und Hader, es fehlte ihm das stolze Selbstbewußtsein, die Heldenkraft, welche ein Volk groß und geachtet macht auf der Erde. Damals durfte ich noch nicht hoffen, daß mein Vaterland sich sobald ermannen und seine ungeheuern Kräfte einigen würde, um seine alte Macht und Hoheit unter den Völkern wieder zu erobern.

(Ausland 28. Okt. 1848.)

VII. Fragmente aus dem Tagebuch eines deutschen Naturforschers in Transkaukasien.

1. Winterleben in Tiflis. — Die deutsche Colonie Neu-Tiflis. — Ein französischer Veteran. — Die Separatisten.

Der Aufenthalt in der Stadt Tiflis bietet im Winter geringen Reiz. Wer nicht gerne Masurka tanzt, Whist und Preference mit Spielern von Profession um hohes Geld spielt, der langweilt sich bald in den militärischen Salons der vornehmen Russen, wo neben dem Glanz der Sterne und goldnen Epaulettes des Civilisten schwarzer Frack ohnehin keine glückliche Figur macht. Die unläugbare Gastfreundschaft, das artige, verbindliche, zuvorkommende Wesen des hohen russischen Adels gegen Ausländer und die gewandte russische Conversation ersetzen auf die Länge nicht den Mangel an Wahrheit, Gemüthlichkeit und innerem Gehalt bei diesen Theegesprächen. Zwar sind die Russen unermüdlich

im Erzählen und zeigen sich keineswegs zurückhaltend in Schilderung von Localzuständen, aber man merkt denselben bald die Einseitigkeit an, so wie den Wunsch, die gute Meinung des Fremden für die russischen Institutionen zu gewinnen. Vergleicht man mit ihren Mittheilungen die Schilderungen von Eingebornen oder Ausländern, welche als Aerzte oder Officiere in der russischen Armee dienen und die Einzelheiten der Localverhältnisse ebenso genau kennen, so erhält man gewöhnlich ein ganz verschiedenes Bild. Der Frühling dauert in Georgien nur wenige Wochen und ist wegen des raschen Temperaturwechsels eine fast ebenso unangenehme Jahreszeit wie der heiße trockene Sommer, wie der rauhe schneereiche Winter; ich benützte die ersten sonnigen Tage des Aprilmonats, um von der Stadt Tiflis nach der deutschen Colonie Neu-Tiflis, welche eine Viertelstunde stromaufwärts am linken Ufer des Kur gelegen — ein nettes freundliches Dörfchen von ganz deutscher Bauart — überzusiedeln. Dort quartierte ich mich bei dem Wirth Jean Paul ein, einem alten Franzosen, welcher seit 1816 aus Schmerz über den Sturz des Kaisers Napoleon sein Vaterland verlassen, als Koch einen russischen General nach dem Kaukasus begleitet, zuletzt eine deutsche Bäuerin geheirathet und unter den deutschen Ansiedlern Georgiens sich niedergelassen hat. Jean Paul war Provençale und sprach das Französische nach dem stark betonten Marseiller Dialekt; das Deutsche hatte er nur sehr mangelhaft gelernt, obwohl er seit 20 Jahren unter Deutschen lebte, mit ihnen fast ausschließlich verkehrte und mit seiner dicken, schwäbischen Ehehälfte, die kein Wort französisch verstand, im ächt schwäbischen Bauerndialekt sich verständigen mußte. Jean Paul war Veteran der großen Armee, hatte als Sappeur in der alten Garde gedient und die meisten napoleon'schen Feldzüge dieses Jahrhunderts bis zum Jahre 1812 mitgemacht, wo er verwundet wurde und in russische Gefangenschaft gerieth; ein menschlich gesinnter General nahm ihn in seine Dienste. Als der Sappeur, später in Freiheit gesetzt, sein Vaterland Frankreich wieder sah, dachte er in seiner Heimath Provence oft an seinen Wohlthäter zurück, und beschloß am Ende, ihn in Petersburg wieder aufzusuchen. Nächst dem Kaiser Napoleon ehrte der französische Veteran keinen Menschen so sehr als jenen russischen General, und er folgte ihm daher gerne als

Koch oder Diener über die kaukasischen Berge. Erst als sich in Tiflis noch die Liebe zu einer runden, rothwangigen Schwäbin in sein eisernes Herz eingeschlichen, wurde er seinem russischen Wohlthäter untreu, kaufte von dem Ersparten ein Colonistenhäuschen und führte in der deutschen Colonie als Gastwirth und Landbauer ein ziemlich glückliches Leben mit fünf Kindern, die ihm die schwäbische Gattin geboren; nur der jüngere Sohn, in welchem das moussirende französische Blut vorwiegend schien, machte durch seine leichtsinnigen Streiche dem alten Vater viel Kummer und Sorge. All' diese Einzelheiten des Lebens und der Häuslichkeit meines französischen Wirths mußte ich gleich in den ersten Stunden meines Aufenthaltes in Neu-Tiflis erfahren, wozu noch eine höchst ausführliche Beschreibung der großen Schlacht an der Moskwa kam, wo Jean Paul zum erstenmal schwer verwundet wurde. Der alte Franzose wurde des Plauderns nicht müde, als er wahrgenommen, daß er mit dem neuen Gast in seiner Muttersprache sich unterhalten könne.

Wie alle deutschen Ansiedlungen jenseit des Kaukasus hat auch Neu-Tiflis ein ziemlich wohlhabendes, behagliches Ansehen, besonders wenn man die häßlichen grusischen Dörfer der Nachbarschaft mit ihren elenden Häuschen, aus Rollsteinen und Lehmerde schlecht zusammengekittet, mit ihnen vergleicht; die Häuser der Colonisten sind klein, aber sauber. In der Mitte des Dorfes steht das hübsche Kirchlein, gelb angestrichen, mit römischen Säulen; dasselbe ward auf Kosten der Krone erbaut, die überhaupt alle älteren deutschen Niederlassungen in Georgien sehr gut dotirt hat. Dem Kaiser Alexander lag besonders am Herzen, in den neuerworbenen sehr fruchtbaren Provinzen Musterwirthschaften zu errichten, welche den georgischen und armenischen Bauern, die selbst in den paradiesischen Gegenden des Landes arm und kümmerlich in ihren düstern Lehmhütten leben, als anregendes Beispiel vorleuchten sollten; dieser Zweck wurde leider bis heute nicht erreicht. Die Ein gebornen haben auf den Lande ihre Art zu leben und zu wohnen nicht geändert, und von den landwirthschaftlichen Kenntnissen der Deutschen sich nur wenig angeeignet.

Gleichwie in der Krim und in den Städten von Neu-Rußland merkt man auch hier, welche schwere Aufgabe man unternimmt, wenn

man ein Volk lehren will anders zu sein als es ist. Die meisten deutschen Ansiedlungen in Georgien wurden in den Jahren 1818 und 1819 gegründet. Drei Jahre zuvor hatte die Mehrzahl der deutschen Auswanderer die schwäbische Heimath verlassen und war von russischen Agenten geleitet nach Ismail gekommen, wo sie eine lange und strenge Quarantäne halten mußten; viele starben dort in Folge des bösen Klima's und der ungewohnten Nahrung. Von Ismail zogen sie nach Odessa und nach den Steppen Südrußlands, wo die russische Regierung ihnen freistellte zu bleiben oder nach Grusien weiter zu ziehen; viele, die anfangs aus Reisemüdigkeit zurückgeblieben, entschlossen sich später in Folge der ersten Mißernten im trockenen Steppenboden zur Fortsetzung ihrer Wanderung über die kaukasischen Berge. Ein großer Theil der in verschiedenen Zügen ankommenden Colonisten hatten die Heimath Würtemberg aus religiöser Schwärmerei verlassen. Es waren die sogenannten Separatisten, welche behaupteten, daß im Vaterlande der religiöse Sinn und die alte Gottesfurcht von Jahr zu Jahr abnehme und weltliche Genußsucht und religiöse Gleichgültigkeit an ihre Stelle getreten. Einige von den älteren Dorfleuten hatten in mystischer Ueberspannung die Nähe des jüngsten Tages und den baldigen Untergang der sündhaften Welt verkündigt und wußten mit ihrer Schwärmerei und Auswanderungslust nach dem Orient, um dort näher bei Jerusalem und dem heiligen Grabe zu sein, Tausende ihrer beschränkten Landsleute anzustecken. Das nüchterne Elend der langen und höchst mühseligen Reise hatte viele von ihrer Ueberspannung curirt, andere aber noch exaltirter und hartnäckiger gemacht. Von den eigentlichen Separatisten, die von der Kirche und von ihren Pfarrern nichts mehr wissen wollten und zum Beten und Singen in ihren Häusern sich versammelten, blieb damals etwa ein Drittheil in den südrussischen Steppen zurück; mit einer regen Sehnsucht nach dem gelobten Lande im Herzen trieb sie die Wanderlust weiter, bis ihnen die russischen Agenten in Georgien Halt geboten. Dort gründeten sie zuerst in der Nähe der Hauptstadt die Ortschaften Neu-Tiflis und Alexandersdorf, dann 25 Werste weiter gegen Süden die Colonie Elisabeththal, später die ferner gelegenen Ortschaften Marienfeld, Petersdorf, Katharinenfeld, Annenfeld und Helenen-

dorf. Die beiden letztgenannten liegen am fernsten von Tiflis in südöstlicher Richtung gegen Elisabethpol; ihre Lage ist fruchtbar aber in hohem Grade ungesund. Erst 20 Jahre später wurden die deutschen Colonien bei Achalziche und Schamachie gegründet.

All' diese deutschen Colonien in Transkaukasien standen früher unter einem besondern Fürsorgecomite, später wurden sie der Domänenkammer in Tiflis untergeordnet; ein Oberinspector und die Dorfschulzen handhaben die Polizei. Im ganzen äußern sich die Ansiedler ziemlich zufrieden mit ihrer Lage; doch ist die Fruchtbarkeit des Bodens und daher auch der Grad von Wahlhabenheit der Colonisten sehr verschieden. Die reichste und schönste dieser deutschen Ansiedlungen ist Katharinenfeld, 60 Werste südöstlich von Tiflis in einem reizenden Thal gelegen, wo ich mich später einige Wochen aufhielt. Weinbau und Kartoffeln sind die vortheilhafteste Cultur; mit Seidenzucht, die sehr lucrativ ist, wollten sich die deutschen Bauern nicht befassen, weil sie ihnen etwas Unbekanntes war. Der Getreidebau ist nur in wenigen Gegenden ergiebig, liefert jedoch in Georgien überhaupt nicht die schönen Ernten, wie in dem fetten reichbewässerten Boden des eigentlichen Kolchis, ja nicht einmal wie auf der Hochebene des Araxes. Ueberdieß haben die deutschen Ansiedler in Grusien keinen Ueberfluß an Grundstücken; sogar in dem wohlhabenden Katharinenfeld wurde bereits geklagt, daß der Boden für die zunehmende Zahl der Familie nicht mehr hinreiche. In Neu-Tiflis besitzt die ganze deutsche Gemeinde, welche großentheils aus Handwerkern besteht, nur 80 Dessätinen Landes, und die zu trockene Erde gibt nur eine kärgliche Ernte. Bei der Tiefe des Flußbettes hat man bis jetzt das Kurwasser zur Befruchtung der Felder und Wiesen noch nicht zu benützen gewußt, und die vielen Projecte, um mittelst Schöpfmaschinen das schmutzige Wasser des gewöhnlich sehr wasserreichen Stromes auf die Ebene am hohen Ufer zu leiten, blieben bis jetzt unausgeführt. Bei der langen Dauer des trockenen und heißen Sommers werden auch in Grusien, gleichwie in den Nachbarländern Persien und Armenien, ohne künstliche Bewässerung nirgends bedeutende Resultate erzielt. Sogar die Weingärten bedürfen in den Monaten Junius und Julius einer drei- bis viermal wiederholten Bewässerung, ohne welche sie keine Trauben tragen würden.

Die Ansiedlung deutscher Auswanderer hat in Georgien eine namhafte Aenderung des Preises so mancher Producte bewirkt. Bevor die schwäbischen Bauern ihre erste Kartoffelernte zu Markte brachten, wurde das Pud Kartoffeln mit 1½ Silberrubel bezahlt, jetzt kostet dasselbe 30 Kopeken; ein Pfd. Butter kostete früher 1 Silberrubel, jetzt 25 Kopeken; der Haber war in diesem Lande früher eine fast unbekannte Getreideart. Die vornehmen Russen bezogen denselben für ihren Marstall von den Häfen des schwarzen Meeres und bezahlten für den Tschetwert drei Silberrubel; es herrschte im Lande die fixe Idee, daß der Haber im grusischen Boden durchaus nicht gedeihe. Die deutschen Colonisten versuchten demungeachtet die Cultur dieser Getreideart, erzielten einen ganz schönen Erfolg und jetzt erblickt man Haberfelder in den meisten grusischen Thälern; der Preis ist auf 8 Abasen gefallen. Im ganzen sind die Abgaben, welche die deutschen Colonien an die Krone leisten, sehr gering, selbst im Vergleich mit den Steuern der Eingebornen; jedes erwachsene männliche Individuum bezahlt 1 Rubel 12 Kopeken Kopfsteuer, und für den Schulzen 20 Kopeken Silber monatlich. Außerdem noch Steuer für den Schullehrer und andere Gemeindeposten; dagegen werden sämmtliche Pfarrer von der Regierung besoldet. Im Jahre 1833 ward an die Colonisten das Ansinnen gestellt, ihre ganze Kronschuld, welche sie bei Besitznahme ihrer Ländereien übernommen, innerhalb 20 Jahren zu tilgen. Obschon diese Forderung der russischen Regierung eine Rückzahlung der bedeutenden Kosten und Auslagen, die sie durch Uebersiedlung dieser Auswanderer von Deutschland bis jenseits des Kaukasus übernommen, keineswegs unbillig war — Grundsteuern hat man von den deutschen Colonisten bis jetzt noch gar nicht gefordert — so petitionirten doch sämmtliche Gemeinden dagegen. Wie die russische Regierung für die deutschen Ansiedler stets besondere Vorliebe, Nachsicht und Wohlwollen gezeigt — zur Steuer der Wahrheit müssen wir ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn auch einzelne ihrer Beamten sich ohne ihr Wissen höchst brutal gegen die Colonien benommen — so fanden die Vorstellungen der Deutschen auch dießmal milde Berücksichtigung in Petersburg und die Forderung wurde seitdem nicht wiederholt.

Unter der Bevölkerung von Neu-Tiflis erregte meine und meines ungarischen Gefährten Anwesenheit geringe Aufmerksamkeit. Für alles was außerhalb ihres nächsten Ideenkreises vorgeht, zeigten diese schwäbischen Bauern gar kein Interesse. Von Armeniern, Georgiern und Tataren wurden meine Instrumente und naturhistorischen Sammlungen stets neugierig begafft, und des Fragens über den Zweck derselben war kein Ende; meine deutschen Landsleute zeigten sich dagegen stumpf und gleichgültig. Weit auffallender und schmerzlicher war mir, daß sie auch von der lieben alten Heimath gar nichts wissen wollten; ich unterhielt mich mit ihnen, wenn Hitze oder starker Regen mich in meinen täglichen Excursionen störte, oft stundenlang über alle Gegenstände, die ihnen nahe lagen. Sie erzählten unendlich viel von ihren Schicksalen, von dem Ueberfall der Kurden und Perser im Jahr 1826, von den religiösen Zerwürfnissen ihrer Gemeinden, vom Pfarrer, Inspector und General-Gouverneur, aber nie fragten sie mich: wie es daheim im deutschen Vaterland stehe. Ueber Georgier, Armenier, Tataren und ihre Weise zu leben und zu handeln theilten sie mir unzählige Einzelheiten mit, von ihren Landsleuten daheim in den Thälern der schwäbischen Alp haben sie nie gesprochen. Und doch waren es erst 28 Jahre, seitdem diese Deutschen ihr Vaterland verlassen! Diese Gleichgültigkeit, dieses gänzliche Vergessen von all dem, was einem Volke mindestens als Erinnerung lieb und theuer sein sollte, wenn es dasselbe auch als Besitz für immer verloren hat, hat mir weher gethan als der Anblick ihrer gegenwärtig ziemlich glücklichen Lage mich erfreute.

Die Gemeinde von Neu-Tiflis besteht nur zum geringern Theil aus Separatisten; die Mehrzahl war der Kirche und ihrem Seelsorger treu geblieben, und sah mit einer gewissen Verwunderung auf die steigende Exaltation ihrer Landsleute, die sich von der Kirche losgesagt hatten. Kurze Zeit vor meiner Ankunft in Neu-Tiflis hatte das Erscheinen eines Kometen, dessen Schweif an dem reinen Himmel Georgiens durch eine trockene, höchst durchsichtige Atmosphäre gewiß viel deutlicher sichtbar war als selbst in den südlichen Ländern Europa's, die Aufregung der Separatisten auf eine unbeschreibliche Weise gesteigert. Diese Leute, die sonst stets durch unverdrossene Arbeitsamkeit sich vor

den übrigen rühmlich auszeichneten, stellten plötzlich all' ihre ländlichen Arbeiten ein und beschlossen Haus und Hof zu verlassen und nach Jerusalem zu ziehen, da der Untergang der Welt ganz nahe sei. Den jüngsten Tag im gelobten Land zu erwarten, schien ihnen eine heilige Pflicht; einzelne wollten hie und da an der Richtigkeit der ganzen Sache zweifeln, aber die Beredsamkeit des Schneiders Daniel Meier, des exaltirten Vorsitzers ihrer Betstunden, brachte bald die Bedenken selbst der Ungläubigsten zum Schweigen. Als vollends noch die Nachricht einlief, daß der frommen Frau Spohn in Katharinenfeld — sie galt dort in dem Hauptsitze der Separatisten für eine Prophetin vom reinsten Wasser — der Heiland im Traume erschienen sei und zur Wanderung nach Palästina in den bestimmtesten Worten sie aufgefordert habe, wurde der Rappel allgemein. Selbst aus den Reihen derer, welche es bisher noch mit der Kirche und dem Pfarrer gehalten und das überspannte Treiben der Separatisten mißbilligt hatten, traten von Tag zu Tag einzelne Individuen, ja mitunter ganze Familien zu den Wanderlustigen über. Von früh bis spät wurde in ihren Zusammenkünften zu Neu-Tiflis, Petersdorf, Katharinenfeld gebetet, gesungen und der krasseste Unsinn geschwätzt. Sie boten ihre ganze Habe feil, um ihre Schuld an die Krone zu tilgen; den Rest wollten sie an die Armen im Lande verschenken. Denn sie hielten es für ihre Pflicht, kein Geld auf diese Reise mitzunehmen, da der Heiland ihnen versprochen habe, sie mit Manna zu speisen; den Kometen, sagten sie, habe ihnen Gott als Wegweiser nach Jerusalem gesandt!

So stand die Sache, als ich mit meinem Begleiter im Hause des alten französischen Veteranen mein Quartier nahm. Jean Paul war der einzige Katholik im Dorfe; Andacht war eben nicht seine stärkste Seite. Er ging selten zur Kirche und gestand offenherzig, daß er bei einer heitern Mahlzeit mit seinen französischen Landsleuten aus der Stadt, wo ein Fläschchen des besten Rothen aus Kachetien die frohe Laune und Plauderlust dieser glücklichen Franzosen belebte, ihm weit seligere Empfindung gewähre, als wenn er seinen Pfaffen die Messe brummen und die separatistischen Nachbarn Tagelang fromme Weisen aus dem alten Württemberger Gesangbuch singen höre. Trotz dieser

entschiedenen Abneigung des Veteranen gegen das frömmelnde Wesen und den Mysticismus der Separatisten war in den letzten Tagen Jean Pauls jüngster Sohn zu der Secte übergegangen; der Vater war darüber minder ungehalten als Mutter und Schwestern, die ihren häuslichen Jammer sogleich dem Herrn Pfarrer meldeten. „Wenn's dem Buben ernst ist — äußerte der Veteran sehr ruhig — so wird er sich unter diesen frommen Leuten bessern und seinem Hange zum Leichtsinn und zur Liederlichkeit entsagen: „J'aime mieux le voir devot que bambocher!“ Aber, setzte er mit sorglicher Miene hinzu, ich traue dem losen Buben nicht und fürchte, daß er etwas ganz anderes dabei im Schilde führt, als meine Weibsleute sich einbilden.“ Der argwöhnische Vater hatte richtig gesehen; es war nicht die Sehnsucht nach Jerusalem und dem jüngsten Tage, sondern nach dem hübschen Gesichtchen der niedlichen Tochter eines von den Chorführern der Separatisten, welches den Sohn meines Hauswirths zum Anschluß an die wanderlustigen Separatisten bewogen. Der achtzehnjährige junge Mensch war überhaupt auf hübsche Mädchen in ganz absonderlicher Weise erpicht, wozu das französische Blut, das georgische Klima und der feurige Kachetier, den er gar gerne aus dem väterlichen Keller heimlich zu nippen pflegte, das ihrige beitragen mochten. Die meisten jungen Bauernbursche in diesen schwäbischen Colonien heirathen bereits im Alter des jungen Franzosen, und dieser wollte hinter dem Beispiel der andern nicht zurückbleiben. Der alte Jean Paul aber, der außerdem noch vier Kinder auszusteuern hatte, pressirte damit keineswegs und meinte, der Sohn könne sich wohl auch nach dem väterlichen Beispiel bis zu reiferen Jahren gedulden. Wenige Tage später gingen des Veteranen Besorgnisse in Erfüllung; anfangs hatten die frommen Separatisten ihren jungen Nachbarn als ein verirrtes Schaf mit Freuden in die treue Heerde aufgenommen. Bald aber mußten sie zu ihrem bittern Aerger bemerken, wie der junge Proselyt, statt seine Seele in der allgemeinen Andacht der übrigen aufzulösen und auf Daniel Meiers, des Bibelvorlesers, Worte mit Erbauung zu hören, nur nach dem blonden Lischen des alten Veit hinüberschiele. Gewisse Aeußerungen des leichtsinnigen jungen Mannes gaben ihnen zu ihrem Schrecken kund, daß sie einen

jungen Wolf im Schafpelze in ihre Mitte aufgenommen. An einem Sonntage, wo es der junge Bursche mit dem Liebäugeln nach dem hübschen Lischen gar zu unverschämt trieb, platzte die salbungsvolle Entrüstung der Versammlung los; eine alte Betschwester gab das Signal, die Weiber schrien, die Männer packten ihn beim Fell, und der junge Jean Paul flog unter kräftigen Rippenstößen zur Thüre hinaus.

So kam der verlorne Sohn zurück in das elterliche Haus, aber der Empfang, der ihm dort zu Theil wurde, entsprach nicht dem seines Vorgängers in der alten Legende. Denn statt schöner Kleider und einer leckern Mahlzeit hätte ihn dort fast eine wohlgepfefferte Prügelsuppe überrascht, wenn die Mama, die Schwestern und mein mitleidiger Ungar nicht all' ihre Ueberredungskünste aufgeboten hätten, die väterliche Hitze unseres Veteranen von der großen Armee zu moderiren; so kam er noch glücklich weg mit einer kleinen Sündfluth von Vorwürfen und Casernenschimpfwörtern. Von seiner Pilgersehnsucht nach Jerusalem schien der junge Ansiedler seit diesem Tage radical curirt und sein zärtliches Herz, das vor wenigen Tagen einzig nur für des alten Veit's Lischen pulsirte, wandte sich bald einer andern Dorfschönen zu, deren stämmiger Vater ein abgesagter Feind der wanderlustigen Schwärmerei jener Secte, dem alten Spruche: „bleibe im Lande und nähre dich redlich," huldigte.

Mein Wunsch, das seltsame Treiben jener Sectirer in der Nähe zu beobachten, veranlaßte mich zu einem Besuche im Hause des Schneiders Daniel Meier; ich fand bei ihm fünf Familien, welche auf hölzernen Bänken saßen und einen eintönigen religiösen Gesang ableierten. Meine Bitte, an ihrer Andacht Theil nehmen zu dürfen, wurde gerne gewährt und sie fuhren mit Beten und Singen fort, ohne sich durch meine Anwesenheit im geringsten stören zu lassen; dann machten sie eine Pause und Daniel Meier las aus der Bibel vor. Er hatte ein ausdrucksvolles Gesicht, länglich und hager, von gelblicher Farbe, eine spitzige, unten stark abwärts gebogene Nase, ein spitzes Kinn; seine Stirne zog er beständig in Falten, wenn er redete. Der Ausdruck seiner Züge verrieth offenbar ein geistiges und körperliches Leiden. Er schien

abgehärmt und früh gealtert; neben ihm saßen am Tische vier andere Männer. Die Weiber und Mädchen in einiger Entfernung, alle gleichmäßig in blaugestreifte Zeuge gekleidet. Unter ihnen bemerkte ich ein liebliches Mädchengesicht, in welchem ein Zug von Friede, Sanftmuth und Unschuld. Wie bedauerte ich das arme Kind, das in dieses schwärmerische Treiben so unbewußt hineingezogen worden! Als beim Lesen des Evangeliums Meier an die Stelle kam, wo es hieß: „in der Nacht, da er verrathen ward" u. s. w., erklärte der Vorleser, daß auch sie nach Jesu Beispiele das Abendmahl künftig nur bei Nacht nehmen müßten. Bei dieser Gelegenheit ereiferte sich der fromme Schneider gegen die Geistlichen, die er beschuldigte, vom wahren reinen Christenthum gar viel weggeschnipfelt zu haben. Einer seiner Nebenmänner äußerte einmal: „der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft." Frauen und Mädchen hörten mit stummer Andacht zu, während einer der anwesenden Jungen trotz der väterlichen Ermahnung ein mehrmaliges Gähnen nicht unterlassen konnte. Daniel Meier, welcher unstreitig ein gewisses Redetalent besaß, verfiel ein paarmal in stille Gedanken und seufzte tief auf. Zuletzt wurde wieder gesungen und ich zog nach dreistündiger Anwesenheit, zwar nicht sehr erbaut, aber doch nicht ohne innere Bewegung über die seltsame Narrheit dieser armen Landsleute, von dannen.

VIII. Neu-Braunfels und Friedrichsburg in Texas.

Die vor 1½ Jahren gegründete Stadt Friedrichsburg liegt einige 80 Meilen von Neu-Braunfels in der Nähe des Flusses Piedernales. Die zweite Hälfte des Weges dahin ist anmuthig, oft romantisch; bei jedem Schritt nähert man sich den am Horizont aufgethürmten blauen Bergen, welche allerdings in der Nähe einen etwas fröstelnden Eindruck hervorrufen, da sie meistens kahl oder nur mit armseligem Ge-

sträuch bewachsen sind, von der Ferne aus betrachtet aber oft herrliche Panoramen gewähren, indem das todte und starre Aussehen dann ganz verschwindet. Mit den angenehmsten Empfindungen betritt man das erste bedeutende Thal, 35 Meilen von Braunfels entfernt, welches der sogenannte Comantschi Spring, eine schöne klare Quelle, bewässert und wo Herr von Meusebach eine ziemlich bedeutende Farm errichtet hat; von hier aus geht es abwechselnd über Berge und Thäler, Flüsse und Bäche bis nach Friedrichsburg. Dasselbe liegt in einer ausgedehnten, mit Eichenwald geschmückten und rings von Bergen eingeschlossenen Ebene. Der Platz ist aber sowohl des Wassers als auch des Bodens wegen ohne Zweifel der schlechteste in der ganzen Umgebung, und mir daher unbegreiflich, wie man bei der Wahl des Colonisationspunktes auf diesen fallen konnte. Ueberhaupt scheint mir die Anlage dieser zweiten Stadt als Vorposten des eigentlichen Grant, eine unsinnige und verfehlte Speculation zu sein, wovon man sich nach meiner Meinung leicht überzeugen kann, wenn man nur die Art und Weise der Gründung etwas näher beleuchtet. Als sich nämlich vor 1½ Jahren die Zahl der neuankommenden Emigranten in Braunfels von Tag zu Tag vergrößerte, und dieselben hier weder Obdach noch Lebensmittel erhielten, ihnen aber die vom Verein contractmäßig zugesicherten 320, in Wirklichkeit nur 160 Acres Land im Grant nicht angewiesen werden konnten, weil unbegreiflicherweise noch gar keine Vermessungen daselbst stattgefunden hatten, so beschloß die Verwaltung endlich die schon projectirte Anlegung einer neuen Stadt ins Leben treten zu lassen, und durch Vertheilung von Stadt- und 10 Acreslots den Emigranten vorläufig den Mund zu stopfen. Der Mehrzahl der Einwanderer aber konnte daran nichts gelegen sein, da diese bloß der großen ihnen versprochenen Ländereien halber Deutschland verlassen hatten.

Schon in Neu-Braunfels hatte man die Erfahrung gemacht, daß die 10 Acres Land in den ersten zwei Jahren völlig unbebaut geblieben waren, weil die Besitzer derselben das mühselige und kostspielige Umbrechen und Urbarmachen des Bodens, sowie das Umzäunen desselben, welches wegen des Viehs unumgänglich nöthig gewesen wäre,

scheuten, indem sie Mühe und Geld lieber auf die nach dem Versprechen des General-Commissärs baldigst zu vertheilenden 230 Acres Land versparen wollten. Der Zweck der 10 Acres, auf welchen man vorläufig eine Ernte erzielen sollte, um dadurch den Emigranten bis zur eigentlichen Colonisation des Grants die nothdürftige Existenz zu sichern, wurde somit gar nicht erfüllt; ja viele, welche in der baldigen Aussicht der Uebersiedlung ihre Grundstücke für werthlos ansahen, verkauften sie für einen Spottpreis, vergeudeten dann die Zeit mit Nichtsthun und zehrten so das wenige Vermögen auf. Es lag auf der Hand, daß sich Aehnliches in einer neuen Stadt wiederholen würde und nichtsdestoweniger legte man eine solche, noch dazu 30 Meilen vor dem Grant des Vereins, in einer Ausdehnung an, wie sie einer zwanzigfachen Zahl von Emigranten genügt hätte.

Ungeachtet der drückenden Lage, in welcher sich viele der neuangekommenen Einwanderer in Neu-Braunfels befanden, zeigten die meisten doch wenig Lust, Geld und Zeit zur Gründung einer Stadt zu verwenden, weßhalb sich das Directorium veranlaßt sah, denjenigen besondere Concessionen zu machen, welche sich an diesem Unternehmen betheiligen wollten. Man versprach ihnen unentgeltlich so viel Lebensmittel zu liefern als sie benöthigt wären, setzte einen hohen Tagelohn aus und was die beste Wirkung that, für den Mann täglich eine Flasche Schnaps. Nun zogen allerdings viele nach der neuen Colonie, jedoch waren es meistens Leute, denen offenbar nicht daran lag, ihr erhaltenes Grundeigenthum fleißig und sorgsam zu bearbeiten, sondern welche lediglich die Absicht hatten auf Rechnung des Vereins kostenfrei zu leben. Das Tagewerk war gewöhnlich folgendes: am Morgen ging man nach dem Vereinsgebäude, nahm seine Flasche Schnaps und machte sich an die angewiesene Arbeit, d. h. betrank sich noch vor dem Frühstück, schlief dann den Rausch aus und verpraßte den so sauer verdienten Lohn am Abend in den Kneipen; dieß ist buchstäblich wahr und keine Sylbe übertrieben. Wie maßlos die Trunksucht unter diesen Menschen war, kann man am besten darnach beurtheilen, daß ein Kneipenwirth an einem einzigen Sonntag Abend für mehr als 300 Dollars geistige Getränke verabreicht hatte, und gewöhnliche Tagarbei-

ter 8—10 Dollars vertranken. Hierzu kam noch, daß die Verwaltung des Vereins unter dem Directorium des Hrn. Schubert gerade so wirthschaftete und den Colonisten im Zechen und Schwelgen mit gutem Beispiel voranging. Die Folgen davon waren unausbleiblich und wurden sehr bald fühlbar. Der Verein verlor seinen ohnehin schon wankenden Credit bei den Amerikanern gänzlich; die von diesen bisher unternommene Zufuhr an Lebensmitteln, vorzüglich Mais, fiel weg, und da Hr. v. Meusebach nicht für gut befunden hatte, während der vier Jahre des Bestehens von Neu-Braunfels auf den schönen Ländereien des Vereins auch nur einen Büschel Mais zu bauen, so trat jetzt hier großer Mangel ein. Auch die schon seit zwei Jahren erwartete, versprochene und vielfach als Vertrösterin vorgeschobene Geldsendung aus Deutschland kam nicht an, statt dessen aber Gerüchte von Auflösung und Bankerott des Vereines. Die von der Verwaltung statt Zahlung ausgegebenen Papiere, sogenannte Vereinsanweisungen, wurden nicht mehr honorirt und die Schuldenlast durch die Anlage von Friedrichsburg insbesondere durch die Ernährung der Emigranten binnen einem halben Jahre auf die Höhe von 150,000 Dollars gebracht. Die Colonisten, zuletzt lediglich auf die Zufuhr von Neu-Braunfels beschränkt, verlangten Lebensmittel, die Magazine waren aber leer geworden, und so stieg denn der Mangel bis zur wirklichen Hungersnoth, wodurch mehrfach Excesse gegen die Vereinsverwaltung herbeigeführt wurden, welche insbesondere noch durch die Unzufriedenheit über die vor einiger Zeit erfolgte Entlassung des Directors Schubert, eines gewissenlosen, aber vom unverständigen Volke geliebten Beamten, Nahrung fanden.

Diese Noth währte fast den ganzen Monat August, und der Zustand hätte vielleicht ein sehr tragisches Ende genommen, wenn nicht noch zu rechter Zeit etwas Geld von Deutschland eingetroffen wäre, womit einige Gläubiger befriedigt werden konnten, in Folge dessen wieder Nahrungsmittel zugeführt wurden. Dennoch ist hier gegenwärtig die finanzielle Lage eine sehr gedrückte, indem die Kaufleute keine Waaren mehr für Vereinspapiere verabfolgen wollen, weil die Großhändler in Houston, Galveston und Neu-Orleans ihnen selbst

nur für baares Geld dieselben überlassen haben. Wie natürlich, wird nun mit diesen unerhörte Wucherei getrieben, worunter die Emigranten und ansässigen Professionisten am meisten leiden müssen.

Da inzwischen die im Anfange dieses Jahres begonnenen Vermessungen im Grant ziemlich vorgerückt waren, so schritt man im October zur Anlegung der ersten Ansiedelung, 40 Familien sind bereits dahin abgegangen, und einige Wochen vor diesen 40 junge Darmstädter, meistens den gebildeteren Ständen angehörig. Ueber letztere sehe ich mich veranlaßt noch einige besondere Mittheilungen zu machen, wie ich sie von gut unterrichteten Leuten erfahren habe, indem auch diese geeignet sein dürften, das Treiben des Vereines in das rechte Licht zu setzen. Ein im Darmstädtischen gebildeter Auswanderungsverein schickte vor einigen Jahren den Hrn. Spieß, der seit kurzem als General-Commissär an Hrn. v. Meusebachs Stelle, wenigstens dem Namen nach, getreten ist, nach Amerika, um sich an Ort und Stelle von dem zur Colonisation geeignetsten Lande zu überzeugen. Er entscheidet sich bei seiner Rückkehr nach Deutschland für Texas. Um nun den Strom dieser Auswanderer in den Grant des Mainzervereines zu leiten und dadurch dieselben zum Ankauf der dortigen Ländereien zu bewegen, macht man den Hrn. Spieß zum General-Commissär, ohne, wie mir es scheint, besondere Rücksicht darauf genommen zu haben, ob er im Stande sei einem derartigen Unternehmen gehörig vorzustehen. Dann aber schließt man noch mit den 40 jungen Darmstädtern von dieser Auswanderungsgesellschaft folgenden Vertrag: dieselben erhalten freien See- und Landtransport (welchen letztern die seit 1846 hierher beförderten Emigranten des Mainzervereines contractwidrig mit schwerem Gelde haben bezahlen müssen), ferner eine große Strecke Landes im Grant nach freier Auswahl zum Geschenk und 12,000 Dollars zur Begründung der Ansiedelung. Hierfür übernehmen diese so Dotirten nur die Verpflichtung letzteres anzulegen und eine Reihe von Jahren zu bebauen. Sollten aber feindliche Indianerstämme dieses Unternehmen hindern, so wird ihnen die dem Vereine gehörige schöne Farm Nassau (bei der Stadt La Grange gelegen) auf sechs Jahre zur freien Disposition als Entschädigung überlassen. Die Beurtheilung solcher Hand-

lungsweise der Verwaltung, gegenüber der in Rücksicht anderer Emigranten, will ich den Lesern dieser Briefe anheimgeben.

Frägt man nach den Aussichten, welche die weitere Colonisirung des Grants darbietet, so läßt sich darüber wohl noch nichts mit Bestimmtheit sagen; ohne Zweifel dürften dieselben aber keineswegs zu den glänzendsten gehören, wenn einerseits den ewigen Geldcalamitäten von Deutschland her nicht bald ein Ende gemacht wird, und andererseits nicht redliche und umsichtige Beamte den bisherigen gewissenlosen Verschwendungen ein Ziel setzen und durch Sparsamkeit und zweckmäßige Verwendung der geringen Geldmittel darauf bedacht sind, die ohnehin schon sehr bedeutende Schuldenlast vor einer Vermehrung zu wahren. Denn ohne diese Bedingungen bleibt den Herren, welche an der Spitze dieser Unternehmungen stehen, nur die Alternative: entweder sie bezahlen die bei fernerer schlechter Verwaltung immer höher steigenden Schulden nicht, und machen den schmählichsten Bankerott, oder aber sie bezahlen, und dann wird ihnen wohl die Lust vergangen sein, noch Emigranten auf ihre Kosten in das Texasparadies hinüberzusiedeln. Die Gründung von Neu-Braunfels ist unbedingt das beste Resultat, welches der Verein mit seinen Colonisationsbestrebungen bisher erzielt hat; denn die Stadt hat eine vortheilhafte Lage inmitten der Städte St. Antonio, Austin, Bastrup, Seguin, Gonzales u. a., vorzügliches Land und zwei schöne Flüsse, den Comal und den Guadelupe, ganz in der Nähe; auch bedeutende Niederlassungen sind bereits in der Umgegend in großer Anzahl vorhanden, so daß nach dem Urtheil aller Amerikaner Neu-Braunfels den meisten Städten von Texas sehr bald wird die Spitze bieten können.

(Ausland vom 27. und 28. März 1849.)

IX. Die vlämische Sprachbewegung.

Die vlämische Sprachbewegung, welche in ihrer ersten jugendlichen Aufwallung so zu sagen der ganzen germanischen Welt mit gleicher brüderlicher Liebe entgegenschlug, hat sich seit einiger Zeit fester begrenzt, aus dem Gebiet der Phantasie und schöner Träume sich auf das der Wirklichkeit ernüchtert und vor allem das nächste Ziel sich dahin gesteckt, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Theile und Stämme der eigentlichen Niederlande (der jetzigen Staaten Belgien und Niederland) allseitig zu wecken und zu befestigen. Indem sie sich die äußern Grenzen aber enger und bestimmter zog, erweiterte sie ihren Wirkungskreis und ihre Zwecke nach innen. Sie ging hierin über das bloße Streben nach Belebung und Förderung der Muttersprache hinaus, welche ja auch nur die eine freilich sehr wichtige Seite der Volksthümlichkeit ist; sie suchte mehr und mehr den ganzen Menschen und das ganze Volksleben zu umfassen und sich selbst als bewußtes Streben nach Ausbildung und Befestigung der niederländischen Volkspersönlichkeit zu begreifen, dem sich nunmehr auch selbst der wallonische Stamm anzuschließen vermöge, wenn auch er seine niederländische Eigenthümlichkeit vor dem Untergehn und Verschwinden in einer anderen um sich greifenden Nationalität retten und sichern wolle. Wenn daher die ersten Zeichen der vlämischen Bewegung in dem „vlämischen Sprachkongreß," den der verstorbene vortreffliche Willems zusammenberief, und in Kämpfen über die niederdeutsche Grammatik und Schreibung gegen die ultramontanen Partikularisten bestanden, welche sich von Holland abschließen wollten; so ruft jetzt Willems Freund, Dr. F. A. Snellaert, als Vorsitzender eines ausführenden Ausschusses, und im Namen des niederdeutschen Sprachbundes, schon einen allgemein nieder-

ländischen literarischen Congreß nach Gent zusammen, auf dem auch alle Freunde selbstständiger niederländischer Entwickelung zu erscheinen eingeladen sind.

„Es kann Niemand entgehen," heißt es in dem von den Herren Snellaert, Blommaert und Jules de Saint-Genois unterzeichneten vlämischen Programm, „wie durch ganz Europa eine Veränderung in dem Leben der Völker sich kundgibt. Wo eigne Sprache und Art fremdartigem Einfluß aufgeopfert sind, da sucht das Volk die Bande zu brechen, welche seine selbstständige Entwickelung fesselten; wo eine Natur staatlich zersplittert ist, da ringt sie nach einheitlicher Gliederung und Zusammenfassung der verschiedenen Theile. Kein europäisches Volk schlummert in alter Weise unbewußt fort, wir werden alle in Bewegung gesetzt durch einen eigentlichen Bildungstrieb, von dessen tiefer geheimnißvoller Wirksamkeit wir uns selbst nicht immer Rechenschaft zu geben wissen, ja die oft aller menschlichen Voraussicht spottet. Dieser Bildungstrieb gibt sich besonders durch eine ungewöhnliche Geistesthätigkeit, durch eine gründliche Beurtheilung und Ausbildung der Volkssprachen und einen daraus entsprungenen allgemeinen Eifer nach eigenen Literaturen kund. An dieser Bewegung nehmen die Niederlande wie Skandinavien, wie das österreichische Völkerreich, wie Deutschland und Italien Theil. Ja, die Theile des vormals burgundischen Kreises wirken, jeder auf seine Weise, zum Vortheil eines niederländischen Volksgeistes: der Friese im Norden, der Wale im Süden vereinen ihre Kraft mit den Bemühungen des Holländers und Vlamings, um das jetzt „zersplissene Niederland vor dem wechselseitigen Untergang zu behüten."

„Dieses gemeinschaftlichen, obschon nicht überall gleich wirksamen Bildungstriebes sich bewußt, und in dem Verlangen, das was durch die Natur zum Fortleben bestimmt ist, durch menschliche Verirrung nicht gestört zu sehen, haben die niederdeutschen literarischen Vereine Gents beschlossen, einen niederländischen Kongreß aus allen Freunden eigenen Volkssinnes und nationaler Entwickelung zu berufen. Alle Gegenstände, welche auf Erhaltung des niederländischen Stammes ausgehen, sind darauf zur Verhandlung zugelassen. Um jedoch die Thä-

tigkeit des Kongresses bestimmter anzudeuten, hat der ausführende Ausschuß sie vorläufig festgesetzt auf niederländische Sprache und Literatur, niederländische Geschichte (Rechtsgeschichte), niederländische Bühne und Musik, niederländischen Buchhandel. Jeder niederländische Gelehrte und Freund seines Vaterlandes wird es sich so sehr zur Pflicht als zum Genuß rechnen, durch seine Anwesenheit in der Versammlung seinen Theil zur Hebung des öffentlichen Geistes beizutragen, damit unser gemeinsames Gut, die niederländische Sprache, weder im Ganzen noch theilweise entarte oder verlaufe, und die Literatur einen weitern Wirkungskreis finde, würdig der Völker, die auf dem Wege der Bildung einst vorausgingen, und denen sich eine neue Aussicht in die Zukunft erschließt."

Die Versammlung wird am 26. August unter dem Vorsitz Snellaerts zu Gent eröffnet werden, 10 Uhr Vormittags. Um zugelassen zu werden, muß man mit einer Karte versehen sein, die zur Bestreitung der Unkosten 2. Fr. kostet. Mit dem Kongresse fällt zusammen die diesjährige Kunstausstellung in Antwerpen und die landwirthschaftliche Ausstellung zu Gent. Für die hochdeutschen Theilnehmer wird die unmittelbare wissenschaftliche Ausbeute wohl nicht sehr ergiebig sein und sich wesentlich auf Grammatik, die mittelalterliche Literatur, das altniederländische Recht und Geschichte beschränken. Und da zudem die öffentliche Verhandlung natürlich in niederdeutscher Sprache geführt wird, so sind wohl nur sehr wenige unmittelbare Einladungen an hochdeutsche Gelehrte ergangen, die übrigens ohne Ausnahme willkommen sein werden.

Der Lebensrichtung, welche auf dem Genter Kongresse vertreten sein wird, gehört unseres Erachtens die Zukunft Belgiens und Niederlands an, wenn diese ihre Selbstständigkeit behaupten sollen. Es muß sich in den Niederlanden allmählig wie in den Hochlanden der Schweiz, um sich zu wehren und die Völker zu sichern gegen Einverleibung mit Frankreich, ein fester (Bundes-) Staat ausbilden, der zwar auch gegen den deutschen Bundesstaat seine Selbstständigkeit behaupten, durch den Drang der Verhältnisse und ihre eigene Natur aber sich diesem entschieden annähern wird. Nichts wäre verfehlter, als diesem Gange

natürlicher Entwickelung mit dem alten Theilungsgedanken, der selbst bei deutschen Politikern und Publizisten Anklang gefunden hat, hier wie in der Schweiz wieder entgegenzutreten, nämlich mit dem Projekte, den mehr französischen Theil dieser Länder an Frankreich, den mehr deutschen Theil an Deutschland zu schließen. Möglich, daß Frankreich sein Interesse dabei gewahrt sehen möchte; wir Deutsche aber müssen diesen Gedanken, obwohl uns das größere Ende zugedacht wird, als politisch völlig unrathsam und rechtlich verwerflich weit von uns abweisen.

Die vlämische Geschichtsliteratur ist neuerdings durch ein zwar nicht sehr umfangreiches, aber nach Form und Inhalt bedeutsames Werk bereichert worden. Seit mehreren Jahren schon arbeitet Dr. Snellaert an einem großen Werke über die Geschichte der niederdeutschen Sprache und Literatur, und die Bruchstücke, die bisher davon bekannt geworden sind, steigerten nur immer die Spannung auf das ganze Werk selbst. Allein auch jetzt wird diese ausführliche Schrift noch nicht von dem Verfasser dargeboten, er hat sich vielmehr, mit Rücksicht auf das Bedürfniß der Menge und auf den volksmäßigen Zweck, der rasche, allgemeine Verbreitung vaterländischer Geschichte heischt, vorläufig mit der Herausgabe eines gedrungen und doch überaus klar und einfach abgefaßten Auszugs davon begnügt, unter dem Titel: „Kortbegrip van de geschiedenis der nederlandsche Letterkunde.“ Die französische Ausgabe davon, die schon um der vielen unwissenden Gegner der vlämischen Literatur willen nöthig war, ist bereits vor einigen Monaten unter dem Titel: „Histoire de la literature flamande“ erschienen (231 Seiten, klein 8 stark) und auch äußerlich, wie die meisten Bücher vlämischer Schriftsteller, sehr artig ausgestattet. Wir wünschen der Snellaert'schen Literaturgeschichte die weiteste Verbreitung auch in Deutschland, es sei im Original oder in einer tüchtigen hochdeutschen Ueberseßung, weil wir darin ein weiteres bedeutsames Mittel der innigen Wiederannäherung und der bessern Erkenntniß der gegenseitigen hohen Bedeutung für einander sehen müssen. Wie wir aus guter Quelle wissen, waren Dr. Snellaert und sein Freund Gustav Höfken übereingekommen, das Werk zugleich auch in Hoch-

deutsch erscheinen zu lassen; allein die Märzbewegung trat dazwischen und führte Höfken ins Reichsparlament nach Frankfurt. Möglicher Weise aber hat diese Verzögerung wenigstens den Vortheil, daß aus der hochdeutschen Uebersetzung jetzt eine Art selbstständiger Ausgabe werden dürfte, indem sich in die beiden ersten Zeitabschnitte der Literaturgeschichte im Einzelnen einige Fehlgriffe eingeschlichen haben, die der Verfasser für die Uebersetzung selbst zu verbessern übernommen hat. Hoffentlich wird Deutschland über Politik nicht ganz seine Literatur vergessen und seine Freude ferner auch an den entfernten Quellen seines geistigen Lebens finden, zumal wenn diese, wie im vorliegenden Fall, noch so wenig ergründet und bekannt sind.

(Deutsche Ztg. 3. Mai, 1849)

X. Zweiter Jahresbericht der Deutschen Gesellschaft von Neu-Orleans.

Die Direction beehrt sich an diesem, dem zweiten Jahrestage unserer Gesellschaft, Ihnen abermals einen Bericht abzustatten, dessen Inhalt, wie wir hoffen, einen genügenden Beweis liefern wird, daß auch im verflossenen Jahre unsere Bemühungen mit gutem Erfolge gekrönt wurden und daß, ungeachtet neuer Schwierigkeiten, deren wir weiter unten gedenken werden, unser Zweck dennoch erreicht worden ist.

Verschieden von andern deutschen Gesellschaften hat die unsrige Unterstützung hier ansäßiger Deutscher einstweilen nur zum Nebenzweck; sie wurde hauptsächlich gebildet, um Einwanderern Rath und Schutz angedeihen zu lassen. Unsere Tabellen, die wir unten geben, sind nicht das Resultat oberflächlicher Zusammenstellungen, sondern wirklicher Beobachtungen und Auszüge aus den in unserem Geschäftslokale mit großer Sorgfalt geführten Büchern. Da unsere Agenten sich sofort bei Ankunft eines Schiffes mit deutschen Einwanderern an Bord einfin-

den, um jedem Einzelnen, so weit ihre Kräfte reichen, persönlich dienlich zu sein, so sind sie dadurch in den Stand gesetzt, jene Bücher mit um so größerer Genauigkeit nach eigener Anschauung zu führen.

Es war uns gelungen, die sogenannten Dollmetscher oder Mäkler, in so fern sie deutschen Einwanderern zur Last fielen, vom Landungsplatze in der Stadt zu vertreiben. Natürlich reichte unser Einfluß nicht weit genug, sie zur Ergreifung eines anderen Nahrungszweiges zu bewegen. Die Erwerbsquelle war so ergiebig, daß einige unter ihnen weder Mühe noch Kosten scheuten, das Handwerk auf andere Weise fortzusetzen. Sie verlegten daher ihren Wirkungskreis nach der Mündung des Flusses (Balize), etwa 100 Meilen von hier, bestiegen von dort aus die Emigrantenschiffe und trieben während der Fahrt den Fluß hinauf ungestört ihr altes Gewerbe.

Aber in der Stadt angekommen, fanden die betrogenen Einwanderer gar bald aus, daß die unentgeltlichen Dienste unserer Agenten den zu bezahlenden Diensten jener Dollmetscher vorzuziehen seien, denn nicht selten kam es vor, daß, ungeachtet der Bezahlung, jene letzteren auf so unvollständige und so wenig Sachkenntniß verrathende Weise geleistet waren, daß die Einwanderer sich am Ende gezwungen sahen, unsere Dienste dennoch in Anspruch zu nehmen.

Jener Unfug fiel auf von Bremen und Havre angekommenen Schiffen vor und war, was die Bremer Schiffe anbelangt, um so auffallender, da wir Beweise haben, daß die Auswanderungscommission in Bremen unser erstes Circulär durch den Druck vervielfältigt hat und dasselbe an Bord eines jeden hierher kommenden Fahrzeuges vertheilen läßt.

Wir sahen uns daher zu unserem neuen Circulär vom 16. Februar d. J. und der damit verbundenen Warnung an Einwanderer veranlaßt und bemühten uns, demselben durch Versendung von 3000 Exemplaren an Auswanderungsvereine, Consuln, Schiffsrheder und Mäkler die größtmöglichste Ausbreitung zu verschaffen.

Wir würden es dankbar anerkennen und zugleich würde für alle Betheiligte ein großer Nutzen daraus erwachsen, wenn heimathliche Auswanderungsvereine unsere Bemühungen, Einwanderer gegen Be-

trug zu schützen, durch Veröffentlichung unserer Circuläre und Warnungen (sei es in Zeitungen oder auf anderem Wege) unterstützen wollten.

Hiermit ist von unserer Seite gethan, was möglich war. Aber alle unsere Bestrebungen, den Einwanderern fortzuhelfen, bleiben Stückwerk, wenn sie selbst nicht durch Zutrauen uns behülflich sind.

Die Hauptaufgabe unserer Agenten besteht darin:

1) Die Zollhausgeschäfte für die Einwanderer, d. h. die Landung ihres Gepäcks, schnell und unentgeltlich zu besorgen, damit sie nicht fremden Mäklern in die Hände fallen, welche ihnen 30 bis 70 Cents per Kopf anrechnen, während die Zollhausgebühr nur 20 Cents per Familie beträgt. *)

2) Für die prompteste und billigste Weiterbeförderung der Einwanderer nach dem Innern Sorge zu tragen und sie gegen die eigennützigen Dienste der am Landungsplatze der Dampfböte sich umhertreibenden Mäkler zu bewahren.

Die Lösung dieser Aufgaben wird häufig durch die unüberlegte Eile der Einwanderer selbst erschwert und manchmal ganz und gar vereitelt. Jene Mäkler und Dollmetscher wären längst brodlos, wenn nicht gerade die Einwanderer selbst, trotz alles gutgemeinten Rathes, unsern Bestrebungen, die doch nur in ihrem Interesse stattfinden, entgegen arbeiteten.

Wir haben schon der Mäkler gedacht, welche an der Mündung des Flusses sich den einlaufenden Schiffen aufdringen und haben unsern Landsleuten gerathen, ruhig die Ankunft der Schiffe an der Stadt, und dort unsern Agenten, zu erwarten. Mit derselben Eile, mit welcher sie die Dienste dieser Mäkler annehmen, geben sie sich auch den unter der Maske der Freundschaft sich ihnen nähernden Dampfboot-Mäklern hin. Gegen letztere also müssen wir ebenfalls und aufs Nach-

*) Seitdem Obiges und das auf denselben Gegenstand Bezügliche geschrieben, ist eine Verordnung erschienen, kraft welcher die früher üblichen Formalitäten zur Erlangung eines Landungsscheines für Gepäck und somit auch die Gebühr von zwanzig Cents abgeschafft sind. Die Zollhaus-Beamten sind angewiesen worden, vom kommenden 1. Juli an alles Gepäck der Passagiere ohne Weiteres an Bord zu untersuchen. Unsere einfache Warnung an Einwanderer geht also jetzt dahin, bei ihrer Ankunft Niemanden etwas zu bezahlen.

drücklichste warnen. Es ist ein Wahn der Einwanderer, wenn sie meinen, daß, sobald nur das Land erreicht ist, sie nun in aller Hast nach dem ersten besten Dampfboote zu laufen haben, und wenn sie wähnen, deßhalb schneller fortzukommen. An Dampfböten ist selten Mangel. Aber ihr Gepäck (denn ohne dasselbe können sie doch nicht reisen) muß zuerst und zwar, ehe es das Schiff verlassen darf, durch Zollhausbeamte untersucht werden. Es sind dabei gewisse Formen zu beobachten und Landungsscheine zu erlangen, wobei unsere Agenten ihnen helfen. Um schnell expedirt zu werden, können sie daher nichts besseres thun, als ruhig am Bord zu bleiben, um, sobald an sie die Reihe kommt, den Zollhausbeamten ihr Gepäck zu öffnen. Nachdem sie durch diese Aufmerksamkeit das Geschäft erleichtert und beschleunigt haben, ist es an der Zeit, an ihre Weiterreise zu denken. Dies wird alsdann die Aufgabe unserer Agenten, welchen sie Zutrauen schenken müssen, wenn sie nicht den stets auf sie lauernden Dampfboot-Mäklern als gute Beute anheimfallen wollen. Unseren Agenten, welche viele Personen mit einem und demselben Dampfboote zu befördern haben, gelingt es leicht, den Capitän des letzteren zu vermögen, sich an die Seite des Seeschiffes zu legen und so durch sofortige Ueberladung des Gepäcks große Ersparungen zu Wege zu bringen. Die Mäkler lassen sich aber von den Capitänen für jeden Passagier, den sie bringen, fünfzig Cents Mäklerlohn zahlen und Personen, welche auf diese Art engagirt werden, zahlen natürlich ein um 50 Cents höheres Fahrgeld.

Während dieses Jahres, nämlich vom 1. Juni 1848 bis zum 31. Mai 1849 sind hier eingelaufen:

Von Bremen	35	Schiffe	mit	7222	deutschen	Einwanderern;
„ Hamburg	4	„	„	622	„	„
„ Rotterdam	2	„	„	162	„	„
„ Antwerpen	10	„	„	1897	„	„
„ Havre	47	„	„	8720	„	„
„ London	4	„	„	377	„	„
„ Cork	1	„	„	166	„	„
	103	Sch.	mit	19,166	Personen,	
(gegen in 1847--8	115	„	„	17,548	„)	

wovon die Agenten der Gesellschaft für 15,131 die Zollhausgeschäfte besorgt haben (gegen 14,708 in 1847 — 8).

Diese Einwanderer sind, wie folgt, mit Dampfschiffen nach dem Innern weiter gereis't:

Nach St. Louis und weiter	7142	Personen;
„ Cape Girardeau	18	„
„ Cincinnati, Louisville und den Ohio hinauf	4655	„
„ Memphis	30	„
„ Natchez	20	„
„ dem Innern Louisiana's	49	„
„ Mobile	43	„
„ Galveston	277	„
„ unbekannten Plätzen und hier geblieben	3207	„
Zusammen	15,441	Personen.

Der Durchschnittspreis für Passage von hier nach St. Louis war D.2. 50, nach Cincinnati und den Ohio hinauf D.2. 50 bis D.3; der höchste und niedrigste Preis ist D.3 und D.2. Diese Preise verstehen sich immer per erwachsene Person mit 100 Pfd. Gepäck frei; Kinder von 3 bis 12 Jahren zahlen die Hälfte und jüngere gehen frei.

Für die schiffbrüchigen Einwanderer vom Burgundy von Bremen gelang es unserem Agenten, Passage zu D.1. 50 nach St. Louis und Cincinnati zu verschaffen.

Ebenso konnte er im Laufe des Jahres für 210 Personen unentgeltliche Fahrt nach dem Innern auswirken, wobei wir aber mit Besorgniß gesehen, daß der Andrang mittelloser Einwanderer immer größer wird, so daß zu befürchten steht, daß die Capitäne über kurz oder lang die früher gewährte Hülfe versagen und diese Last von sich wälzen werden. Wir möchten deshalb Jedermann rathen, sich auf derartige freie Passagen, die jedenfalls nur ausnahmsweise vorkommen können, nicht zu verlassen.

In unserem, mit der Agentur verbundenen Nachweisungs-Büro wurden im Laufe dieses Jahres

Dienstboten, Arbeiter, Handwerker verlangt von	2305	Personen;
Dienst- und Arbeitsuchende meldeten sich	2324	„
Von diesen fanden Dienst und Arbeit	1636	„

beiderlei Geschlechts, nämlich:

676 Taglöhner, 106 Schreiner, 101 Zimmerleute, 4 Maurer, 3 Schlosser, 6 Maler, 30 Schmiede, 11 Wagner, 8 Drechsler, 7 Blechner, 31 Bäcker, 47 Schneider, 31 Schuhmacher, 2 Gerber, 2 Buchbinder, 5 Cigarrenmacher, 9 Conditoren, 3 Barbiere, 45 Gärtner, 8 Kutscher, 3 Fuhrleute, 3 Schreiner-Lehrlinge, 16 Kellner, 68 Aufwärter, 16 Ladendiener, 5 Handlungscommis, 262 Hausmädchen, 113 Kindermädchen, 15 Näherinnen.

Während weibliche Dienstboten immer sehr gesucht waren und noch sind, fanden männliche Arbeiter schwieriger ihr Unterkommen in der Stadt, weil deren Zahl zu groß ist, so daß auch der Arbeitslohn darunter gelitten hat.

Uebersicht der Finanzen.

Saldo vom vorigen Jahre		D. 3784 04
wovon in hypothekarischen Noten . . .		3070 00
Also Saldo in Kasse		D. 714 04

Einnahmen.

Regelmäßige Beiträge von Mitgliedern .	D. 1382 75	
Geschenk von Herrn S. Oser . . .	100 00	
„ „ Baron Alph. v. Rothschild .	50 00	
Zinsen	278 00	
Ertrag eines Feuerwerks	552 25	
Herr Caspar Schmieding legte zur Aufbewahrung nieder	180 90	
An fälligen Noten gingen ein	2847 50	
		5391 40
		D. 6105 44

Ausgaben.

Gehalte an zwei Agenten . . .	D. 1387	85	
Büro-Unkosten, als Schreibmaterialien, Zollhaus-Formulare, Licht, Feurung, Mobilien und Reparaturen . . .	73	90	
Druck von Circulären, Berichten, Adreß-Karten und Zeitungs-Anzeigen . .	171	80	
Miethe, abzüglich der Einnahmen für das Neben-Local	311	00	
Zinsen, an die Kranken-Kasse abgegeben, nämlich Saldo vom v. J. D. 138. 50, à Conto der Einnahmen d. J. D. 240 00 .	378	50	
An Hrn Casp. Schmieding zurückgegeben .	180	90	
Von neuem auf Zinsen angelegt . .	2543	00	
			5046 95
Cassen-Saldo am 1. Juni, 1849, . . .			D. 1058 49

Vorhandene Noten:

H. R. Winburn, pr. 5. September 1849 .	D. 2000	00	
A. Wintercast, pr. 15. Juli, 1849 . .	327	00	
F. Martin, pr. 15. August, 1849 . .	222	50	
L. Dierkes, pr. 14. April, 1850 . .	216	00	
			2765 50
			D. 3823 99

Hiervon stehen jetzt auf

Kapital-Fond	D. 1500	00	
Reserve-Fond	1500	00	
Zinsen-Conto, Saldo	38	00	
Nachlassenschaft von Cath. Rippert . .	6	40	
Der Rest von	779	59	
			3823 99

bleibt zur Verwendung für laufende Ausgaben.

Wir haben die Mitglieder auf Erhöhung des Kapitalfonds aufmerksam zu machen, welche uns erst in letzter Zeit durch außerordent-

liche Einnahmen möglich gemacht wurde. Die regelmäßigen Beiträge würden nicht hingereicht haben, die Unkosten zu bestreiten. Obiger Bericht zeigt, daß die Beiträge von Mitgliedern . D. 1382 75
die außerordentlichen Einnahmen . . . 702 25
D. 2085 00
waren, wogegen die wirklichen Unkosten sich auf D. 1944 55
beliefen. In Bezug auf letztere hoffen wir, daß im nächsten Jahre einige Ersparungen eingeführt werden können.

Die Gesellschaft zählt jetzt 232 Mitglieder, nämlich

2	Mitglieder,	jedes	zu D. 25	Beitrag	jährlich;
13	"	"	20	"	"
10	"	"	12	"	"
31	"	"	10	"	"
1	"	"	8	"	"
1	"	"	7	"	"
158	"	"	6	"	"
8	"	"	5	"	"
8	"	"	3	"	"
232	Mitglieder mit		D. 1767	jährlichem Beitrag.	

Für das Jahr 1848—49 stehen noch D. 260 und für 1847—48 noch D. 20 aus, wovon wir einen großen Theil als unsicher betrachten müssen. Durch Sterbefälle, Abwesenheit und aus sonstigen Ursachen verloren wir 36 Mitglieder, welche durch neueingetretene ersetzt wurden. Es wäre wünschenswerth, wenn diejenigen Mitglieder, welche man nicht hat ausfindig machen können, ihren Wohnort in der Agentur anzeigen wollten.

Die Armenkasse, welche während der Epidemie von 1847 gebildet wurde, hat auch in diesem Jahre ihre wohlthuende Wirksamkeit nicht verfehlt. Sie besteht durch die ihr von der Direktion überwiesenen Zinsen und durch Geschenke, wozu in diesem Jahre noch der Erlös eines zu ihrem Besten gegebenen Concerts kam. Sie wird verwaltet durch ihren Schatzmeister und ein monatlich wechselndes Armen-Comité, aus drei Mitgliedern der Direction bestehend. Um die uns zu Gebote stehenden, nur mäßigen Fonds so viel als möglich für die viel-

leicht während des Sommers uns bevorstehende Epidemie und daraus erwachsender Ansprechungen aufzubewahren, wurden bisher nur, wo dringende Noth es erheischte, Unterstützungen gereicht und zwar zum Belaufe von D.410. 20 an 126 Personen und Familien, wovon 25 aus Preußen, 18 aus Baiern, 9 aus Würtemberg, 4 aus Sachsen, 11 aus Hessen, 9 aus Baden, 8 aus Hamburg und Bremen, 3 aus Hannover, 3 aus Oldenburg, 2 aus Polen, 4 aus Dänemark, 14 aus der Schweiz, 6 aus Lothringen und 10 aus Elsaß gebürtig waren.

Der Cassa-Saldo war am 1. Juni 1848	D.	12	10
Durch die Direction überwiesene Zinsen		378	50
Durch Herrn Dirmeier gesammelt .		12	45
In den Armenbüchsen gesammelt . .		27	50
Erlös eines Concerts . . .		82	00
Geschenk von Herrn J. D. Kamper .		10	00
" " " Hatry . .		5	00
Strafgelder der Directoren . . .		3	25
	D.	531	89
Unterstützungen im Laufe des Jahres verabreicht		410	20
Bleibt Saldo in Casse am 1. Juni 1849	D.	121	69

Wir gehen nun zu andern Punkten über, die während des eben verflossenen Geschäfts-Jahres unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Dahin gehört zuerst die uns unbegreifliche Sorglosigkeit, mit der so viele unserer Landsleute den wichtigen Schritt der Uebersiedlung nach einem fremden Lande unternehmen und das sonderbare Zutrauen, welches nicht wenige unter ihnen entweder in ihre eigenen Kräfte oder in die Gutherzigkeit der hiesigen Landesbewohner zu setzen scheinen, wenn sie, wie so häufig der Fall ist, hier landen, ohne nur einen Heller zu besitzen, um das erste nothdürftige Mittagsmahl und um so viel weniger die Kosten ihrer Weiterreise ins Innere bestreiten zu können.— Zu Hause würden sie kaum mit demselben Leichtsinn von einem Dorfe zum andern wandern. — Auffallend dagegen ist zugleich das Mißtrauen, womit dieselben Einwanderer die ihnen mit uneigennützigem Dienstanerbieten entgegenkommende deutsche Gesellschaft und deren Agenten aufnehmen und sich häufig vorzugsweise den, nur Ge-

winn suchenden, sogenannten Dollmetschern in die Hände werfen; noch auffallender aber die Unverschämtheit, mit der sie, wenn von ihrer eigenen Schwäche und Hülfslosigkeit überzeugt und durch Erfahrung belehrt und gedemüthigt, sie späterhin weit mehr als die anfangs verschmähten Dienste und selbst pecuniäre Unterstützung von der Gesellschaft als ein ihnen zuständiges Recht fordern.

Ein anderer Umstand, auf den wir aufmerksam machen müssen, ist die unverzeihliche Nachläßigkeit, deren sich oft Familien-Väter schuldig machen, wenn sie bei ihrer Trennung nicht die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln treffen, um sich hier gegenseitig auffinden zu können. Es ist nicht selten vorgekommen, daß der Vater vorausging, sei es von der Heimath oder von hier aus, um den Seinigen in der neuen Welt ein Obdach vorzubereiten. Die Mutter mit den Kindern folgt späterhin nach. Aber wo den Vater finden, wenn er versäumt hat, seinen Aufenthalt mit gehöriger Genauigkeit zu bezeichnen? Das wenige mitgebrachte Geld und Gut wird verzehrt bei fruchtlosem Warten und Suchen und — Armuth und Betteln ist häufig die nothwendige Folge. Die kränkliche Jahreszeit, das gelbe Fieber, rückt heran und holt sich nicht selten die Mutter zum ersten Opfer! Hülfslose Waisen bleiben zurück; aber in den hiesigen Waisenhäusern kann keines derselben untergebracht werden, wenn nicht der Eltern Tod klar nachgewiesen werden kann und die Mittel unserer Gesellschaft sind zu beschränkt, werden zu sehr durch andere Hauptzwecke in Anspruch genommen, als daß wir im Stande wären, die Sorge für die Kinder zu übernehmen. Es gelang uns aber, im verflossenen Jahre eilf derselben theilweise bei mitleidigen Privatpersonen und theilweise, wo Umstände es zuließen, in hiesigen Waisenhäusern unterzubringen.

Das gelbe Fieber war glücklicherweise im letzten Jahre weniger verheerend, als im vorhergehenden. Welche Krankheiten uns, neben der daraus erwachsenden Noth, die uns umgebende Wasserfluth bringen wird, ist eine Frage, die nur die Zukunft lösen kann. Wir fühlen aber, in Erwägung des eben Gesagten, in diesem Augenblicke mehr wie je den Mangel eines deutschen Waisen- und Zufluchtshauses, von dem schon oft die Rede gewesen, dessen Errichtung aber eben so oft wegen der

Schwierigkeit, die freilich bedeutenden Mittel dazu zusammen zu schaffen, hat verschoben werden müssen.

Wir haben mit Vergnügen die Einrichtung mehrer neuer Auswanderungs-Vereine auf heimathlichem Grund und Boden gesehen — ein Beweis, daß schon von Haus aus das Bedürfniß, Auswanderer zu beschützen und zu berathen, lebhaft gefühlt wird. Aber wie wir es mußten, so werden auch diese Vereine noch lernen müssen, wenn sie dem Auswanderer wahrhaft nützlich sein wollen. Natürlich ist es ihnen schwieriger, als uns, die dazu nöthigen Erfahrungen zu sammeln, da sie die Auswanderer gar bald aus dem Gesicht verlieren und ihnen nicht mit ihren eigenen Augen bis an's Ziel ihrer Reise folgen können. Aber dort, am Ziele ihrer Reise, noch eine Controlle über sie ausüben, sie gewissermaßen bevormunden zu wollen, ist nicht allein verlorene Mühe, sondern meistens dem Einwanderer an seinem Fortkommen hinderlich.

Diese Vereine werden uns daher nicht verübeln, wenn wir über einen so wichtigen Punkt uns frei und offen gegen sie aussprechen.

Wir möchten ihnen rathen, zuvörderst dem ihnen Zunächstliegenden, dem Nothwendigsten ihre Aufmerksamkeit zu widmen, den Auswanderer zu beschützen, so weit ihr unmittelbarer Wirkungskreis in Europa reicht, insbesondere beim Abschluß der Contracte für die Verproviantirung mit guten und gesunden Nahrungsmitteln zu wachen und für Auswahl guter Fahrzeuge und menschenfreundlicher Capitäne Sorge zu tragen, sowie auch darauf zu achten, daß die Schiffe nicht mit Passagieren überfüllt sind, welches nicht allein die schon ohnehin lästige Seereise noch beschwerlicher macht, sondern auch den Gesundheitszustand nichts weniger als befördert; dagegen sollten sie alle weitausgreifende Pläne, hauptsächlich das Colonisationssystem, vermeiden.

Diese Pläne, so gut sie auch gemeint sein mögen, scheitern doch gewöhnlich an dem nimmer fehlenden Mangel an Eintracht unter den Ansiedlern, sowie an dem Mangel an Kenntniß hiesiger Sitten und Gebräuche; z. B. der hiesigen Art und Weise des Betriebs des Ackerbaus, kurz allen nothwendigen Erfahrungen, welche bei einer solchen

Ausschließlichkeit, bei Mangel an Umgang mit den Landesbewohnern nicht ohne Schwierigkeit gesammelt werden können.

Der Deutsche, soll er hier fortkommen, muß manche alte Gewohnheit ablegen; er muß, ohne seine Landsleute zu meiden, auch den Umgang mit Amerikanern suchen und sich baldmöglichst die Landessprache und Landesgebräuche aneignen. Alle Abgesondertheit, alles ausschließliche Deutsche muß vermieden werden. Man gebe dem Deutschen die Mittel zum Arbeiten und die Zeit, sich in seiner neuen Lage zu finden, so bildet er mit seiner Besonnenheit, Ausdauer und Sparsamkeit, verbunden mit der sich anzueignenden Thatkraft und dem Unternehmungsgeist des Amerikaners, den besten Bürger, und er findet nicht allein am leichtesten von allen Einwanderern, sein Fortkommen, sondern verfehlt selten, sich auch für die Zukunft ein ruhiges sicheres Auskommen zu verschaffen.

Dem Einwanderer selbst aber rathen wir, so viel als möglich an Ort und Stelle und für sich selbst zu urtheilen. Wir können in Hinsicht auf schon in Deutschland oder selbst hier in den Seehäfen auf, bloße Beschreibungen hin abgeschlossene Land-Ankäufe oder Verträge, die auf Colonisation hinauslaufen, und selbst auf schon zu Hause geschlossene Contrakte für hiesige Inland-Passage, im vollsten Sinne nur das bestätigen, was die Neu-Yorker deutsche Gesellschaft in ihrem Berichte vom 22. Februar 1849 über denselben Gegenstand sagt, nämlich: „Was den in Deutschland abgeschlossenen Ankauf von hiesigen Ländereien anbetrifft, die der Käufer nie gesehen, so scheint uns ein solches, von den gewöhnlichen Regeln des Kaufs und Verkaufs ganz verschiedenes Verfahren, nur aus der Rathlosigkeit vieler Einwanderer erklärlich. Dieselben Leute würden schwerlich daran denken, auf eine bloße Beschreibung hin, in Deutschland einen Grundbesitz zu erwerben — sie würden mit eigenen Augen sehen, selbst urtheilen wollen. Diese Regel sollte hier noch mehr wie in Deutschland befolgt werden."

Schließlich geben wir noch folgende, theilweise oben, theilweise schon in unserem letztjährigen Berichte berührte Rathschläge in der Kürze wieder.

1) Müssen die Einwanderer ihre Abreise von Europa so einrichten, daß sie weder nach Ende Juli, noch vor Anfang November hier eintreffen, weil sie in der Zwischenzeit den Gefahren des gelben Fiebers ausgesetzt sind.

2) Sollten sie nie ohne einige Geldmittel kommen, um wenigstens die Unkosten ihres ersten Aufenthalts hier oder im Innern und bis sie anfangen können zu arbeiten und zu verdienen, bestreiten zu können. Auf pecuniäre Unterstützung seitens unserer Gesellschaft dürfen sie keine Rechnung machen, und bei der immer wachsenden Zahl von Einwanderern wird es neuen Ankömmlingen mit jedem Jahre schwieriger, in den Städten Arbeit zu finden.

3) Müssen sie sich nicht unbedingt dem ersten besten Dollmetscher in die Arme werfen; insbesondere müssen sie sich hüten vor solchen Dollmetschern, welche schon bei Ankunft an der Mündung des Flusses das Schiff besteigen.

4) Sollten Diejenigen, welche sich im Innern des Landes ansiedeln wollen, nicht ihre Zeit und ihr Geld durch unnützen Aufenthalt in der Stadt vergeuden.

5) Sollten sie sich nicht mit unnützen Mobilien und Ackergeräthschaften beschweren, da diese durch die Transportkosten mehr als den hiesigen Einkaufspreis betragen und ohnehin hier in besserer und passenderer Form zu haben sind.

6) Müssen alle solche, welche in der Stadt bleiben wollen, insbesondere, wenn ihre Geldmittel schwach sind, nicht darauf bestehen, nur in dem erlernten Fache oder Handwerk arbeiten zu wollen. Sie würden wohl thun, das erste vorkommende Anerbieten anzunehmen, bis sie sich Sprach- und Lokal-Kenntnisse erworben haben und dann leichter für sich selbst sorgen können.

7) Einwanderer sollten niemals schon in Europa Verträge für Inlands-Passage abschließen. Erfahrung hat gelehrt, daß sie an Ort und Stelle immer billiger wegkommen. Eben so wenig sollten sie sich auf Ankäufe von Ländereien oder ähnliche Contrakte einlassen, so lang sie nicht Gelegenheit haben, sich persönlich von der Güte, Lage und Paßlichkeit des zu kaufenden Gegenstandes zu überzeugen.

8) Wollen sie Verwandte oder Bekannte aufsuchen, so müssen sie sich vor ihrer Abreise genau mit deren Wohnort und der zu nehmenden Reiseroute bekannt machen, weil sie sonst in diesem großen Lande, wo oft der nächste Nachbar zehn bis zwanzig Meilen entfernt wohnt, auf viele Schwierigkeiten in der Erreichung ihres Zweckes stoßen dürften.

9) Rathen wir, Einschiffungen über England zu vermeiden, da sich auf Fahrzeugen, die von englischen Häfen auslaufen, sehr häufig Schiffsfieber (Typhus) gezeigt hat.

10) Warnen wir gegen alles unüberlegte Auswandern. Es sind uns Fälle vorgekommen, wo Einwanderer, dem bittersten Elende preisgegeben, den leichtsinnig unternommenen Schritt schwer bereut und sich wiewohl oft vergeblich, bemüht haben, die Mittel zur Rückreise ins Vaterland zu erbetteln.

11) Warnen wir schließlich gegen die leider so oft aufgefaßten falschen Ideen von Freiheit. Man ist hier, wie überall, dem Gesetze unterthan.

Die Direction nimmt nun Abschied von der Gesellschaft mit dem innigen und aufrichtigen Wunsche für deren stetes Wachsen und Gedeihen. Möge sie den hohen, vaterländischen Zweck, Landsleute an unsern Ufern freundlich zu bewillkommen, ihnen hülfreich die Hand zu bieten zu ihrem Fortkommen unter uns — möge sie das Bestreben, dem Namen des Deutschen die verdiente Achtung zu erhalten, nie aus den Augen verlieren! Möge ihr von den hiesigen Landsleuten immer die rege Theilnahme werden, welche allein es künftigen Directionen möglich machen kann, auf der eingeschlagenen Bahn fortzuschreiten! Möge endlich sie es dahin bringen, daß bald wenigstens der Grund gelegt werden könne zur Ausführung der in unserer Constitution gedachten weitern, ausgedehnteren Zwecke!

Neu-Orleans, den 6. Juni 1849.

Die Direction,

J. H. Eimer, J. W. Freudenthal, A. Schneider, L. Schmidt, C. von Voigts, L. Curtius, L. A. Gunst, Geo. Dirmeyer, M. Schneider, H. Brinkmann, Doct. Autenrieth.

Nach Verlesung obigen Berichts wurde unter dem Vorsitze des Herrn H. G. Schmidt, nebst den Herren J. S. Adler und G. Hasche als Sekretären, zur Wahl der Beamten fürs neuangehende Jahr geschritten. Das Ergebniß derselben war Folgendes:

W. Vogel, Präsident;

J. H. Eimer, 1. Vice-Präs.; F. W. Freudenthal, 2. do.;

C. von Voigts, Schatzmeister;

S. Runkel, 1. Sekretär; L. Schmidt, 2. Sekretär;

Directoren:

F. Honold, S. Cohn, Dr. Autenrieth, Dr. Gans, Geo. Dirmeyer, J. F. Behnke, M. Schneider, L. Curtius, L. A. Gunst, J. Bell, H. Brinkmann, J. D. Kamper.

N. B. Das Geschäfts-Lokal der Gesellschaft ist Nr. 42 Toulousestraße.

XI. Die Nordholländer auf der Insel Amack bei Kopenhagen.

von Dr. K. J. Clement.

Dieses bisher von der ganzen Welt ignorirte Völkchen verdient hier eine ganz besondere Erwähnung, nicht allein darum, daß es sich von jeher durch geistige und körperliche Auszeichnung von allen dänischen Umwohnern unterschieden hat, sondern auch schon deswegen, weil jetzt niemand etwas über diesen kernigen Volksstamm vor den Thoren der Hauptstadt Dänemarks zu sagen weiß.

Sie waren ohne Zweifel Frisen von Abkunft. Noch ist das frisische Volkselement in Nordholland vorherrschend, was ich selbst dort mit Augen gesehen, in Sitten, Reinlichkeit, Lebensweise und Körperbildung. Eine Strecke Landes in Nordholland heißt noch jetzt Westfriesland. Die nordholländische Volkssprache ist besonders stark mit Frisischem gemischt.

Die sogenannten häollndischen Colonien in Norddeutschland im 12. Jahrhundert waren meist alle Frisen, zur Auswanderung häufig genöthigt durch Sturmfluthen. Ebenso die Colonien Rhos in Süd-Wales und in der Barony of Forth auf der Südostecke Irlands zu derselben Zeit. Nicht minder die Propsteier östlich von der Kieler Bucht, deren frisische Physiognomie, Frauentracht und Wuchs jeden Zweifel an ihre Herkunft hebt. Die Propsteier sagen, ihre Vorfahren seien als Flüchtlinge in Holstein eingewandert. Sie kamen flüchtend, erzählte mir ein dortiger Einwohner. Das Land, wo sie sich ansiedelten, war damals eine Waldung, welche sie mit der Axt lichteten. Die Ansiedlungszeit der Propsteier ist unbekannt, weil sie weit zurückliegt. Wenn man die Leute ansieht, besonders die Frauen, so erinnern sie am meisten an nordfrisische Art. Ist aber die Sage gegründet, daß sie flüchtend gekommen, so mögen es Ueberbleibsel des Ländchens der Stedinger Frisen sein, welche am glorreichen 27. Mai 1234, 4 bis 6000 an der Zahl, im Kampf für die Freiheit fielen, nachdem sie in dieser höchst blutigen Schlacht fest und ungebeugt einen ganzen Tag gegen einen 20mal stärkeren Gegner gestanden.

Das Wenige über die Amacker Colonie bei Holberg in seiner dänischen Reichs-Historie ist Folgendes: „Weil die Königin Elisabeth (Christian II. Gemahlin) aus den Niederlanden war, und die Holländer insonderheit mit Käse, Butter, Zwiebeln und Wurzeln umzugehen wissen, so überredete sie den König, einige Holländer ins Reich zu rufen, die in der Nähe wohnen und den Hof mit Küchensachen versehen könnten. Dies geschah auch, und diesen Leuten ward das Jahr darauf die Insel Amack oder vielmehr der Flecken auf der Insel, der noch Amacker By heißt, eingeräumt. Von diesen Holländern hat Kopenhagen großen Nutzen gehabt, und deren Nachkommen versehen noch jetzt das Schloß und die Stadt mit dergleichen Waaren. Sie halten steif auf ihre alte Sprache, ihre Kleidertracht und Sitten, genießen auch besondere Freiheiten und haben ihre eigenen holländischen Prediger. Der König ließ auch den Holländern die Insel Sproeg einräumen, aber sie zogen hernach davon weg nach Falster. Er hatte auch im Sinn, ihnen die Stadt Helsingör zu überlassen, aber die Einwohner

sperrten sich dagegen, woher er auch der Stadt ungnädig ward. Denn er wäre zufrieden damit gewesen, sagt Hvitfeld, daß das ganze Reich mit Holländern besetzt worden wäre." — (Das Eiland Sproeg liegt im Großen Belt zwischen Corsör und Nyborg).

Nachstehendes theilt uns Arrild Hvitfeld in seiner „Danmarckis Rigis Krönike" Bnd. 2, S. 1111. über die Holländer auf Amack mit: „Anno 1515 ließ der König Christian II. in Waterland in Holland unterhandeln, daß einige Holländer von dort nach Amack zu wohnen kommen sollten, und er sagte ihnen große Freiheit zu. Als nun im Frühling 1516 einige hier anlangten, gab er ihnen ein Dorf auf Amack zu ihrem Wohnsitz, Holländer By genannt, wozu die Königin viel half, weil dieses Volk besonders gut mit Käse, Butter, Zwiebeln Wurzeln und dem Fang der wilden Gänse umzugehen weiß, welches zum ewigen Nutzen für Kopenhagen war bis auf diesen Tag. Der König ward seitdem den Holländern so zugethan, beides um der Königin und um Sigbrits (der Mutter der Mätresse des Königs) willen, und weil es ein sparsames Volk ist, daß er es zufrieden gewesen, wenn das ganze Reich, alle Handelsstädte und Landorte mit Holländern besetzt worden wären, da dieselben in den Tagen sehr angesehen waren, denn nicht allein sie, sondern auch die Schotten und andere Fremden wurden mit Reichs-Schlössern und Lehnen belehnt, und viele Inselorte und Landorte hier im Reich gibt es, wo damals Holländer angepflanzt wurden, welche nachdem immer hier gewohnt haben. Da ward auch Sproeg mit Holländern besetzt, aber hernachmals siedelten sie sich nach Falster über. Auch Helsingör wollte er Holländern überlassen, allein die Dänen, die Eigenthum und Recht hatten, wollten nicht räumen, worüber er der Stadt sehr ungnädig ward."

In Baggesen's „Dänischer Staat" heißt es über Amack also: „Die Einwohner sind großentheils Nachkommen von 24 holländischen Familien, welche auf Christians II. Aufforderung im Jahre 1516 aus Waterland in Nordholland einwanderten. Die älteren dänischen Einwohner nahmen, besonders nach dem Jahre 1574, nach und nach fast ganz der eingewanderten Colonisten Lebensweise, alte frisische Kleidertracht und übrige Eigenheiten an. Doch die jungen Männer legen

jetzt die Tracht ihrer Väter ab, besonders seitdem die Bewohner Amacks zugleich mit den übrigen Küstenbewohnern in Dänemark ausgeschrieben werden."

Noch eine andre Quelle über Amacks Colonisten ist das höchst seltene Buch „An Account of Denmark, as it was in the year 1692 (London 1694)," welches mir zufällig in Schottland in die Hände fiel, und dessen Verfasser der in aller Hinsicht ausgezeichnete Lord Molesworth, damaliger englischer Gesandter am dänischen Hofe, ist. Er theilt Folgendes über Amack mit: „Amack verdient ganz besonders erwähnt zu werden. Dieses kleine Eiland liegt dicht bei Kopenhagen, wovon es nur durch eine schmale Meerenge getrennt ist, worüber man auf einer Zugbrücke geht, und übertrifft an Fruchtbarkeit jeden Fleck Landes in Dänemark. Dieses Land ward vor mehreren Jahren mehreren nordholländischen Familien gegeben, welche hier angepflanzt wurden, um Butter und Käse für den Hof zu machen. Ihre Nachkommen haben noch diesen Tag die Tracht, Sprache und Gebräuche der Vorfahren zugleich mit ihrer Reinlichkeit und Betriebsamkeit, auch wollen sie sich nicht mit den Dänen vermischen, sondern heirathen unter einander. Sie hatten früher außerordentliche Freiheiten, die ihnen zugestanden worden, wovon einige bis jetzt fortdauern, andre aber ihnen beschnitten sind, und es ist zu fürchten, daß sie nach und nach werden behandelt werden wie die andern Unterthanen. Dieses Eiland Amack ist durch die Industrie dieser arbeitsamen Leute gleichsam der Küchengarten Kopenhagens, und versieht seine Märkte in reichlicher Fülle mit allen Arten von Kräutern und Wurzeln, überdieß mit Butter, Milch, großen Massen Korn und einigem Heu, und alles, was es hervorbringt, ist in seiner Art das Beste, was im ganzen Reich zu finden ist."

Das scharfe Auge dieses Beobachters hatte nur zu wahr und richtig vorausgesehen. Die Frauentracht ist zum Theil noch erhalten, denn die erhält sich auf fremder Erde am längsten. Von den alten Gebräuchen auch noch manches. Aber Sprache und Freiheiten sind fast erloschen. Die Nachkommen jener ausgezeichneten Frisen auf Amack sind heut zu Tage nur die Knechte der dänischen Hauptstadt. Ueber

ein Kleines, so wird dort Alles im Danismus untergegangen sein. Die frisische Schönheit kann der Betrachter übrigens noch häufig an vielen Gestalten und Gesichtern auf Amack und auf Kopenhagens Märkten sehen, man sieht, daß die Physiognomie, die einen anblickt, keine dänische und skandinavische ist. Es wird noch lange dauern, ehe der liebliche Blick so mancher Amackerin keine Spur mehr von einer westgermanischen Seele entsendet. In jeder Race ist etwas Ewiges, was niemals völlig untergeht.

Waterland, die Urheimath der Amacker Colonisten, ist großentheils von der Süder-See und ihrem Arm „Het Y" umschlossen. Man sieht von Amsterdam nordwärts in das Land hinein. Buiksloot, wo der Große Kanal endet, liegt in Waterland und das berühmte Broek, welches ich mir aber viel schöner gedacht hatte, als ich es fand mit eignen Augen. Weiter nördlich liegen die Wormer- und die Purmer-Marsch. Der große Kanal geht mitten durch Waterland. Nördlicher sind die Menschen schöner und frisischer, als in Waterland. Die Nähe der großen Weltstadt Amsterdam hat sicherlich viel eingewirkt seit 1516. Wer vermag diese Einwirkung zu messen und wer die Wirkungen der modernen Ausflüge nach Broek, des Verkehrs durch den Großen Kanal und der Wasserstraßen nach Monnikendam und Edam!

XII. Gesundes Urtheil eines Zeitgenossen über Deutschlands selbstbereitete Schmach.

Von Prof. F. W. Barthold.

Der Abfasser dieser Zeilen hat schon in besondern Werken sich angelegen sein lassen nachzuweisen, wie unser Volk, wenn es dem Auslande unterlag und seinen Waffen Schimpf zuzog, immer nur durch die Abtrünnigkeit, Verblendung oder Käuflichkeit der eigenen Söhne sein Schicksal erduldete. Diese Behauptung gilt in älterer Zeit von den Siegen König Heinrich's II. von Frankreich, besonders aber von den Triumphen der Schweden und Franzosen im „großen deutschen (dreißigjährigen) Kriege". Ohne daß Richelieu, Mazarin, Gustav Adolf und Oxenstierna den entscheidenden Theil ihrer „französischen und schwedischen" Heere aus Deutschlands Söhnen zogen, würden die Kathedrale von Notredame und die Ritterholmskirche nicht mit deutschen Fahnen prangen, glänzten in den Jahrbüchern jener Kronen nicht die Titel: Breitenfeld, Lützen, Wittstock, Jankau, Rheinfelden, Allernheim, Freiburg! Parteiische oder gleichgültige Geschichtschreiber unter den Deutschen sprechen immer aber nur von den Thaten der Franzosen und Schweden; wie sollten nun die Ausländer anders die Dinge darstellen? Wohl war das gleichzeitige Geschlecht der Leidenden nicht unbekannt mit solchem Selbstmorde; Keiner hat aber dieses unselige Verhältniß auffälliger hervorgehoben als der einsichtsvolle, patriotische Pfarrer Johann Fiedler zu Mügeln in Sachsen, der Chronikant seiner Stadt und Geschichtschreiber der preiswürdigen Thaten der Bürgerwehr von Mügeln, die wir anführen, um zu zeigen, daß im kursächsischen Bürgerthume selbst unter den schmählichen Niederlagen der

kurfürstlichen Heere, auch außer den Bewohnern der „Herenstadt" Freiberg, mannhafter Sinn sich bethätigte. Johann Fiedler erzählt in der „Müglischen Ehren- und Gedächtniß-Säule" beim J. 1642; „Den 29. Oct. (vier Tage nach dem Siege Torstensohn's bei Leipzig) kamen die Schwedischen Gäste allhier zum ersten wieder an, und ist fast kein Tag vergangen, da nicht Schwedische Völker allhier auß- und eingezogen wären, die allerhand Lebensmittel als Getreyde, Vieh, Hüner, Gäuse, Butter hinweg nahmen. Es hießen Schwedische Völker, war aber oft unter Hunderten kaum ein Schwede, sondern waren meistentheils alles Deutsche, und muß ich allhier eines Discurs gedenken, der damals fürging. Es kam ein Schwedischer Capitain eines Tags in mein Diaconathaus, zu erfahren, was vor Landvolk bei mir sich aufhielte, was vor Vieh, Getreyde und andern Vorrath sie bei mir hätten, mit Befehl, daß sie ihm eins und das andere untereinander ausbringen und liefern sollten. Indem nun das Volk hierüber geschäftig ist und er darauf wartet, geht er da mit etlichen Reutern in die Stube und setzen sich an den Tisch. Indem nun bald Dieses bald Jenes geredet wird, spricht der Capitain zu mir: Herr Pastor, wie gefällt euch der Schwedische Krieg? Ich antwortete: Der Krieg möchte schwedisch-türkisch oder tartarisch sein, so könnte er mir nicht sonderlich gefallen, ich für meine Person betete und hätte zu beten: Gott gieb Fried in deinem Lande. Sind aber die schwedischen nicht rechte Soldaten, sagte der Capitain, treten sie den Kayser und das gantze Römische Reich nicht recht auf die Füße? Habt ihr sie nicht anjetzo im Lande? Für Leipzig liegen sie, das werden sie bald einbekommen, wer wird hernach Herr im Lande sein als die Schweden? Ich fragte hierauf den Capitain, ob er ein Schwede oder aus welchem Lande er wäre? Ich bin ein Märker, sagte der Capitain. Ich fragte den andern Reuter, der war bei Dreßden her, der dritte bei Erfurt zu Hause u. s. w., und war Keiner unter ihnen, der Schweden die Zeit seines Lebens mit einem Auge gesehen hätte. So haben die Schweden gut kriegen, sagte ich, wenn ihr Deutschen hierzu die Köpfe und die Fäuste herleiht, und lasset sie den Namen und die Herrschaft haben. Sie sahen einander an und schwiegen still."

Welchen Lohn nach dem Frieden jene übelberathenen gesinnungslosen Deutschen empfingen, hat der Verf. der „Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft" aus dem geheimen Tagebuche Fürst Christians II. von Anhalt erzählt, und Dietrich von dem Werder, in dessen Nähe am 24. Juli 1650 ein deutsch-schwedisches Regiment von den „falschen Schweden" großentheils dem Henker übergeben wurde, weil es seinen Antheil an der Entschädigungssumme gebührend haben und sich nicht für die fremde Sache der Krone über das Meer schleppen lassen wollte, in den offenen Arcaden seines Schlosses zu Reinsdorf bei Köthen durch ein Bild verewigt.

XIII. Die Nassauischen Truppen in Spanien.
1808 — 1814.

Es mag jetzt, wo hie und da Gelüste der Absonderung von dem großen Vaterlande aufgetaucht sind, nicht unzweckmäßig sein, an die unseligen Rheinbundestruppen zu erinnern. In den Truppen sowohl, welche direct 1809 gegen Oesterreich zu kämpfen gezwungen waren, als in denen, welche in Spanien und Rußland wenigstens einzelnen deutschen Heerabtheilungen entgegenstanden, erlosch nie der brennende Schmerz, daß das Interesse des einzelnen Fürsten, dem sie dienten, dem Vortheil des großen Vaterlandes entgegen gesetzt war, und vermehrte noch den Unwillen über die geringschätzige Behandlung von Seite der Franzosen, welche die deutschen Truppen überall voranstellten, am schlechtesten versorgten und ihre Thaten nicht erwähnten. Wenn dennoch die deutschen Truppen durchweg durch Muth und Ausdauer, Mannszucht und Schonung gegen die Besiegten sich auszeichneten, so gewährt dieß einen Maaßstab, was das deutsche Volk vermag, einig und für seine Sache begeistert!

Das zweite Regiment*) marschirte am 20. August 1808 in der Stärke von 1689 Mann nach Spanien ab, wurde am 30. August in Metz gemustert und bewaffnet und traf am 11. October in Bayonne, am 15. in Durango ein und wurde dort dem vierten Armeecorps unter Lefebre einverleibt. Badner und Nassauer bildeten die erste, Holländer die zweite und Hessen, Frankfurter und Pariser Garde die dritte Brigade der Division Leval. Am 31. October nahm diese Theil am Gefecht von Durango, am 8. November an dem von Balmaseda, zogen durch Asturien, dann aber mit dem zweiten Heerhaufen nach Santander und verfolgten die Schaar von la Romana. Am 27. November vereinigten sie sich wieder mit Lefebre und zogen über Valladolid nach Madrid, wo sie am 10. December von Napoleon gemustert wurden. Bis zum 13. Januar 1809 blieb die Division Leval als Besatzung in Madrid. Dann kam sie nach Naval, Moral, Arzobispo, Almaraz und nahm bis in den Februar an verschiedenen Gefechten in dieser Gegend Antheil. Damals begannen schon die meuchlerischen Ermordungen einzelner Soldaten und Abtheilungen des französischen Heeres und die furchtbaren Rachezüge dafür.

So wurde am 25. Februar auf Befehl des General Leval das Städtchen Arenas bei Segovia von Holländern, Badnern, Nassauern und französischen Dragonern geplündert und verbrannt. Zwei Mann Nassauer, drei Badener und fünf Holländer wurden vermißt, welche wahrscheinlich betrunken in den Flammen umkamen, und dieser eine Tag lockerte die Bande der Mannszucht so sehr, daß Oberst Kruse erst nach Wochen durch die strengsten Mittel die Ordnung bei den Nassauern wiederherstellen konnte.

Am 17. März erstürmte der Oberst Kruse mit nur 600 Mann die steile Felsenhöhe Mesa de Ibor, welche von 2000 Spaniern mit 6 Geschützen vertheidigt war. Im Ganzen standen in diesem Gefecht 7000 Spanier nur 4000 Mann Deutschen und Holländern unter per-

---

*) Antheil der herzogl. nassauischen Truppen am spanischen Kriege von 1808—1814 von Major F. Hergenhahn. Wiesbaden 1840.

sönlicher Führung des Marschall Victor entgegen; sie verloren 7 Geschütze, 800 Todte, 1000 Gefangene.

Höchst ausgezeichnet war das Benehmen der Nassauer in der Schlacht bei Medelin am 27. März, welche sie entschieden, indem das auf ein Bataillon von 560 Mann geschmolzene nassauische Regiment auf dem rechten Flügel aufgestellt und durch die Bewegungen der übrigen Truppen allmälig ganz vereinzelt, die wiederholten Angriffe der spanischen Reiterei, der mit Kartätschen feuernden Artillerie und des Fußvolks auf 60 Schritte Entfernung so lange aushielt, bis ein allgemeiner Angriff der französischen Linie die Schlacht beendete.

Es standen hier 14,000 Fußsoldaten, 2500 Pferde und 22 Kanonen unter Victor, 25,000 Spaniern zu Fuß, 4000 Pferden und 20 Geschützen unter dem unfähigen alten Starrkopf Cuesta, einem bigotten hochmüthigen Spanier, gegenüber. Der Verlust der Spanier betrug 10,000 Todte, Nassau hatte 129, also ein Viertel seiner Zahl, an Todten und Verwundeten. Nicht nur die öffentliche Stimme des Heeres schrieb den Nassauern den Sieg zu, sondern auch der General Descelles bezeichnete sie bei der Heerschau vor dem König Joseph am 27. Juni als „bewegliche Citadelle.“

Die Verwundeten wurden nach Truxillo gebracht, doch starben viele, da die Feldspitäler wie die ganze französische Militärverwaltung in dem elendesten Zustande und größtentheils in den Händen betrügerischer Lieferanten war. Bis zu der erwähnten Heerschau zu Almagro blieb die deutsche Division in verschiedenen Orten der Provinzen Estremadura und Toledo, theils als Besatzung, theils zu Zügen gegen die aufgestandenen Bauern verwandt.

Am 27. Juli nahm die deutsche Brigade an der Schlacht von Talavera Theil, wo sie außer den Spaniern auch Engländer und deutsche Landsleute, die „königliche Legion“ gegen sich hatte. Victor, Sebastiani, Leval, Lapisse standen gegen Cuesta, Hill, Albuquerque, Sheerbrook, Donkin.

Das zweite Regiment Nassau war Anfangs auf dem rechten Flügel in Vierecken aufgestellt und griff dann in Divisionscolonnen an, gefolgt von Baden und Holland, stand aber bald allein, da Holland

von einem Kreuzfeuer gefaßt, zurückwich und Baden, seines Führers, des Obersten Porbeck beraubt, und von zwei Seiten von englischen Reitern und Fußsoldaten angegriffen, ebenfalls zurückging. Dennoch gelang es den Nassauern, das 45. englische Regiment durch einen Bajonettangriff zu sprengen und zu zerstreuen, ihren Oberst zu tödten, 5 Officiere und 56 Mann gefangen zu nehmen und glücklich ihre frühere Stellung wieder zu erreichen. Der Ausgang der Schlacht war bekanntlich ungünstig für die Franzosen, welche hier den General Lapisse verloren. Das nassauische Regiment hatte an Todten und Verwundeten einen Verlust von 145 Mann.

Während noch bei Talavera das spanische Fußvolk im offenen Felde eine so schlechte Haltung zeigte, daß 10,000 Mann vor dem eigentlichen Angriff flohen, so daß la Cuesta nach der Schlacht diese Regimenter wollte decimiren lassen und 50 Mann wirklich erschießen ließ, schlugen sie sich weit besser in der Schlacht bei Almonacid am 11. August, wo die deutsche Division mit den Polen auf dem rechten Flügel aufgestellt anfangs zahlreiche Angriffe aller Waffengattungen von Seiten der Spanier aushielt, mehrere Höhen nahm und dann, nachdem das französische Centrum durch einen allgemeinen Angriff den Sieg entschieden hatte, den Feind verfolgte. Während dieß letztere geschah, wurden die in einer Capelle untergebrachten Verwundeten von einer Guerilla gemordet! Ein Wundarzt rettete allein sein Leben, indem er sich unter den Altar versteckte.

In der Nacht vom 21. zum 22. August wurde die nur 48 Köpfe starke, unter Hauptmann Reichardt und Lieutenant Keim in Fuente Duenja und Villa Manrique vertheilte vierte Jägercompagnie unter Beihülfe der Bewohner von 500 Fußsoldaten und bewaffneten Bauern und 200 Reitern überfallen und nach tapferm Widerstande und dem Verlust von 6 Todten zu Kriegsgefangenen gemacht. Trotz aller Versprechungen wurden sie geplündert und mißhandelt und nach der berüchtigten Felseninsel Cabrera gebracht, von der es jedoch dem Lieutenant Keim im November 1812 zu entkommen gelang.

Am 1. September marschirte die deutsche Division nach Alcola, am 14. nach Toledo, am 30. nach Yepes und Cabanjas, am 13. Oct.

nach Almagro, dann nach Toledo, wo sie bis zum 10. November blieb; endlich zog sie am 14. nach Ocanja. Alle diese Züge hatten nicht den Erfolg gehabt, den Feind zu erreichen, der bei Ocanja endlich Stand hielt. Am 19. fand hier eine entscheidende Schlacht statt, an welcher die polnische und deutsche Division auf dem rechten Flügel rühmlichen Antheil nahm. Die Franzosen verloren an Todten und Verwundeten 1200 Mann, wovon zwei Drittel auf die polnischen und deutschen Truppen, 63 auf das zweite Regiment Nassau kamen. Die deutsche Division mußte 15,000 von den 25,000 in der Schlacht gefangenen Spaniern nach Aranjuez begleiten, nach der Hauptstadt selbst litt aber die französische Eitelkeit keine andre Escorte der Gefangenen als französische Truppen. Dafür bekamen die deutschen Hülfsvölker, welche selbst in Madrid erbärmlich versorgt wurden, in drei Colonnen, Nassau am 24., Baden am 25. und Holland am 26. November, den Auftrag, die ausgeplünderten und hungernden Gefangenen nach Frankreich zu schaffen, mit dem Befehl, Zurückbleibende niederzuschießen. Dennoch entkamen nicht wenige dieser Unglücklichen, bevor der Transport am 23. October Bayonne erreichte. Am 26. December marschirten sie nach Burgos, Palencia und Segovia, wo sie am 18. Februar 1810 eintrafen, und sandten Streifschaaren gegen die aufgestandenen Bauern, gaben Bedeckungen für Eilboten ab u. s. w. Dann zog das nassauische Regiment am 16. März nach Madrid, wo am 26. die deutsche Division sich vereinigte und am 3. April nach der Mancha aufbrach. Hier hatten die Deutschen denselben schwierigen Parteigängerkrieg, wie in der Provinz Segovia zu führen, benahmen sich jedoch trotz ihrer Unbekanntschaft mit der Landesbeschaffenheit und der Ueberlegenheit der Feinde mit ebensoviel Geschick als Muth. Oberst Kruse führte bei dieser Gelegenheit eine mobile Colonne von 6—1200 Mann. In seinem Bericht über das Jahr 1810 konnte er rühmen, „daß in diesem ganzen Jahr kein Mann des Regiments mit den Waffen in der Hand gefangen worden, obgleich beinahe kein Tag verging, wo nicht ein Theil desselben Gefechte zu bestehen hatte.“ Am 30. Januar 1811 nahm er die Stadt Penjas de S. Pedro, forderte aber vergebens die unbezwingliche gleichnamige Felsenburg auf, welche ein Deutscher (?) Karl Ullmann

vertheidigte und die 1812 auch vom Marschall Soult vergebens belagert wurde. Dagegen rettete der nassauische Hauptmann Berninger die Stadt Albacete, wo bedeutende Kassen und Vorräthe aufbewahrt waren, vor dem in der Nacht vom 5. — 6. März unternommenen und durch die Nachläßigkeit des französischen Wachtkommandanten gelungenen Ueberfall. Zuerst feuerten die Schuhmacher des Regiments, welche schon frühe an der Arbeit waren, auf den bereits auf den Platz gedrungenen Feind, der dann durch herbeieilende nassauische Verstärkung vollends verjagt wurde. Die Franzosen liebten es, ihre „Bundesgenossen" durch Aufträge von fast unüberwindlicher Schwierigkeit auf die Probe zu stellen. So erhielt Kruse den Befehl, 400 Wagen und 100 Maulesel mit Getraide zu beladen, um die Magazine von Manzanares und Infantes zu füllen, obgleich er nur 360 M., 90 Pferde und 2 badische Geschütze hatte zur Deckung eines Zugs, der fast eine Stunde Wegs einnahm und in der Ebene dem Angriff einer zahlreichen Reiterei ausgesetzt war. Von dem 13. französ. Dragonerregiment, über das der Statthalter von Mancha zu verfügen hatte, erhielt er nicht einen Mann zur Verstärkung. Am 3. August ging die Expedition von Infantes ab, am 5. war das nöthige Getreide bereits zusammengebracht, am 6. Morgens wurde Kruse, 2 Stunden nach dem Abmarsch von Villa Robledo von 1400 M. Linientruppen und Guerillas, 950 M. zu Fuß und 450 Dragonern und Lanzenreitern, angegriffen und aller Vorräthe beraubt, doch gelang es der Bedeckung mit Verlust von 78 M. an Todten und Verwundeten sich durchzuschlagen. Bei dieser Gelegenheit zeichnete der Soldat Peter Müller sich aus. Er befand sich an diesem Tage krank auf einem der Wagen, womit die Fuhrleute bei dem Angriff der Spanier davonjagten. Er zwang jedoch mit den Waffen in der Hand den seinigen, zu seinen Kameraden hinzufahren. Bald wurde er von etwa 20 feindlichen Reitern umringt, die ihn gefangen nehmen wollten, er aber schoß einen vom Pferde und vertheidigte sich so lange mit dem Bajonet, bis er von 14 schweren Wunden getroffen zusammensank und von den Feinden für todt liegen gelassen wurde. Er wurde geheilt und erhielt die silberne Ehrenmünze für Tapferkeit. Schon am 24. August befahl der Statthalter der

Mancha, Gen. Freilhard, einen ähnlichen unsinnigen Zug nach Alcaraz, das schon sechsmal vergebens angegriffen worden war. Wenn gleich es dem Oberst Kruse mit 540 M. gelang, 1200 Spanier aus ihrer vortheilhaften Stellung zu vertreiben, so konnte er sie doch nicht verfolgen und der Zug blieb ohne Erfolg. Ende Oktober wurde eine Abtheilung von 28 M., welche einen Eilboten schützten, von 800 Freischälern umringt und gefangen. Nach so vielen Unfällen tröstete der Erfolg von Visia nueva de la Fuenta, wo am 2. November 800 Spanier von 380 Nassauern aus einer festen Stellung geworfen wurden, mit Verlust von 80 Todten und 230 Gefangenen, während die Nassauer keinen Todten verloren. Diese Gefangenen, welche unter der unmittelbaren Bewachung von nur 8 Mann in einem Hause von V. n. de la Fuente untergebracht waren, suchten 3—400 Spanier in der Nacht vom 19 — 20. November durch Ueberfall zu befreien, auch drangen sie um 4 Uhr Morgens in die Stadt, jene 8 Mann aber vertheidigten sich so lange, bis Hülfe kam, worauf die Spanier aus der Stadt vertrieben wurden.

Während des Januars 1812 war das Regiment in Infantes, la Solana, Manzanares, Sta. Cruz de Mudela und Almagro vertheilt. Am 2. April schlug die Besatzung von Infantes einen Angriff von 2000 Spaniern ab. Durch den langen Aufenthalt an denselben Orten hatten sich mancherlei zärtliche Verbindungen angesponnen, weßhalb am 5. Juni durch einen scharfen Befehl alle Weibspersonen vom Regiment entfernt wurden. Schon vorher war (im Mai) der Divisionschirurg und der Oberlieutenant Ostermann aus Liebe fahnenflüchtig geworden, jetzt entfernte sich auch der Cadet-Fourier Vogler u. a. Ostermann lebt noch jetzt in spanischen Diensten. Indeß nöthigten die Fortschritte der Engländer, welche Badajoz und Ciudad Rodrigo genommen und den Tajo überschritten hatten, den König Joseph, die Mancha zu räumen und sein Heer in der Provinz Cuenca zu vereinigen. 300 M. Nassauer bildeten die Besatzung des Castels von Consuerga, die übrigen lagen in Toledo, welches am 15. August auch geräumt werden mußte. Es wurden nun aus Nassau, Baden, Frankfurt, aus den Trümmern zwei französischer Fuß- und eines Dra-

gonerregiments und aus den Resten der spanischen Fußregimenter Granada und Toledo die Division d'Armagnac gebildet, welche das aus 1000 Wagen bestehende Gepäck des Heeres unter großen Entbehrungen und bei glühender Hitze zu decken hatten. Eine Erholung gewährte das Lager bei Canales, in reicher üppiger Gegend, wo die Division vom 29. August bis 28. September blieb und am 17. Sept. Heerschau vor dem Marschall Suchet hielt.

Indessen war die Besatzung von Consuerga gänzlich im Stich gelassen worden. Am 25. August wurde der Ort zuerst von 600 Spaniern angegriffen, am 1. Sept. durch einen Husarenlieutenant von der deutschen Legion im Namen Wellingtons zur Uebergabe aufgefordert, am 15. wurde die Besatzung in das baufällige Castell zurückgedrängt und endlich nach siebentägiger Beschießung und nachdem der Hauptm. Sattler schwer verwundet worden, ergaben sich 209 Mann mit 3 Kanonen den 7000 M. starken Belagerern unter Elio als Kriegsgefangene. Am 3. November zog zwar König Joseph und Soult nochmals in Madrid ein, aber den 15. März 1813 mußte der König in Folge des russischen Feldzugs seine Hauptstadt auf immer verlassen. Ueberall zeigten sich Merkmale der Auflösung. Das französische Heer, das später bei Vittoria sich so schlecht benahm, litt an Insubordination; die Offiziere des 75ten und 28ten Regiments schlugen sich in Masse 3 Tage lang, und die Nassauer hatten damals 11 Monate Sold rückständig. Nach der Schlacht bei Vittoria am 21. Juni deckten die Nassauer und Badner den Rückzug, obgleich Nassau erst am Tage vor der Schlacht über 300 Mann noch gar nicht ausgebildete Ersatzmannschaft erhalten hatte.

Das nassauische Regiment nahm noch rühmlichen Theil an dem Gefecht bei der Bidassoa am 31. August und kam am 10. Oktober bei S. Jean de Luz dem General von Alten gegenüber, unter dem der Oberst Kruse in hannöverischen Diensten gestanden hatte. Der dadurch entstandene rein persönliche freundschaftliche Verkehr erregte schon damals den Argwohn des Marschall Soult, obgleich noch gar nichts im Werke war, aber am 4. November kam der (damalige) Major v. Preen*)

*) Jetzt berbefehlshaber der nassauischen Truppen.

nach nur sechstägiger Reise von Bieberich an, mit dem herzogl. Befehl, der Oberst solle das Regiment oder auch nur einen Theil desselben bei schicklicher Gelegenheit zu den Engländern überführen, zuvor aber noch ein Signal abwarten, das man ihm durch eine gewisse Redewendung in Geschäftsbriefen geben wollte. Der letzte Zusatz erschwerte den an sich schon gefährlichen Auftrag ungemein, indem der erste Augenblick wo die von Preen überbrachte Nachricht von der Leipziger Schlacht noch nicht bekannt war, offenbar der günstigste war. Später wuchs durch den bekannt gewordenen Uebertritt der Würtemberger und Sachsen in jener Schlacht der Argwohn noch mehr, und der Herzog, welcher aus der Sicherheit seines fernen Schlosses solche beengende Bestimmungen gab, ahnte wohl nicht, in welche verzweiflungsvolle Seelenlage er die Männer setzte, welche bisher auf seinen Befehl gegen ihr größeres Vaterland und die deutschen Interessen die Waffen geführt. Ende November erhielt Kruse erst das Stichwort und nun konnte er, nach mancher versäumten günstigen Gelegenheit, frei handeln. Aber man war längst auf französischem Boden angelangt, und Soult ließ das Regiment keinen Vorpostendienst thun, sondern verwandte es ausschließlich zu Schanzarbeiten bei Bayonne. So unmöglich beim ersten Anblick das Wegkommen von hier schien, so entschloß sich der Oberst Kruse, es dennoch in einer dunkeln Nacht zu unternehmen. Er zog unter der Hand und ohne Aufsehen die Kassen und die wichtigsten Papiere an sich und verminderte das Gepäck des Regiments. Den höchsten Offizieren des badischen und frankfurtischen Contingents theilte er sein Vorhaben mit, von denen aber nur der letztere, Hauptm. Dampierre, da das Großherzogthum Frankfurt bereits aufgelöst war, zur Theilnahme sich bereit erklärte. Dann berief er einen Kriegsrath aus den nassauischen Offizieren und verlangte ihre Mitwirkung zum Unternehmen, dessen Verantwortlichkeit er allein übernahm, unter der Bedingung, daß kein einziger Franzose dabei geopfert werden dürfte. Wider Erwarten gelang es am 10. December in der Schlacht am Adour, wo die deutsche Brigade in zweiter Linie der Division Vilatte aufgestellt war, dem Oberst Kruse, während der durch Verwundung des General Vilatte entstandenen Verwirrung, in die erste Linie zu

rücken, wo er den Jägern der englisch-deutschen Legion gegenüber zu stehen kam, denen er den bevorstehenden Uebertritt drei deutscher Bataillone melden ließ. Bei einbrechender Nacht trat die ganze französische Linie den Rückzug an, und obgleich absichtlich die deutschen Bataillone durch französische Regimenter getrennt waren, so gelang es durch große Verwegenheit die drei Bataillone hinüberzuführen. Noch im letzten Augenblick hatte das 34ste französische Regiment, das mit der Bewachung von Nassau beauftragt war, dessen Bewegungen folgen wollen, was den Argwohn der Engländer erregt und das Verderben des nassauischen Regiments herbeigeführt hätte. Durch kluges Zaudern gelang es jedoch die Franzosen zu entfernen. Freilich brachte das Regiment dem Ruf seines Fürsten, der diesmal mit dem des Vaterlandes zusammenstimmte, harte Opfer; 155 Kameraden (das Depot zu Tarnos), die Kasse von 30,000 Frcs., alle Papiere und sämmtliches Gepäck blieben zurück. Das Depot wurde zu Kriegsgefangenen gemacht, und in die Citadelle von Bajonne gebracht, wohin bald auch das entwaffnete Bataillon von Baden gebracht wurde, dem sein Schwanken nichts geholfen hatte. Die Gefangenen wurden nach Mortagne und Bourges gebracht und nach der Einnahme von Paris freigelassen.

Die übergetretene Mannschaft wurde von Passages nach Plymouth übergesetzt, wo sie am 5. Jan. 1814 eintraf. Man beschloß die nassauischen Truppen in Holland zu verwenden, und schiffte sie Anfangs Februar dahin ein, aber zwei Schiffe scheiterten bei dem äußerst stürmischen Wetter in der Nacht vom 8. — 9. Februar auf der Haaksbank am Helder. Mit unverantwortlicher Sorglosigkeit und Fahrlässigkeit überließ der Kapitän dem Steuermann, dieser den Matrosen während der Nacht die Leitung des Schiffs, sobald der Sturm etwas nachgelassen. Gegen zwei Uhr Nachts weckten heftige Stöße die Mannschaft. Das Schiff saß fest und man erblickte im Mondschein das zweite, auf dem die Mannschaft unter Hauptmann Berninger war, in derselben Lage. Gegen Morgen war dieses aber bereits verschwunden und seine Trümmer bedeckten das Meer. Der nachlässige Schiffsführer hatte jetzt ganz den Kopf verloren, er ließ die Segel nicht einreffen, so daß das Schiff immer höher auf die Sandbank getrieben wurde und das

Kappen des Hintermastes, um das Schiff bei eintretender Fluth zu erleichtern, nichts mehr half. Die Wellen stürzten fortwährend über das Deck, so daß man sich nur durch festes Anklammern vor dem Ertrinken retten konnte. Der innere Schiffsraum war voll Wasser. Die Offiziere Keim, Werneck und Dümmler stiegen auf den Vordermast, wohin ihnen etwa 50 Mann folgten; Lieutenant Meder dagegen, auf keine Rettung hoffend, stieg mit den Worten: ich gehe in den ewigen Schlaf, in die bereits von Wasser überfüllte Kajüte hinunter und kam nicht wieder. Hauptmann v. Müller und Oberleutenant Groß hielten sich umschlungen an der Galerie fest. Von Nässe und Kälte erstarrt wurden sie endlich von einer mächtigen Welle herabgerissen, da sprangen der Soldat W. Schwarz und der Sergeant Dietz, der letztere von der sichern Mastleiter, ins Meer, um sie zu retten, versanken aber mit ihnen. Leut. von Krist, der weder auf dem Mast, noch auf den Leitern einen Platz fand, hielt sich lange schwebend an einem Seil, bis er, erschöpft und erstarrt, mit dem Ausruf: lebt wohl! ins Meer sich fallen ließ. Leut. Gödecke wurde vom Deck, andre der Mannschaft von der Leiter herabgespült. „Unter diesen Gräuel- und Jammerscenen, wo die Aussicht auf Rettung immer mehr schwand," erzählt einer der schiffbrüchigen Offiziere, „begann der Tag zu sinken, als wir plötzlich zu unsrer unaussprechlichen Freude ein Segelboot in gerader Richtung auf uns zusteuern sahen. Als es auf Hörweite herangekommen war, wurde in französischer Sprache gefragt, „wo wir herkämen, und was das Schiff geladen habe?" Auf unsre Antwort, daß wir aus England kämen und daß deutsche Truppen an Bord seien, wurde erwidert: „au revoir jusqu'à demain!" Unser Flehen um Rettung war umsonst, mit teuflischem Hohne verließen Franzosen ihre Bundesgenossen, die jahrelang für Frankreichs Ruhm und Nutzen geblutet, in ihrer Todesnoth! Das Boot verschwand in dem aufsteigenden Nebel gleich einem neckenden Gespenst und mit ihm die letzte Aussicht auf Rettung. Mit einbrechender Nacht rückten die noch Lebenden in dem Mastkorbe und auf den Leitern näher zusammen, um sich zu erwärmen. Außer den Klagetönen der an Kälte, Hunger und Durst Leidenden vernahm man in der unendlich langen

Nacht keinen menschlichen Laut, alle schienen in Gedanken an den nahen Tod versunken zu sein, nur manchmal stürzte mit dumpfem Fall ein Unglücksgefährte, erstarrt und ermattet, ins Meer. Mit dem Grauen des Tages waren unsre sehnsüchtigen Blicke starr nach dem Lande gerichtet, von wo wir Hülfe und Rettung erwarteten. Um den Bewohnern der vor uns liegenden Küste zu zeigen, daß sich noch Lebende am Bord befänden, befestigte ein Matrose mehrere Tücher an die höchste Spitze des Mastes, die von Zeit zu Zeit ganz abgenommen oder verändert wieder aufgesteckt wurden. Ein Theil des Morgens war inzwischen bereits verstrichen und noch immer keine Hülfe zu entdecken. Das Meer war ruhiger geworden und mit eingetretener Ebbe wurde das Verdeck nicht mehr von den Fluthen überströmt. Wir stiegen nun hinab, um mit Haken in dem mit Wasser ganz angefüllten Raum des Schiffs nach Nahrungsmitteln zu suchen. Glücklicherweise gelang es, ein Fäßchen mit Mehl und ein anderes mit Trinkwasser herauszuziehen. Das Mehl wurde theils mit Wasser angerührt, theils trocken genossen. Da immer noch keine Hülfe nahte, so beschloß man ein Floß zu erbauen und damit während der Fluth ans Land zu steuern, aber die Arbeit wurde vor der Fluth nicht fertig und der Eintritt derselben nöthigte die Mannschaft, das überschwemmte Verdeck zu verlassen und sich wieder auf den Mast zu flüchten, wo abermals eine schreckliche lange Nacht verbracht wurde. Auch der dritte Tag zeigte Anfangs keine Aussicht auf Rettung, obgleich die Küste und die an ihr liegenden Schiffe fortwährend im Gesicht waren. Die noch arbeiten konnten, setzten den Bau des Floßes fort, während die Signale immer verändert wurden. Nachmittags, gerade als ein Matrose auf der Mastspitze damit beschäftigt war, schrie dieser plötzlich mit jauchzender Stimme: ein Boot, ein Boot! Wie durch Zauber gelähmt standen plötzlich alle Hände still, alle Augen suchten die nahende Hülfe. Bald lagen zwei Boote mit Mannschaft von der Insel Texel am Vordertheil des Schiffs und nahmen die noch lebenden 40 (davon 3 Offiziere, 26 Soldaten und 11 Matrosen), welche so erstarrt waren, daß sie nur mit der größten Anstrengung ihre Stellung auf den Leitern verlassen konnten, zuerst in ihr Boot, dann in ihre Heimat, das Dorf

Horn, auf, wo die braven Holländer sie so gut pflegten, daß nur einer der Geretteten, dessen Glieder gänzlich erfroren waren, starb; die übrigen wurden im Hospital zu Alkmaar vollkommen hergestellt und trafen am 26. März 1814 in Herzogenbusch bei ihren Kameraden ein. Es ertranken auf der Haaksbank, außer dem Schiffsführer 230 Mann vom 2. Nass. Regiment, davon 12 Offiziere.

Das zweite Regiment blieb in den Niederlanden und trat auf 6 Jahre in die Dienste dieses Landes. Erst am 20. August 1820, gerade 12 Jahre, nachdem es ausgezogen, hielt es seinen Einzug in Wiesbaden.

Bei seinem Ausmarsch 1808 war es 1689 Mann stark, erhielt 1675 Mann Ergänzungstruppen, und zählte bei seiner Landung in Holland noch 652 Mann. Der Gesammtverlust der nassauischen Truppen in Spanien 1808—1814 betrug 4081 Mann.

Die herzoglich nassauische Reiterei in Spanien.

Es ist von derselben schon öfter bei der Geschichte des zweiten Fußregiments die Rede gewesen, da sie demselben meistens beigegeben war. Sie ritt am 15. Sept. 1808 248 Mann stark in zwei Schwadronen (Jäger zu Pferd) von Biebrich, erhielt während der spanischen Feldzüge 66 M. Ersatz, also zusammen 314 M. und zählte bei der Entwaffnung im December 1813 noch 217 M. Sie zeichneten sich während der gesammten Feldzüge durch ihre Dienste selbst in bergigen Gegenden und gegen überlegene Feinde aus, wurden aber, nachdem der franz. General Lamarque in Gerona früher als die reitenden Jäger von dem Uebergang des zweiten nass. Regiments in Kenntniß gesetzt worden war, am 20. Dec. von franz. Fußvolk und Geschütz umgeben und entwaffnet. Mit thränenden Augen nahmen die Jäger von ihren treuen Pferden Abschied. Unter den stärksten Verwünschungen gegen die Franzosen zerbrachen viele ihre Säbelklingen, an

einen Widerstand konnte jedoch nicht gedacht werden. Sie wurden nach Mortagne gebracht, am 1. April 1814 jedoch in Freiheit gesetzt.

Das erste Regiment.

Dies wurde im März 1809 aus zwei Bataillonen, welchen die Contingente von Hohenzollern und Isenburg einverleibt wurden, gebildet und marschirte am 8. April, 1554 Mann stark, von Wiesbaden zunächst in den österreichischen Feldzug. In Donauwörth wurde es der aus den thüringischen, anhaltischen, lippischen und waldeckischen Truppen bestehenden Division Rouyer einverleibt, kam am 26. nach Regensburg, am 4. Mai nach Passau, am 22. Juni nach Wien, wo es einen Theil der Besatzung bildete. Am 12. Oct. wurde es beim Schloß Schönbrunn vom Kaiser Napoleon gemustert, am 21. marschirte es nach Passau ab, und erhielt dort am 21. Dec. den Befehl, durch Deutschland und Frankreich nach Spanien sich zu begeben. In Perpignan trafen die Nassauer am 4. März 1810 ein, wurden dort neu bewaffnet, und rückten dann in Spanien ein, wo sie unter den Befehl des Marschalls Augereau gestellt wurden, der am 13. März sie musterte und am folgenden Tag mit ihnen nach Barcelona zog, wo sie am 16. und 17. eintrafen. Das erste nassauische Regiment wurde am 19. mit 600 Sachsen unter General Schwarz nach Manresa, dem Mittelpunkte der katalonischen Empörung, abgesandt, besetzte diese, von allen waffenfähigen Einwohnern verlassene Stadt, hielt aber dort mehrere Angriffe aus und machte Streifzüge in die Umgegend, z. B. nach dem befestigten Montserrat. Am 3. April wurde Manresa vom General Campo Verde eingeschlossen und da ein von Augereau dem General Schwarz zu Hülfe geschickter Munitionstransport bei Esparaguerra von den Spaniern weggenommen und die Bedeckung von 600 Franzosen und 300 Sachsen zersprengt wurde, so sah Schwarz, der nur noch auf 24 Stunden Schießbedarf hatte, sich genöthigt, bei Nacht Manresa in aller Stille zu verlassen. In der Dunkelheit verirrten sie sich jedoch

auf den Felsenwegen, wurden vom Feinde erreicht und angegriffen, kamen jedoch nach einem zwanzigstündigen Marsch, obgleich mit herben Verlusten, am 6. April in Barcelona an. 42 waren todt, 203 verwundet, Casse und Gepäck im Betrag von 42,500 fl. verloren. Sehr edel war das Benehmen der Klostergeistlichkeit zu Manresa, denen man beim Abzug die Verwundeten anvertraut hatte. Als die wüthenden Bauern sie ermorden wollten, wehrten die Geistlichen mit den Waffen in der Hand den Eingang und retteten sie. Ein großer Theil dieser Verwundeten gelangte wieder zum Regiment, dagegen wurden 49 nach Tarragona gebrachte in dem dortigen Krankenhaus so schlecht behandelt, daß die meisten von ihnen nothgedrungen spanische Dienste nahmen.

Am 13. Mai fiel Lerida, am 14. Hostalrich in die Hände der Franzosen und am 15. kehrte Augereau nach Frankreich zurück. An seine Stelle trat Macdonald, der die sehr verfallene Mannszucht und die schlechte Verwaltung zu verbessern sich bestrebte.

Die Division Rouyer hielt die Küstenfesten und andre kleine Plätze Cataloniens besetzt; sie war durch Krankheiten und Mangel sehr vermindert und wurde am 12. Sept. von Odonnel gleichzeitig mit überlegener Macht in ihrer Zersplitterung angegriffen, während englische Schiffe mitwirkten. La Bisbal und alle Küstenplätze wurden genommen und die Besatzungen gefangen. Das erste Regiment hatte nicht, wie das zweite, Antheil an großen entscheidenden Schlachten, sondern es wurde im kleinen Krieg gegen die tapfern Katalonier und durch Mangel in Barcelona aufgerieben. Auf diese Festung, zunächst auf die wichtige Feste Montjuich, machten im März 1811 die Spanier einen Anschlag, indem sie den Befehlshaber derselben, General Campan, zu bestechen suchten. Dieser ging scheinbar darauf ein, und lockte sie an das Ausfallsthor, wo sie plötzlich angegriffen und mit bedeutendem Verlust zurückgetrieben wurden. Desto besser glückte es am 9. April, den Spaniern mit der wichtigen Feste Figueras, deren Befehlshaber, General Guyot, die nothwendigsten Sicherheitsmaßregeln vernachlässigt hatte. Ein Kriegsgericht verurtheilte ihn zum Tode, aber Napoleon begnadigte ihn, obgleich die Wiedereroberung der Festung 15,000 Mann in Anspruch nahm und erst am 19. August 1811 nach vielem Verluste gelang.

Am 27. Juni nahm Süchet Tarragona, am 11. Juli wurde der Oberst des nass. Regiments, von Pöllnitz, bei einem Gefecht mit englischen Schiffen, tödtlich verwundet und starb am 13. in Mataro.

Ende Juli 1811 fehlten, trotz dem daß bis dahin mehr als 500 Mann Ergänzungstruppen eingetroffen waren, 190 Mann an der vollständigen Zahl des Regiments.

Der Krieg nahm jetzt einen immer grausameren Charakter an. Am 7. Sept. entfernten sich von der außerhalb des Engelsthors zu Barcellona befindlichen Abtheilung zwei Soldaten, um sich in den nahen Weingärten Trauben zu holen. Sie kamen nicht wieder und am andern Morgen fand man sie noch in ihren Uniformen an Bäumen am Wege aufgehängt. Als Vergeltung wurden einige Tage nachher drei gefangene Somatenen (aufständische Bauern) an demselben Orte aufgeknüpft und die gegenseitige Rache hätte wohl sobald noch kein Ende erreicht, wenn nicht der Regidor die Bäume hätte fällen lassen. Besonders der seit Campoverde's Abgang in Catalonien befehligende General Lascy führte den Krieg gegen die Franzosen auf eine heimtückische Weise und wurde selbst, und nicht ohne dringenden Verdacht, in öffentlichen Schriften des Versuchs der Vergiftung von Lebensmitteln für die Besatzung von Barcelona angeklagt. Er bestach auch einige in franzöf. Diensten stehende Spanier, das Pulvermagazin zu Lerida am 16. Juli 1812 in die Luft zu sprengen, aber obgleich 200 Einwohner und 150 Soldaten getödtet wurden und ein großer Theil der Festungswerke einstürzte, so konnten die Spanier doch nicht in den Platz eindringen. Vom 20. Juli bis zum 15. Sept. wurden wiederholte Versuche gemacht, den Wein in Tarragona, die Brunnen in Hostalrich, den Wein im Schloß Llinas und den Wein und Branntwein in Mataro zu vergiften. In dem letzteren Fall war Arsenik wirklich im Getränke vorgefunden, doch starb keiner der dadurch Erkrankten. Viele der Giftmischerei beschuldigten Spanier saßen zum Tode verurtheilt in Barcelona, aber am 20. Dec. wurde von dem General Manso die sorglose Besatzung von Manresa überfallen, dort 18 Franzosen und vier Nassauer, (3 Offiziere und 1 Corporal) gefangen, und gefesselt in das Hauptquartier des General Lascy gebracht, wo sie als

Geißel für 22 jener gefangenen Giftmischer erklärt wurden. Das Todesurtheil wurde ihnen vor der Fronte der Spanier unter Glockenläuten feierlich zu Cardona am 30. verkündigt. Bald wurden in ihren sehr festen Kerker noch einige gefangene Offiziere gebracht, darunter mehrere Castilier, welche dem König Joseph gedient. Auf diese Weise gelang es, mit einigen ihrer spanischen Wächter Verbindungen anzuknüpfen, auch wurden jene spanischen Offiziere genöthigt, als Gemeine in das Regiment Palma zu treten und dasselbe Schicksal hatte ein Graf Thurn.

Am 25. März 1813 kamen die früheren Offiziere im spanisch-französischen Regiment Granada, Zea und Aguilar, Graf Thurn und 12 Mann von den vertrauten Soldaten auf Wache. Um 11 Uhr Abends ließen die Offiziere mit ihren Wegweisern, zwei Cataloniern, an Stricken sich herab, doch stürzte Graf Thurn und einer der Catalonier und beschädigten sich, so daß erst um 12½ Uhr, als bereits in Cardona Lärm entstanden war, die Gefangenen den Fuß ihres Kerkers verließen. Mittlerweile hatten die an die Brücke bestellten Soldaten, als die Offiziere bis Mitternacht nicht erschienen, ihren Weg allein fortgesetzt mit Zurücklassung von 2 Mann.

Die Flüchtlinge mußten bald die Hauptstraße verlassen und in einer Felsenhöhle Schutz vor den nachforschenden Bauern und Soldaten suchen. Graf Thurn, dessen Fuß sich verschlimmert hatte, mußte hier zurückbleiben und fand in einem nahegelegenen Bauernhofe Unterkunft, die übrigen setzten um 4 Uhr Nachmittags ihren Weg fort auf einsamen, krummen Gebirgspfaden, so daß sie am Abend des 26. sich nur wenige Stunden von Cardona befanden. Jetzt mußte auch Aguilar vor Erschöpfung zurückbleiben.

Die übrigen erhielten gegen Versatz ihrer Kleidungsstücke in einem einzelnen Hause Brod und Wein. Am andern Morgen konnten sie nicht umhin, ein Dorf zu passiren, wurden dort von dem neugierigen Volk, das gerade zur Kirchenzeit auf den Straßen war, nach woher? und wohin? gefragt, halfen sich aber durch, indem sie sich für verirrte Engländer ausgaben. In dem einsamen Gebirg hatten sie einmal nichts zur Nahrung, als Pinienäpfel und Schnecken, dann aber tauschten

sie bei einsamen Häusern gegen einen Mantel noch einmal Brod und Wein ein. Endlich gelangten sie am 30. März, Morgens 7 Uhr, nach einem dreistündigen, sehr beschwerlichen Marsch in dem tiefen Flußbett des Ripolett, nach Moncada, wo Nassauer in Besatzung standen. Noch am selben Abend trafen sie in Barcelona ein, wo sie den Lieutenant Aguilar antrafen, den ein braver Geistlicher zuerst für Ferdinand VII. die Waffen zu ergreifen hatte bereden wollen, dann aber, als dies mißlang, dennoch gut verpflegt und mit Lebensmitteln versehen nach Barcelona entlassen hatte.

Der Graf Thurn war gefangen worden und Lascy ließ ihn, trotz der Drohung von Repressalien von Seiten des französischen Statthalters von Barcelona, zu Cardona erschießen.

Im Sept. mußte in Folge der Fortschritte Wellingtons Süchet sein Heer um Gerona vereinigen.

Nachdem schon Anfangs December Gerüchte von den Kriegsereignissen in Deutschland nach Barcelona sich verbreitet hatten, wurde am 22. das Regiment zur Heerschau auszurücken befehligt. Allmälig wurde es von der französischen Besatzung umgeben, entwaffnet und als Kriegsgefangene nach Frankreich geführt. Dasselbe geschah mit den bei Süchets Abtheilung befindlichen westphälischen und würzburgischen Truppen, doch sprach der bei dieser Gelegenheit erschienene Tagesbefehl sich sehr würdig und anerkennend über die deutschen Truppen aus. Die Offiziere kamen nach Mortagne, das erste Bataillon nach Guéret, das zweite nach la Châtre. Am 30. April 1814 wurden sie für frei erklärt und traten am folgenden Tage den Heim-Marsch durch Frankreich an, wo sie überall gut empfangen und verpflegt wurden. Das Regiment war beim Ausmarsch 1809: 1554 Mann stark, erhielt bis 1813 1436 Mann Ergänzungstruppen, und zählte von diesen 2990 Mann bei der Entwaffnung noch 1708.

Auf dem Transport von Barcelona aus gelang es schon vor Mataro 13 Offizieren und Soldaten zu entweichen. Sie begaben sich auf die englischen Schiffe, wo bis zum 27. Dec. die Zahl der Entflohenen auf 40 angewachsen war. Diese wurden am 3. Jan. 1814 von Tarragona nach Majorca, am 10. von da nach Sicilien überge-

schifft und landeten am 16. in Palermo, wo sie bei der deutschen Legion casernirt wurden. Nach etwa 14 Tagen trafen noch Nassauer und einige Westphalen ein, so daß im Ganzen 109 Mann versammelt waren.

Ende März wurden sie nach Livorno übergeschifft, marschirten durch Italien und Süddeutschland und trafen am 12. Mai in Usingen ein. Der nach Pöllnitz's Tode ernannte Oberst Meder ging nach der Entwaffnung in französische Dienste, blieb aber kurze Zeit nachher gegen die Spanier.

XIV. Einnahme einer dänischen Festung durch eine Schwadron hannover'scher Husaren im Jahre 1807.

Nach Beamish.

In Hinblick auf den jüngsten dänischen Krieg dürfte es Manchem interessant seyn, eine That zum lesen, welche, wie so viele Züge von Tapferkeit deutscher Truppen, in Spezialgeschichten verborgen liegen, während andre Völker nichts der Art verloren gehen lassen und wo die Wahrheit nicht ausreicht, zur Erfindung ihre Zuflucht nehmen, wie bekanntlich mit dem berühmten nie gesprochenen Spruch: La garde meurt, elle ne se rend pas, geschah. Bei der Zersplitterung des deutschen Vaterlandes ist es nur zu häufig geschehen, daß Deutsche unter fremden Fahnen für fremden Nutzen und Ruhm fochten, und solche Züge hervorzusuchen, den Deutschen den Antheil an den Siegen anderer Völker zu vindiciren, von dem die allgemeiner gehaltenen, für das große Publikum bestimmten Geschichtswerke ihrem Umfang nach nicht reden können, möchte zur Stärkung des Nationalgefühls beitragen.

Husaren, wie sie eine fantastische Uniform tragen, haben auch in der Kriegsgeschichte allerlei seltsame, an's Unglaubliche gränzende Abenteuer vollführt. Belling's preußische Husaren jagten im siebenjährigen Kriege eine schwedische Flotte in's Weite, französische nahmen 1794 das feste Rheinfels, 1806 das uneinnehmbare Küstrin und hannover'sche, wovon wir jetzt reden wollen, die dänische Festung Friedrichswerk. Aus dem braven, 1803 durch Erbärmlichkeit des damaligen hannover'schen Staatsministers von Lenthe aufgelös'ten Heere wurde die „königlich-deutsche Legion" gebildet, welche unter England's Fahnen in Spanien, Portugal, Sicilien, Holland, Dänemark, Deutschland, Frankreich und Belgien mit ausgezeichneter Hingebung focht. Besonders ihre Reiterei wurde von Wellington und Foy für ausgezeichnet und der englischen überlegen erklärt. Von der deutschen Legion nahmen 8 Linien- und 2 leichte Bataillone, 3 Husarenregimenter, 1 reitende und 3 Fußbatterien an der englischen Expedition gegen Kopenhagen i. J. 1807 Theil.

Am 17. August war der Rittmeister Krauchenberg vom 1. Husarenregiment mit dem Vortrupp einer Husarenschwadron, welche der Brigadegeneral von der Decken führte, zum Recognosciren ausgeschickt und brachte in Erfahrung, daß ein durch eine starke Bedeckung beschützter Zug von 180 Munitionswagen nach der etwa 3 Meilen entfernten Festung Friedrichswerk sich bewege. Er setzte sich sogleich mit der Schwadron in Marsch, um diese Vorräthe wegzunehmen, aber in Krigume angelangt, erfuhr er, daß der Transport bereits durchgekommen sey. Obgleich der Tag sich schon neigte und die Pferde sehr ermüdet waren, suchte und erlangte Krauchenberg doch die Erlaubniß des Generals, den Marsch fortzusetzen und sogar den Ueberfall des stark befestigten und zum Schutz der dort befindlichen Zeughäuser und Pulvermühlen gut besetzten Platzes Friedrichswerk zu versuchen. Um 1 Uhr Morgens am 18. August hatte die Schwadron bis auf eine Viertelstunde sich der Festung genähert. Hier machte der General Decken mit dem Haupttrupp Halt, während der Rittmeister Krauchenberg mit dem Leutenant Schaumann und einigen Reitern weiter vorrückte und so glücklich war, das äußerste Piket des Feindes

zu überrumpeln. Krauchenberg sandte nunmehr den Offizier des Pikets an den Befehlshaber der Festung, den Major Tscherning, mit der Ankündigung, daß der General von der Decken mit 10,000 Mann in vollem Anmarsche auf Friedrichswerk sey und ihn vorausgesendet habe, den Platz aufzufordern, welcher zuverlässig mit Sturm genommen werden würde, wenn er sich nicht augenblicklich ergäbe. Tscherning, welcher ohne Zweifel wenig Hoffnung sah, den drohenden Sturm abzuhalten, suchte nur ehrenvolle Bedingungen zu erhalten und erklärte sich bereit, sogleich wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Von der Decken zögerte nun ungefähr so lange Zeit, als die Annäherung seines angeblichen Heeres erfordert haben würde, und ließ dann seine Husaren mit möglichstem Getöse gegen den Platz ansprengen. Nach kurzer Unterredung des Generals mit Tscherning streckten acht Hundert und sechzig Mann, meist Volksbewaffnung (!), nur 32 regelmäßige Soldaten, das Gewehr und verpflichteten sich, während dieses Krieges oder bis zu ihrer Auswechselung nicht mehr gegen die Engländer die Waffen zu führen; eine Menge Kanonen, Waffen und Munition wurden den Siegern überliefert, so viel, daß von der Decken, ohne die nöthigen Transportmittel, sich begnügen mußte, 4 Kanonen und die Hälfte der Waffen der Besatzung mit fortzuführen und übrigens dem Befehlshaber und seinen Offizieren das Versprechen abzunehmen, daß sie diese Kriegsvorräthe den Dänen nicht ausliefern würden. Mittlerweile war es 5 Uhr Morgens geworden, als die Schwadron den Rückzug antrat. Aber indeß war die umliegende Gegend aufgeschreckt, vielleicht auf Veranlassung Tschernings, der bei anbrechendem Tag sich überzeugt, wie schwach seine Ueberwinder waren. Tausende von Bauern, mit Schießgewehren und Heugabeln bewaffnet, machten Miene, den Deutschen den Rückzug abzuschneiden, aber theils wurden die Haufen durch Angriffe kleiner Husarentrupps zerstreut, theils durch geschickte Bewegungen der Schwadron, welche Wälder und Dörfer vermied, umgangen, und von der Decken brachte ohne allen Verlust seine Leute und seine Beute nach Jägersborg.

XV. Die Deutschen in der Schlacht bei Patras am 24. Juli 1687.*)

Der Krieg von Morea am Ende des siebzehnten Jahrhunderts ist ein Zweig des großen Kampfes, in welchem die osmanische Macht durch die zur heiligen Liga vereinten Kräfte des Kaisers, des Königs von Polen, der Republik Venedig und des Papstes von ihrer bis dahin allgemein gefürchteten Höhe herabgestürzt ward. Deutsche Waffen haben weit vor allen andern den Erfolg herbeigeführt, unter eignem Namen in Ungarn, unter dem der Venediger in Dalmatien und Griechenland; jene in zahllosen Schriften und durch die bildenden Künste gefeiert, diese meist ungekannt und ungelohnt, obgleich mit gleichei Opfern fechtend und sterbend, haben nur den Ruhm Venedigs, als ihrer Soldherrschaft, auf kurze Zeit erhöht. Den Nachkommen bleibt es aufbehalten, für die Vorfahren die schuldigen Ehrendenkmäler zu errichten.

Venedig barg damals, nach zwölfhundertjährigem Bestehen, unter üppigem Glanze den Verfall seiner Macht und seines Gemeinwesens. Noch zwar nannte es den Seehelden Franz Morosini den Seinen, aber dem Landheer war ein Fremder vorgesetzt, Wilhelm Königsmark, aus einer deutschen, seit wenigen Geschlechtern nach Schweden verpflanzten Familie. Aus aristokratischen Besorgnissen die Streitbarkeit des Volkes fürchtend, bewaffneten sie nicht die Bewohner der Terra ferma, sondern nur die halbwilden slavischen Völker Dalmatiens, Slavoniens und Albaniens. Aber den Kern des Heeres, das zum eigentlichen regelmäßigen Kampfe bestimmt war, konnten diese der

*) Nach F. Pfister (kurh. Hauptmann der Artillerie): zwei Feldzüge aus dem Kriege von Morea am Ende des 17. Jahrhunderts. Kassel 1845.

Kriegszucht und Ausdauer unfähigen Truppen nicht bilden; diese Lücke füllte die Werbung der „Ultramontanen", hauptsächlich der Deutschen. Theils waren es die abgedankten Söldner der abgelaufenen deutschen Kriege, welche gegen des Reiches Gesetze offen geworben wurden, theils gaben deutsche Fürsten ganze Schaaren in Venedigs Sold. Die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg und Celle hatten den Anfang mit dem Verleihen einiger Regimenter oder der Werbung für Venedig gemacht, ihnen folgten (außer Brandenburg und Bayern, die ihrer Truppen selbst bedürftig) fast alle kriegerische deutsche Reichsfürsten: der Kurfürst von Sachsen, der Herzog von Würtemberg, der Landgraf von Hessen-Kassel, der Markgraf von Bayreuth, ein Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, ein Graf von Waldeck, ein Prinz von Hessen-Darmstadt u. s. w.

Die damalige Art der Kriegsführung brachte es mit sich, daß in Morea die venetianischen Galeeren, an der Küste hinfahrend, den Zug der Truppen begleiteten, um sie zu unterstützen und mit Lebensmitteln zu versehen, so daß bei Stürmen der Gang des Krieges gehemmt und das Landheer dem Mangel ausgesetzt war. Die Ebene von Leucadia war zum Sammelplatz der sämmtlichen Truppen bestimmt. Hier trafen fast alle Nationen Europa's zusammen, nur die Franzosen nicht, von denen 4000 auf Befehl des allerchristlichsten Königs unter dem türkischen Roßschweif gegen die Christen kämpften. Die italienischen Offiziere der Venediger mußte man wegen ihrer Untüchtigkeit entlassen, ihre Mannschaft unter andere Schaaren vertheilen. Die Pest hatte schon auf dem Zug nach Leucadia die Reihen gelichtet und dauerte auch in dem Lager noch fort bis zum Juni 1687. Aus 4 Schaaren (Regimenter) oder 8 Geschwadern (Bataillonen) Lüneburgern konnte man nur noch 3 Geschwader bilden, im Ganzen zählte man mit Hessen und Würtembergern 7 deutsche Geschwader, an sonstigem Fußvolk (Wallonen, Mailändern, Slavoniern und Morlacken) 13 Geschwader; an Reitern 8 Schwadronen: 2 savoyische, 5 deutsche und 1 slavonische. Es waren bei'm Aufhören der Pest, am 20. Juni, 8,200 Mann zu Fuß 1,300 Reiter, 8 Geschütze; die Flotte, welche am 8. Juli bei Korinth landete, bestand aus 6 Galeassen, 26 Galeeren, 14 Galeotten

und 87 kleinen Fahrzeugen. Die türkische Landmacht, welche bei Patras und Lepanto den Christen entgegenstand, zählte wenigstens 20,000 Mann.

Am 22. Juli landeten die Christen, ungehindert durch das Geschützfeuer der Feinde, am Ende der festen türkischen Linien von Patras, während Morosini den Durchgang durch die „kleinen Dardanellen" erzwang und mit der Flotte im Rücken der türkischen Stellung erschien, sie bedrohend und die Landung von Hülfsvölkern wehrend. Die Türken hofften von der Stirnseite angegriffen zu werden und schickten sich an, diesem Sturm zu begegnen, aber in der Nacht vom 23. zum 24. umging Königsmark, auf beschwerlichen Pfaden durch Moräste und über Berge, von Griechen geführt, ihr Lager. Durch Späher davon benachrichtigt, verließen 10,000 Türken zu Fuß und 4,000 zu Pferd ihre Stellung und erreichten den anrückenden Feind auf einer kleinen Ebene zwischen Sumpf und Gebirge, wo ein vorliegender Olivenwald das türkische Heer verbarg. Ohne den Feind so nahe zu vermuthen, ließ Königsmark hier Halt machen, um die ermüdeten Truppen sich erholen, die Nachzügler sich sammeln zu lassen und die bei Leucadia eingeübte Schlachtordnung einzunehmen. Gegen den furchtbaren Angriff der türkischen Reiter sollte das gesammte regelmäßige Fußvolk (17 Geschwader) ein einziges Viereck bilden, von „friesischen Reitern", dem bekannten Lanzenzaun, umgürtet. An den Seiten sollte die Reiterei und das leichte slavonische Fußvolk kämpfen und im Nothfalle in dem Vierecke Schutz finden. Die Geschütze standen zwischen den Seiten des Vierecks. Doch die völlige Ausführung dieser Schlachtordnung unterbrach der Feind, der etwa eine Stunde nach Königsmark's Ankunft plötzlich aus dem Walde hervorbrach. Jeder der beiden Gegner hatte gehofft, den Feind zu überraschen; die Absicht mißlang auf beiden Seiten. Die venediger Vorposten im Walde werden zurückgetrieben, tobend dringen die türkischen Massen in's Freie vor; ihr Geschütz, schwerfällig durch die langen Ketten der Büffelbespannung herbeigeschleppt, mühselig aufgepflanzt, langsam mit der Ladeschaufel bedient, kommt kaum zu wiederholter Entladung; die Reiterei aber fällt mit hallendem Geschrei und wildem Stoße auf die

schwache Linie der christlichen Reiter und der Slavonier. Beide werden zurückgeworfen und können sich erst hinter dem linken Flügel des Fußvolkes sammeln. Nun folgen rasch hinter ihrer Reiterei in großen und tiefen Massen, dem tausendjährigen unveränderten Gebrauch der Asiaten gemäß, die osmanischen Fußvölker. Aus unwirksamer Ferne geben sie das erste Feuer, dann den Säbel in der Faust, stiermäßig den Kopf geneigt, dringen sie vorwärts gegen die christliche Linie; gleichzeitig stößt der Sturmlauf der Spahis gegen den rechten Flügel und die Seite des Vierecks, wo ihnen die deutschen Schlachthaufen entschlossen entgegen sehen. Selten hat die leichte Schutzwehr jener friesischen Reiter einen gleich großen Gewinn gebracht. — Die rasche Bedienung der Falkonette mit Patronen, welche auch die Venediger von den Deutschen annahmen, empfängt die Kommenden mit einem kräftigen Kartätschenhagel, und so ordnungsmäßig, als gälte es eine bloße Uebung, gaben die Lüneburger gliederweise Lage auf Lage. Stutzig durch den fremden Anblick des Lanzenrechens wendet der Feind Anfangs um, doch anstatt das Geschütz eine Lücke in die christliche Schlachtordnung brechen zu lassen, will es seine Ungeduld mit dem Säbel in der Faust; er kehrt wieder mit erneuerter Kraft, und wird in gleicher Weise empfangen. Bis auf zehn Schritte lassen ihn die Deutschen anlaufen, bevor sie ihre Lagen geben; dennoch sucht der Feind den Einbruch, mit Säbelhieben beginnt er den Verhack zu brechen. Hunderte sterben vergebens bei dem kühnen Werk; er muß abermals fliehen; schon verlieren die schwergegliederten osmanischen Massen jede Ordnung. Gleichzeitig erhält der Seraskier die Nachricht von einer Landung der Venediger auf seiner rechten Seite, deren Wichtigkeit das Gerücht übertreibt, denn es waren nur wenige Schiffstruppen mit zwei Geschützen. Er sendet Hülfe dahin, und sucht eilig durch einen Gesammtanlauf mit seinem wankenden Heere den Sieg zu erstürmen. Feurig erneuert sich der Angriff, doch fluthet er, wie die frühern, vor der eisernen Haltung der Christen zurück, die der Zuspruch des alten Generals d'Avila auf dem linken Flügel, des Prinzen Maximilian und des hannöver'schen Feldwachtmeisters Phil. von Ohr bei den Deutschen, Königsmark, überall durch seine Ruhe verbreitet. Die Bewunderung der kaltblütigen

Ruhe der Lüneburger entriß ihm die Worte: „mit solcher Tugend an dem Orte der größten Gefahr sehe er furchtlos jedem Feinde entgegen." Der Rückzug der Türken wird durch den Fall mehrerer Führer bald zur Flucht, die gesammte christliche Reiterei, hinter ihr unter Trommelschlag das Fußvolk, rückt nach, die Türken werden bis in den Oelwald geworfen, wo Königsmark, vor Hinterhalten besorgt, die weitere Verfolgung hemmt. Mit nur 150 Todten bezahlte das christliche Heer diesen Sieg, der den Türken über 1000 Gebliebene kostete. 8 Geschütze, die Fahne des Seraskers, 3 Roßschweife und 10 andere Fahnen, und das ganze Lager waren erbeutet, und in Folge der Schlacht fiel Patras, das eine Heeresmacht von 6000 Türken ohne Schwertstreich aufgab, ergaben sich in rathlosem Schrecken die Schlösser von Morea, Rumelien und Lepanto mit zusammen 220 Geschützen, in deren Häfen 14 Galeotten genommen worden, — Morea war für die Türken verloren, Morosini und Königsmark zogen nach Korinth.

XVI. Die Anhaltiner auf der Insel Cabrera vom 14. Januar 1811 — 14. Januar 1812.

Nach L. Zeidler in Zerbst.

Für den spanischen Krieg mußten die anhaltischen Herzöge als Rheinbundsfürsten im Jahre 1809 ein Bataillon von 800 Mann zum französischen Heere in Spanien stellen. Am 9. März 1810 überschritten die Anhaltiner als Theil der Division Rouyer, welche aus den sehr

buntscheckigen *) Truppen der kleinen Rheinbundsfürsten: Nassau, Weimar, Gotha, Anhalt, Lippe, Schwarzburg, Waldeck, Reuß bestand und zum siebenten französischen Heerhaufen unter Augereau gehörte, die Grenze der spanischen Provinz Catalonien, wo sie zur Eroberung der Festung Hostalrich (bis 14. Mai 1810) und der katalonischen Küstenplätze verwandt wurden. Die Brigade Schwarz, zu der das Anhaltische Bataillon gehörte, litt stark in dem Gefecht bei Espaguerra am 3. April 1810. Nicht weniger litten sie durch Hunger in Barcellona, das von Aufständischen umschwärmt war, weßhalb Augereau mit dem größten Theil seines Corps nach Gerona zurückzog. Am 21. Mai ging der Oberbefehl des 7. Heerhaufens an Macdonald über. Die Anhaltiner wurden nach Gerona, Pontemajore und Medina vertheilt. Am 2. August 1810 besetzte die Brigade Schwarz la Bisbal bei Gerona und dort wurde die schon fast auf die Hälfte verminderte Brigade (am 2. August 1545, am 14. Sept. 923 Mann stark) am 14. Sept. von überlegenen Streitkräften der Spanier umringt, angegriffen und noch tapferer Gegenwehr zur Uebergabe genöthigt. Gleichzeitig erlitten dasselbe Schicksal die Abtheilungen der Brigade, welche die Küstenschlösser S. Feliu und Palamos besetzt hielten. Sämmtliche Kriegsgefangene wurden nach der zu den Balearen gehörenden Felseninsel Cabrera gebracht. Die Trümmer der Brigade betrugen noch 777 Mann, davon 325 Anhalter. Das in Gerona zurückgebliebene Depot des Bataillons wurde am 24. Jan. 1811, noch 112 Mann stark, in die Heimat entlassen.

Noch am Abende desselben Tages (14. Jan. 1811) — es war ein Sonnabend —, an welchem sie die Rhede von Palma verlassen hatte, langte die Mannschaft der Brigade Schwarz nach einer fünfstündigen Fahrt vor dem Hafen der Insel an, die ihr zum ferneren Aufenthaltsorte angewiesen worden war. Wie ein Teufelsfelsen thürmte

*) Reg. Nassau: hellgrün mit gelb und schwarz, gelbes Lederzeug, Helme, graue Hosen. Bat. Weimar: grün, schwarzes Lederzeug, Hüte, grüne Hosen. Bat. Gotha: blau mit roth, weißes Lederzeug, Tschakos, blaue Hosen. Bat. Anhalt: grün, schwarzes Lederzeug, Tschakos graue Hosen. Bat. Waldeck und Reuß: weiß mit blau, schwarzes Lederzeug, Tschakos, graue Hosen.

sich dieselbe vor den Blicken unserer Gefangenen auf, dessen grausiges Ansehen wo möglich noch durch das ihn umlagernde abendliche Dunkel wie durch die seinen Fuß umbrausenden Meereswogen an Furchtbarkeit gewann. Ungeachtet der späten Abendzeit, denn es war ungefähr 9 Uhr, wanden sich die Fahrzeuge, welche die Gefangenen trugen, durch die von zwei steilen Bergen gebildete Einfahrt in den Hafen und setzten bald die Mannschaft an's Land, die hierbei noch einmal von den spanischen Soldaten und Matrosen geplündert wurde. Eine lautlose Stille herrschte ringsumher auf dem Ufer, als es die Gefangenen betraten und sich lagerten, um zu ruhen und das Brod und geräucherte Rindfleisch zu verzehren, das man unter ihnen vertheilt hatte. Diese Stille fiel ihnen um so mehr auf, als sie früher doch gehört hatten, daß sie auf der Insel Tausende von gefangenen Franzosen als künftige Leidensgenossen finden würden. Bald sollten sie jedoch erfahren, daß man ihnen nur zu sehr die Wahrheit gesagt habe. Sie mochten nämlich ungefähr eine halbe Stunde der Ruhe genossen haben, als sie einen Mann mit einer Papier-Laterne sich ihnen nähern sahen, der ihnen alsobald auf Französisch zurief: „Auf, Camaraden, auf! Folgt!" Jetzt erscholl überall bei unseren Gefangenen der Ruf: „Auf, auf! Folgt, folgt;" Sie folgten und gelangten bald in eine Gegend, die, so viel sie wahrnehmen konnten, von einer schwarzen Masse von Baraken oder Hütten bedeckt war. Hatte vorher eine dumpfe Stille geherrscht, so erregte jetzt die Ankunft unserer Gefangenen eine große Bewegung unter den Bewohnern derselben. In dem freudigen Wahne, daß die Angekommenen ihre Erlöser aus langer qualvoller Gefangenschaft wären, ließen sie sofort unzählige Wachtfeuer aufflackern und drängten sich scharenweise um unsere Krieger, die ersehnte Nachricht aus ihrem Munde zu hören. Als sie nun aber statt deren vernahmen, daß sie nur neue Leidensgefährten vor sich hätten, die ihr Elend und ihre Noth mit ihnen theilen sollten: da entfuhren ihnen Worte der Verzweiflung, aber auch des Bedauerns und der herzlichen Theilnahme an dem von ihnen so gut gekannten, so tief empfundenen künftigen Schicksale derselben. Zuvorkommend boten viele Franzosen den Angekommenen ihre Baraken für die einbrechende Nacht an; doch konnten nicht

Alle von unseren Landsleuten darin aufgenommen werden und ein großer Theil von diesen mußte die Nacht unter freiem Himmel, unter Kälte und Thau lagern.

Zu den Beherbergten gehörten unter Anderen auch die Sergeanten Weißenfels und Burchardt vom Bataillon Anhalt. Sie wurden von zwei Franzosen, Eigenthümern einer Barake, die früher französischen Officieren gehört hatte und dem Hafen zunächst lag, aufgenommen. Im Gespräche mit denselben, das freilich nur eine nothdürftige Verständigung von beiden Seiten war, da die Deutschen nur wenig Französisch und die Franzosen gar kein Deutsch verstanden, hörten sie, daß ihre Wirthsleute aus Rochelle wären und zur 6. Legion gehört hätten, welche nebst vielen anderen unter General Düpont bei Baylen hätte capituliren müssen, und daß es keine anderen Menschen auf der Insel gäbe als Kriegsgefangene, die fast sämmtlich zum Düpont'schen Corps gehört hätten. Nachdem ihnen ihre Wirthe noch einen Trunk Wasser gereicht und sie sich noch von ihrem lieben Anhalt und ihren Angehörigen Etwas erzählt hatten, legten sie sich nieder und schliefen ruhig ein. Aber, welch ein Erwachen am andern Morgen! Da sahen sie Nichts als verhungerte oder halb oder ganz nackte Menschen mit ungeheueren Bärten umherschleichen. Ihre glanzlosen, erstorbenen Augen lagen tief im Kopfe; sie waren nicht mehr im Stande, die Zähne zu bedecken; die Brust- und Schulterknochen standen nebst den Rippen weit heraus; und der ganze Körper endlich war mit einer schmutzighaarigen Haut überzogen. Da sank ihnen der Muth völlig, und der Gedanke, daß es ihnen eben so gehen werde, brachte sie fast der Verzweiflung nahe, um so mehr, als ihnen fast alle Hoffnung geraubt war, jemals wieder frei zu werden. „Wären wir doch in unserm guten Zerbst," sagte Weißenfels, „oder hätten wenigstens Dienste genommen! Warum glaubte doch in Tarragona der Oberstleutenant so fest an eine vollständige Auswechselung der Brigade, daß er uns davon abrieth!" Unsere Landsleute sahen jedoch bald ein, daß Klagen zu Nichts führten und beschlossen, in ihrer Lage sich so gut als möglich einzurichten. Ihre guten Wirthe kamen ihnen hierin entgegen. „Wollet Ihr bei uns bleiben," sagten sie zu ihnen, „so wollen wir Euch gern behalten." Sie

nahmen dieses Anerbieten dankend an und verständigten sich mit ihnen dahin, daß sie ihnen jeder als Miethe für die ganze Zeit ihres Dableibens 1 Thlr. 8 Gr. gaben. Weißenfels zahlte für seinen Cameraden, da er zum Glücke noch im Besitze einer kleinen Summe Geldes war. Beide Männer waren ungefähr 8 Tage auf der Insel, als Weißenfels schwer erkrankte. „Voll Betrübniß darüber," erzählt nun Burchardt, „stand ich eines Tages vor der Thür unserer Barake, als eine vor der Insel kreuzende Brigg in den Hafen einfuhr, die Anker warf und einen Kahn aussetzte, in welchem sich mehrere Männer dem Ufer näherten. Sie kamen an's Land und schritten gerade auf unsere Wohnung zu. Als sie an mich herankamen, grüßten sie mich freundlich und Einer von ihnen fragte mich auf Deutsch: „„Wie geht's, Freund?"" Ich antwortete: „Sehr traurig!" „„So,"" erwiederte er, „„nicht wahr, viel Hunger? Warum haben Sie nicht gleich bei den Engländern Dienst genommen?"" Ich sagte Nichts, ich fühlte wohl, sie hatten Recht. Ich konnte schon in Tarragona Dienst nehmen und alle unsere Sergeanten und Soldaten hätten Desgleichen gethan, wenn uns nicht der Oberstleutenant davon abgehalten hätte. Nun ging der, welcher mit mir gesprochen hatte, mit in die Barake hinein, und ich sah dann wohl, daß ich den Doctor vor mir hatte, der von Zeit zu Zeit die Gefangenen besuchte. Nachdem er den gerade ganz still liegenden Weißenfels gesehen und untersucht hatte, sagte er: „„Der hat's Nervenfieber! Ich will nachher einen Versuch machen, ihn vom Tode zu retten."" Er ging wieder hinaus und sprach mit Einem von seiner Begleitung. Sofort begab sich dieser nach dem Schiffe zurück, kam aber bald wieder und brachte eine große Friesdecke, 2 Paar wollene Strümpfe, etwas Reis und Schiffszwieback. Nun schmierte der Doctor ein großes spanisches Fliegenpflaster und legte es Weißenfelsen auf die Brust. „„Die Decke und die Strümpfe, sagte er hierauf, sollen für den Kranken, das Uebrige ist für Sie; sollte das Pflaster nicht gezogen haben, so nehmen Sie es ab und legen frische Blätter darauf."" Und so verließ er uns und fügte, um uns zu trösten, hinzu, daß wir bald ausgelöst würden. Nachdem wir dem braven Manne gedankt hatten, gingen wir zu unserm Kranken zurück.

Der Zustand desselben war sehr bedenklich, oft mußten wir ihn alle Drei halten, so raste er. Glücklicher Weise zog das Pflaster gut und wir faßten Hoffnung, besonders da Einer unserer Wirthe ein Barbier war und seine Kunst und Pflege dem Kranken widmen konnte, daß es mit dem Patienten zur Besserung gehen würde. Diese trat auch wirklich ein, schritt aber nur langsam vor; denn erst nach 16 Wochen war mein guter Weißenfels wieder gesund. Während dieser Zeit kam der brave Doctor noch einmal und ließ für den Genesenden Fleischbrühe und Wein von der Brigg holen. Aber schon vorher hatten wir unserm Patienten stärkende Nahrungsmittel verschafft, indem wir eine Ratte kauften und Mäuse fingen, diese Thiere erst kochten, um für den Kranken Fleischbrühe zu erhalten, und sie dann in Oel brieten, um ihm einen Braten vorsetzen zu können.“ Während der Krankheit Weißenfels' hatten dessen Cameraden eingesehen, daß ihre Barake, sonst ein recht freundliches Häuschen, zu klein für sie sei, und beschlossen jetzt, nachdem derselbe wieder gesund war, selbige durch einen Anbau zu erweitern. „Zunächst,“ erzählt Herr Weißenfels, „wurden aus dem lehmigen Erdreich die lockeren Bruchsteine losgebrochen, und zwar mit den bloßen Händen, denn wir hatten kein anderes Werkzeug. Darauf verbanden wir die Steine mit dem Erdreich. In acht Tagen stand die Mauer. Nun wurde von Stangen und Reisbund ein Dach darauf gemacht, und dieses mit Lehmschlag, worunter Gras gemengt war, überdeckt. Der ganze Anbau war 3 Schritt breit und 6 Schritt lang und sollte uns nur zum Schlafen dienen, weshalb er mit der Wohnung durch eine in die Wand gebrochene Thür in Verbindung gebracht wurde. Auch das Weißen unseres Schlafgemaches, wie des Wohnzimmers, wurde nicht vergessen. Wir nahmen dazu einen am Meere sich findenden weißen Thon und überstrichen damit die Wände. Dies geschah alle 4 Wochen; ein alter Lappen mußte uns dabei als Pinsel dienen. Als die Wohnung fertig war, machten wir uns ein Bett aus Hürden, die wir aus Weidenruthen flochten und mit trockenem Grase belegten. Nachdem alles Dies geschehen war, ging unser Augenmerk auf den Garten, welchen unsere Wirthsleute schon früher angelegt hatten. Sie zogen darin Kohl, Rettige, Melonen und Gurken, wozu ihnen, wie

Anderen ihrer Cameraden, vor längerer Zeit der Capitain einer vor der Insel kreuzenden englischen Brigg die Sämereien geliefert hatte. Derselbe hatte dies aus Erkenntlichkeit gethan, indem er früher in französischer Gefangenschaft gewesen und darin gut behandelt worden war. Da sich durch uns die Gesellschaft der Esser im Hause vermehrt hatte, so mußte auch der Garten erweitert werden. Zu diesem Zwecke rajolten wir, wo das Erdreich locker war, dieses mit einer Radehacke, die wir uns für 2 Quart (4 Pfennige) gemiethet hatten. Ueberhaupt gab es auf der ganzen Insel nur 2 Radehacken. Unsere Arbeit konnten wir indeß nur des Nachts verrichten, da am Tage die Hitze zu groß war. Diese, wie die natürliche Unfruchtbarkeit des Bodens waren dem Gartenbau gar sehr hinderlich. Hatte ein auch noch so starker Nachtthau die Pflanzen erquickt, so welkten sie doch, sobald sich die Sonne erhob, unter den sengenden Strahlen derselben dahin. Nun hätten wir sie gern fleißig begossen; aber während der Sommermonate durften wir daran gar nicht denken, da es außer einigen Wasserlöchern nur eine einzige Quelle auf der Insel gab, aus welcher jeder Gefangene täglich nur Eine Ration Wasser erhielt, mit der er, wollte er nicht vor Durst verschmachten, sehr haushälterisch umgehen wußte. Dieses Wasser war übrigens hell und kühlend, während das aus den Löchern nur zum Nothbehelf diente und den Sommer über sehr spärlich vorhanden war. Daher konnten wir nur in den Wintermonaten, wo es häufig regnete, an den Gartenbau denken. Aber auch dann belohnte der Boden nur im ersten Jahre die auf ihn verwandte Arbeit, indem da seine Erzeugungskraft noch ungeschwächt war, während in der Folgezeit die Pflanzen nur noch Kraut trieben. So fanden wir sie in dem Garten unserer Wirthsleute vor. Ach, und doch wie froh waren sie und wir, daß wir noch Kraut hatten, wovon wir uns eine Suppe kochen konnten! Es war ja unsere einzige frische Pflanzenkost! Wir ließen es uns daher nicht verdrießen, wohl 10 Mal des Tages die Blätter zu messen, ob sie auch gewachsen wären und uns nicht Gefahr drohete, dieses fast unentbehrliche Nahrungsmittel zu verlieren. Als wir das erste Mal zu Mittag aßen, wurde das Kraut klein geschnitten, hierauf in eine Schüssel gelegt, kochendes Wasser darauf gegossen und etwas Salz

hineingethan: und das Essen war fertig. Jetzt holten wir unsere hölzernen Löffel hervor, um zu essen; aber unsere Cameraden maßen sie erst, ob sie auch mit den ihrigen gleich wären, und erst nachdem sie sich davon überzeugt hatten, verzehrten wir unser Essen. Von Palma erhielten wir die übrigen Lebensmittel, die in Schwarzbrod, Saubohnen und Baumöl bestanden. Alle 14 Tage kam von dort ein sogenanntes Brodschiff, das diese Nahrungsmittel brachte. Jeder Gefangene erhielt davon auf 4 Tage 6 Pfd. Brod — es waren aber nur 4. Pfd —; 2. Pfd. Bohnen, von denen aber die Hälfte aus Kieselsteinen bestand, so daß auf den Tag oft nur 30 Bohnen kamen, und 1 Löffel voll Baumöl. Im Herbste gab es ½ Pfd. Bohnen und 1 Pfd. Kürbis. Sobald wir die Lebensmittel erhalten hatten, wägten wir sie für jeden Tag, für jede Mahlzeit gewissenhaft ab und thaten hierauf den bestimmten Theil in die Krautsuppe. Die Bohnen legten wir, damit sie recht weich werden sollten, zuvor in Lauge. So lebten wir während unseres Aufenthaltes auf der verwünschten Felseninsel einen Tag wie alle Tage, im Sommer wie im Winter, nur daß wir in diesem besseres Kraut hatten und uns Wasser holen konnten, so viel wir wollten." So weit unser Sergeant. Hören wir jetzt dessen ehemaligen Cameraden, Herrn Heine, über denselben Gegenstand. „Als wir gelandet werden sollten," erzählt derselbe, „sagten die Schiffsleute: „vamos!" (d. h. Marsch!); manche sagten auch auf Spanisch: „Nun könnet ihr gehen, wohin ihr wollet!" Als wir nun aus den Schiffen getreten waren und uns den Baraken der auf der Insel befindlichen gefangenen Franzosen näherten, kamen uns die entgegen und waren so geschmeidig wie Ohrwürmchen. Einige von ihnen nöthigten mich, mit in ihre Barake zu kommen, welches ich gern annahm, da ich noch ohne Obdach war. Meine Krankheit auf der Ueberfahrt hatte Gelegenheit gegeben, meine Rationen Reis zu sammeln, und ich hatte es bis auf 8 Pfund gebracht. Diese war Einer von den Franzmännern so gütig, mir abzunehmen und mich in ihre von Erde, Reisholz und Steinen gebaute Barake zu führen, welche mit Lehmbänken ausgestattet war. Nun fragten mich diese dienstbaren Geister, die Franzosen: „Camerad, kochen?" Ich winkte, und nun ging es darüber her. Es wurde ein blechernes Geschirr mit

ungefähr 3 Maß Wasser ohne Salz und Schmalz aufgesetzt, und der Reis darin gekocht. Ich hatte mich vor Schwäche und Mattigkeit auf die Erde geworfen und war eingeschlafen. Als nun der Reis nach ihrer Art gekocht war, weckten sie mich und nöthigten mich zum Essen, wozu sie mir einen hölzernen Löffel gaben. Ich richtete mich auf, verließ mein erbärmliches Lager und stippte in den Reis; dieser aber war so hart, daß man ihn mit Löffeln herausschneiden mußte. Ich nahm ihn in den Mund, allein er war so ungenießbar, daß ich ihn nicht konnte hinunterbringen; ich legte also meinen Löffel wieder weg und suchte mein hartes Lager wieder auf. Kaum hatte ich ein Paar Minuten gelegen, so sprang mir lebendes Ungeziefer in's Gesicht, und ich war augenblicklich am ganzen Körper damit besamt. Dieses Volk kam aus dem Holze, das bei'm Kochen des Reises verbrannt worden war, und aus der Decke, wo sich namentlich ein unzählbares Heer von Wanzen aufhielt, wie ich mich später bei anderen Gelegenheiten überzeugte. Nun wurde es Zeit, diese Barake zu verlassen und meinen Wanderstab weiter fortzusetzen. Als ich aus diesem ungesunden Loche herauskam, wollte der Tag bald anbrechen. Es war kalt und duftiges Wetter, das einem das Wasser über den Kopf zusammenlief. Ich wanderte ungefähr eine Stunde in dieser Wüste umher, bis wir Deutsche uns wieder zusammenfanden. Nun fragte Einer den Andern, was zu thun sei, um ein Unterkommen zu finden. Während wir noch überlegten, näherten sich uns einige Franzosen und machten uns das Anerbieten, an ihrer Barake Theil zu nehmen. Ich ging darauf ein und bezahlte, da ich kein Geld besaß, mein Quartier mit 9 Commißbroden, welche ich mir nach und nach von meinen Rationen abbrechen und dahingeben mußte. Ich suchte so viel wie möglich meine Schuld pünktlich abzutragen, damit sie keine Gelegenheit zum Unwillen fänden. Gleichwohl suchten sie mich durch List und Ränke herauszubringen. Dieser Plan war mir nicht willkommen. Noch am Fieber leidend sollte ich ohne Obdach sein! Auch hatte ich schon im Voraus bezahlt. Hier schlug sich der Corporal Irmer in's Mittel, der es dahin brachte, daß mir der Ueberschuß herausgegeben wurde. Man denke sich, an einem solchen traurigen Orte zu leben und das Wenige, was man hat, noch zu ver=

lieren! Wir suchten uns daher nach und nach von den falschen Franzosen zu sondern."

Letzteres hatten gleich vom Anfange an Viele von unseren Anhaltinern und den übrigen deutschen Gefangenen gethan, indem sich Mehrere derselben mit einander verbanden und mit vereinter Kraft und auf eigene Hand Baraken erbauten. Die meiste Arbeit mußten sie dabei mit den bloßen Händen verrichten, da nur sehr Wenige von ihnen im Besitze etwa eines kleinen Beiles oder Nagels oder eines anderen kleinen Werkzeuges waren. Viele Wochen brachten sie bei einer solchen Arbeit zu, da ihnen bald die dazu nöthige Kraft ausging, und so häufig Erholung nöthig war. Hätten sie sich noch an die ihnen verabreichten Nahrungsmittel halten können! Aber diese waren ja, wie wir schon gehört haben, so einförmig, unverdaulich und spärlich, daß nur höchstens die Kraft zum Leben, nicht aber zum Arbeiten von ihnen kam. Viele Gefangene konnten nicht einmal weder an Erbauung von Baraken denken, da sie schon im höchsten Grade erschöpft und krank auf der Insel anlangten, noch an ein Einkaufen in solche, da ihnen das dazu nöthige Geld fehlte, und sie von den erhaltenen Lebensmitteln Nichts missen wollten oder konnten. So kam es, daß die Gefangenen-Colonie unserer Anhaltiner schon in der zweiten Woche ihres Aufenthaltes auf der Insel das Bild darbot, was uns der Sergeant Haring in einem Briefe vom 23. Jan. 1811 an den Oberstleutenant Hartmann vorführt, worin er unter andern sagt: „Es ist nur erst eine kurze Zeit, daß wir hier sind, aber unsere Leute vergehen wie der Tag. Die einerlei Speise, die wir hier bekommen und die schwer zu verdauen ist, erregt Fieberanfälle. Drei Anhaltiner sind schon gestorben. Es liegen mehr als die Hälfte krank. Sollten wir noch lange hier sein, und uns das Schicksal nicht bald erlösen, so wird schwerlich der achte Theil davon kommen. Viele der Unsrigen liegen noch unter freiem Himmel, indem sie kein Geld haben, sich in eine Hütte bei den Franzosen einzukaufen und von ihrer Ration Nichts können abgeben. Ich bitte den Herrn Oberstleutenant im Namen aller meiner Cameraden, uns doch mit dem nächsten Brodschiffe etwas Neues mitzutheilen, damit unsere Herzen ein wenig erleichtert werden."

Der Sergeant Haring übernahm die Vertheilung der Lebensmittel unter seinen Cameraden, sobald dieselben von Palma angekommen waren. Mit deren Ablieferung wie Vertheilung verhielt es sich aber folgendermaßen. Sobald nämlich das Brod-, Bohnen-, Oel- und Kürbisschiff in den Hafen eingelaufen war, übergab der Führer desselben seinen Frachtbrief der Behörde der Insel, wenn wir die beiden Personen so nennen wollen, die volle Gewalt auf ihr hatten: dem Hauptmann eines Kanonenbootes nämlich, das beständig im Hafen als Wachtschiff lag und 30 Mann Besatzung hatte, und dem Feldprediger oder, wie ihn die Soldaten gewöhnlich nannten, dem Pfarrer. Hierauf wurde die Ladung in die am Hafen liegende Cambuse (d. i. Proviantkammer), welche eine Felsenhöhle war, gebracht, wo die Cambusiers, zwei französische Gefangenen, den verschiedenen Corpschefs die Brode zuzählten, die anderen Lebensmittel aber zuwägten. Sie mußten sich bei ihrem Amte nicht schlecht stehen, so wenig wie Monsieur le Curé und die Capitäns des Kanonenbootes und des Brodschiffes; denn sie gingen, wie diese, wohlgenährt einher. Nun wäre ihnen Das an sich freilich nicht zum Vorwurfe zu machen gewesen, auch nicht, wenn sie für ihre Mühewaltung einigen Vortheil vor ihren Cameraden genossen hätten. Aber diese merkten an den ihnen verabreichten Lebensmitteln mit der Zeit, daß ihre Cambusiers, gleich dem geistlichen Herrn und den Schiffscapitains thäten, d. h. sich vor Gott und ihrem Gewissen nicht schämten, sich auf Kosten ihrer unglücklichen Mitgefangenen gütlich zu thun, — und setzten sie ab, um zwei andere Cameraden deren Stelle einnehmen zu lassen. Aber bald machten sie die bittere Erfahrung, daß diese die Briefe ihrer Vorgänger gefunden hätten, ja wo möglich noch ärger betrogen. Sobald die Corpschefs die Lebensmittel in Empfang genommen hatten, vertheilten sie diese an die Corporale ihrer Regimenter, die Corporale aber thaten dies wiederum an ihre Mannschaft. Ob auch bei ihnen es hieß: „Hier betrügt Einer so viel wie der Andere!" muß hier unentschieden gelassen werden.

Wie stark das von Haring aus den nach Cabrera gekommenen Resten des 5. und 6. Regimentes gebildete Regiment war, kann hier

nicht angegeben werden; wohl aber, und zwar mit einiger Zuverlässigkeit, die Anzahl der darunter befindlichen Anhaltiner. Es waren deren 137 aus 6 Compagnien.

Ein zweiter Punct, der eine nähere Erörterung verdient, sind die von Zeit zu Zeit durch die Spanier abgehaltenen Zählungen der Gefangenen. Anfänglich, d. h. lange vor der Ankunft unserer Brigade, wurden die französischen Gefangenen gar nicht gezählt, welchen Umstand diese mit ihren Cambüsiers und den Capitäns des Kanonen- und Brodschiffes, zu welchen sich später der Pater gesellte, um die Wette zu ihrem Vortheile auszubeuten suchten, indem sie für schon längst Gestorbene unter ihnen immer noch die Lebensmittel bezogen. Als man endlich in Palma diese Betrügereien merkte, wurden, um diesen für die Folge Einhalt zu thun, periodische Zählungen der Gefangenen veranstaltet. Zu diesem Zwecke schickte die dortige Junta einen Bevollmächtigten in Begleitung einer Abtheilung Soldaten nach der Insel, vor welchem die Gefangenen vorbeiziehen mußten, um von ihm gezählt zu werden. Es wurde dabei so streng verfahren, daß selbst die Kranken vor ihm erscheinen mußten, wollten sie nicht bei der Vertheilung übergangen werden. In der ersten Zeit der Gefangenschaft der Unsrigen wurden diese Zählungen alle 3 Monat abgehalten, später alle 4 Wochen. Dennoch wurden Junta wie Commissär betrogen, indem die Gefangenen, da es jeden Tag Todte unter ihnen gab, so Gelegenheit fanden, für diese in der Zwischenzeit die Lebensmittel in Empfang zu nehmen. Namentlich gilt dies von den Corpschefs. Die übrigen Gefangenen überlisteten mehr den Beamten, indem sie Mittel fanden, noch einmal im Zuge zu erscheinen und so für Zwei gerechnet zu werden. Die Zählungen fanden nämlich in der Nähe eines kleinen Meerbusens Statt. Wer nun von den noch einige Kraft fühlenden Gefangenen bei dem Bevollmächtigten vorüber war, verbarg schnell seine Lebensmittel und suchte eben so schnell den Meerbusen zu gewinnen, um diesen zu durchschwimmen und sich hinten an den Zug anzuschließen, der noch die Musterung passiren sollte. Wurden sie, was auch wohl geschah, bei ihrem Unternehmen ertappt, so verloren sie zur Strafe ihre Ration für dieses Mal, welche dann, wie die Ra-

tionen der Verstorbenen, dem Commissär zu Gute kamen. Man nannte aber solche Wiederkömmlinge Strohmänner (hommes de bois.)

Die Zählungen waren eben so viele Triumphe des Mordfelsens Cabrera und des satanischen Mitleids seiner Beherrscher. Gestalten, wie sie oben geschildert worden sind, schwankten, in immer kleinerer Anzahl, wenn nicht ein Zuschuß an Gefangenen von außen gekommen war, daher, die Eine in einer grauen baumwollenen Jacke und ohne Beinkleider, die Andere mit grauen baumwollenen Beinkleidern und ohne Jacke, eine Dritte in ihrer zerrissenen vergilbten Montur, eine Vierte ganz unbekleidet. Ach, wie oft riefen die Unglücklichen zu Gott, daß er sich ihrer erbarmen, daß er sie aus den Händen ihrer Quäler nehmen möge! Ein Hauptquäler war Damian Estebrich, ein unwissender und fanatischer Mensch, der zwar alle Sonntage, wenn es nicht allzu große Hitze oder Regenwetter verbot, an einem im Freien errichteten Altare, Hochamt hielt, aber sonst weiter Nichts that, die unglücklichen Gefangenen zu trösten und ihr namenloses Elend durch Rath und That zu mildern. Vermöge seiner Stellung hätte er Dies auf jegliche Weise und in reichem Maaße thun können; statt dessen aber suchte er auf Kosten derselben nur sich zu bereichern und herrlich und in Freuden zu leben. Mit dem größten Gleichmuthe theilte er sich mit seinen Consorten in die für die Gefangenen bestimmten Lebensmittel; mit dem größten Gleichmuthe legte er sich den einzigen fruchtbaren Erdstreifen der Insel zu und bauete darauf Baumwolle und einige andere Gewächse; mit dem größten Gleichmuthe endlich verzehrte er täglich die trefflichsten Pasteten und andere leckere Gerichte und trank die ausgesuchteste Weine: während die Unglücklichen, die zu Tausenden ihn umgaben, die ihnen gelassene Nahrung ängstlich in Empfang nahmen, dem harten Felsboden mit Seufzen nur einiges Kraut abzugewinnen suchten und vor Hunger langsam dahinsiechten. Ihr Nothschrei rührte ihn nicht, so wenig wie ihre Verwünschungen und Flüche. Ja noch mehr: dieser Teufel trieb selbst ein schändliches Spiel mit der Verzweiflung der Armen. So sagte er zu diesen eines Tages mit einem Tone plumper Spötterei: „Ich werde nun Flachs bauen, um euch Alle Hemden machen zu lassen.“ Ein an-

deres Mal fragte ihn einer der französischen Gefangenen: „Padre," glaubet Ihr, daß wir noch lange hier sein werden?" — „Ihr werdet von hier fortkommen," antwortete er, „wenn mein Spazierstock blüht." Nichts erbitterte aber die Gefangenen mehr gegen ihn, als folgender Vorfall. Einmal nämlich war der Pfarrer nach Palma gefahren und blieb nicht eine Woche weg, wie er schon oft gethan hatte, sondern wohl an drei Wochen. Um so gespannter waren jetzt die Gefangenen, besonders die Franzosen unter ihnen, auf seine Rückkehr, indem sie sehnlichst hofften, daß er vielleicht Nachrichten mitbringen würde, die ihre Erlösung beträfen. In schwarzen Massen belagerten sie viele Tage hindurch den einen am Eingange zum Hafen liegenden Felsberg, auf welchem ein altes maurisches Schloß lag, in dem er wohnte, um von da aus ihn ankommen zu sehen. Er kam endlich, und wie groß wurde der Jubel, als er, kaum an's Land getreten, ausrief: „Kinder, freuet euch! Heute über acht Tage seid ihr nicht mehr hier! Eine große Flotte liegt vor Palma, die will euch nach eurem Vaterlande zurückbringen!" Die Scene, welche jetzt aufgeführt wurde, läßt sich nur schwach beschreiben. Man drängte sich um den Pfarrer, bat ihn ein Mal über das andere, die freudenvolle Kunde zu wiederholen, trug ihn, so zu sagen, auf den Händen umher, umfaßte seine Kniee, und was dergleichen Ehrenbezeigungen und Ausbrüche von Freude mehr waren. In den Baraken ging es nicht weniger stürmisch her. Viele französische Gefangenen zertrümmerten ihr weniges Hausgeräth und ihr Kochgeschirr, als wenn es gleich fortgehen sollte. Je näher der Tag kam, an welchem die Befreiungsflotte erscheinen sollte, um so höher stieg die Freude oder vielmehr die Raserei. Endlich kam der ersehnte Tag. Vom frühen Morgen an waren die höchsten Felsenspitzen an der Küste mit spähenden Gefangenen bedeckt und Jeder von diesen wetteiferte, in der Entdeckung der ersten auftauchenden Wimpel der Erste zu sein. Und wer beschreibt den Jubel, wer die Entzückung: als wirklich die beflaggten Masten einer ansehnlichen Flotte erschienen, welche auf die Insel zusteuerte. Aber wer faßt auch den Schrecken und das Entsetzen, das sich auf den Gesichtern der Unglücklichen malte, als die lange ersehnte und schon heransteuernde Flotte plötzlich eine andere

Richtung nahm und zwischen Mallorca und Cabrera hindurch nach Osten zu segelte! Man rief, man schrie, man winkte den unbarmherzigen Schiffen zu: Alles vergebens. Eine allgemeine Entmuthigung und Verzweiflung trat jetzt an die Stelle der freudigen Raserei, und es dauerte lange, ehe sich die Gefangenen in ihrer bisherigen Lebensweise wieder finden konnten. Ihrer Erbitterung aber lachte der Unheilsstifter, der Priester; denn er wußte sich inmitten seiner 20 Trabanten, welche er sich schon längst aus ihrer Mitte zugelegt hatte und die er gut nährte, vor ihrer Rache sicher; und überdies hätte ihn der Hauptmann des Kanonenbootes mit seiner Mannschaft vor jeder Unbill von Seiten der Armen geschützt.

Der natürliche Erhaltungstrieb des Menschen zwang die Gefangenen, zu ihrer Sättigung sich noch andere Lebensmittel zu verschaffen, da ja die ihnen gelieferten und von ihnen in wenigen Gärtchen gezogenen so kärglich und schlecht waren. Die französischen Gefangenen hatten schon längst Allem, was es von lebendigen Geschöpfen auf der Insel gab, nachgestellt und dasselbe, mochte es noch so ekelhaft oder ungenießbar sein, verzehrt. Anfänglich konnten sie noch Krammetsvögel fangen, aber bald gab es deren nicht einen mehr; die anderen Zugvögel berührten am Ende die Insel auch nicht mehr. Eben so erging es den sich zahlreich vorfindenden wilden Kaninchen: in kurzer Zeit war auch nicht eine Spur mehr von ihnen zu entdecken. Nun kam die Reihe an die Eidechsen, Ratten und Mäuse der Insel. Als unsere Deutschen diese betraten, waren auch jene Thiere nicht mehr zahlreich und wurden, da nun auch von ihnen auf sie Jagd gemacht wurde, bald selten. Doch hatten die Unsrigen noch das Glück, Eidechsen und Mäuse zu fangen, die Ratten dagegen mußten sie schon den Franzosen abkaufen und das Stück mit 9 Pfennigen bezahlen. Aber nicht allein die lebendigen Thiere der Insel, auch todte waren eine gar willkommene Speise für den wüthenden Hunger. Besonders schauderhaft erging es bei der Anwesenheit unserer Landsleute dem Esel des Priesters. Dieses arme Thier hatte das Unglück der einzige Repräsentant nicht nur seines langöhrigen Geschlechts, sondern auch der größeren Säugethiere überhaupt auf der Insel zu

sein, und war dazu wohlbetagt. Nun hatte er das Amt, seinem Herrn unter andern aus der einzigen Quelle, die es daselbst gab, das Wasser in kleinen Fässern zuzuführen. Der Heimweg war für das alte Thier immer sehr beschwerlich, da es bergan steigen mußte. Eines Tages ereignete es sich nun, daß unser Graurock auch Wasser den Berg hinaufstrug, und als er ungefähr auf der Mitte des steilen Weges war, zusammenbrach und mit sammt seiner Wasserlast den Berg hinunterkollerte. Kaum bemerkten dies die Gefangenen, als sie wie ein Heer gieriger Raben oder heißhungeriger Wölfe über den Verendeten herfielen. In Zeit von einer halben Stunde war von dem Unglücklichen Nichts mehr übrig als die Knochen und Hufe; und auch diese wurden noch ausgekocht. Wie viele blutige Köpfe aber gab es bei dieser den Zuschauer ergreifenden Scene, und wie Viele der Gefangenen mußten überdies noch leer abziehen! Wer sich von diesen oben genannten Thieren keine verschaffen konnte oder nicht in hinreichender Zahl, der suchte mit Muscheln, Schnecken und Meerspinnen seinen Hunger zu stillen. Andere Gefangenen griffen zu Speisen, die dem Körper nichts weniger als dienlich waren. So aß der Eine in Seewasser gekochte Nesseln, der andere Klee; Mehrere kochten eine Art Seepflanzen, welche den scharfen Geschmack von Sauerampfer hatten, aber man konnte nicht einige Löffel voll davon verschlucken, ohne unmittelbar darauf im Magen die Empfindung von einem heißen Eisen zu haben; Andere endlich nährten sich von einer knolligen Wurzel, welche die größte Aehnlichkeit mit der des Erdapfels hatte und von ihnen Patate genannt wurde, aber für den Körper ein Gift war. Nachdem sie dieselbe zu einem Brei gekocht hatten, kneteten sie aus diesem einen Teig, machten daraus kleine Kuchen, in Gestalt des französischen Zwiebacks oder unserer Hauskäse, und rösteten diese dann auf einer heiß gemachten Steinplatte. Alle diese Pflanzenspeisen wurden vorzüglich dann genossen, wenn das Brodschiff nicht an dem bestimmten Tage eintraf, was auch während der Anwesenheit der Unsrigen hin und wieder geschah. Dann waren besonders diejenigen Gefangenen übel daran, die mit ihren Lebensmitteln nicht haushälterisch umgegangen waren, sondern dieselben schon den ersten oder zweiten

Tag nach deren Empfang verzehrt hatten. Diese griffen dann vorzüglich zu jenen schädlichen Nahrungsmitteln. Aber auch Diejenigen unter den Gefangenen, welche höchst gewissenhaft mit den erhaltenen Lebensmitteln gewirthschaftet hatten, berührte das Ausbleiben des Brodschiffes schmerzlich, und die Insel hallte dann wieder von Wehklagen und Jammergeschrei. Konnten doch die Unglücklichen kaum den vierten Tag erwarten, an welchem regelmäßig die ersehnte Brodbarke eintreffen sollte. Alsdann sah man vom Morgen an, oft war es noch nicht Tag, sämmtliche Gefangenen in kleinen Abtheilungen sich auf dem Wege folgen, der vom Lager nach dem Schloß und der Brodkammer führte. Einmal auf der Höhe des Gebirges konnten sie dann bei hellem Wetter die Einfahrt zu dem 12 gute Stunden entfernten Hafen von Palma erkennen. Dahin die Augen richtend und der größten Angst zur Beute, sahen sie hier die Stunden verrinnen. Der Erste, welcher ein gegen die Insel sich richtendes Segel erblickte, gab das Zeichen durch ein Freudengeschrei: „Da ist die Brodbarke! Da ist sie!" dieses Geschrei, von Abtheilung zu Abtheilung herabsteigend, gelangte nach dem Lager, welches darauf in Masse durch einen langen Ausruf antwortete. Und wenn sie endlich einlief, diese Barke, so beeilte man sich, sie zu begrüßen, man tanzte, man sprang, man sang, man überließ sich tausend Narrheiten; es war ein Wahnsinn. Zeigten nun auch diesen unsere kühleren Landsleute nicht, so eilten sie jetzt nichts desto weniger, wie die Franzosen, zur Vertheilung der Lebensmittel.

Von dem entsetzlichen Elende, wie es bisher geschildert worden ist, wurden indeß weniger hart diejenigen Gefangenen getroffen, welche noch im Besitze einer kleinen Baarschaft waren oder irgend ein Mittel ausfindig gemacht hatten, wodurch sie sich Geld oder Brod — denn dies war die gangbarste Münze auf der Insel — erwerben konnten. Was in ersterer Hinsicht namentlich die franz. Gefangenen anlangt, so war es Mehreren unter denselben bei ihrer Ausplünderung durch die Spanier geglückt, ihr Geld, meistens Goldstücke, zu verschlucken und dann auf natürlichem Wege zu erhalten. In letzterer Hinsicht bestand das Mittel, in den Besitz eines kleinen Zehrpfennigs zu gelangen, in

einer gewissen Gewerbthätigkeit. Und so sehen wir denn auch einen, obwohl nur sehr geringen, Theil der Gefangenen einige kleine Arbeiten fertigen. So machten 20 Mann aus dem auf der Insel gefundenen Holze Deckel, Löffel und Gabeln; Andere arbeiteten Handstöcke mit Löwenköpfen und anderem Zierath, ebenso Dosen mit Schnitzwerk aus; noch Andere flochten aus Weidenruthen Körbe; 10 Mann endlich fertigten Knopfformen und Knöpfe aus Menschenknochen, die sie theils so häufig genug fanden, theils dadurch erhielten, daß sie, sobald ein Verhungerter gestorben war, von dessen Leichnam das Fleisch theils abschnitten, theils in einem Kessel abkochten, der eigentlich sämmtlichen (französischen) Gefangenen zugehörte und diesen früher zur Bereitung des Seesalzes gedient hatte. Alle jene Arbeiten verkauften dann die Verfertiger an die Hauptleute des Wacht- und Brodschiffes, welche ihnen erst die Werkzeuge dazu geliefert hatten, für weniges Geld oder für Lebensmittel, und die Käufer setzten dagegen ihre Waaren in Palma mit namhaftem Gewinn ab, besonders die hölzernen Löffel und Gabeln, mit denen man allgemein in Spanien ißt. Auch die Führer der nach einander vor der Insel kreuzenden englischen Briggs kauften den Gefangenen ihre Arbeiten ab, namentlich die feinen hölzernen Löffel, welche diese außer den gewöhnlichen fertigten, und verkauften sie wieder mit Gewinn in England. Zu anderen Fabrikaten lieferten sie ihnen erst den Stoff, wie zu Haarschnüren, Haarketten u. dgl., welche diejenigen unter den Gefangenen fertigten, welche Perrückenmacher waren. Auch Schuhmacher fanden sich auf der Insel, welchen der Hauptmann des Brodschiffes schon zugeschnittenes Leder aus Palma mitbrachte, woraus sie dann Schuhe und Stiefel machten. Endlich begaben sich bei ruhigem Wetter aller 14 Tage Sechs der geschicktesten Schwimmer unter den Gefangenen nach einer eine gute halbe Stunde von Cabrera gelegenen kleinen Insel, die Kanincheninsel (franz. l'Isle-aux-Lapins, span. Isla de Conejos oder Conejera) genannt, wo sie eine große Menge Kaninchen und Meerschwalben fingen. Diese Thiere legten sie dann in drei von ihnen mitgebrachte Tonnen, die sie bei'm Nachhauseschwimmen vor sich herstießen. Hatten sie endlich ihren Fang, wozu sie viele Tage brauchten, glücklich an's Land gebracht, dann fand derselbe

gar bald schnellen Absatz bei den Führern des Wacht= und Brodschiffes. Während so eine kleine Anzahl der Gefangenen für das Ausland arbeitete und auf mittelbarem Wege zum Theil gerade von Dem, der sie in's Elend geschickt hatte, die Mittel zur Erleichterung desselben zu erlangen suchte: arbeitete ein anderer Theil derselben für seine Cameraden um Brod. Da gab es Mehrere, welche Töpfe flickten; wieder Andere, die von Zeit zu Zeit das auf der Südseite der Insel am Fuße hoher steiler Felsen liegende Seesalz, welches sich dort durch Verdunstung des Meerwassers gebildet hatte und weiß wie Alabaster war, mit Lebensgefahr die Felsen heraufholten und billig an ihre Cameraden verkauften; noch Andere endlich, die sich auf den Rattenfang verstanden und das unterirdische Wildpret mit Gewinn absetzten.

Sämmtliche Erwerbsquellen, wie sie im Vorstehenden aufgeführt worden sind, befanden sich in den Händen französischer Gefangenen und konnten von unseren Deutschen nicht ausgebeutet werden, weil diese später erst auf Cabrera ankamen und an Zahl viel geringer waren, als die Franzosen, deren es wenigstens 5000 daselbst gab. Ueberdies war ja auch die Insel zu klein, um allen Gefangenen eine gewinnbringende Beschäftigung zu bieten, indem sie nur ungefähr eine Stunde von Süden nach Westen, ebensoviel von Norden nach Osten und beinahe $^5/_4$ Stunden von Osten nach Westen hat und dazu ein nur mit fast undurchdringlichem Gestrüpp und Buschwerk, hier und da auch mit Grasstreifen bedeckter Felsen war. Ehemals sollen daselbst die Mallorcaner eine große Menge Ziegen gehalten haben, wovon die Insel Cabrera oder Caprera, d. h. Zieheninsel, genannt worden ist. Einzelne jener Thiere wollten die Franzosen noch angetroffen haben. Wir können uns nun wohl denken, in welcher beklagenswerthen Lage unsere deutschen Gefangenen waren. Nur selten waren die Glücklichen unter ihnen, die sich, gleich jenen Franzosen, noch im Besitze einer kleinen Baarschaft befanden. Diese hatten es denn allerdings golden gegen ihre Cameraden, indem sie sich hin und wieder auch auf ihrem wüsten Eilande Genüsse verschaffen konnten, die sowohl auf eine angenehme wie dem Körper höchst zuträgliche Art die einförmige und spärliche Gefangenenkost vertraten oder sie würzten und ergänzten.

Es war nämlich den Führern des Wacht- und Brodschiffes nicht entgangen, wie sich bei dem Gelde, welches der oben beschriebene Gewerbfleiß und die Kaninchenjagd der Gefangenen nach der Insel zogen, oder das von diesen mitgebracht worden war, ein für sie einträglicher Handel mit Lebensmitteln mancherlei Art treiben lasse. Sie legten daher zwei Schenken auf der Insel an und ließen darin Zwieback, Reis, Orangen, Speck und Schinken, Wein, Weinessig, Knoblauch, Pfeffer und Johannisbrod für ihre Rechnung an die Gefangenen verkaufen. Auch andere ihnen sehr nöthige Dinge, wie z. B. Töpferwaaren, konnten diese daselbst haben. Eigennutz und Gewinnsucht, die beide das Mitleid nicht kennen, waren aber die Schenkwirthe; und so können wir uns denn nicht wundern, wenn wir hören, daß die unglücklichen Käufer die Waaren zwanzigfach über den Werth bezahlen mußten (am wohlfeilsten war noch das Johannisbrod und fand daher auch den meisten Absatz) und, wenn sie nicht immer wieder dazu verdienen konnten, über kurz oder lang eben so arm wurden, wie ihre übrigen Cameraden es von Hause aus gewesen waren, ja sie ertrugen dann ihr Elend schwerer als sie, die damit schon vertraut geworden waren. Dieses Elend war so groß, daß es die Aermsten unter den Gefangenen, die schon ganz nackt gingen, auf den Gedanken brachte, ihre wohlhabenderen Cameraden zu bestehlen. Um solchem unerlaubten Gewerbe zu steuern und überhaupt in einem gewissen Rechtszustande zu leben, hatten die französischen Gefangenen schon lange vor Ankunft der Unsrigen eine Militärpolizei auf der Insel eingerichtet, die eine schnelle und strenge Justiz übte und der Leitung eines Platzcommandanten übergeben war. Die Stelle eines Solchen bekleidete während des Aufenthaltes unserer Deutschen ein gewisser Vial, ein franz. Officier, der, als seine Cameraden nach England eingeschifft wurden, allein von ihnen mit seiner Frau zurückblieb. Wurde ein Dieb auf frischer That ertappt; so führte man ihn nach dem Marktplatze — so hieß der Platz vor den Cantinen — warf ihn hier zu Boden und ertheilte ihm, während er von 4 Mann gehalten wurde, mit Ruthen eine beliebige Anzahl Hiebe; oder — und das war das Gewöhnlichere — man band ihn an einen Pfahl und ließ ihn hier 24 — 36 Stunden stehen. Hierauf wurde er aus dem Lager

gestoßen und zum Grottenleben verurtheilt, d. h. man schleppte ihn in eine zum Diebslocale bestimmte Felsengrotte, wo er, abgesondert von seinen ehrlichen Cameraden, nur in Gesellschaft von seines Gleichen sein Dasein fristen mußte.

Die vielen schon erlittenen Entbehrungen, das gegenwärtige Ungemach, die erschreckliche Hitze des Tages, die Kälte der Nächte, die drückende Einförmigkeit eines sich immer gleich bleibenden Elends, die Erinnerungen an das Vaterland und die Unbekanntschaft mit der Dauer der Gefangenschaft hatten schon lange auf die Franzosen den schädlichsten Einfluß geäußert und tausend Krankheiten unter ihnen erzeugt. Seit den ersten Monaten ihrer Ankunft hatten sich zahlreiche, durch die fast ununterbrochene Lebhaftigkeit des Sonnenlichtes verursachte Augenkrankheiten unter ihnen eingestellt. Bald gesellten sich zu diesen die rothe Ruhr, der Scorbut, die gastrischen und Nervenfieber. Viele Gefangenen verschieden daran in wenigen Stunden, ihre Cameraden beklagten sie nicht; Andere schleppten sich kraftlos fort, bis sie in völliger Erschöpfung ihrer Kräfte niederfielen und ihren Geist aufgaben. Bald hob man überall Todte auf, in den Baraken, an abgelegenen Orten, auf der Küste, auf den Bergen und selbst mitten im Lager. Dieser beklagenswerthe Zustand hatte schon eine furchtbare Höhe erreicht, als unsere Landsleute den Todesfelsen betraten. Bald sollten auch sie, wie wir oben gesehen haben, von allen jenen Schrecknissen heimgesucht werden und ihnen zahlreich zum Opfer fallen. Bei allem diesem Elende blieben jedoch die Herzen der spanischen Machthaber in Palma ungerührt. Und hören wir dennoch jetzt, daß dieselben zur Aufnahme von kranken Gefangenen sowohl auf Cabrera als auch in Palma ein Hospital hatten einrichten lassen; so dürfen wir diese Handlung nicht auf Rechnung ihres Mitleids setzen, da sie die Armen, wenn diese ja wieder genesen waren, in's Elend zurückschickten. Lesen wir jedoch die Schilderung, die uns Herr Heine von jenen Hospitälern entwirft, in welchen er längere Zeit zu verweilen genöthigt war. „Ich litt" erzählt derselbe, „in der Barake, welche ich mit mehreren Landsleuten bewohnte, noch 9 Wochen an dem kalten Fieber. Keine Hülfe

war zu erwarten, denn wir waren noch ohne Arzt. Zu dem Fieber gesellten sich Wasserblasen, die den ganzen Körper überzogen. Wie selbige vertrockneten, verlor sich das Fieber. Nun aber war ich ausgemergelt und ohne Kräfte, so daß ich fast nicht mehr ausgehen konnte; dabei litt ich an den Augen. Ein solcher Zustand nöthigte mich endlich, Besserung in dem Hospitale zu suchen, welches auf dem Schlosse eingerichtet war. Hier führte eine schmale Wendeltreppe nach dem Krankensaale, die ein starker Mann kaum passiren konnte; nur uns, die wir ausgehungert waren, wurde dies nicht schwer. Als ich in den Krankensaal trat, fand ich gleich rechts und links Leute von unserem Bataillon, die in den traurigsten Umständen sich befanden, Die Lager, welche ich hier erblickte, waren erbärmlich, und die Unreinlichkeit nicht zu beschreiben. Alles dies half Nichts; ich mußte mich bequemen, hinein zu gehen, denn meine Noth war zu groß. Als ich dort ungefähr 1 Stunde im Bette gelegen hatte, trat Jemand ein, welcher der Arzt sein sollte. Derselbe fragte mich nach meiner Krankheit, und nachdem ich treulich Bericht erstattet hatte, verordnete er mir Kamillenthee und brachte mir diesen selbst. Diesen Thee bekamen alle übrigen Kranken. Starb Jemand, so wurde er an einem Stricke hinuntergelassen und eingescharrt. Es vergingen acht Tage, als auf ein Mal mehrere Kranken ausgewählt und nach Palma in's Hospital gebracht wurden, weil das, worin ich mich bis jetzt befunden, zu überfüllt war. Unter ihnen befand auch ich mich. Wir verließen die Insel der Trübsal Alle halb nackt: keine Hemden, keine Schuhe, keine Strümpfe, kein Halstuch war mehr bei uns zu finden; wir hatten weiter Nichts mehr als ein Paar alte Hosen, die bis auf die halbe Wade gingen und oberhalb bis unter den Leib, und ein Jäckchen mit einem Knopfe. Dasselbe war zu den Hosen eine Hand breit zu kurz, und die Aermel gingen nicht weiter als eine Hand breit über den Ellbogen. Dieses Alles kam daher, daß die Kleidungsstücke gewöhnlich für kleine Leute gemacht wurden, ich aber nebst Vielen meiner Cameraden unglücklicher Weise zu den Großen gehörte. In diesem Zustande, der halb Trauerspiel und halb Lustspiel war, segelten wir eines Morgens ganz früh bei

kaltem Wetter und fürchterlichem Sturme nach Palma ab. Unterwegs schlugen die Wellen in unser Schiff und machten uns so naß, daß wir vor Frost mit den Zähnen klapperten. Bei allem Dem hatten wir günstigen Wind und kamen so noch den Vormittag desselben Tages in Palma an, wo wir sogleich ausgeschifft und nach dem Hospital gebracht wurden. Auf dem Wege dahin begegneten uns Einwohner von Palma, welche uns, wie es schien, bedauerten und uns, die sie vielleicht als Deutsche erkannten, Geld zuwarfen. Als wir im Hospitale ankamen brachten uns die Krankenwärter daselbst in einen langen Saal. Hier standen Wannen, in denen wir uns baden mußten. Alsdann wurden uns Betten angewiesen mit Matratzen von Pferdehaaren und wollenen Decken. Uebrigens herrschte große Reinlichkeit. Ich lag zwei Tage, ehe Jemand kam oder nach mir fragte. Vom Hunger gepeinigt, denn ich war jetzt vor Hunger krank, glaubte ich meinen Geist aufgeben zu müssen. Endlich am dritten Morgen kam der Arzt. Dieser war ein sehr feiner Mann und hatte noch zwei angehende junge Aerzte bei sich, die, während er untersuchte, das Nöthige aufschreiben mußten. Diesen Morgen bekam ich noch ein Brechmittel und mußte, nachdem ich dasselbe eingenommen hatte, warmes Wasser nachtrinken, das in einem Eimer neben meinem Bette stand. Ich spülte den Magen damit so lange aus, bis der Eimer leer war: das war, wie es sich Jeder leicht denken kann, für mich in meinem Zustande eine Qual. Doch wurde es nun etwas besser mit mir. Jetzt bekam ich Mittags und Abends Fleischbrühe, am andern Morgen desgl. Um 9 Uhr erschien der Arzt wieder. Er verordnete uns jetzt zum Frühstücke geröstetes Brod, Wein und Zucker. Mittags hatten wir Suppe, junges Rindfleisch, Wein und Weißbrod; Abends dasselbe. Späterhin erhielten wir Arznei, die das Blut reinigen sollte. So waren wir unser mehrere Hunderte, die auf diese Weise behandelt wurden. Während ich hier so im Hospitale zu Palma lag und ein neues Leben anfing, stellte sich ein eben so unerwarteter als willkommener Besuch bei uns Anhaltinern ein. Der Herr Oberstl. Hartmann hatte nämlich auf seinem Castell erfahren, daß Mehrere seiner Leute in's Hospital nach Palma geschafft worden seien, und schickte seinen Burschen, Siegmund Grube, der mit andern Offi-

cierburschen nach Palma kam, Lebensmittel dort einzukaufen, zu uns, um sich zu erkundigen, wie es uns gehe, und ob Jemand von uns gestorben sei. Zweimal in jeder Woche schickte der Gute so zu uns, und vergaß dann nicht, uns jedes Mal etwas Geld zukommen zu lassen, wofür wir uns Brod kaufen sollten, das uns immer fehlte. Auch der Herr Leutenant Zschutschke besuchte uns einmal in unserem Hospitale, erkundigte sich nach Allem umständlich und vertheilte unter den Soldaten Tabak. Die herzliche Theilnahme, welche diese biederen Männer, an unserem Schicksale zeigten, werde ich, so lange meine Augen aufstehen, nie vergessen. Neben mir lag ein Unterofficier, Namens Schulze, vom Bernburger Contingent, der litt gar sehr an Magenschmerzen, und keine Arznei, noch sonst stärkende Mittel wollten ihm helfen. Es wurden ihm Umschläge von geriebenem Schwarzbrod und Wein auf Kopf, Leib und Fußsohlen gelegt, auch gab man ihm feinstes Confect; aber alles dieses war umsonst. Als er nun in den letzten Zügen lag, kam ein Pfaffe zu ihm, es wurde ein Tisch vor sein Bett gerückt darauf ein Crucifix und Licht gestellt, und nun begann der Pater sein Werk. Er flüsterte dem Kranken in die Ohren, er wolle ihm die Sünden vergeben, wenn er zur katholischen Religion überginge. Das erste Mal gab ihm der Patient keine Antwort; bei'm zweiten Male antwortete er dem Pater, er habe keine Sünden und gehe auch nicht von seinem Glauben ab; zum dritten Male hieß er den Bekehrer gehen. Dieser hatte sich ungefähr seit einer Stunde entfernt, als mein Camerad starb. Dies geschah am 28. Mai 1811. Man trug den Todten mit der Matratze hinaus und warf ihn, wie ich gesehen habe, in ein Kalkloch; wo derselbe später geblieben ist, habe ich nicht erfahren. Als ich von Cabrera nach Palma kam, war ich schwarz wie ein natürlicher Mohr; bei meinem Abgange von Palma hatte sich meine Farbe verändert, ich war ausgeheilt und hatte durch gute Pflege eine weiße Farbe wieder erhalten. Nun ging es aber wieder auf die wüste Insel, die wir so oft verflucht hatten; es half kein Sperren, der Tag und die Stunde wurden bestimmt, wann wir absegeln sollten. O, wie wurde mir, als ich wieder in die alten Lumpen kriechen sollte und zum Einschiffen nach dem Hafen geführt wurde! Still und ruhig stiegen wir in unser Schiff. Bei'm

Absegeln wünschte ich Mallorca ein Lebewohl und gedachte der daselbst verlebten gewünschten Zeit. Gott überließen wir unser Schicksal und kamen bei gutem Winde gegen Abend wieder auf Cabrera an, wo wir bald ausgeschifft wurden."

Acht Monate hindurch hatten bereits unsere armen Gefangenen auf Cabrera geschmachtet, und ihre Leiden waren zu einer so furchtbaren Höhe gestiegen, daß selbst die Beherztesten unter ihnen trost- und hoffnungslos wurden, als sich auch bei ihnen bewährte, was das Sprüchwort sagt: „Wenn die Noth am größten ist, ist die Hülfe am nächsten." Es war nämlich am 11. Sept. desselben Jahres, als ein spanischer Rittmeister mit Gefolge auf der Insel erschien, in der Absicht, die deutschen Gefangenen auf derselben für spanische Dienste anzuwerben. Er sprach gut Deutsch, war auch, wie die Unsrigen nachher erfuhren, ein Deutscher, und hieß von Alberti. Früher in österreichischen Diensten stehend, verließ er mit mehreren anderen Officieren diese, als Kaiser Franz seine Tochter Napoleon verheirathete, und trat in spanische Dienste. Heiße Liebe zum Vaterlande und glühender Haß gegen die Franzosenherrschaft hatten ihn zu diesem Schritte vermocht, durch den er seinem Volke am besten zu nützen hoffte. Ein gütiges Geschick wollte es nun, daß dieser Mann gerade damals, wo Viele seiner Landsleute auf Cabrera seufzten, nach Palma kam. Hier wurden 6 neue Regimenter Soldaten errichtet, die unter dem Oberbefehle des Divisionsgenerals Wittingham, eines Engländers, nach dem spanischen Festlande abgehen sollten. Bei einem dieser neu zu errichtenden Regimenter, dem Dragoner Regimente Almança, bekleidete nun Herr v. Alberti die Stelle eines Rittmeisters. Da der Spanier für die neue Division nicht genug waren, so wurden auch Leute von anderen Nationen dazu angeworben, und bei dieser Gelegenheit mochte v. Alberti die Aufmerksamkeit des Generals Wittingham, dessen Adjutant er zugleich war, auf seine armen Landsleute auf Cabrera gelenkt haben. Kurz, er bekam von diesem den oben angeführten Auftrag und säumte nicht, ihn den Gefangenen bekannt zu machen, mit der Bedingung, daß die Unterofficiere derselben, wenn sie angeworben werden wollten, auch nur als Gemeine einträten. Diese Bedingung vereitelte zum

größern Theile den Erfolg seiner Sendung. Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil von ihnen, bei denen der Trieb der Selbsterhaltung über alle anderen Rücksichten siegte, machte Gebrauch von dem Anerbieten des Barons v. Alberti und ließ sich anwerben. Unter den Gefangenen, die Solches thaten, befanden sich auch 20—30 Anhaltiner, unter ihnen auch der Sergeant Haring, die Füsiliere Otto, Henneberg und Krauskopf von der ehemaligen Compagnie Hartmann. Letztgenannter erzählt von seiner Anwerbung Folgendes:

„Mein Schwager Otto hatte die Gewohnheit, jeden Morgen, so oft das Brodschiff kam, hinter unsere Barake zu gehen, um zu sehen, ob dasselbe angekommen sei. Ich lag auf einer von Zweigen geflochtenen Pritsche. Schon lange hatte ich sie nicht mehr verlassen. Nackt lag ich auf meinem Dornenlager, nur den Leib mit einem Stückchen Sackleinwand bedeckend, welches mir einer meiner Cameraden, Namens Heinrich Weber, gegeben hatte, obwohl er dessen selbst bedurfte. Mein Schwager war eines Morgens auch hinausgegangen, um zu sehen, ob die Brodbarke da sei, als er bald darauf wieder eintrat mit der Meldung, daß 2 Schiffe angekommen seien. Es währte nicht lange, so kam ein gewisser Fischer vom 16. französischen Linienregimente zu uns und rief: „Brüder, es sind Werber hier! Ich nehme Dienst! Ich komme nur, um meinen Cameraden abzuholen.“ Es waren zwei Brabanter. Im Augenblick war die Barake leer, und ich meinem traurigen Geschick überlassen. Aber dies kümmerte mich nicht mehr, ich war dem Tode verfallen und wünschte ihn sehnlichst herbei. Nach einiger Zeit kam mein Camerad Henneberg zurück und erzählte mir, daß die Meisten aus unserer Barake schon Dienst bei den Spaniern genommen hätten. „Und warum nimmst du keinen?“ entgegnete ich. „Ich habe dir gelobt,“ antwortete er, „dich nicht zu verlassen, ich werde treulich dein Loos theilen!„ „Und mit mir sterben!“ setzte ich hinzu. „Siehe,“ fuhr ich dann fort, „meine Stunden sind gezählt, und der Tod ist mir ein willkommener Gast. Sterben muß ich, dies sagt mir die eisige Kälte, welche ich schon seit zwei Tagen fühle. Du kannst mir nicht helfen, aber dich selbst verderben! Tritt vor die Barake und der Tod grinset dir aus jedem Gesichte entgegen, das an dir vor-

übergeht! Du hast Pflichten gegen dein Weib und Kind! Gehe, erfülle meine letzte Bitte und nimm Dienst!" Er sann eine Weile nach und ging, mich meinem Schicksale überlassend. Ich vergoß Thränen: ach, es waren die herbsten meines Lebens! Doch nach einer Weile kam mein Camerad zurück. „Mein einziger Trost ist" rief er, „daß Müller auch keinen Dienst nimmt! Du solltest die schönen Husaren und Chasseurs sehen, Jäger zu Fuß, reitende Artillerie! Schöneres sah ich nie!" „Geh', nimm Dienst, Henneberg!" sagte ich darauf. Da stellte er sich vor mich hin, schlug sich vor die Brust und sagte: „So wahr der Ewige über mir lebt, ich gehe nicht ohne dich!„ „Nun," rief ich, „so fluche mir nicht im Tode! Glaube nicht, daß es Laune von mir ist; aber soll ich mich auf's Schiff schleppen lassen und nicht einmal ruhig sterben können!?" Er setzte sich still, mit dem Rücken gegen mich gewandt, an's Feuer, brachte es zum Brennen und fing an zu weinen. „Geh'," sagte ich nach einer Weile, „hole noch Jemanden, ich will Dienst nehmen!" Ich konnte es nicht über's Herz bringen, diesen Edlen an mein Schicksal zu fesseln. Er ging. Nach kurzer Zeit kam er wieder zurück. Wen er mitbrachte, weiß ich nicht mehr. Ich war so steif, daß ich mich nicht aufrichten konnte. Ich schlug meine dürren Arme um ihren Nacken, sie faßten mich bei der Hand und schleiften mich zum Werbeplatze. Als ich hier angekommen war, fragte mich der Vornehmste unter den Werbern, ein Rittmeister: „Seid ihr ein Deutscher?" „Ja!" erwiederte ich. „Euer Vaterland?" fragte er hierauf. „Anhalt!" antwortete ich. „Auch aus dem schönen Anhalt!" sprach er. „Bringt ihn gleich zu Schiffe!" befahl er sodann Einigen seiner Leute, und ich wurde hingeschleppt in den Schiffsraum. Hier angekommen wurde ich ohnmächtig! Man schleppte mich nun auf's Verdeck an den hintersten Mast und legte mich mit dem Kopfe auf die Theerleinwand, womit der Mast umwunden war. Da lag ich Aermster nun, nackt und der kalten Seeluft ausgesetzt. Als ich wieder zu mir kam, war es Nacht. Die Kajüte war hell erleuchtet. Ein Deutscher trat jetzt zu mir, es war der Assistent des Rittmeisters, und fragte mich: „Cam'rad, lebst noch?" „Ja!" war meine Antwort. „Willst ein Bißle warme Wein trinke?" „Ja!" erwiderte ich. Er brachte mir hierauf eine Schale Wein, welchen er mir liegend

einflößte und den ich begierig einschlürfte. „Willst noch mehr habe?“ fragte er. Ich entgegnete mit einem „Ja!“ und er brachte mir noch eine Schale. „Du arme Teufel!“ sagte er hierauf, „Hast denn gar Nix zum Decken?“ „Nein!“ versetzte ich. „Wart,“ fuhr er fort, „ich will dir mein Kappen bringe!“ Er meinte seinen Reitermantel. Dies sind so große und weite Mäntel, daß sie Mann und Pferd bedecken. Er brachte sein Kappen. „Hast doch kein' Läus'?“ fragte er. „Die sind hier,“ antwortete ich, „nicht zu Hause. Was sollten die an uns abgezehrten Menschen suchen!“ So wurde ich durch diesen Fremdling, den mir ein guter Gott zuschickte, wieder in's Leben gerufen; denn der warme Wein erquickte meinen Körper mit einer wohlthuenden Wärme, und der schützende Mantel gab mir ein Wohlbehagen, das sich nur der denken kann, der in ähnlicher schrecklicher Lage gewesen ist. Gott möge es dem edlen Manne wohlgehen lassen, wenn er noch lebt. Bald schlief ich ein und schlief bis zum Morgen, wo mich das Schwanken des Schiffes, das schon in See gestochen, aufweckte. Ich wollte mich aufrichten, konnte aber nicht, denn meine Haare waren an der Theerleinwand festgewachsen und mußten erst mit einem Messer, das die Stelle einer Schere vertrat, abgeschnitten werden. Da der Wind günstig war, so landeten wir bald am Hafendamme von Palma. Die Werber traten an's Land, und der Rittmeister verfügte sich in die Stadt. Nach ungefähr einer Stunde kam er mit einem Manne in Generals-Uniform zurück. Wir Angeworbenen mußten über Bohlen, die von den Schiffen zum Hafendamme gelegt waren, an's Land treten und uns in zwei Gliedern aufstellen. „Die Leute müssen doch erst nothdürftig equipirt werden!“ sagte der Rittmeister zum General, „Sie sind fast alle nackt!“ „Nein!“ erwiderte der General, „So sollen sie zur Stadt geführt werden, damit die Nation sieht, wie schrecklich sie sich an der Menschheit versündigt hat!“ Wir wurden zur Stadt geführt. Eine Menge neugieriger Menschen versammelte sich hier um uns; aber da sie unser schreckliches Elend sahen, wurden sie von Mitleid hingerissen, die Weiber weinten laut, man warf Geld unter uns! Endlich kamen wir vor der Cavallerie-Caserne an, welche nahe am Thore lag. Hier wurden wir

wieder in zwei Gliedern aufgestellt und darauf wieder in die Regimenter vertheilt.

Es waren kaum 4 Monate vergangen, als Baron v. Alberti den 11. Januar 1812 wieder auf der Insel erschien, um von Neuem für spanische Dienste anzuwerben. Zur Empfehlung derselben brachte er Viele von den das erste Mal angeworbenen Gefangenen mit, unter diesen auch die Anhaltiner Haring und Krauskopf. Alle gingen prächtig gekleidet, und Mehrere von ihnen waren in der kurzen Zeit schon vorgerückt, wie z. B. Haring, der bereits wieder Sergeant in dem Regimente der „Jäger von Mallorca“ geworden war. Alles Dies, wie auch die schönen Schilderungen von dem Leben in spanischen Diensten, verfehlte bei den Gefangenen seinen Zweck nicht. Die Meisten von den Gemeinen unter denselben ließen sich jetzt anwerben; nur die Unterofficiere, wenigstens der größere Theil derselben, trugen noch immer Bedenken, unter andern die Sergeanten Weißenfels und Burchardt. Doch traten endlich beide Männer wegen der Beibehaltung ihres Grades in Unterhandlungen mit dem Baron. Diese wollten erst lange nicht zu etwas Erklecklichem führen, da Herr v. Alberti auf der oben angeführten Bedingung bestand. „Meine Herren,“ sagte derselbe bei dieser Gelegenheit zu ihnen, „ich bin ein Mann von Wort! Was soll ich Ihnen Versprechungen machen, deren gewisse Erfüllung nicht in meiner Macht steht? Uebrigens zweifle ich gar nicht, daß Sie eben so bald avanciren werden, wie Ihr Landsmann Haring hier. Von meiner Seite wenigstens werde ich Alles dazu beitragen.“ Aber noch immer konnten sie sich nicht entschließen und begaben sich nach vielem Hin- und Wiederreden nach ihrer Barake zurück. Da bewirkte ein kleiner Unfall, der sich unterdessen dort ereignet hatte, was lange Unterhandlungen nicht vermocht hatten. Ehe sich nämlich unsere Sergeanten zum Baron begaben, hatten sie sich ein Mittagsbrod aus Bohnen, klein geschnittenem Rettig und allerhand Kraut zubereitet, dies Gemenge in ihren Kochtopf gethan, Wasser darauf gegossen und den Topf auf's Feuer gestellt. Während ihrer Abwesenheit sollten die Franzosen, mit welchen sie die Hütte bewohnten, nach dem Essen sehen. Der Kochtopf, der

von ziemlicher Größe war und ihnen 8 Groschen gekostet hatte, war aber durch die Länge der Zeit so schadhaft geworden, daß er schon 77mal hatte geflickt werden müssen. Nun wollte es das Unglück, daß, während sie mit dem Werber unterhandelten, die Bohnen im Topfe aufzuquellen begannen, und die französischen Köche vergaßen, Wasser zuzugießen und den schweren Deckel, der ein Bruchstein war, abzunehmen. Die quellende Bohnen- und Rettigmasse erhob sich unterdessen immer höher, und da der darauf liegende Deckel nicht nachgab, so ging's über den nur noch mühsam zusammengehaltenen Kochtopf her, und in einem Augenblicke wurde derselbe, zum Entsetzen der wachthabenden Franzosen, auseinander gesprengt, und Scherben und Brei lagen in wilder Verwirrung im Feuer umher. Bald nach dieser Topf-Explosion kamen unsere Sergeanten nach Hause und sahen das trostlose Schauspiel am Boden. Das Geld war ausgegangen, der Kochtopf und das warme Essen für immer dahin —: „Was," sprachen sie in ihrer Verstimmung, „kann uns noch an diesen unseligen Ort fesseln!?" Und Abschied nehmend von ihren wehklagenden Köchen, die sie übrigens mit allem für sie jetzt Entbehrlichen beschenkten, gingen sie zum Baron zurück und traten, nachdem ihnen dieser endlich den Grad eines Caporals 1. Classe zugesichert hatte, in spanische Dienste. Was noch von Anhaltinern bis dahin sich hierzu nicht hatte entschließen können, folgte jetzt ihrem Beispiele, so daß bald ihrer gegen 80 den Herrn Rittmeister umgaben. Nur 6 derselben blieben zurück, nämlich: der Bataillons-Tambour Woehrmann, die Corporale Ohloff, Müller, Irmer und Gartmann und der Wagenmeister Fritze. Von diesen starben die ersten drei auf Cabrera, Irmer, Gartmann und Fritze aber traten später in spanische Dienste. — Bald hatten unsere neuangeworbenen Anhaltiner den Ort ihrer Trübsal hinter sich und schwammen dem Hafen von Palma zu. Als sie hier eingelaufen waren, und Herr v. Alberti eben im Begriffe war, sich an's Land setzen zu lassen, sagte er auf einmal zu Einem seiner Begleiter: „Hm, hab' ich's doch schändlich vergessen, einen Tambour-Major für den Obersten anzuwerben! Dieser hätte sich Nichts daraus gemacht, wenn's auch ein National-Franzose gewesen wäre." Kaum hörte dies der Sergeant Weißenfels

und vernahm von seinen Camaraden in spanischen Diensten, daß hier ein Tambour-Major Unter-Leutenants-Stelle und Gage habe, als er auf den Baron zutrat und sich ihm als einen zu solcher Stelle Geeigneten vorstellte, indem er ihm auf sein Befragen, ob er auch trommeln könne, antwortete, daß er früher 5 Jahre lang Tambour gewesen sei, wie dies seine Cameraden bezeugen könnten. „Nun," rief darauf der Rittmeister aus, „wenn dem so ist, so freuen Sie sich, so sollen Sie Tambour-Major werden! Ich werde dafür sorgen und Ihnen morgen Antwort sagen." Mit diesen Worten ließ er sich an's Land setzen, während die Angeworbenen die Nacht über noch auf dem Schiffe bleiben mußten. Der Baron ließ am andern Tage nicht lange auf sich warten. Voll Freude, seinen deutschen Brüdern ein angenehmeres Loos verschafft zu haben, sprengte er, von einigen Husaren begleitet, daher auf den Hafendamm und hierauf an das Fahrzeug, worauf unsere Anhaltiner waren, heranfahrend, bot er den Sergeanten Weißenfels und Burchardt die Hand und sagte zu ihnen mit freudestrahlendem Gesichte: „Freuen Sie, sich, meine Herren, Sie (indem er sich zu Weißenfelsen wandte) sind Tambour-Major und Sie (indem er sich an dessen Cameraden wandte) Sergeant im Regimente der „Jäger von Mallorca." Folgen Sie mir nun, ich werde Sie jetzt dem commandirenden General (Wittingham) und dem Obersten (Kampbell) des Regiments vorstellen!" Eine große Last fiel bei diesen Worten vom Herzen der beiden Männer. Sie folgten ihrem edlen Gönner und wurden von ihm den betreffenden Oberen vorgestellt, denen sie sehr genehm waren. Nach einigen Wochen traten sie ihren Dienst an; eben so ihre übrigen Cameraden, von welchen der größte Theil ihrem Regimente einverleibt worden war.

XVII. Galerie deutscher Männer,

welche in irgend einer Weise für fremde Länder wichtig geworden sind.

10. Ludwig Leichardt.

Ludwig Leichardt wurde am 21. Oktober 1813 zu Trebatsch bei Beeskow in der Mark geboren, wo sein Vater das Amt eines Torfinspectors bekleidete, und besuchte die Hochschulen Berlin und Göttingen. Auf letzterer lernte er den Engländer Joh. Nicholson kennen, den er auf einer Reise durch England, Frankreich und Italien begleitete. Im Oktober 1841 schiffte er sich nach Sydney in Neuholland ein und von da beginnt die schwierige und ruhmvolle Laufbahn des deutschen Forschers, dem zuerst es gelang, das australische Festland von der Moreton-Bucht bis zum Hafen Essington zu durchbringen. Sein Reisebericht erschien zu London 1847 unter dem Titel: „Journal of an overland expedition in Australia from Moreton Bai to Port Essington of upwards of 3000 Miles during the years 1844—45, by Dr. L. L.," im Auszug in den Münchner gelehrten Anzeigen 1848 Zahl 80 — 84. 87. Ich theile hier blos vier Briefe des berühmten Reisenden mit, drei ungedruckte, welche ich der Güte des Hrn. Wilh. Kirchner in Sydney, (aus Frankfurt a. M.) verdanke, und einen an A. v. Humboldt gerichteten, und in R. Froriep's und O. Schomburgk's „Fortschritten der Geographie und Naturgeschichte" Januar 1847 abdruckten.

Str.

Briefe Leichardt's an Wilh. Kirchner in Sydney.

1.

New Castle den 13. October 1842.

Ich fürchte, daß Sie mich der Vergeßlichkeit beschuldigen, da ich trotz meines Versprechens und meines offenbar lebhaften Verlangens Ihnen bis jetzt weder Raupen noch Schmetterlinge gesandt habe. Hätte ich die Verhältnisse, die Localität gekannt, ich würde bei eben so starkem Streben, mich Ihnen nützlich zu machen, in meinen Hoffnungen weniger sanguinisch gewesen sein. Herr S. hat mich außerordentlich gastfreundlich aufgenommen, und hat durch das Interesse, welches er an meinen Studien nahm, nicht wenig zu der nöthigen Geistesfrische und gemüthlichen Heiterkeit beigetragen, welche zum Verfolge meines Werkes vielleicht noch nöthiger sind, als zu dem eines jeden andern. Doch der Wechsel der Lebensweise machte mich für die ersten 14 Tagen fast beständig unwohl und obwohl ich auch jetzt an die neue Tageseintheilung gewöhnt bin, so fühle ich doch, daß sie meinem Körper weniger zusagt, als die früheren. Ich sagte Ihnen, daß die geologischen Verhältnisse von New-Castle einen sehr bedeutenden Theil meiner Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen würden. Das ist denn auch der Fall gewesen. Ich bin Tage lang an den Klippen herumgeklettert, um die Verhältnisse der 3—4 Kohlenlager zu erkennen, welche fast in allen Durchschnitten in der Nachbarschaft von New-Castle zu Tage kommen. Ich bin überzeugt, daß die Geologie von Australien im Allgemeinen von New-Castle ihren Anfang nehmen muß, und daß der Geologe sich von hier aus schrittweise nach Nord, Süden und Westen zu wenden habe. Ich habe außer den gewöhnlichen Farrenkräuterabdrücken noch mehrere andere gefunden, welche alle mit lebenden Gewächsen übereinstimmen und das jugendliche Alter dieser Bildungen an den Tag legen. Die horizontale Lage der Kohle, des Sandsteins und der Thonletten sind von senkrechten Spalten durchbrochen, welche sich von unten herauf mit früher feuerflüssigen Gesteinmassen von ganz anderer Natur gefüllt haben. In Nobby Island ist einer dieser Spalten, welche einem Damme gleich, das andere Gestein

durchsetzt, recht schön sichtbar. Auf der andern Seite machte ich botanische Excursionen, welche mir eine Menge neuer Pflanzen einbrachten. So habe ich während der 3 Wochen meines Hierseins schon 20 Bücher Löschpapier gefüllt. Sie werden von dem Thale der Palmen gehört haben, welches zwar wenige Palmen enthält, aber desto reicher an andern Pflanzen ist. Es ist eine enge Felsschlucht mit schroffen Felswänden, welche sich nach dem Meere hin erweitert, die üppigste Vegetation bedeckt die Gehänge. Bäume und Gesträuche werden von Schlingpflanzen zusammengebunden, und Flechten bedecken die Baumstämme. Fluthen, welche während des Winterregens mit unwiderstehlicher Gewalt hier unten strömen, haben starke Bäume niedergebrochen und so erscheint alles im wildesten Gewirr, und Leben und Tod halten sich hier auf das Innigste umschlungen. Herr S. war so gefällig, mich auf einigen meiner Märsche zu begleiten. Er hatte Geduld genug, meinen Schneckengang ruhig abzuwarten; denn meine Kurzsichtigkeit und das Verlangen, genau zu sehen, zwingen mich, überall zu verweilen, überall sorgsam zu vergleichen. Er dagegen strebt als rüstiger Jäger rasch vorwärts zu schreiten und sein scharfes Auge bemerkt wenigstens auffallende neue Pflanzenformen leichter. Ich war zweimal in Ash-Island; das erstemal mit einer Damengesellschaft, welche mich recht sehr in meinem wissenschaftlichen Treiben hinderte, das zweitemal mit Herrn S. in Geschäften, welche uns keine Zeit zum Sammeln ließen. Es ist ein romantischer Ort, welcher mich auf das lebhafteste anzieht und in welchem ich vielleicht befriedigt leben und sterben könnte. Ich sage „vielleicht" — denn wer kennt sich selbst genug? Wer kann das unaufhörliche Streben nach scheinbar besseren Zuständen aus der Menschenbrust verbannen?

Wäre ich in Ash-Island oder selbst in der Barkenhütte eines Ansiedlers, ich könnte mehr für Entomologie thun, als in New-Castle, doch selbst in New-Castle läßt sich viel thun, sobald ich nur erst meine andern Bestrebungen ein wenig befriedigt haben werde. — Wenn ich Käfer finde, so sammle ich gewöhnlich eine große Anzahl, damit ich Ihnen später Duplicate mittheilen kann, doch stets fühle ich mich an die Schwäche meiner Augen erinnert.

2.

New Castle, den 4. Dezember 1842.

Seit Ihrem letzten mir so angenehmen Schreiben habe ich fast beständig meine Flügel geregt und es ist mir deßhalb keine Zeit übrig geblieben, Ihnen einen zusammenhängenden Bericht über mein Thun und Treiben abzustatten. Meine erste längere Ausflucht durch den australischen Busch, führte mich zum See Maquarie und nach Brisbanewater. Ich begleitete den Postmeister von New-Castle, welchem die Regierung den Auftrag gegeben, in jenen Gegenden die Quitrents zu sammeln. Es ist ein Mann, der viel gereist ist und viel gesehen hat, und der mir besonders über Ostindien manches Neue zu erzählen wußte. Auf die Dauer wird das Wandern im Busche außerordentlich ermüdend, es fehlt an Abwechslung. Die Vegetation ist auf hunderten von Meilen dieselbe — überall die zerstreuten weißrindigen Eucalyptus, oder Casuarinas, zwischen denen ein mittleres Strauchwerk sich findet. Wie die Bäume, Gesträuche und Pflanzen überall denselben Charakter tragen und weder durch die Frische und Grüne ihrer Blätter, noch durch die malerische Form ihres Wuchses und ihrer Combinationen uns erquicken, so ist auch der Boden über den wir hinschritten, von denselben Gesteinen zusammengesetzt und das Terrain mäßig wellig und hügelig ohne vorragende freie An- oder Aussichten. Das Gestein, welches fast ohne Unterbrechung den Boden von New-Castle bis Brisbane water oder wenigstens bis nach Tuggred Beach Creek bildet, ist ein zersetzter Puddingstein, so genannt von seiner aus einer Menge kleiner Gewölbe bestehenden Masse, welche einem Pudding mit reichlichen Rosinen nicht unähnlich sieht. Um Brisbanewater tritt Sandstein zu Tage. Der See Maquarie ist eine sehr ausgedehnte Wassermasse, welche wegen der Menge ihrer Buchten und der einspringenden bewaldeten Hügel viel Mannigfaltigkeit zeigt, und den Zürichersee an Schönheit weit übertreffen würde, wenn eine frischere Vegetation das matte Grün des australischen Busches ersetzte, oder reiche Ortschaften diese noch einsame Oede beseelten. Hier liegt die Besitzung H. Threlkelds, welcher die Eingeborenen zu civilisiren trachtete. Ich besuchte seine Kohlenwerke, welche sich durch die Natur der Kohle wesentlich

von denen in New-Castle unterscheiden. Ich sagte Ihnen früher, daß man in New-Castle 4 Kohlenlager unterscheiden könne. Threlkelds' Kohle entspricht dem obersten Lager, welches in New-Castle außerordentlich schwach ist, und nur an einigen Stellen brauchbare Kohlen zeigt. Threlkelds' Kohle wird in großen Stücken herausgearbeitet, brennt sehr gut, doch bildet sie keinen Kuchen, sondern brennt, gleich Holz und Torf, indem sie eine feine weiße Asche zurückläßt. Herr Threlkelds hat überdieß den Nachtheil einer schwierigen Communication nach Sydney, indem der Eingang zum See Maquarie fast ganz versandet ist, und nur während hohen Wasserstandes für kleine Fahrzeuge schiffbar wird. In Newport, welches Hrn. Holden gehört und das er als Township an den Mann zu bringen sucht, leben jetzt nur einige kleine Pächter, welche der jungfräulichen Erde kaum eine Erndte abzubringen im Stande sind. Hier gab uns der Prediger von Brisbanewater, Hr. Rogers, eine Abendpredigt, bei welcher nur 7 von seiner eigenen Heerde gegenwärtig waren, obwohl er nur alle 4 bis 6 Wochen nach Newport kommt. Sie sehen, daß die Leute eben nicht überreligiös sind. Zu Tuggred Beach Creek, welches ungefähr 16 Meilen von Newport entfernt ist, wird der Busch frischer, der Boden besser, die Vögel lauter. Niedrige Gründe mit guter Viehweide breiten sich zwischen hier und Brisbanewater aus. Es leben hier mehrere Ackerbauer und Viehzüchter und in der Nachbarschaft von Brisbanewater wird der Wanderer durch den Anblick eines schönen Gartens erfreut, in welchem an 900 Apfelsinenbäume, Apfelbäume, Birnbäume, Feigen und Reben mehr oder weniger gut gedeihen Dieser Garten wurde von Healey angelegt. Die Apfelsinenbäume sind nicht so kräftig, wie die auf Ash-Island, doch sind sie durchaus frei von Blight und Scab (von einem schwarzen Fungus, welches die Blätter bedeckt, und von Coccus, welcher Stamm, Zweige und Blätter heimsucht und auf Ash-Island fast über die ganze Pflanzung sich ausbreitet. Es ist indessen nicht zu läugnen, daß der sandige Boden im Garten von Madam Healey sich bei weitem weniger für Apfelsinenbäume eignet, als der reiche Boden von Ash-Island. — Brisbanewater, an dessen Ufern zwei Townships (West- und East-Gosford) ausgelegt

sind, ist außerordentlich malerisch, indem höhere Bergmassen einen besseren Hintergrund bilden. Es ist bis jetzt die schönste Landschaft, die ich in dieser Kolonie gesehen, und es ist wohl möglich, daß Gosford einst der Lieblingsplatz reicher Kaufleute von Sydney werden möchte, wenn ihnen Illawarra nicht besser gefällt, von dem Sie und mehrere andere Freunde mir erzählt haben. Ueberall wurden wir von den Kolonisten gastfreundlich aufgenommen und mit Thee und Milch und Damper bewirthet, welche uns bald besser schmeckte, als die wohlbesetzte Tafel in New-Castle.

Wir kehrten auf einem andern Weg nach New-Castle zurück, indem wir zu einer Besitzung Hrn. Fosters, im Eingang des Tuggred Beach-Sees gingen, und dann auf dem Meeres-Ufer ungefähr 20 Meilen weiter schritten. Die Nacht überkam uns und wir waren gezwungen, auf dem Strande zu übernachten. Das Brausen des Meeres, der dunkelblaue, gestirnte Himmel, unsre einsame Lage war wohl geeignet, auf das empfängliche Gemüth einen tiefen ernsten feierlichen Eindruck zurückzulassen. Am folgenden Tage hatten wir einen langen ermüdenden Marsch zum Eingang des Maquarie-See's. Unsere Nahrungsmittel waren erschöpft, Wasser war selten, und nur die honigreichen Blüthen der Lambertia formosa hielten unsere sinkenden Kräfte aufrecht. — Wie wohl that es uns, als wir am Ende unseres Marsches in einer Fischerhütte gastfreundlich aufgenommen, und mit Thee, Brod und kalten Fischen bewirthet wurden. Am nächsten Morgen kehrten wir auf bekanntem Wege nach New-Castle zurück und mein verehrter Gastfreund Herr S. sorgte dafür, mich durch gute Pflege zu neuen Unternehmungen wieder tüchtig zu machen. —

Wir gingen vergangene Woche zu Fuße nach Ash-Island, um dem wohlbesprochenen und übersonnenen Wassermangel auf dieser sonst so reichlich ausgestatteten Insel abzuhelfen. Die Kühe litten außerordentlich und der Garten noch mehr. Zu unserer grosen Verwunderung fanden wir, daß die artesische Röhre, welche früher mit frischem Wasser gefüllt war, jetzt salziges Wasser enthielt, während der äußere Brunnen mit mäßig salzigem Wasser gefüllt war. Wir versuchten, die Kühe mit diesem letzteren zu tränken. Sie tranken, doch sagte

man uns am andern Morgen, daß ihnen das Wasser nicht bekommen wäre und daß sie purgirten. Da die Leute mir nicht in das Interesse des Hrn. S. einzugeben scheinen und ihnen gewöhnlich jede Veränderung mißfällt, so glaube ich, daß die Behauptungen nicht begründet sind, da das Vieh im Busche sehr allgemein brackiges Wasser trinkt. Ich hoffe von einer Vertiefung des artesischen Brunnens wenig, ja ich glaube geologische Betrachtung und der eigenthümliche Charakter der Gesteine um New-Castle lassen auf kein Gelingen hoffen. — Vergangenen Dienstag machte ich allein eine Fußreise nach Point Stephens, der südlichen Spitze von Port Stephens, und den Besitzungen der Australia-Agricultur-Comp. gegenüber. Meine Absicht war, die eigenthümlich gebildeten Felsengruppen zu untersuchen, welche schon längst meine Neugierde erregt hatten und von denen ich Proben in Sydney und New-Castle als Ballast auf den Werften gesehen. Ich glaubte in 2 Tagen zurückzukehren; doch konnte ich nur nach 4tägigem mühseligem Marsche, auf welchem ich 2 Nächte allein im Busche übernachten mußte und an 36 Stunden ohne Nahrungsmittel blieb, diese für mich außerordentlich erschöpfende Reise vollenden. — Ich sah die Porphyrfelsen in aller ihrer Macht und füllte meine botanische Büchse mit Handstücken. Zwischen ihnen und New-Castle dehnt sich in langem Bogen eine sandige 20 Meilen lange Küste, auf welcher ich keinen Quell, aber glücklicher Weise ein Faß frischen Wassers fand, das wahrscheinlich ein in Gefahr schwebendes Schiff über Bord geworfen. — Ich fand mehrere interessante Käfer und Larven, eine große Menge guter Pflanzen und mehrere gute Muscheln. Das war der Lohn meiner Erschöpfung, von welcher ich mich gemach erholen werde. Morgen haben wir den Bischof hier. Donnerstag gehe ich vielleicht nach Glendon.

3.

Glendon, den 21. Februar 1843.

Ich weiß nicht, ob Sie meinen Brief von New-Castle beantwortet haben. — Thaten Sie es, so bin ich Ihnen lange eine Antwort schuldig

geblieben. Ich hätte Ihnen Vieles zu erzählen, besonders wenn Sie mir in meiner Wissenschaft folgen wollten. Lassen wir den besten Theil bis zu mündlichen Unterhaltungen und hören Sie geduldig zuerst einen historischen Bericht meines Fortschritts. Ich verließ New-Castle am 9. Decbr. und ging zu Fuße bis zu dem Orte, wo mein Pferd mich erwartete, das ich mir für 16 L. gekauft hatte. Es ist eine schwarze Stute, von der Valparaiso-Raçe, ungefähr 7 Jahr, geduldig dennoch muthig und ausdauernd. Mein erstes Reiseziel war „the Sugar loaf,“ (der Zuckerhut) jener blaue Berg, welchen man gerade im Westen von New-Castle erblickt. Man hatte mir gesagt, daß er aus Trapp, einem feurigen Gesteine, gebildet wäre und doch hatte mir ein früherer Besuch am Fuße nur Pudding gezeigt. Ich fand, daß dieser Puddingstein gleichfalls die höchsten baumlosen Klippen zusammengesetzt und daß kein Trapp dort existiere. Während meines Aufenthalts in Midmy, der Vieh-Station des Herrn S. hatte ich Gelegenheit mehrere Tettigonias (locusts wie Sie die Leute nennen) zu untersuchen, deren Trommel ich schon längst zu sehen neugierig gewesen. Das wahrhaft Lärm machende Organ, ist nicht so leicht gefunden, wie man glauben möchte. Es scheint mir durch die leisen, außerordentlich schnellen Contractionen eines starken Muskels veranlaßt, der sich in eine starke Membran inserirt und diese in entsprechende Schwingungen versetzt. Es ist kein schwingendes Häutchen, durch einen darüber hinstreichenden Luftzug in Bewegung versetzt, wie das menschliche Stimmorgan; es ist keine Pfeife, in welcher die Luft selbst schwingt, und den Ton hervorbringt — sondern es ist eine Art Knarre. — Ich werde mich Ihnen bei meiner Zurückkunft verständlicher zu machen suchen. Von Midmy ritt ich nach Maitland, wo ich Herrn R. sah, sodann nach Harpers Hill, wo ich eine große Menge von Versteinerungen sammelte. — Die ganze Gegend erscheint so versengt, so unerquicklich, daß meine Hoffnung, eine der reichsten Landschaften der Kolonie zu sehen, bedeutend geschmälert wurde. Das Interesse, welches ich von Jugend auf an der Bereitung des Weines und der Kultur des Weinstocks nahm, führte mich zu Herrn W. der einen bedeutenden Weingarten besitzt, und mehrere Jahre Wein gekeltert hat. Er hatte indessen sein Vieh in den

Weingarten getrieben, und schien alle Lust verloren zu haben, sich ferner mit Weinbau zu beschäftigen. Nicht so Herr R. ein Schotte, welcher mir ein recht gutes Glas Wein vorsetzte und von dem ich manches in der Ziehung der Stöcke gelernt.

So kam ich denn nach ungefähr 14tägigen Querzügen nach Glendon, wo man mich außerordentlich freundschaftlich aufnahm. Ich wanderte zuerst in den nächsten Umgebungen umher, um mich heimisch zu machen, dann unternahm ich längere Wanderungen — und endlich machte ich eine geologische Reise über die ganzen Glendonschen Besitzungen der Gebrüder S. Viele interessante Verhältnisse wurden gesehen, vieles gelernt und zwar in jeglicher Beziehung, von den Felsen, welche den Boden bilden, bis zu den Schafheerden und Schäfern, welche über ihn hinziehen. Nach mehr denn 14 Tagen kehrte ich wieder nach Glendon zurück und meine Fels- und Pflanzensammlung begann sich zu mehren. Die Gewitterstürme des 16. Decbr. hatten die verbrannten Flächen und den verwelkten Busch in lachende Anger uud schattenreichen, das Auge stärkenden Wald umgewandelt und eine Menge von Pflanzen begannen sich zu erheben und zu blühen, von deren Dasein ich früher nicht die geringste Ahnung gehabt. Nie habe ich die Natur so wunderschön gesehen. Nachdem ich mich ein wenig von dem Buschleben erholt, riefen mich die blauen Berge wiederum in die Ferne. Doch ehe ich Glendon verließ, sollte ich mit den Gefahren des Busches ein wenig bekannter werden. Ich wurde auf einer Wanderung von einem wilden Ochsen angegriffen, und entkam ihm, ich weiß kaum selbst wie — nachdem er mich schon zwischen seinen Hörnern gefaßt. Ich hatte dabei das Unglück, meinen geologischen Hammer, einen alten Reisegefährten einzubüßen, mit welchem ich dem Thiere, einen Schlag zwischen den Hörnern versetzt hatte. Ich sage, zitternd vor Ermattung, entkam ich. Den nächsten Morgen begann ich meine Reise zum Mount Royal, ungefähr 34 Meilen von Glendon, begleitet von einem alten Cedernholzsäger, der 9 Jahre lang in den Gebüschen, jenes Berges Cedern gefällt. Wie viel wäre von dem Reichthum jener Gebüsche in jeder Beziehung zu erzählen! Dem, was Sie am Meisten interessirt, konnte ich die wenigste Aufmerksamkeit schenken, ich fand

nur, wie durch Zufall einige interessante Käfer. Ich sah Raupen; doch wie konnte ich sie transportiren? — Sicherlich waren sie neu für Sie, denn sie lebten auf Pflanzen, welche nicht in der Nähe von Sydney wachsen z. B. auf dem Farrenbaum (ferntree.)

Mein Begleiter verließ mich; ich war nur von meinem Hunde in dieser Wald- und Bergeinsamkeit begleitet. Mein Pferd selbst war mir entlaufen. In einem hohlen Baume hatte ich meine Wohnung aufgeschlagen. Vor demselben brannte ein munteres Feuer. Ich lebte von Damper und Speck und Thee und Zucker. Ungeachtet dieser Beschränktheit, ungeachtet einer Menge von unangenehmen Umständen, indem ich kochen, backen, waschen, Wasser holen mußte, fühlte ich mich außerordentlich heiter. Einer einsamen, großartigen Natur allein gegenüber zu stehen, ist außerordentlich erhebend. Man fühlt seine Kleinheit und Schwäche, aber man fühlt sich in ihr, als ein ihr zugehöriger Theil. Wenn ich Abends spät von meinen Wanderungen, zur ausgebrannten Baumhöhle zurück kehrte, welche ich indessen mit den 10 Fuß langen Farrenbaumblättern grün geschmückt, bereitete ich meinen Thee, und genoß mein einfaches Abendbrod aus Damper und rohem Speck bestehend, dann hüllte ich mich in mein Blanket (wollene Decke) und blickte in die dichter werdende Dunkelheit hinaus, oder in den gestirnten Himmel hinein, dessen leuchtende Sternbilder so groß und ruhig vor mir vorüberglitten. Allmählig wurde der Kopf schwerer und sank auf den Sattel zurück, welcher mein Kopfkissen bildete. Um ungefähr 2 Uhr des Morgens, weckte mich die Kälte, ich mußte mein Feuer wieder schüren, um dann warm und ruhig dem hellen Morgen entgegen zu träumen; dann kamen das Frühstück und die Geschäfte des Tags und so fort. Tyra und Mount Royal, welcher von Glendon als ein hoher Hügel erscheint, sind langgestreckte enge Grate, nur die Kuppe v. M. Royal breitet sich etwas aus. Beide Berge sind aus einem dunkelblauen Gestein, dem Basalt gebildet, welcher nichts als eine vorweltliche Lava ist. Er scheint durch eine lange von Süden nach Norden laufende Spalte durch Puddingstein und Sandstein hervorgedrungen zu sein. Die östlichen Gehänge beider Berge, sind mit dichten Gebüschen bedeckt, in welchen die rothe Ceder, ein edler Baum von 90 — 100 Fuß

und höher, der Nesselbaum mit seinen breiten brennenden Blättern; der Farrenbaum wachsen — alle von Schlingpflanzen und Lianen zusammengebunden, von kriechenden Gewächsen und Schmarotzerpflanzen, von Moosen und Lichenen bedeckt. Der Leyervogel, der native Turkey und eine Menge interessanter Geschöpfe leben in diesen Gebüschen. Doch war es mir nicht möglich, mich ihrer zu bemächtigen, da ich kein Schütze bin, und kein Schütze mich begleitete. Ich war 3 Wochen von Glendon abwesend und hätte noch viel länger auf Mount Royal verweilen können, wenn mich eintretender Regen nicht gezwungen hätte, meine gesammelten Pflanzen mit dem gerade angekommenen Ochsengespann, welches Nahrungsmittel für die Cedern-Säger gebracht, nach Glendon zu senden. — Ich hatte übrigens noch manches Unglück zu erdulden. Während einer Nacht, in welcher der Wind heftiger wehte, fiel ein Farrenblatt aus meiner Baumhöhle in's Feuer, das Feuer lief an ihm entlang in die Höhle, und setzte diese in volle Flammen. Glücklicherweise erwachte ich zeitig genug, um schnell herauszuspringen, Blanket und die Blätter weit hinauszuwerfen. An einem andern Tage verbrannten mir mehrere Bücher, Papier und mein Hemd, während ich mit Pflanzentrocknen beschäftigt war. Dann verlor ich mein Bleistift und konnte keine Bemerkungen mehr niederschreiben. Mein Pferd lief mir zweimal davon, und ich hatte es ungefähr 10 Meilen weit wieder zu holen. Doch alles dieß entmuthigte mich nicht, und nachdem ich es erduldet, gedenke ich lachend der bestandenen Gefahren. — Doch mein lieber Freund, keine Raupen, keine Insekten, oder nur wenige für Sie. — Ich bin jetzt mit Weinmachen beschäftigt. Sehen Sie vielleicht Herrn Robert S., sagen Sie ihm, daß ein guter Dreiundvierziger ihn erwartet, wenn er hier auf seine freundlichen Güter zurückkehrt. Doch ich muß nicht zu voreilig preisen. Ich hoffe nur rc. —

---

4. Brief an A. v. Humboldt.

Am Bord der Heroine, eines englischen Schiffes, welches von Java nach Sydney segelt, den 24. Januar 1845.

In meinem letzten Briefe schrieb ich, daß ich im Begriff war, den Continent von Neuholland zu kreuzen und von Sydney nach More-

tonbay, von dort aber nach Port Essington auf der Nordküste von Neuholland zu gehen. Ich habe meine Reise nach sechzehn Monaten vollendet und 14½ Monat in der Wildniß gelebt, mit dem blauen Himmel über mir und mit Neuhollands Wäldern um mich. Anfänglich begleiteten mich neun Personen (zwei schwarze Neuholländer, ein Neger, vier junge Männer und ein Knabe von sechzehn Jahren.) Der Neger und ein junger Mann kehrten in einer Entfernung von ungefähr siebenzig engl. Meilen nach Moretonbay zurück, so daß wir in Allem nur noch acht waren, die die Reise fortsetzten. Ich hatte sechzehn Ochsen und fünfzehn Pferde mit mir genommen; neun Ochsen hatte ich zu Lastochsen eingebrochen. Wir gingen anfänglich zu Fuße und unsre Pferde trugen einen großen Theil unsrer Lebensmittel. Allmälig wurden diese verzehrt, und wir ritten. Ich hatte nicht geglaubt, daß meine Reise so lange dauern würde, und folglich waren unsre Lebensmittel auch nicht hinreichend. Sieben Monate waren wir ohne Mehl, viel länger ohne Zucker, mehrere Monate ohne Salz und endlich ohne Thee, so daß uns nichts als getrocknetes Rindfleisch übrig blieb. Dieses getrocknete Rindfleisch setzte mich allein in den Stand, meine Reise zu vollenden. Die Zubereitung desselben ist ganz einfach folgende: Wir schlachteten am Abend einen Ochsen, zogen ihm die Haut ab und vertheilten ihn. Die Nacht hindurch kühlte das Fleisch hinreichend, und den nächsten Morgen schärften wir unsere Messer und schnitten das Fleisch entweder in dünne, 8″ — 1 — 1½′ lange und 3 — 4″ breite Scheiben oder zolldicke oder dünnere, 4, 8, 12′ lange Stränge. Diese Scheiben und Stränge hingen wir auf Leinen, Baumzweige und Baumstämme und wendeten sie, sowie sie unter der Einwirkung der heißen Sonne trockneten. In zwei bis drei Tagen war es hinreichend trocken, um in Säcke gepackt zu werden, ohne zu verderben. War der geschlachtete Ochse fett, so war das getrocknete Fleisch ganz gut und wurde mit jedem Tag schöner und milder; war aber das Thier mager, hatte es durch die Länge der Reise gelitten, so war das Fleisch hart und sehnig und machte unsre Zähne locker und unsern Gaumen schmerzhaft. Bis zu unsrer Ankunft am äußersten Ende des Golfs von Carpentaria waren unsre Ochsen in gutem Zustande und fett; doch

von da an wurden sie schwach und mager und gaben uns nur wenig und schlechtes Fleisch. Drei Monate lebten wir nur von Wasser und trocknem Fleisch, welches wir gewöhnlich acht bis zwölf Stunden kochen mußten, um es weich zu machen. Gutes getrocknetes Fleisch war indessen am besten roh und schmeckte besser als geräuchertes Rindfleisch, obschon mich mein Urtheil täuschen mag, da mein Magen während der Reise alles, was irgend eßbar war, für gut gefunden haben würde. So aßen wir z. B. die Haut der Ochsen, nachdem sie zwölf Stunden (während der Nacht) gekocht hatte und zogen sie selbst dem magern Fleische vor.

Auf der Ostküste von Neuholland fanden wir wenig Wildpret, und wenn wir je solches antrafen, konnten meine Schützen es nicht erlegen. Ich hatte mir zuviel von ihnen versprochen und fand, daß sie sehr mittelmäßig waren und weder Vögel noch vierfüßige Thiere trafen, wenn diese nicht saßen und nahe waren. Als ich um den Golf von Carpentaria ging, stießen wir auf zahlreiche Emus (neuholländische Strauße), und unser Windhund fing uns eine ganze Menge derselben. Auch meine Schwarzen bemühten sich jetzt mehr, und wir machten dort gute Beute. Die Ochsen waren bis auf einen geschlachtet, als wir in Port Essington ankamen; von den fünfzehn Pferden lebten noch neun. Das eine brach ein Bein, ein anderes hatte giftiges Kraut gefressen und vier ertranken in einem Flusse mit steilen, morastigen Ufern. Ich ging anfänglich die Ostküste entlang und kreuzte vier Flußsysteme; einem fünften folgte ich stromaufwärts. Es leitete mich zur Mitte der Halbinsel York (zwischen dem östlichen Meere und dem Golf von Carpentaria). Darauf kreuzte ich ein ausgedehntes Plateau und fand auf seiner Westseite ein anderes System von Gewässern, welches ich zum Golf von Carpentaria stromabwärts verfolgte. Auf der Ostseite von Neuholland hatte ich wenig Wasser, keinen rinnenden Bach oder Fluß, obwohl viele trockne Bach- und Flußbetten gefunden. Ich war daher täglich gezwungen, zu recognosciren, um Wasser zu finden, zu welchem wir den folgenden Tag gelangen konnten. Fand ich solches, so traf ich es fast durchgehends in tiefen Löchern, in denen es sich länger hielt. Oft half mir ein Gewitter über trockene Landstrecken, indem es die aus

getrockneten Löcher mit Wasser füllte. Der Fluß, welchen ich bis zu seinem obern Laufe verfolgte, war reichlich mit Wasser versehen und empfing viele Bäche und kleinere Flüsse von dem Hochlande, welches die Wasserscheide der Halbinsel York bildet.

Den Dawson verfolgte ich von 26° — 25° 30′, das System des Mackenzie von 24° 40′ — 23° 15′, den Isaaks von 22° 30′ — 21° 30′, den Sutlor von 21° 30′ — 20° 35′; dieser fällt in den Burdekin, welchen ich von 20° 40′ bis zu 18° 30′ verfolgte. Der letztere kommt mehr von NO., und da ich nach W. steuerte, mußte ich den schönen Fluß verlassen, der wahrscheinlich 80 — 90 engl. Meilen höher seine Quelle hat. Auf der Westseite des Plateau's fand ich die Quellen des Lynd, zu welchen ich abwärts wanderte, von 18° — 16° 30′, wo er in einen größern Fluß, den Mitchell, mündet, welcher wahrscheinlich unter 15° 15′ in's Meer fällt. Ich verfolgte ihn bis 15° 51,′ verließ ihn hier aber, da er mich zu weit nach Norden führte. Nun wandte ich mich gegen Westen zum Meere. Hier, zwischen dem Mitchell und dem Meere, wurde ich eines Abends, nachdem wir uns niedergelegt hatten, von Schwarzen überfallen. Gott beschützte mich; doch einer meiner Begleiter, Herr Gilbert, welcher Vögel sammelte, wurde getödtet, indem ihm ein Spieß in's Herz drang; zwei andere Begleiter, Herr Calvert und Roper, wurden gefährlich verwundet. Als der erste Schuß fiel, flohen die Schwarzen. Ich begrub Herrn Gilbert, und nach zwei Tagen setzte ich meine Reise fort, parallel der Ostküste des Golfs von Carpentaria gegen Süden. Im Verlauf der Reise kreuzte ich den Nassau, den Staaten, den van Diemen, einen kleinen Fluß, welchen ich den Gilbert nannte, den Caron und gelangte zu der Spitze des Golfs. Nun wendete ich mich gegen WNW. und kreuzte eine Menge unbekannter Flüsse von bedeutender Größe. Es ist möglich, daß mehrere von ihnen eine gemeinschaftliche Mündung haben. Während die Ostküste des Golfs schön und fruchtbar war, bedeckte ein Dickicht kleiner Bäume oder Gesträuche das Land an der Westküste des Golfs. An seiner Spitze fand ich ausgedehnte Ebenen, welche oft mehrere Meilen lang und breit waren. Die Flüsse sind indessen gewöhnlich an beiden Seiten von offenem Walde mit reichlichem Gras-

wuchse bekleidet. Sie waren tief und breit, soweit das Meereswasser in ihnen hinaufstrat, seicht aber, wo das Süßwasser begann. Ich ging parallel der Küste von der Spitze des Golfs nach Lemneubight (15°) (Limmen Bight), ungefähr 15 — 30 Meilen von der Küste, und kam daselbst zum Ufer des Meeres. Die Reise war hier ungemein beschwerlich und wir konnten nur langsam vorwärts dringen, da die breiten, tiefen Salzwasserflüsse uns zwangen, an ihnen hinaufzugehen, bis wir eine Furth fanden. Das Gras war kümmerlich, die Tagesmärsche oft sehr lang und ermüdend, und mehreremale waren wir genöthigt, Halt zu machen, ohne süßes Wasser gefunden zu haben. Bei solchen Gelegenheiten mußten wir unsre Pferde koppeln und unsre Ochsen während der Nacht bewachen. Zu anderen Zeiten standen wir an dem Ufer eines schönen, breiten Flusses, doch das Ansehen der klaren Wellen war unser einziger Gewinn, denn das Wasser war salzig und ungenießbar! —. In Folge der langen Märsche, der schlechten Weide und des Mangels an Wasser wurden unsere Ochsen mit jedem Tage magerer und schwächer; einer nach dem andern hielt im Marsch an, legte sich nieder und erklärte damit, daß keine Macht der Erde ihn zum Vorwärtsschreiten bewegen könnte. In solchen Fällen ließ ich das Thier zurück und setzte meine Reise bis zum nächsten Wasser fort. Dort blieb ich den folgenden Tag und sandte meine Schwarzen zurück, welche dann das Thier langsam zum Lager brachten, wo wir es schlachteten, da kaum ein Monat hingereicht haben würde, die zur Vollendung unserer Reise nöthigen Kräfte wieder zu sammeln.

Von Lemneubight setzte ich meine Reise in einer WNW. Richtung fort und gelangte, nachdem ich zwei bedeutende Salzwasserflüsse, die sich mit einander vereinigen, gekreuzt hatte, zu einem Süßwasserflusse, den ich gegen W. und WNW. weit hinauf zu dem Plateau von Arnheimsland verfolgte. Die Gegend ist bisweilen sehr schön, bisweilen, und besonders am obern Laufe des Flusses, sehr gebirgig; ich nannte diesen Fluß den Roper, nach einem meiner Begleiter. Das Hochland ist eben, sandig, mit ziemlich offnem Walde bedeckt. Auf der Westseite dieses Hochlandes kam ich zu den Quellflüssen und Bächen des Süd-Alligatorflusses, zu dem ich vom Hochlande auf ungemein beschwerlichem

Wege herabsteigen mußte. Ich verfolgte ihn abwärts bis zum salzigen Wasser und wandte mich dann gegen N. zum Ost-Alligator. Weite Ebenen begleiten diese Flüsse, soweit sie noch Salzgehalt besitzen; die Hügelzüge begrenzen die baumlosen Ebenen ungefähr ¾ — 1 Meile weit vom Flußufer ab. Auf den Ost-Alligator stieß ich nicht weit von seiner Mündung, und da er hier sehr breit und tief ist, sah ich mich gezwungen, ihn aufwärts zu verfolgen, bis ich ihn kreuzen konnte. Nachdem ich dies bewerkstelligt hatte, setzte ich meine Reise nach N. fort, fand mit Hülfe freundlicher Schwarzer die schmale Landzunge der Halbinsel Coburg und langte endlich, am 17. December 1845, in Victoria, der englischen Niederlassung von Port Essington, an. Die Gefühle, die den Reisenden beim Anblick von Häusern, beim Willkommen von civilisirten Menschen ergreifen, kennt nur der, welcher ähnliche Erfahrungen gemacht! Ich hatte eine Reise von 14½ Monat durch die Wildniß vollendet, die von den Meisten nicht nur für äußerst gefährlich, sondern, bei meinen Mitteln, auch für unausführbar gehalten wurde. Ungeachtet der empfindlichen Verluste, brachte ich doch noch einen Ochsen mit nach Port Essington, so daß wir immer noch weit vom Hungertode entfernt waren. Von meinen neun Pferden hatte ich in der Zwischenzeit nur noch eins verloren; keiner von uns war daher gezwungen, zu Fuße zu gehen, was bei dem heißen Klima nicht allein ungewöhnlich erschöpfend ist, sondern uns wahrscheinlich bald aufgerieben haben würde.

Während der Reise traf ich nicht nur häufig Schwarze, sondern kam auch mehreremal mit ihnen in Berührung. Sie waren mit der einzigen Ausnahme, die Herrn Gilbert das Leben kostete, stets freundlich. So oft wir auf dem Marsche auf solche stießen, war ihre Furcht von den Pferden und Ochsen so groß, daß nichts sie zum Stehen bewegen konnte *); sie liefen kreischend und heulend davon. Blieben wir längere Zeit an einem Orte, um unser Fleisch zu trocknen, und sahen sie uns dann auf unsern zwei Füßen und fanden, daß wir, obwohl

*) Es wiederholt sich hier die nämliche Thatsache, wie bei dem Eroberungszuge des Ferdinand Cortez in Mexico.

sehr sonderbare Creaturen, ihnen doch im Allgemeinen ziemlich ähnlich waren, so gewann das Zutrauen bei ihnen die Oberhand. Sie schaarten sich dann gewöhnlich zusammen, denn auch bei ihnen gibt die Menge selbst dem Feigling Muth, sahen uns lange von ferne und von Bäumen herab zu, beobachteten erst alle unsere Bewegungen, worauf einige ihrer muthigsten Krieger näher traten und uns durch Zeichen ihre freundlichen Gesinnungen zu erkennen gaben. Zutraulich ging ich ihnen dann entgegen, nahm einige Eisenstücke, eiserne Ringe u. s. w. mit mir und machte ihnen damit Geschenke. Sie erwiederten diese gewöhnlich sogleich, indem sie mir Spieße, Streitkolben und verschiedene andere Dinge gaben, welche sie zum Schmucke oder als Zeichen gewisser Altersvorrechte trugen.

An der Spitze des Golfs von Carpentaria und an seiner Westseite begegnete ich dreimal schwarzen Stämmen, aus deren Pantomimen deutlich hervorging, daß sie entweder bereits Europäer oder Malaien von den moluckischen Inseln, von Timor, Celebes, Java, gesehen hatten, indem sie die Flinten und unsere Messer kannten und für letztere uns selbst ihre Weiber anboten. Am Süd-Alligator fanden wir zum erstenmal Schwarze, welche die Niederlassung Weißer gegen NW. kannten. Einer aus der Horde besaß ein Stück Tuch, ein anderer ein eisernes Beil. Am Ost-Alligator kannten die Schwarzen einige englische Worte, und wir waren ungemein überrascht und erfreut, als uns einer derselben nach unsern Namen frug. Wahrscheinlich hielten sie uns für Malaien. Als wir endlich nach unsäglicher Mühe der Halbinsel nahe kamen, zeigte uns zunächst die thönerne Tabakspfeife, dann ihre Kenntniß des Tabaks, Reises, Mehls und Brodes, daß wir nun dem Ziel unsrer Reise immer näher rückten. Die Horde zeigte sich uns hier ungemein freundlich, und als sie wahrnahmen, daß wir nichts weiter als trocknes, hartes Fleisch besaßen, brachten sie uns die mehligen Wurzeln eines Grases, welche einen sehr angenehmen, süßlichen Geschmack hatten. Beim Eintritt in die Halbinsel wollte uns das Glück so wohl, daß wir einen Büffel erlegten, welcher uns wieder mit Fleisch versorgte und meinem letzten Ochsen das Leben erhielt. Es war mein Liebling, und ich hatte ihn die ganze Reise über mit eigner Hand beladen; an-

fänglich war er wild und unbändig, allmälig aber wurde er zahm und ruhig, obschon er mir von Zeit zu Zeit mit seinem Hinterfuße einen so freundschaftlichen Schlag gab, daß ich gewöhnlich auf mehrere Tage lahm blieb. Er verlebt jetzt seine Tage in Port Essington; ich vermachte ihn dem Capitän Macarthur, dem Commandanten des Ortes, unter dem Versprechen, daß er für ihn Sorge trüge. Capitän Macarthur nahm mich sehr freundlich auf und that alles Mögliche, um mich die Mühsale der Reise vergessen zu machen. Während meines Aufenthaltes in Pt. Essington vollendete ich meine Karten und den Bericht meiner Reise, als zugleich glücklicher Weise ein Schiff von Sincapore kam, welches, gegen die gewöhnliche Sitte, durch die Torresstraße nach Sydney ging. Auf diesem Schiffe (the Heroine) schreibe ich diesen Brief, und obwohl ich mich auf dem Meere nie wohl befinde, hat mir der Capitän des Schiffes, Herr Mackenzie, meine Reise bis jetzt doch recht behaglich und angenehm gemacht, so daß ich im Stande bin, zu denken und zu schreiben, ohne seekrank zu werden.

In der Wahl meiner Gefährten war ich leider nicht so glücklich gewesen, denn sie thaten alles Mögliche, mir ihre Nähe unangenehm zu machen. Ein Knabe von sechzehn Jahren, gegen den ich mich früher freundlich bewiesen, den ich unterrichtete, da ich glaubte, er hätte gute Anlagen, machte mir viel Sorge. Ein Convict (ein Mann, der seiner Verbrechen halber nach Australien gebracht worden war) bat mich in Sydney, ihn mit mir zu nehmen, da er glaubte, nach Vollendung der Reise Verzeihung zu erhalten. Aeußerlich betrug er sich gut genug, bis ich endlich entdeckte, daß er wahrscheinlich schon seit langer Zeit trocknes Fleisch stahl. Herr Gilbert suchte mich auf vielfache Weise zu betrügen, und wäre er am Leben geblieben, so würde ich wahrscheinlich wenig Früchte von meiner Reise geerndtet haben. Nach seinem Tode wurden mir seine Pläne erst offenbar. Er hatte mir den Knaben entfremdet und einen meiner Schwarzen gleichfalls von mir abwendig gemacht. Unglücklicher Weise hatte ich zwei Schwarze mit mir genommen; der eine verführte den andern und es lehnten sich beide gegen mich auf. Roper war ein unerfahrener, junger, bornirter Mann, der es unter seiner Würde zu halten schien, mir zu gehorchen, und voll-

kommen ebensoviel Recht an meinen Sachen zu haben glaubte, als ich selbst. Der Einzige, der sich nur mit wenigen Ausnahmen untadelhaft gegen mich betrug, war ein anderer junger Mann, Herr Calvert, der auf demselben Schiffe mit mir von England nach Neuholland gekommen war. Außer an Durchfall, wenn sie ungesunde Früchte gegessen hatten, war keiner meiner Gefährten während der Reise krank. Ich selbst litt heftig an Steinen, welche unter großen Schmerzen mit dem Urin abgingen. Mehreremals glaubte ich sterben zu müssen, doch Gott war mir gnädig. Am Ende meiner Reise quälten mich meine Gefährten so sehr, daß ich es wahrscheinlich keinen Monat länger ausgehalten haben würde. Ich war tief erschöpft, doch mehr geistig als körperlich, als ich in Port Essington ankam.

Sobald ich nach Sydney komme, werde ich meine Reise ausarbeiten und sie zum Druck zurecht machen. Habe ich diese Arbeit vollendet, so versuche ich es, mir Mittel zu einer andern Reise durch das Innere von Australien, von der Ostküste zur Westküste, nach dem Swan-River, zu verschaffen, und ist mir dies gelungen, so werde ich an der Nordwestküste vom Swan-River nach Port Essington hinaufgehen. Es gibt hier noch viel zu thun. Habe ich alles dies hinter mir, dann werden die Umstände lehren, was noch weiter zu thun. Ich sehne mich nicht nach Europa, wohl aber nach den europäischen Freunden; hätte ich diese hier, so würde ich kaum an ein Zurückkehren denken. In Sydney glaubt man, daß ich längst entweder ermordet oder verhungert bin, ja man vertrauete so wenig dem glücklichen Erfolge meiner Unternehmung, daß man eine andere Expedition unter Sir Thomas Mitchell auszusenden in Begriff steht, welche wenigstens 7000 Thaler kostet, während die meinige kaum 900 Thaler gekostet hat. Was werden die Leute sagen, wenn ich plötzlich aus dem mir schon gegrabenen Grabe auferstehe, mit einer Menge von Bergen, Gebirgen, Flüssen und Bächen in der Tasche? — wir wollen sehen! — Leider verlor ich auf der Reise sechs meiner besten Pferde (zwei gehörten Gilbert), und dies zwang mich, meine schönen geologischen und botanischen Sammlungen fast gänzlich wegzuwerfen. Ich verbrannte allein an 3000 trockne Pflanzen — das berliner Herbarium mag mit mir zugleich jammern, denn ich hatte die Absicht einen Theil meiner Sammlung nach Berlin zu senden."

11. Christoph Philipp Oberkampf.

Oberkampf (Christoph Philipp), Gründer der berühmten Kattundruckerei zu Jouy (Dorf im Bezirk Versailles) und der Baumwollspinnerei zu Essonne (Dorf im Bezirk Corbeil), Mitglied der Ehrenlegion, war geboren 1738 zu Weißenburg im Markgrafthum Ansbach. Sein Vater, ein Mann von Genie in seiner Kunst, die er gewissermaßen erfand, ließ sich, nachdem mehre deutsche Städte ihn von sich gewiesen hatten, zu Aarau in der Schweiz nieder, wo seine Manufactur bald Wohlstand verbreitete und ihm das Bürgerrecht verschaffte. Hier lernte der junge Oberkampf die Kunst, welche er später so vervollkommte. Vor ihm kannte man in Frankreich nur die theuern persischen und indischen Zitze und Kattune, deren Verfertigung eben so zeit- als kostspielig war; die in einigen benachbarten Ländern nachgemachten Kattune aber durften in Frankreich nicht eingeführt werden; man hielt diesen Manufacturzweig sogar der französischen Flachs-, Hanf- und Seidencultur für nachtheilig. Alle diese Hindernisse überwand der junge Oberkampf, der, 19 Jahre alt, seine Kunst nach Paris verpflanzte, durch Genie, Muth und Beharrlichkeit. Er erlangte die königliche Erlaubniß 1759, und mit 600 Fr. legte der Jüngling in einem Lande, dessen Sprache und Religion nicht die seinigen waren, den Grund zu einer großen Manufactur, die eine öde Gegend mit Anlagen schmückte, mehr als tausend Menschen ernährte, und Frankreich von einem beträchtlichen Tribut an den ausländischen Gewerbfleiß befreite. In einem Bauernhause im Thale Jouy war er allein zugleich Zeichner, Formenstecher, Drucker und Maler; bald hatte er sich Gehülfen für die Platten- wie für den Walzendruck gebildet; ein Morast ward ausgetrocknet, und in wenig Jahren zählte man über 1500 Menschen in einer Gegend, die ehemals als ungesund nicht bewohnt wurde. Die Oekonomisten, eifrige Vertheidiger der Gewerbfreiheit, vorzüglich Abbé Morellet, wurden die Schutzredner des angefeindeten und verfolgten jungen Fremdlings bei den Behörden, beim Hofe und bei der Nation. Oberkampf erweiterte seine Anstalt mit jedem Jahre; er wußte sich durch Agenten in Deutschland und England, selbst in Indien und Persien, alle technische Vor-

theile und Geheimnisse seiner Kunst, besonders in der Färbung zu verschaffen. Bald entstanden in Frankreich ähnliche Anlagen; man zählte gegen 300, die 200,000 Arbeiter beschäftigten, und Frankreich gewann auf 60 Mill. Fr. an rohen Stoffen, einen Erwerb von 240 Mill. Fr. Ludwig XVI. erhob den ersten Gründer dieses wichtigen Manufacturzweiges in den Adelstand; der Departementsrath wollte ihm eine Bildsäule errichten, aber der bescheidene, schlichte Oberkampf lehnte diese Ehre ab. Während der Schreckensregierung 1793 entging er nur mit Mühe der Verurtheilung; später trug man ihm eine Stelle im Senat an, die er aber ebenfalls ablehnte. Als Napoleon die Manufactur zu Jouy besuchte, gab er dem Besitzer von seiner Brust das Kreuz der Ehrenlegion. Bei einem andern Besuche sagte der Kaiser: „Sie, mein Herr von Jouy, und ich, wir beide führen wacker Krieg mit den Engländern; Sie mit Ihrer Industrie, ich mit den Waffen.“ — „Doch Ihre Art Krieg zu führen,“ setzte er hinzu, „ist die bessere!“ Oberkampf war eben damals beschäftigt, das Spinnen und Weben mit Maschinen den Engländern nachzumachen. So entstand die Anstalt zu Essonne, die erste dieser Art in Frankreich. Im J. 1815 litt seine Manufactur zu Jouy sehr durch den Krieg und den Aufenthalt der fremden Truppen. Die Werkstühle standen still und Arbeiter, die er 60 Jahre genährt hatte, baten ihn um Brot. „Dieser Anblick tödtet mich,“ sagte der brave Oberkampf, und so war es auch. Er starb im October 1815. Sein Neffe, der Mechaniker und Manufacturist Samuel Widmer, wurde Oberkampfs Nachfolger.

---

12. Friedrich Baron von Eben.

Eben (Friedrich Baron von) seit 1821 General im Dienste der Republik Columbia, geboren im Jahre 1773 zu Creuzburg in Schlesien, stammt aus einer im Jahre 1227 geadelten Familie, welche im Jahre 1600 die Freiherren-Würde erhielt, und sich auch Eben und Brunnen schreibt. Sein Vater, königlich preußischer Generallieutenant und des berühmten Ziethen Nachfolger als Chef des

Leibhusarenregiments, starb 1792 an den Folgen einer bei der Einnahme von Frankfurt a. M. erhaltenen Wunde. Als Fahnenjunker im Regimente seines Vaters, zeichnete sich der junge Eben in dem Feldzuge 1787 gegen die Patrioten in Holland aus; in der Folge als Oberleutenant in den Feldzügen 1792 und 1793 gegen die Franzosen. Bei Kreuznach schwer verwundet, diente er hierauf bei den leichten Truppen, war Adjutant des bekannten Parteigängers, des Obersten Szekuli, und erhielt wegen seiner in mehreren Aufträgen bewiesenen Einsicht und Tapferkeit den preußischen Verdienstorden. Im Jahre 1799 nahm er seinen Abschied, wurde durch den Großmeister, Baron von Hompesch, Malteserritter, und trat 1800 in englische Dienste als Rittmeister beim Regiment York Husaren. Nach der Auflösung dieses Regimentes beim Frieden 1802 stellte ihn der Prinz von Wales (später Georg IV.) 1803 bei dem zehnten Regimente leichter Dragoner, oder Prince of Wales's own, an. Damals arbeitete er die Dienstinstructionen für die leichte Reiterei und die Fußjäger in der englischen Armee aus; auch errichtete er auf Befehl des Prinzen eine Compagnie leichter Pferde, nach Art der ungarischen Husaren, von Ausländern, und sein für die neue Bewaffnung der englischen Cavallerie entworfenes Manual wurde von dem Oberbefehlshaber, dem Herzog von York, bei der Armee eingeführt. Im Jahre 1806 ward er Major in einem Jägerregimente; 1807 diente er bis zum Frieden als Freiwilliger in den preußischen Truppencorps, unter dem General Blücher, und 1808 ging er mit einer Schaar ausgewanderter Portugiesen (der Loyal Lusitanian Legion) nach Oporto, wo er im December als Commandant der englischen Truppen angestellt wurde. Nach der Einschiffung des brittischen Heeres (unter Sir John Moore) bei Corunna, bildete Eben aus zerstreuten englischen Soldaten ein Corps von 1000 Mann, das zu dem Heere des nachmaligen Herzogs von Wellington stieß. Er selbst blieb in Oporto, von wo er die englische Kriegskasse und Kriegsvorräthe aller Art nach Lissabon in Sicherheit brachte. Hier errichtete er aus Deserteurs der französischen Schweizerregimenter ein kleines Truppencorps und führte dann im Februar 1809 eine Abthei-

lung der Loyal-Lusitanian-Legion nach Galizien, wo er und der Marquis de la Romana die Bewaffnung des Landes unterstützten. Nach Portugal zurückberufen, übernahm er in Braga, wo das Volk im Aufruhr am 17. März 1809 den commandirenden portugiesischen General Bernardin Gomez Freyre d'Andrade und seinen Stab ermordet hatte, den ihm angetragenen Oberbefehl, war aber nicht im Stande mit seinem undisciplinirten Heerhaufen, der aus 18,000 großentheils schlecht bewaffneten Ordonnanzbauern (Landsturm) und nicht mehr als 995 regulairen Soldaten bestand, ohne Munition, länger als bis zum 20. März sich gegen das vordringende französische Heer unter Soult zu behaupten. Mit Casse, Fahnen und Kanonen trat er seinen Rückzug nach Oporto an, wo er am 26. März den Aufstand des Volks gegen die Anhänger der Franzosen, von welchen 15 ermordet worden waren, glücklich stillte; aber schon am 29. eroberte Soult die Stadt mit Sturm, und Eben, welcher die zerstreuten portugiesischen Truppen bei Coimbra wieder sammelte, verlor bei der Plünderung sein nicht unbeträchtliches Vermögen. Durch den geleisteten Widerstand hatte er den Feind wenigstens aufgehalten; auch sein übriges Betragen erwarb ihm die allgemeine Achtung der Nation, so daß ihn der Bischof von Oporto, Patriarch Eleito, welcher die Revolution gegen die Franzosen leitete, mit einem goldenen Kreuze beschenkte; auch wurden alle von ihm empfohlenen Officiere befördert. Gleichwohl fand Lord Beresford, der die portugiesische Armee, in welcher Eben schon als Oberster anerkannt worden war, neu organisirte, für gut, ihn, den bisherigen brittischen Major, blos als Obristleutenant bei jener Armee anzustellen. Eben forderte daher seinen Abschied, welchen ihm Beresford sogleich bewilligte, nicht aber die portugiesische Regierung, die ihn vielmehr zum Statthalter von Setuval ernannte. Auf den Befehl des englischen Gesandten nahm er die Stelle an mit dem Patente eines portugiesischen Obersten; auch erhielt er das Commando über drei Jäger-Bataillons, und wurde in der Folge Chef der 2000 M. starken Loyal Lusitanian Legion, welche er in der Schlacht bei Bussaco, in den Linien von Torres Vedras und bei der Verfolgung, als sich Massena zurückzog, befehligte. Allein nach dem Gefechte bei Condaira

wurden aus der Legion, angeblich aus Mangel an leichten Truppen, drei Jägerbataillons gebildet. Im J. 1811 wurde Eben zum englischen Oberstleutenant und zum portugiesischen Brigadegeneral ernannt. Als solcher commandirte er eine Brigade Linien-Infanterie in der Schlacht bei Fuentes d'Onor, bei der Einschließung von Almeida, vor Rodrigo und bei Badajoz; hierauf im J. 1812 ein Corps in Spanien an der Esla und bei der Blokade von Zamora. Im J. 1813 wurde er zum Gouverneur intrino der Provinz Traz os Montes, und 1814 zum Obersten in der englischen Armee und zum Adjutanten des Prinzen Regenten ernannt, aus dem portugiesischen Dienste aber als ältester Brigade-General, unter dem Vorgeben, er sei vormals Cavallerie-Officier gewesen, entlassen, was jedoch ohne die Zustimmung der portugiesischen Regierung geschah. Indeß blieb er mit Erlaubniß des Prinzen Regenten in Portugal, und trug dem Könige seine Dienste in dem Heere von Brasilien an, wurde aber, auf Betrieb seiner Feinde, in die angebliche Verschwörung des Generals Freyre d'Andrade hineingezogen und verhaftet. Von allen Angeklagten waren ihm nur zwei Officiere persönlich bekannt; unter seinen Papieren aber fand man nichts, bis auf zwei ihm ohne Vorwissen zugekommene Briefe ohne Namens-Unterschrift, mit verstellter Hand. Gleichwohl ward er zur Verbannung verurtheilt; wodurch er auch seine Anstellung beim Prinzen Regenten verlor. Vergebens hielt er um eine wörtliche Abschrift seiner Proceßacten, so wie um die Herausgabe seiner von der portugiesischen Regierung zurückbehaltenen sämmtlichen Papiere, Briefe, militärischen Tagebücher u. s. w., an. Selbst in England wurde seine Bitte, ihn nach englischen Gesetzen vor ein Kriegsgericht zu stellen, nicht erfüllt; er mußte sogar das Land verlassen, weil man die Fremden-Bill auf ihn anwandte. Eben lebte hierauf zu Hamburg, wo er ebenfalls vergeblich bei dem Könige von Portugal zu Rio de Janeiro um die Revision seines Processes anhielt. Doch gab ihm der portugiesische Gesandte in Hamburg die Versicherung, daß der König sein Herr von der Falschheit der Anklage und von seiner Unschuld völlig überzeugt sei. Im Jahr 1821 begab sich General Eben nach Südamerika und bot der Republik Columbia seine

Dienste an. Ob nun gleich der Beschluß gefaßt war, keinen fremden Officier mehr anzustellen, so machte doch Bolivar mit diesem verdienstvollen Krieger, den Beresfords Haß verfolgte, eine Ausnahme. Baron Eben trat sogleich als Brigadegeneral in die Armee der Republik ein, und er hat seitdem das Heer von Santa Fé organisirt und nach dem letzten entscheidenden Siege Bolivars im April 1822, zu der Besetzung von Quito mitgewirkt. Seine späteren Schicksale sind unbekannt.

B. Literatur*).

1. Post- und Eisenbahnkarte von Deutschland, Holland, Belgien, der Schweiz, Italien bis Neapel, dem größten Theile von Frankreich (bis Havre, Tours, Limoges), Ungarn (bis Neusatz), Polen (bis Warschau) u. s. w. Mit besonderer Berücksichtigung auf (sic) Eisenbahnen und Dampfschifffahrt und unter Beigabe mehrerer Tabellen u. s. w. Originalzeichnung von G. Hanser, k. baier. Oberleutenant. Stahlstich der Kunst- und geographischen Anstalt. Nürnberg, Verlag von Serz u. Comp.

Diese Karte verdient das höchste Lob durch ihre Schönheit und Zweckmäßigkeit. Die Schrift ist ausgezeichnet scharf und fein, meist auch correct. Als Schreibfehler fielen uns auf Laasohe st. Laasphe (preußische Provinz Westfalen), Castel Guelfe st. Guelfo (Parma). Im Elsaß ist der Zeichner nur selten in den Fehler gefallen, die französischen unsinnigen Verstümmelun-

*) Ich wiederhole hier meine Aufforderung an die Verleger, mir Exemplare von Schriften, die zum Kreis der Germania gehören, zur Anzeige zuzusenden. Bei der Eigenthümlichkeit des Leserkreises dieses Archivs, welches bereits bis Neu-York, Hermannstadt, Mietau, Athen, London u. s. w. verbreitet ist, werden solche Besprechungen nicht ohne Erfolg bleiben. Dr. Stricker.

gen statt der richtigen deutschen Namen zu gebrauchen, doch geschah dies bei Wasselonne st. Wasselnheim, Saverne st. Zabern. Sarreguemünd ist gar nichts, entweder Saargemünd oder Sarreguemines. Außer den auf der Karte selbst angebrachten Meilenberechnungen, Uebersichten der Dampfschiff- und Eisenbahnfahrten enthält auch die Rückseite derselben noch Geldreductionen, Darstellungen der fahrbaren Alpenübergänge und andere dem Reisenden sehr nützliche Notizen.

2. **Sprachkarte von Deutschland, entworfen und erläutert von Dr. Karl Bernhardi. Zweite Auflage, unter Mitwirkung des Verfassers besorgt und vervollständigt von Dr. Wilh. Stricker. Kassel, J. J. Bohne. 1849. gr. 8. XII und 136 S.**

Im Auftrag des Verfassers, der durch seine Thätigkeit als Mitglied der verfassunggebenden Reichsversammlung verhindert war, die längst nöthig gewordene zweite Auflage seiner im Herbste 1843 entworfenen Sprachkarte selbst zu bearbeiten, unternahm ich diese Umarbeitung und fand besonders im Osten, in Ungarn durch die trefflichen Untersuchungen Häuflers, in Posen durch die bei Gelegenheit der Demarcation gelieferten amtlichen Ermittelungen, Gelegenheit zu Abänderungen der Grenzlinie. Die innere Abgrenzung der deutschen Mundarten konnte keiner umfassenden Revision unterworfen werden, indem des Verfassers Aufruf in der ersten Auflage an die deutschen Geschichtsvereine zu diesem Zwecke, fruchtlos geblieben war, da diese Vereine immer noch ausschließlich mit Münz- und Siegel-, germanischen und römischen Grabstudien und andern Forschungen zur Specialgeschichte beschäftigt scheinen, so daß für eine für ganz Deutschland hochwichtige Forschung keine Muße übrig blieb. Ob durch die Ereignisse des letzten Jahres auch in diesen Kreisen der Particularismus etwas gebändigt ist, wird der Erfolg des vom Verfasser in dieser Auflage wiederholten Aufrufs darthun.

3. **Historisch-ethnographisch-statistische Erläuterungen zur neuesten National- und Sprachenkunde des österreichischen Kaiserstaats und der angrenzenden Theile, mit genauer Angabe der einzelnen Sprachfamilien. Im Verein mit Mehreren herausgegeben von R. A. Fröhlich. Wien, 1849, A. A. Wenedict. 66 S.**

Wie in diesem Verlage zu erwarten war, ein schlechtes Machwerk, das nur deßhalb eine Abfertigung verdient, weil mancher Leser durch das Aushän-

geschild der „neuesten" Sprachkarte verleitet werden könnte, hier den amtlichen Entwurf einer solchen zu finden (vergl. Germ. III. 118.). Der „Bienenfleiß", den der bescheidene Herausgeber in der Vorrede sich zuschreibt, beschränkt sich auf incorrecten Nachdruck. Die „vereinten Mehreren" sind die Nachgedruckten. S. 1—14 ist ein Abdruck der ersten vor drei Jahren erschienenen trefflichen Sprachenkarte von Häufler, der von Fehlern wimmelt (Ilirien, Panonien, Herrmanstadt, Alland st. Altland), dann kommt die Uebersicht aus der A. 3 (Germ. III. 118.). Hierauf ein nur sehr theilweise hierher gehöriger Aufsatz aus dem „Lloyd": Die Serben und ihre Privilegien, endlich verschiedene slavische Parteimanifeste aus der Agramer und Belgrader Zeitung, welche auf größere Berücksichtigung der Slaven dringen und nur theilweise statistischen Inhalts sind und mitten darunter ein alter Aufsatz von Häufler über die deutsche Ostgrenze in Ungarn. Hätte der Verfasser diesen Stoff gehörig verarbeitet, so hätte er einigen Fortschritt erzielt, durch diese Zusammenstellung aber ist kein Fortschritt seit Häufler erreicht, dessen Karte dieser „neuesten" weit vorzuziehen ist, indem zu dieser irgend eine alte, schlechte Postkarte von Mitteleuropa benutzt und darauf roh und grell die Häufler'schen Angaben aufgedruckt sind.

4. **Wie und wohin? — Die Auswanderung und die Colonisation im Interesse Deutschlands und der Auswanderer. Von Karl Gaillard. Berlin, 1849. 84 S.**

Wir sind aus dem Hafen wieder aufs weite Meer verstoßen. Schon glaubte man dem Bedürfniß deutscher Thatenlust und deutscher Armuth genügt und in den Händen von Männern wie Duckwitz und Fallati die Marine, die Vertretung im Ausland, die Colonisation geordnet, — da starrt uns das Gespenst des alten, um das ganze Deutschland unbekümmerten Bundestags entgegen und Deutschlands Ehre und Größe ist — bis auf weiteres — von Neuem der Spielball dynastischer Launen und Eifersüchteleien geworden. In diesem Zustand der Dinge ist jede Schrift dankenswerth, welche den Finger auf diese Wunde legt und den Nachtheil aufdeckt, den Deutschland durch die Unbesorgtheit seiner Regierungen schon erlitten hat und noch täglich erleidet. Die Auswanderungsfrage kann für Deutschland nur durch eine Centralgewalt gelöst werden, da Oesterreich und Preußen noch nicht übervölkert, Baiern ein Binnenland und die übrigen Staaten zum selbstständigen Auftreten zu unbe=

deutend sind. Der Verfasser geht alle zur Auswanderung empfohlenen Länder durch in Bezug auf die Aussichten, welche sie in nationaler Beziehung, so wie für den Handel und die Versorgung der Proletarier von Deutschland bieten. In Afrika lockt uns Abyssinien, wo Dr. Schimper, Statthalter von Antitscha, seinen einwandernden Landsleuten jeden Vorschub leisten würde; in Amerika empfehlen sich vom nationalen Standpunct verschiedene Gegenden von Mittel- und Südamerika. Im Anhang sind die Satzungen des Berliner Vereins zur Centralisation der deutschen Auswanderung und Colonisation mitgetheilt, dessen Vorstandsmitglied der Verfasser ist.

5. **Die Lyrik der Deutschen in ihren vollendetsten Schöpfungen von Göthe bis auf die Gegenwart. In fünf Büchern herausgegeben von H. F. Wilhelmi, Hofr. und Prof. Frankfurt a. M., bei H. L. Brönner, 1848. 460 S.**

Diese ebenso billige als vollständige Auswahl deutscher Gedichte ist gebildeten Auswanderern, welche in einer geistigen Verbindung mit dem Vaterlande bleiben wollen, dringendst zu empfehlen. Die Sammlung selbst ist systematisch nach Stoff und Form geordnet; das Register führt die Dichter alphabetisch auf. Zwei Verstöße sind uns in demselben aufgestoßen, einmal die Wiederholung von Gustav Schwabs (die deutsche Prosa II. 23.) falscher Angabe, daß Clemens Brentano katholisch geworden sei. Die Brentano's sind eine altkatholische Familie italienischen Ursprungs, die nicht Ein protestantisches Mitglied zählt. Sodann ist das herrliche Gedicht „Fremdlings Abendlied" im Text dem Schmidt von Lübeck, im Dichterverzeichniß aber dem Schmidt-Physeldeck zugeschrieben; wir halten die erste Angabe für die richtige.

6. **Die Natur und das Leben in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in ihrer Licht- und Schattenseite, nach den Schilderungen von Augenzeugen und den Briefen ausgewanderter Landsleute dargestellt von Dr. A. R. Thümmel. Erlangen, Palm 1848. gr. 8. VIII und 521 S. Preis fl. 2½.**

Nordamerika bietet im Gegensatz zu Mexiko in seinem Staatsleben das Großartige und Bewunderungswürdige, in seinem geselligen Leben das Ab-

stoßende. Daher tritt hier das Malerische in den Hintergrund und wird überwogen von dem politischen und staatswirthschaftlichen Interesse. Während das religiöse Leben in Mexiko nur eine Wiederholung der oft geschilderten Pracht des katholischen Gottesdienstes, des Aberglaubens und der Unwissenheit eines bigotten Volks bietet und höchstens die Vermischung heidnischer und katholischer Legenden bei den Indianern eigenthümliches Interesse gewährt, waltet gerade in Nordamerika das regste religiöse Leben in den unzähligen Sekten, deren manche durch ihre Verbindung mit socialen Experimenten eine eigene Wichtigkeit gewinnen.

Aus diesen Andeutungen ergiebt sich schon der Inhalt des vorliegenden Werks, in welchem nach allgemeinen Betrachtungen die Sekten geschildert, dann das deutsche Element betrachtet, die Städte Washington, Philadelphia, Neu-York, Cincinnati, Neu-Orleans u. s. w, besucht und dabei über die Verwaltung, das Gefängnißwesen, das gesellige Leben, den Handel und die großartigen Verbindungsanstalten Bemerkungen hinzugefügt werden. Ausflüge in den Westen und Süden geben Veranlassung zu Bemerkungen über das Ansiedlerleben, über Vegetation und Jagdthiere, über die Neger und Indianer. Oregon und Texas beschließen das Werk. — Daß Auszüge aus Dicken's Reise aufgenommen sind, können wir nicht billigen, da Dicken seine Eingenommenheit gegen alles Amerikanische auf jeder Seite seines sehr unterhaltenden, übrigens auch durch wohlfeile Ausgaben und Uebersetzungen in Deutschland sehr bekannten Buches kund gibt, dasselbe gilt von dem enthusiastischen und veralteten Buch von Duden. Auch vermissen wir die Angabe des Jahres, in welchem die Beobachtungen gesammelt oder die Schilderungen zuerst erschienen sind, was in einem so rasch fortschreitenden Lande höchst nöthig ist.

7. The life of Major-General Peter Mühlenberg, by H. A. Mühlenberg. Philadelphia, Carey and Hart, 1849.

Peter M. (vergl. Germ. II. 474.) war Sohn des „Vaters Mühlenberg", des Gründers der deutsch-lutherischen Kirche in Nordamerika, der ihn die Universität Halle besuchen ließ und ihn dem Dr. Ziegenhagen empfahl. Aber Studium und Bücher behagten dem unsteten, nach Abentheuern lüsternen Sinn des Jünglings nicht. Er verwickelte sich in Raufereien, war genöthigt von Halle zu fliehen und ließ sich in einem hessischen Dragonerregiment anwerben. Später kehrte er nach Nordamerika zurück, setzte in dem Hause seines Vaters

die geistlichen Studien fort und wurde Prediger an zwei Kirchen in Neujersey. Der Ausbruch des Freiheitskriegs gab ihm Gelegenheit, sich wieder dem Kriegerstande zuzuwenden. Er schwang sich schnell zum Brigadegeneral empor und warf mit seiner Schaar in der Schlacht bei Brandywine jenes hessische Dragonerregiment, in welchem er früher gedient. Einzelne Soldaten desselben sollen bei dem Anblick seiner ihnen bekannten Gestalt ausgerufen haben: Hier kommt Teufel Piet!

8. **Berichte aus Wisconsin. Von Theodor Wettstein, Kaufmann in Milwohki. Erste Abtheilung, betreffend die deutsche Auswanderung nach Nordamerika, und Darstellung einer im Jahre 1848 mit Familie und in Gemeinschaft mit 156 andern Personen ausgeführten Uebersiedelung. Nebst den neuesten und wichtigsten die Auswanderungssache betreffenden gesetzlichen Bestimmungen, den neuesten authentischen Angaben über Reisegelegenheiten, Preise, Ueberfahrtsbedingungen u. s. w. Elberfeld und Iserlohn, Julius Bädecker, 1849. 152 S. und 70 S. in 8.**

Referent erinnert sich nicht, je ein Buch gelesen zu haben, das eine so vollständige, zuverlässige und gründliche Anleitung für den Auswanderer von der Abreise aus der Heimath bis zur Ankunft in der Niederlassung gibt, als der vorliegende Bericht, welcher zugleich durch die Lebendigkeit und Correctheit der Darstellung sich vortheilhaft vor ähnlichen Werken auszeichnet und den Beifall vollkommen verdient, den er schon früher in engeren Kreisen gefunden hat. Dieser erste Theil enthält nur die Reisebeschreibung; über seine neue Heimath selbst wollte der Verfasser erst nach längerem Aufenthalt urtheilen, doch ist, zufolge einer Anmerkung des Verlegers, der zweite Theil jetzt bereits unter der Presse. Zu S. 10 habe ich zu bemerken, daß die Preisermäßigung für Auswanderer auf der Köln-Mindener, sowie auf der hannover'schen Bahn auf eine Verwendung des Frankfurter Nationalvereins für deutsche Auswanderung und Ansiedelung erfolgt ist, welche der Unterstaatssekretär im Ministerium Gagern, Fallati bevorwortete (vergl. Protocolle der Sitzung vom 4. März 1849 im deutschen Auswanderer 1849 Nr. 11). Bei Beschreibung des Schiffes warnt der Verfasser vor der Auswanderung im Winter, weil es für die Zwischendeckreisenden dann wegen der Kälte oft Tage lang unmöglich ist, aufs Deck zu kommen und hier ihre Zeit zuzubringen, während gleichzeitig

wegen der hohen See oft eben so lange die Lucken geschlossen gehalten werden müssen. Dieser Zustand erzeugt dann alsbald die Seekrankheit in einem hohen Grade und verhindert die Genesung davon, dazu verdirbt die Luft und das Ungeziefer nimmt überhand. Trotz der Lobsprüche, die der Verfasser dem Schiff und dessen Führer spendet, müssen wir es aber rügen, daß bei der großen Anzahl Auswanderer mit vielen Kindern kein Arzt und nicht einmal eine Schiffsapotheke mit den gewöhnlichsten Mitteln an Bord war. So starb ein Kind am Croup, weil der Vater bei der hohen See, eine Viertelstunde von Bremerhafen, die Fahrt dahin nicht wagte, um Blutegel und Brechmittel zu holen. Am 3. Mai 1848 fuhr das Schiff ab, entging glücklich dem dänischen Kreuzer und hatte mehrere heftige Stürme zu bestehen. Bei dieser Gelegenheit macht der Verfasser manche gute Bemerkung, die man auf S. 60 und 61 nachsehen mag. Als das Wetter in der Nähe von Neufundland wieder gut geworden war, veranstaltete man einen glänzenden Ball. Die Vortheile Bremens vor Antwerpen, Havre und Rotterdam hat der Verfasser auf S. 74—79 sehr gut auseinandergesetzt. Am 13. Juni landete das Schiff in Neu-York und sogleich begann die Bestürmung des Schiffs durch die „deutschen Piraten", jene Mäkler, deren spitzbübisches Aussehen der Verfasser lebhaft schildert. Nach dreitägigem Aufenthalt reiste Wettstein nach Milwohki ab und schildert die Reise dahin mit allen Einzelheiten, gibt überall die besten Reisegelegenheiten und Wirthshäuser an und verstreut eine Menge praktischer Bemerkungen. Die Reise aus dem innern Norddeutschland über Bremen nach Neu-York schlägt er auf wenigstens 70, die von Neu-York und Milwohki auf 100 Thlr. an. Der Anhang enthält Anmerkungen und Zusätze, eine sehr nützliche Enthüllung des ganzen Gewebes von Schurkereien, welches, meist von Landsleuten, um den schlichten, arglosen deutschen Bauer gleich von seiner Landung in Neu-York an gesponnen wird; einen Bericht des deutschen Volks-Vereins in Neu-York über seine Wirksamkeit zum Besten der Auswanderer; Bremer und Amerikanische Gesetze und Verordnungen, die Auswanderung betreffend; Bedingungen der Ueberfahrt; Verhaltungsmaßregeln bei der Ankunft in Neu-York, Münztabelle u. s. w.

9. **Mexico und die Mexicaner, in physischer, socialer und politischer Beziehung; ein vollständiges Gemälde des alten und neuen Mexico, mit Rücksicht auf die neueste Geschichte, nach deutschen, fran-**

zösischen, englischen und nordamerikanischen Quellen dargestellt von Dr. A. R. Thümmel. Erlangen, Palm, 1848. gr. 8. VIII und 479 S. Preis fl. 2½ Rhein.

Eine werthvolle Gabe. Hätte der Verfasser die aus zahlreichen Reisewerken und Zeitschriften gesammelten Skizzen zu einem Ganzen verarbeitet, so wären allerdings manche Wiederholungen vermieden, manche Lücken ausgefüllt und ein Gesammtbild hergestellt worden, es hätte aber dann nur Eine Anschauungsweise das Ganze beherrschen können. Gerade bei südlichen Ländern ist es aber anziehend, die malerische eben so sehr wie die politische Anschauungsweise vertreten zu sehen. So auch hier. Auf die ernste Strafpredigt des politischen Reisenden, der die Verdorbenheit des Volks, besonders seiner Staatsmächtigen und Beamten, die Unwissenheit und den Hochmuth desselben rügt, folgt der poetische Tourist, der bloß die Erhabenheit der tropischen Natur bewundert und sich an der Höflichkeit und Herzlichkeit der Gesellschaft, an der bunten, malerischen Tracht der Bewohner erfreut. Die Quellen sind mit viel Umsicht gewählt; von Zeitschriften sind besonders das „Ausland", Magazin für Literatur des Auslands, Revue des deux mondes, Blackwood's Magazin, dem die lebendige Schilderung eines tropischen Gewitters S. 366 entlehnt ist, Revue independante, Times u. s. w. benutzt, doch vermissen wir öfters die genaue Angabe des Titels der benutzten Schrift und die des Jahrgangs der Zeitschrift. Löwensterns Werk, aus welchem die lebendige Schilderung des prophetischen Kampfs zwischen dem Stier und dem Tiger in unsere Schilderung von Mexico (bei Meidinger in Frankfurt, 1847) übergegangen ist, finden wir nur wenig benutzt, ebenso ist das über die alten Mexicaner Mitgetheilte sehr dürftig, während doch Klemm's Kulturgeschichte der Menschheit nach Humboldt und Clavigero eine umfassende Darstellung des Zustandes der Azteken gibt. — Der Gang des Werkes ist der, daß nach einer allgemeinen Darstellung des Landes der Leser nach Vera-Cruz gelangt, wo er nicht nur mit der Stadt, sondern auch mit den Handels- und Verwaltungszuständen des Landes bekannt gemacht wird. Dann gelangt er in die Hauptstadt und lernt dort die geselligen, kirchlichen und wissenschaftlichen Verhältnisse kennen. Ein Besuch in den Minenbezirken gewährt ihm einen Blick in die natürlichen Schätze, die den Ruhm und das Unglück des Landes ausmachten. Ausflüge nach den jetzt verlorenen Bezirken von Neumexico und Californien

machen mit den Zuständen der Indianer bekannt und führen auf die Geschichte des Krieges mit Amerika, dessen Darstellung das Werk beschließt.

10) **Ostpreußen auf der Mosquitoküste! Brief eines mit der Königsberger Expedition nach der Mosquitoküste ausgewanderten Ostpreußen in seine Heimath. Mit Anlagen (die Adresse der städtischen Ressource zu Königsberg an den englischen General-Consul Walker zu Bluefields, dessen Antwortsschreiben u.s.w.) Königsberg, Verlag von H. L. Voigt. 1848. 8. 45 S.**

Der Brief eines Theilnehmers an jener kopflosen Expedition *) ist von einem Joh. Ephraim Schulz am 20. Juli und 20. August 1847 in dem eigenthümlich schwülstigen Ton der Halbgebildeten verfaßt, ohne naive Anschauungen und Schilderungen, aber voll von Sprachfehlern und englischen Brocken.

Am 14. Mai 1846 fuhren 118 Passagiere von Königsberg ab.

Am 15. Sept. waren sie an der Küste von Nicaragua und jetzt erst bildeten sich Parteien in Bezug auf das eigentliche Reiseziel. Um die Planlosigkeit des ganzen Unternehmens zu bezeichnen, müssen wir hier eine Stelle wörtlich hersetzen: „Die Mehrzahl stimmte für Texas, ich selbst war ein Texaner, weil ich nun einsah, daß nichts in Mosquito angekauft und dies ein ganz uncultivirtes Land sei, in Texas dagegen es schon mehrere deutsche Vereine gibt, die einen nicht sinken lassen. Den folgenden Tag sollte abgestimmt werden. Wir Texaner legten uns ruhig nieder, weil wir unserer Sache gewiß waren: „Morgen gehts nach Texas". Bever, ein furchtbarer Spion, der für Mosquito stimmte, kroch bei vielen von den Leuten, die man leichtgläubig nennt, des Nachts in die Kojen, überredete diese und las beim Lampenschein den Leuten die reizendsten und schönsten Stellen von Mosquito vor, so daß er den andern Morgen eine nette Gruppe von den Leichtgläubigen für Mosquito hatte. Jetzt schlug die Geschichte um, es ging nach Stimmenmehrheit, uns fehlten nur drei Stimmen und so ging's von Westindien geradeaus nach Mosquito.

*) Vergl. über dieselbe: „Die Colonisationsgesellschaft in Königsberg zur Gründung einer deutschen Colonie auf Müskito in Mittelamerika." Von C. M. Keber. Mit einer Karte der M.-Küste. Königsberg 1846. XII und 49. S. 12. — Köln. Ztg. 5. Mai und 26. Okt. 1846.

Meinetwegen, ich bin schon dabei". — Die Leute hatten sich mit schlechten Vorräthen versehen, Bever, „der furchtbare Spion", mußte 120 Pfd. faul gewordenes Salzfleisch über Bord werfen, das Wasser mangelte, so daß eine Zeitlang nur ¼ Flasche täglich auf die Person kam. Am 15. Sept. kam auf 133 Köpfe (einschließlich der Schiffsmannschaft) nur noch ein Faß Wasser. An diesem Tage landeten sie mit großer Gefahr wegen der Brandung, verloren aber das Boot, Anker, Taue, zwei Aexte und zwei Spaten. Zwei Tage rasteten sie am Strande in verlassenen Indianerhütten und lebten von geschossenen Vögeln, von Wein und Lebensmitteln, die geübte Schwimmer vom Schiffe holten. Einige von der Mannschaft ließen sich darauf von einem Neger in einem Küstenboote nach St. Juan de Nicaragua bringen und trafen dort einen Landsmann, der später mit nach Mosquito zog, während dagegen 6 Familien hier zurückblieben. Die übrigen langten am 26. Sept. im Hafen von Bluefields (Schulz schreibt immer fälschlich Blewfields) an und wurden von dem englischen Generalconsul (eigentlich wohl Regenten des Landes) Walker gut aufgenommen, untergebracht und bis zum 1. April 1847 mit Kost wohl versehen. Am 4. Okt. 1846 begannen sie den Wald auszuhauen, sich Häuser zu bauen, das Feld einzuzäunen und mit Reis, Mais, Bananen, Yams, Kokos und Zuckerrohr zu bepflanzen. Andere fällten im Accord Mahagonibäume. Mit der Regenzeit im November traten heftige Wechselfieber bei fast Allen ein und viele starben. Die Ueberlebenden litten an häufigen Rückfällen und waren dem englischen Arzt, Dr. Green, mit 1500 Fl. verschuldet, die sie abverdienen mußten. Die Hauptstadt Bluefields besteht aus 300 mit Palmblättern gedeckten Häusern, nur Walker's Haus ist mit Schindeln gedeckt. Größere Kaufleute, zugleich Schiffseigner, gibt es sechs. Das Leben ist sehr theuer, denn Mehl und gesalzenes Fleisch kommt aus Nordamerika. Das Hauptfest ist Weihnachten, wo Walker, der über den König, einen Jungen damals von 17 Jahren, und dessen Geschwister nach Gutdünken verfügt, Bälle und Feuerwerke gibt. Wie manche weiße Duodezfürsten unterhält auch der braune Schattenkönig ein Heer zur Spielerei, bestehend aus einem Stab, einem Pagencorps, einer Grenadier- und zwei leichten Compagnien (zu je 50 Mann) und sechs Reitern. Natürlich waren dafür die Preußen sehr willkommen und wurden sogleich als Exerciermeister angestellt. Nach kurzer Zeit traf Frhr. A. v. Bülow und 2 Commissäre des Prinzen Karl von Preußen, wel-

cher bekanntlich die erste Untersuchung der Mosquitoküste veranlaßt hatte, dort an. Die Anlagen sind, im englischen Original und der deutschen Uebersetzung, ein Danksagungsschreiben der städtischen Ressource in Königsberg, Walkers Antwort darauf und dessen Antwort auf eine Dankadresse der Colonisten. Aus den spätern Nachrichten A. v. Bülow's (Deutsche Auswanderer 1848. Nr. 3.) fügen wir noch hinzu, daß 3 auf der Ueberfahrt, 17 durch Mangel und schlechte Lebensmittel in S. Juan starben (Walker fiel im Frühjahr 1848 im Kriege gegen Honduras). Bluefields ist zu Ehren des Prinzen Karl Karlstadt genannt worden, das Wappen derselben besteht in 3 blauen Streifen im weißen Feld, worüber rechts der preußische Adler, links das englische Wappen. Am 10. Sept. 1847, als am Anfang des Regierungsjahres, setzte der preußische Fähndrich, mosquitischer Hauptmann und Adjutant, von Tempsky dem König im Thronsaal die Krone auf.

11) Führer und Rathgeber für Auswanderer nach Südaustralien und Port Adelaide. Mit genauer Beschreibung des Ackerbaus, der Viehzucht, des Bergbaus, des Ankaufs und der Niederlassung, sowie mit Angabe der Bedingungen der Ueberfahrt. Von Eugen Laun, Schiffscapitän in Bremen. Mit einer Karte von Südaustralien. Bremen, A. D. Geisler 1849. 56 S.

Der Verfasser hat schon im Jahre 1847 eine Schrift über Südaustralien herausgegeben und seitdem seine Kenntniß von dem Lande durch eine abermalige Fahrt dahin (im Jahre 1848) erweitert. Obgleich er bei der Auswanderung nach Australien betheiligt ist und ein Büro zu diesem Zweck in Bremen, Wall 29 E., besitzt, so ist doch kein Grund vorhanden, an der Wahrheit seiner schlicht vorgetragenen Angaben zu zweifeln, wenn er auch im Ganzen etwas ins Helle malen mag. Der Inhalt ist folgender: Geschichte und Beschreibung, Clima von Südaustralien. Die Stadt Adelaide und ihr Hafen. Port Lincoln. Thierwelt. Land- und Ackerbau. Der Fortschritt ist hierin besonders auffallend: 1845 waren erst 25,550, jetzt sind schon 38,700 Aecker angebaut. Gartenland ist von 630 auf 1690 Weinberge sind von 50 auf 220 Aecker gestiegen. Im Jahre 1848 wurde nach Ostindien, dem Cap und der Insel Mauritius 1000 Last Weizen und 800 Last Mehl ausgeführt.

Von der Viehzucht ist der wichtigste Theil die Schafzucht. In den Jahren 1845 und 1846 wurde die Wolle in England zu 1 bis 1½ Schilling verkauft und es gingen jährlich über 1,500,000 Pfd. dahin, doch hat man in den letzten Jahren lange nicht so hohe Preise für australische Wolle bezahlt, nachdem man eingesehen hat, daß sie an Güte der deutschen nicht gleich kommt. Es muß zuerst noch weit mehr für Verfeinerung der Schafe gethan werden. Deutsche Schäfer werden den englischen vorgezogen. Ende 1848 waren 50,000 Stück Rindvieh und 3500 Pferde in der Colonie. Fabriken giebt es 83, davon 19 Brauereien, 3 Wagenfabriken, 24 Mühlen (11 Dampfmühlen), 4 Metallgießereien, 5 Maschinenfabriken u. s. w., auch zwei englische und eine deutsche Druckerei, die letztere in Bethanien, wo zweimal wöchentlich eine deutsche Zeitung erscheint. Die Bergwerke gehören bekanntlich zu den ergiebigsten; beständig werden neue entdeckt und meistens von deutschen Bergleuten ausgebeutet. Der Abschnitt von der deutschen Ansiedelung, welche bis jetzt aus fünf rein deutschen Dörfern besteht, gibt eine nützliche Uebersicht dessen, was jeder Stand dort für Aussichten hat. In dem Abschnitt Handel ist der Zolltarif mitgetheilt. Als in einer englischen Colonie haben natürlich die deutschen Kaufleute den Engländern gegenüber keine so günstige Stellung, als die deutschen Handwerker. Die Eingebornen hält der Verfasser für bildungsunfähig und führt Beweise an; ihr gänzliches Aussterben steht in naher Aussicht. Die Seereise ist sehr anmuthig geschildert, als ein gemüthliches Schlaraffenleben, getheilt zwischen Essen, Trinken, Schlafen, Unterhaltung und Naturgenuß. Einige Schattenzüge hätten nicht geschadet. Den Schluß machen die Bedingungen der Ueberfahrt. Im Zwischendeck kostet der Erwachsene 80, in der Cajüte 220 Thlr.

12) Australien und seine Colonien Süd-Australien, Australia Felix u. s. w. nach mehrjährigen Beobachtungen und Erfahrungen von Wilkinson, Westgarth, Wyld, und den Berichten deutscher Colonisten. Ein Handbuch für deutsche Auswanderer von J. K. Haßkarl, früher wissenschaftlichem Vorstand des botanischen Gartens auf Java, Mitglied des Nationalvereins für deutsche Auswanderung in Frankfurt *), der kais. leop. carol. Akademie der Naturforscher in Breslau, der königl. botanischen Gesellschaft

in Regensburg u. s. w. Mit Tabellen und Karte. Elberfeld und Iserlohn, J. Bädeker. 1849. 8. 404 S.

Südaustralien ist im Wesentlichen nach Wilkinson (vergl. Germ. III. 266), Austr. Felix nach Westgarth bearbeitet. Eine allgemeine Abhandlung über Australien (S. 1 — 104) beginnt, Auszüge aus Privatbriefen, deren letzter vom 20. Okt. 1848, schließen das Werk. Die Tabellen enthalten Vergleichung englischer Münzen, Gewichte und Maße mit preußischen, Temperatur der einzelnen Monate im südlichen Australien, Jahreszeiten und Unterschiede der Wärme in den verschiedenen Colonien, Regenmenge und Zahl der Regentage, Zahl der Gebornen und Gestorbenen in den Jahren 1844 und 1845, Zahl der Glaubensbekenntnisse, Löhne zu Ende 1847, Preise der Ueberfahrt, von Kleidung und Lebensmitteln ꝛc. Wichtig ist die Mittheilung eines englischen Colonialbeamten vom 18 Nov. 1848, daß die englische Regierung deutschen Auswanderern weder freie Ueberfahrt, noch Vorschüsse gewähren kann und daß Ausländer kein Land bauen dürfen, ehe sie auf gesetzliche Weise sich im Lande naturalisirt haben.

Wir betrachten das vorliegende Werk als das umfassendste und gründlichste, das über die Auswanderung nach Australien noch erschienen ist.

14) Der deutsche Soldat. I. Theodor Preußer, Schleswig-Holstein'scher Oberfeuerwerker, als Sieger gestorben bei Eckernförde am 5. April 1849. Mit Erzählungen von andern wackern Soldaten. II. Der deutsche Bürgerkrieg in Baden, von Augenzeugen geschildert, nebst andern Geschichten ꝛc. 16. 192 und 248. S. herausg. von Fr. Bernhard. Stuttgart, J. Scheible 1849. 18 Kr. jedes Bändchen.

Ein in jeder Rücksicht höchst zeitgemäßes Büchlein, zur Erhebung, Belehrung und Warnung, die unzähligen Thaten deutscher Krieger hervorhebend, welche unter fremden Fahnen geschehen, fremden Truppen zugeschrieben werden oder in wenig verbreiteten Schriften verborgen liegen, die Leiden schildernd, welche deutsche Krieger erduldeten durch die Uneinigkeit oder den Landesverrath ihrer Fürsten. Daß eine solche Ermahnung zur Einigkeit nöthig sei in dieser Zeit, wird niemand leugnen, und so ergeht unsere herzliche Bitte an alle Führer deutscher Truppen, nach Kräften für die Verbreitung des vorliegenden, jedem Stamme und Staate mit gleichen Schaalen seinen Ruhm zu-

wägenden und mit seltenem Talent populär geschriebenen Werkchens bei ihren Untergebenen zu wirken. Der Preis des auf 5—6 solcher Bändchen angelegten Werks ist so niedrig, daß wenn eine Corporalschaft täglich eine Cigarre weniger raucht, sie in ein Paar Tagen ein Heft sich anschaffen kann.

15) **Wisconsin von Dr. Carl de Haas, Farmer in Calumet. Zweite Abtheilung. Beschreibung und Reisebilder. Elberfeld und Iserlohn, Jul. Bädeker 1849. 8. 140 S.**

Nur die ersten 45 Seiten dieses Büchleins sind selbstständig, der Rest ist eine der Ziegler'schen Reise (2 Bände, Dresden bei Arnold) entlehnte Beschreibung von W. Der Inhalt der ersten Abtheilung ist: Winke für Auswanderer, Staatsgrundgesetz für Wisconsin, Grenzen und Eintheilung des Staats (sein Umfang beträgt 2630 □M. [Baiern hat 1394] mit 200,000 Einw. zu Anfang 1848), das Clima, das Claimrecht der Einwanderer, Preise in 1848 und Steuern, das häusliche Leben, Temperaturbeobachtungen, Bearbeitung des Bodens, Producte rc., Reiserouten.

Eigenthümlich ist eine Heirathsgeschichte, die der Verfasser mittheilt (S. 33). Ein Deutscher von guter Bildung, der unverheirathet in der Gegend von Milwohki eine sehr schöne Farm besaß, kommt eines Tages hastig zu einem Freund geeilt, und beschwört ihn in der größten Aufregung, ihm augenblicklich zu einer Frau zu verhelfen, da er ohne solche nicht länger wirthschaften könne. Sogleich gingen beide „auf den Fang" aus, begegneten bald einem Zug Auswanderer, unter denen ein schönes Mädchen sich befand; der Heirathslustige knüpfte ein Gespräch mit ihnen an, begleitet sie eine Strecke und kommt nach einer halben Stunde mit dem Mädchen als seiner Braut am Arm zurück. Noch am selben Tage traut ihn der Friedensrichter, wobei der Freund Zeuge ist und am folgenden Tage fährt er mit seiner jungen Frau auf seine Besitzung. Wichtig für Sprachforscher sind die Mittheilungen über die Sprache der Wisconsin-Indianer S. 40 und 41.

16) **Californiens Gegenwart und Zukunft von J. Hoppe. Nebst Beiträgen von A. Erman: Ueber die Klimatologie von Californien und über die geographische Verbreitung des Goldes. Hierzu zwei Karten: 1) Californien von J. Hoppe. 2) Die bis**

1849 bekannt gewordenen Golddistricte von A. Erman. Berlin, G. Reimer 1849. gr. 8. VIII. 152 S. 1 Thlr.

Schon der Name des Verlegers und der Antheil des Prof. Erman verbürgen, daß diese Schrift keine der treibhausähnlichen Speculationen der Gewinnsucht ist. Vielmehr hat der Herausgeber in der Absicht, selbst nach Californien zu reisen, sich gründlich mit den Werken über dies Land beschäftigt. Benutzt sind besonders Duflot de Mofras, obgleich der Herausgeber diesen sehr niedrig stellt, Fremont, ferner eines Ungenannten „Life in California," N. Y. 1846, und für die Geschichte Forbes 1832 in London erschienenes Werk darüber. Die Karte ist von dem Herausgeber nach den vorhandenen geographischen Bestimmungen, welche für das Innere des Landes sehr unvollständig sind, selbst entworfen. Derselbe hat bei seinem Werke nicht die bloße Befriedigung der Neugier des großen Publicums bezweckt, sondern geht von der culturgeschichtlichen Wichtigkeit der Entdeckung des Goldes aus „als Grundlage der Colonisation der Westküste von Nordamerika," wobei denn eine genauere Erörterung der Verhältnisse des Geldes, des Welthandels, Amerikas u. s. w. nicht zu umgehen war.

Die gediegene Arbeit des berühmten Reisenden Erman bezeichnet der Herausgeber selbst als „den besten Theil des Buches." Höchst interessant als neuer trauriger Beweis, wie deutscher Wissenschaftlichkeit fast alle Entdeckungen zu danken sind, während uns überall die Mittel fehlen, sie zum eigenen Besten auszubeuten, ist auf S. 98 und 99 verzeichnet: „Die durch Verwitterungen in eine gelbe erdige Masse übergehenden Talkgesteine und der hier so häufige Magnetsand erinnern an das Vorkommen des Goldes am Ural und wenn man noch die durchsetzenden Quarzgänge und Stöcke hinzunimmt, so wird die Analogie der Verhältnisse noch bedeutender und verdiente wenigstens einen Waschversuch. Ich schlug dem Cap. Chramtschenko vor, einen solchen zu veranlassen, denn da man wohl sicher auf Uebereinstimmung der geognostischen Beschaffenheit zwischen S. Francisco und dem benachbarten Roß rechnen könne, so würde die Auffindung des Goldes für die russisch-amerikanische Colonie vom directesten Nutzen sein." Dies ist geschrieben am 8. Dec. 1829. Die Karte E.'s weist 81, von N. nach S. geordnete Goldbezirke nach, wovon 5 auf Deutschland fallen: Harz, Thüringerwald, Riesengebirge, Rhein, Böhmen.

C. Notizen.

Bergtheil (vergl. Germania I. 447) hat sich im November 1847 in Bremerhafen mit 35 Familien, im Ganzen 200 Köpfe stark, nach Südafrika eingeschifft, wo sie im Juni landeten und auf dessen Besitzungen, 15,000 Acker groß, zwischen Petermoritzburg und Urban sich ansiedelten. Den Mittelpunct der Colonie bildet das Packhaus, wo die nöthigen Vorräthe sich befinden. Hier wohnt auch der Director, der Geistliche und der Arzt. Der Schulunterricht war bisher im Bethaus, doch begann man im December 1848 den Bau eines eignen Schulhauses. Die Leute sind glücklich und einig. Als man neulich den Einfall der Zulus befürchtete, befestigten sie rasch das Blockhaus mit Graben und Pfahlwerk und bildeten eine bewaffnete Schaar, doch kam es nicht zum Kampfe (The Natal Witness, 15. Dec. 1848.)

Nach mündlichen Mittheilungen eines jungen adeligen Livländers soll das Verhältniß des baltischen Adels zum Deutschthum ganz anders sein, als ich nach Kohl und Buddeus in der Verbreitung (S. 45), der Germania (I, 19) und den Wechselwirkungen (S. 230) es geschildert. Gerade die Bürgerschaft der Handelsstädte, welche viel Verkehr mit Petersburg haben und die Gunst der dortigen Behörden brauche, neige zu Rußland hin, dagegen habe der unabhängige Adel der drei Herzogthümer, was auch früher von ihm versäumt worden sein möge, jetzt angefangen, in die Bauerschulen den deutschen Sprachunterricht einzuführen und so wenigstens das heranwachsende Geschlecht der Letten an sich zu ziehen, was auch bereits günstigen Erfolg äußere. Die Bekehrungen seien gegen den ausdrücklichen Willen des Kaisers Nikolaus geschehen und jetzt gänzlich eingestellt. An seinen Privilegien hielte der Adel nur deßhalb so fest, weil nur auf diese Weise es möglich sei, den Ankauf von Gütern durch Russen zu verhindern. Weitere Mittheilungen über diesen Gegenstand sind mir sehr erwünscht.

Die Schriftsteller im Norden scheinen es sich sehr leicht zu machen, um zu Ruhm und Ansehen zu kommen: sie nehmen deutsche Gedichte und geben sie für die ihrigen aus (vergl. Germ. III. 5.) Ein Tourist erzählt in seinen Reiseblättern aus dem Norden: „Ich fand in einer norwegischen Sammlung das Gedicht: „„Ich freue mich, wie's Kind zur Weihnachtsgabe"" von Claudius, doch war dieser Biedermann nicht als Verfasser genannt, sondern Riber; ich habe mehrere deutsche Gedichte gelesen, welche dieser für seine Poesien ausgegeben hat, und glaube, dies nicht unerwähnt lassen zu dürfen, sondern ihn als Plagiarius bezeichnen zu müssen. So fand ich auch in einer schwedischen Anthologie Hölty's Gedicht: „„Grabe Spaten, grabe,"" und als Verfasser war J. E. Schartau genannt; ferner Herder's Gedicht: das Kind der Sorge: „„Einst saß am murmelnden Strome,"" welches der schwedische Poet Leopold kurzweg für seine Arbeit ausgegeben. (Köln. Ztg.)

In der zweiten Hälfte des Jahres 1847 wurden in der Fremdenabtheilung des Barmherzigkeitskrankenhauses zu Rio de Janeiro 55 Deutsche behandelt, wovon 4 starben. Darunter waren einige von dem unglücklichen Ansiedelungsversuch des verstorbenen Ministers und Senators Saturnino bei Macahe, bei welchem von 150 Ansiedlern rasch 50 starben.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts erschienen in Deutschland folgende Zeitschriften in fremden Sprachen: In Hamburg British Mercury, in Wien Mercurio di Vienna und eine griechische Zeitung, französische Zeitungen zu Wesel, Köln, Neuwied, Elberfeld, Frankfurt (noch fortbestehend,) Zweibrücken (später nach Mannheim verlegt,) Wertheim, Berlin; lateinische zu Helmstedt, Leipzig und Stuttgart. (Giehne, Studien und Skizzen aus der Mappe eines Zeitschriftstellers. Karlsruhe 1844.)

In der königl. Rüstkammer in Madrid fällt dem Beschauer ein Harnisch auf durch seine riesenhaften Verhältnisse und besonders durch

die ungeheure Schulterbreite. Auf meine Frage nach dem ehemaligen Eigenthümer dieses Eisenkleides antwortete man mir, daß es einem Kurfürsten von Sachsen angehört habe, den man nicht zu nennen wußte. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich hier um den Kurfürsten Johann Friedrich, welcher nach der Schlacht bei Mühlberg dem Kaiser Karl V. als Gefangener in die Hände fiel. Also auch die Zeichen des Sieges eines deutschen Kaisers über einen deutschen Reichsfürsten sind zur Tropäe für eine fremde Nation geworden! (Rochau, Reise in Spanien, II. 204.)

In der königl. Gemäldegallerie in Madrid ist die deutsche Schule durch Albrecht Dürer (Alberto Durero) mit 10, durch Lucas Kranach mit 2 Bildern vertreten. Ein allegorisches Gemälde von A. Dürer wurde laut einer Inschrift auf der Rückseite 1548 von dem Grafen Friedrich von Solms dem Grafen Joh. von Ligne zum Geschenk gemacht, so daß es also wahrscheinlich durch Brabant den Weg nach Madrid genommen hat. Die Gemälde des Lucas Kranach stellen Hofjagden des Kurfürsten von Sachsen vor.

Am 17. Sept. 1849 wurde in Lyon das Denkmal des Johann Cleberger feierlich eingeweiht.

Martin Waldseemüller (Hylacomylus), geboren zu Freiburg im Breisgau, der daselbst seit 1490 studirte, dann Lehrer der Geographie an dem Gymnasium zu St. Dié (Oppidum Sti. Deodati) in Lothringen war und 1522 starb, hat in seiner Cosmographiae introductio 1507. (1509, 1535. 1554.) zuerst den Namen Amerika gebraucht, welcher in einer 1509 zu Straßburg erschienenen Schrift Globus mundi, descriptio mundi et totius orbis terrarum und auf einer Karte bei der Ausgabe des Ptolemaeus vom Jahr 1522 angenommen wurde. Der Name America ist selbst deutschen Ursprungs, denn es ist die italienische Form für Amalrich, ein Name, der durch den Westgothenkönig, Alarichs Sohn, allgemein bekannt ist. Andre haben irthümlicherweise Amerigo für eine Umformung von Alberich gehalten,

aber auch dieß ist deutsch und bedeutet reich an Alpen, Alben, d. h. an Triften. Aus Alberich entstand im Französischen Aubery, Auberon — Oberon.

Das erste Buch, welches in der neuen Welt gedruckt wurde, war die Doctrina Christiana des Pater Peter von Cordova, welches aus der Druckerei der Familie Cronberger (Cromberger, Corumberger) 1544 zu Mexico hervorging. Dieselbe deutsche Druckerfamilie hatte 1511 eine Druckerei zu Sevilla.

Binnen Kurzem erscheint in London eine vortrefflich ausgestattete englische Lebensbeschreibung des berühmten Reiterführers Seidlitz von dem Rittmeister Robert Lawley (vom zweiten engl. Garderegiment,) der aus Begeisterung für seinen Helden deutsch gelernt hat und nicht zufrieden mit den gedruckten Werken, im Jahr 1847 nach Berlin kam, um nach schriftlichen Quellen zu forschen.

In Preßburg ist, gestützt auf die in der österreichischen Verfassung vom 4 März 1849 ausgesprochene Gleichberechtigung der Nationalitäten, im Gerichtsverfahren, sowohl bei der Verhandlung, als in den Protocollen, die deutsche Sprache eingeführt worden. (Wiener Ztg. 2. April.)

Vom 1. Jan. — 31. März 1849 wurden in Prag von folgenden Zeitungen Exemplare zur Post versandt: von 8 Deutschen 5972, nämlich vom Constitutionellen Blatt aus Böhmen 2371, von der Bohemia 1405, von der Prager Zeitung 1309, von der Deutschen Zeitung aus Böhmen 865, von der Allg. constitutionellen Zeitung 491 u. s. w. Von 7 böhmischen Zeitungen 3920 Exemplare, nämlich von Narodny noviny 1781, von dem Blatt der Slovanska lipa 615 u. s. w.

Schon im dreizehnten Jahrhundert berichtet der brabanter Mönch Wilh. Ruisbroek (Rubruquis), welcher 18 Jahre vor Marco Polo im Auftrag des Königs von Frankreich reiste: „Unter diesen

Völkern (der Krimm; vergl. Germ. III. 141.) befinden sich viele Gothen, welche holländisch (niederdeutsch) reden. In der Handschrift zu Cambridge heißt es: „who spake the dutch tongue,“ aber Roger Baco übersetzt: „loquuntur teutonicum.“ — Der Venetianer Josafat Barbaro, (um 1435,) welcher sich 16 Jahre lang in Asoff und den angrenzenden Ländern aufhielt, bemerkt, daß Gothen, Alanen und der aus ihnen hervorgegangene Mischstamm der Gothalanen das Land zwischen Caffa und der Wolga bewohnen, und daß sein deutscher Diener sie in demselben Maße verstanden habe, wie etwa ein Florentiner einen Friauler.

In Neu-York erschien eine Uebersetzung von Guhrauer's Lebensbeschreibung von Leibnitz; in London wurden Schiller's früheste Schauspiele (early dramas) und „Geisterseher“ übersetzt von H. G. Bohn, ferner erschien, in 2 Bänden mit Karten und Abbildungen, besorgt von Rob. Schomburgk und J. E. Taylor eine englische Uebersetzung von des Prinzen Adalbert von Preußen Reise in Südeuropa und Brasilien, welche in deutscher Sprache nicht in den Buchhandel gelangt ist. Sodann wurden in's Englische übersetzt Th. Panofka, Sitten und Gebräuche der Griechen und de la Motte Fouque's Sir Elidor. In Neu-York erschien eine Uebersetzung von de Wette's Einleitung in die kanonischen Bücher des alten Testaments; in London wird der von Liebig in Verbindung mit Buff, Will, Zamminer, Dieffenbach, Ettling, Kopp, Knapp in Gießen und Hoffmann in London bearbeitete Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie und der verwandten Wissenschaften englisch ausgegeben. Von der durch Metcalfe besorgten Uebersetzung von Becker's (in Leipzig) Gallus erschien eine neue Ausgabe; derselbe übersetzte dessen Charicles ins Englische; in Edinburg wurde ferner Nitzsch's System der christlichen Lehre nach der fünften Auflage durch Montgomery und Hennen übersetzt ausgegeben. In Neu-York erschienen: Eckermann's Gespräche mit Göthe, übersetzt von S. M. Fuller; zwei Bände von Zschokke's Erzählungen übersetzt von P. Godwie; Novalis Heinrich von Ofterdingen, und (Jean Paul) Friedrich Richter's Flegeljahre unter dem

Titel Walt and Vult, or the twins, übersetzt von E. B. Lee; Hufelands Enchiridion medicum, nach der sechsten Auflage übersetzt von Bruckhausen, durchgesehen von Neison, dritte Auflage. In London wurde eine Uebersetzung von B. Auerbach's „Tagebuch aus Wien von Latour bis Windischgrätz" ausgegeben. Von der Uebersetzung von Joh. Gottlieb Fichte's „popular works" durch W. Smith, London, erschien der zweite Band 1849, deßgleichen eine Uebertragung von Steffens Selbstbiographie und noch vor dem Erscheinen der neuen Ausgabe in Deutschland, von Humboldt's „Ansichten der Natur." Wie gering aber trotz alledem die Theilnahme an Deutschland in England ist, geht aus dem Umstand hervor, daß im Juli 1849 von den Handbüchern der Geschichte, gleichen Umfangs und Preises, welche von Frau Markham oder nach ihrem Plan bearbeitet werden, von der englischen das 46., von der französischen das 20., von der deutschen erst das dritte Tausend verkauft war.

Zu den im ersten Band der Germ., S. 213 aufgeführten geographisch-sprachlichen Sünden gegen den nationalen Geist sind noch hinzu zufügen: Wiggers, in Canstatt-Eisenmann's medizinischem Jahresbericht für 1846, IV. 49, und Stellwag, in der österr. med. Wochenschr. 1848. Z. 17 schreiben Loèche statt Leuk. Seydel in Schmidt-Göschen's med. Jahrbüchern LVII. 137 schreibt Escault statt Schelde. Die Köln. Ztg. vom 3. Nov. übersetzt das italienische Moravia (Mähren) mit Moravien!

Nach den neuesten Angaben hat die Schweiz, 1,670,000 deutsche ($71^{99}/_{000}$ %), 474,000 französische ($20^{42}/_{100}$ %), 133,500 italienische (5,76 %) und 42500 (1,83 %) romanische Bewohner.

Nach dem Oberlandsgerichtspräsidenten Hundrich in Breslau hatte Preußen am 31. Dec. 1843 unter 15,471,765 Einwohnern 13,231,466 deutsche und 2,240,299 nicht deutsche Angehörige, nämlich 2,229,787 Slaven und 10512 Wallonen (bei Malmedy in der Rheinprovinz.) Die Slaven vertheilen sich in den östlichen Provinzen folgendermaßen:

Preußen: 739,836 unter 2,406,380 Bewohnern; Brandenburg: 50,000; Pommern: 4000; Schlesien: 608,675; Posen 827,276 unter 1,290,780 Bewohnern.

Phil. Schaf zu Mercersburg (vergl. Germ. I. 163) gibt ein Monatblatt heraus: „der Kirchenfreund, Organ der gemeinsamen Interessen der deutsch-americanischen Kirchen," durch Köhler in Leipzig für 2 Thlr. zu beziehen.

Nach Heine (Mediz. statist. Notizen über Moskau 1846, in der med. Ztg. Rußlands 1847. Zahl 50 und in Neumeister's Repertorium 1847. Zahl 65) sind in Moskau 2234 Protestanten und in der lutherischen Petrischule 80 Mädchen und 115 Knaben. Unter den Bäckern sind 68 deutsche und 53 russische.

Ende 1848 hatte Milwokhi 15,589 Einwohner, nämlich 6960 Americaner, 2487 Irländer, 5708 Deutsche und 434 Einwanderer andrer Volksthümlichkeit. Mitte 1849 war der Bestand der französischen Fremdenlegion 6491 Mann, darunter 2337 Deutsche.

Ueber das deutsche Element in Buenos-Ayres schreibt Gerstäcker in der Allg. Ztg. 1849. Zahl 260. Beil.: „Deutsche Bücher sind nur in sehr wenigen und meist zufällig hierher verschlagenen Exemplaren bei zwei deutschen Buchbindern: Remicke und Kaiser zu haben. Auf dem Leseklub liegen an deutschen Blättern drei Hamburger: Börsenhalle, kritische Blätter und Freischütz, 2 Berliner: Staatsanzeiger und Vossische Zeitung, die Allg. Augsb. Zeitung, Elberfelder Ztg., ferner Grenzboten, Fliegende Blätter und Düsseldorfer Monatshefte.

In New-York erschien in diesem Jahre: Fred. H. Hedge, the prose writers of Germany, Bildnisse, Lebensbeschreibungen und Auszüge aus den Werken von M. Luther, J. Böhme, Abr. a Sta. Clara, J. Möser, Kant, Lessing, Mendelsohn, Wieland, Musäus, Lavater, Herder, Göthe, Schiller, Fichte, J. P. F. Richter, Zschokke,

Novalis, E. A. T. Hoffmann und Chamisso enthaltend. In London wurde bei Bohn ausgegeben: The autobiography of Göthe, truth and poetry from my own life, also: Letters from Switzerland and travels in Italy, translated by Morrison. 546 S.

Ein allzu tiefsinniger Forscher, K. von Schmitz, hat jüngst in einem zu Heidelberg erschienenen Schriftchen („zwei deutsche Inschriften, älter als 600 vor Chr.„ vergl. auch Frkfter. Conv. Bl. 28. 29. Juni 1849) die meisten Urbewohner Italiens zu Deutschen gestempelt und eine oskische Inschrift mit gleichem Rechte als eine deutsche dargestellt, wie die grübelnden Ausleger des Pönulus dessen punisches Gespräch, ein jeder aus seiner Muttersprache erklärten, wobei freilich der verschiedenartigste Sinn oder Unsinn zu Tage kam. Weit besser hätte Herr v. Schmitz daran gethan, Grotefends und Andrer Forschungen über die (zu dem lateinisch-griechischen Stamme gehörigen) Sprachen der Umbrer und Osker sich anzueignen und fortzusetzen, als jene Karricatur der Wissenschaft zu liefern. (Lorenz Diefenbach.)

In mehreren Schriften (Brockhaus'sches Con. Lex. von 1817. IV. 217. Knesebeck, Geschichte der churhannover'schen Truppen in Gibraltar, Minorca und Ostindien, 1845) findet sich die Angabe, die Festung Gibraltar sei unter Karl V. durch den deutschen Ingenieur Speckel umgebaut worden. Diese Angabe ist gänzlich erdichtet, wie in den Elsässischen Neujahrsblättern von 1847 nachgewiesen ist. Daniel Speckel, Speckle, Specklin aus Straßburg, 1536 — 1589, war ein so berühmter Kriegsbaumeister, daß ihm die spätere Sage den Bau der besten Werke, wie die von Gibraltar, Malta und Tanger zuschrieb. Von allem dem findet sich nichts in seiner Lebensbeschreibung a. a. O. Auch die Theilnahme an Karl V. Heereszügen nach Africa schreibt ihm die Ueberlieferung zu, welcher, ebenso wohl wie den obigen Angaben, schon das Geburtsjahr Speckels widerspricht. Bei Karls V. Abdankung war Specklin noch auf der Wanderschaft als Seidensticker und wandte erst 1561 sich der Baukunst zu.

Die Allg. Militärzeitung Zahl 123 berichtet: „Auf Veranlassung des Generallieutenants Zarco della Valle, Haupt des spanischen Ingenieurcorps, wurde zu Madrid an der Kriegsschule eine eigene Lehrstelle der deutschen Sprache errichtet, eine besondere Sprachlehre zu diesem Zweck auf Befehl der Regierung ausgearbeitet und der Commandant Franz Servet mit dem Unterricht in derselben beauftragt. Nach einem Erlaß vom 24. April 1849 bezeigen die Vorsteher der Anstalt mit dem Fortschritte der Offiziere in der deutschen Sprache sich zufrieden und nennen mehrere derselben, die sich darin besonders hervorgethan. Der ausgezeichnetste darunter, Oberstlieutenant Saenz de Buruaga, erhielt als Zeichen der Anerkennung die Berliner Denkmünze auf Leibnitz. — Einer Mittheilung der Allg. Leipz. Ztg. vom 25. Oct. zufolge sind auch an den beiden Kriegsschulen zu Constantinopel Lehrer der deutschen Sprache angestellt worden.

Schweidnitz, 27. Sept. (Deutsche Reform.) Vor drei Wochen zogen 109 in Frankenstein und der Umgebung wohnhaft gewesene Personen, darunter viele Handwerker, ab, um nach Kentucky überzusiedeln und dort eine Stadt Frankenstein anzulegen. Jeder hatte 100 Thlr. eingezahlt, wovon die Reise $^2/_5$ (? nur) in Anspruch nehmen soll.

Deutsche Auswanderung und Kolonisation. Wir entnehmen einer statistischen Uebersicht über die Wirksamkeit des Vorstandes des Berliner Vereins zur Centralisation deutscher Auswanderung und Kolonisation, aufgestellt vom Freiherrn A. von Bülow, folgende interessante Notizen: Vom 18. Juni d. J. bis Ende August haben sich auf dem Büro des Vereins zur Auswanderung gemeldet und sich Raths erholt 117 Männer. Von diesen vertreten 5 bereits geschlossene Gesellschaften und zwar: 1) eine Gesellschaft für Central-Amerika in Berlin von 120 Köpfen, 2) eine für Süd-Amerika in Berlin von 167 Köpfen, 3) eine für Australien in Berlin von 153 Köpfen, 4) eine für Amerika in Frankenstein in Schlesien von 160, 5) eine für Mosquitia in Camin von 100 Köpfen. — Die übrigen Männer hatten noch Familie, so daß die ganze Anzahl der Auswanderer 1088 betrug. — Als Gründe der Auswanderung wurden angege-

ben: Gänzliche Nahrungslosigkeit, Arbeitslosigkeit, Streben nach Selbstständigkeit und besserer Zukunft, Unternehmungsgeist und kaufmännischer Sinn, politische Unzufriedenheit, Verwandtschaftsverhältnisse und wissenschaftliche Zwecke. Die Meisten der Auswanderer hatten ihre Militärdienstpflicht erfüllt, Viele waren Berücksichtigte und nur sehr Wenige Landwehrpflichtige. — Was die politische Gesinnung anbetrifft, so gehörten die Meisten zur demokratischen Partei. — Unter den oben genannten 117 Männern waren nur 42 Unbemittelte. Das Kapital der Uebrigen betrug 236,950 Thlr. Dabei sind jedoch die oben erwähnte Gesellschaft in Berlin für Australien und diejenige in Frankenstein für Amerika nicht mitgerechnet, da ihre Verhältnisse nicht so genau bekannt wurden. Von der genannten Summe gehen allein 194,850 Thaler nach Central-Amerika, 18,200 Thaler gehen nach Nord-Amerika. Durch die sich bildende Kolonisations-Gesellschaft für Nicaragua waren bereits 160 Aktien à 200 Thaler, also 32,000 Thaler gezeichnet, so daß also das gesammte auswandernde Kapital, welches auf dem Büro des Vereins 2½ Monate nach dessen Gründung angezeigt war, 268,950 Thaler betrug. Außerdem war die Bildung einer Kolonisations-Aktien-Gesellschaft für St. Thomas in Guatemala mit einem Kapital von 16,000 Thalern angezeigt. Die statistischen Ergebnisse der letzten Monate sind noch nicht veröffentlicht; doch hat sich sowohl die Zahl der Auswanderer, als die des auswandernden Kapitals in bedeutendem Maße vergrößert. (Nat. Ztg.)

Im nächsten Jahre erscheint, vom Frankfurter Nationalverein für deutsche Auswanderung und Ansiedelung herausgegeben und vom Unterzeichneten geleitet, die Germania mit dem bisher zu Darmstadt gedruckten Auswanderer vereinigt, als „Archiv zur Kenntniß des deutschen Elements in allen Ländern der Erde.“ Es wird als Wochenschrift durch die Post zu beziehen seyn und von den bisherigen Mitarbeitern beider Zeitschriften unterstützt werden. Da beide Unternehmungen in der Auswanderungsfrage ein gemeinsames Gebiet hatten und daher Wiederholungen nicht zu vermeiden waren, so ist diese Vereinigung beschlossen worden. Alle Freunde der Germania werden ersucht, ihre Gunst auf das neue Organ zu übertragen.

Frankfurt a. M., November 1849.

Dr. Stricker.

Orts- und Namen-Register.

A.

Abowian 224—225.
Algerien 273.
Amack 401—405.
Armenien 224—227.
Auswanderung, Ursachen der deutschen, 192—213.
Australien 498—500.

B.

Banat 214—222.
Belgien 1—27.
Belgrad 275.
Bethlehem 153—154.
Biron 228—252.
Böhmerwald 130—134.
Bordeaux 273—274.
Brasilien 157—164.
Buenos Ayres 274. 509.
Bulgarien 141—142.

C.

Cabrera 434—463.
Californien 502.
Cap der guten Hoffnung 503.
Cleberger 252—254. 505.
Constantinopel 511.

D.

Demerara 165—166.
Deutsche im schwedischen Dienst im 30jähr. Krieg 406—408.

E.

Eben, von, 484—488.
Economy 146—153.
Elsaß 49—78. 275.
England, deutsche Literatur in, 268—270.

F.

Frankreich, deutsche Gelehrte in — 270.
Friedrichswerk 426—428.
Friedrichsburg 377—382.

G.

Galtür 341—347.
Gottschee 134—136.
Griechenland 271—272.
Gutenberg 363—367.

H.

Havre 183—184.
Hull 274.

J.

Jerusalem 190—191.

K.

Karlstadt 333—341.
Krajowa 275.
Krimm. 506. 507.

Digitized by Google

L.

Leichardt, L. 464—482.
Leopoldina 264—265.
London 35—48.
Lothringen 275.
Lutzenburg 136—137.

M.

Madrid 504. 505. 511.
St. Maria 271.
Marseille 274.
Mexico 495. 496. 506.
Milwohki 509.
Moskau 509.
Mosquitoküste 333—341. 496. 497. 498.
Mühlenberg 492. 493.
Münnich 232—252.

N.

Nassauer in Spanien 408—426.
Neu-Braunfels 377—382.
Neu-Orleans. 271. 387—401.
Neu-Südwallis 265.
Neu-Tiflis 368—377.
Neu-York 347—363.

O.

Oberkampf 483—484.
Oberschlesien 98—117.
Oestreich 118—130.
Ostermann 229—252.

P.

Paris 167—183.
Patras 429—433.
Petersburg 185—189.
Prag 506.
Preßburg 506.
Preußen 508—509.

S.

Sappada 92—97.
Sauris 97—98.
Schlesien 223—224.
Silvier 276—333.
Straßburg 267—268.
Südaustralien 266. 267.
Südrußland 137—141.
Schweiz 508.

T.

Texas 154—157. 271.
Tiflis 224—226. 367.
Toulon. 274.
Türkei 28—34.

V.

Verein. Staaten v. N. A. 265. 266. 491. 492.
Veroneser 13 Gemeinden 90—91.
Vicentiner 7 Gemeinden 79—89.
Vlämische Sprachbewegung 383—387.

W.

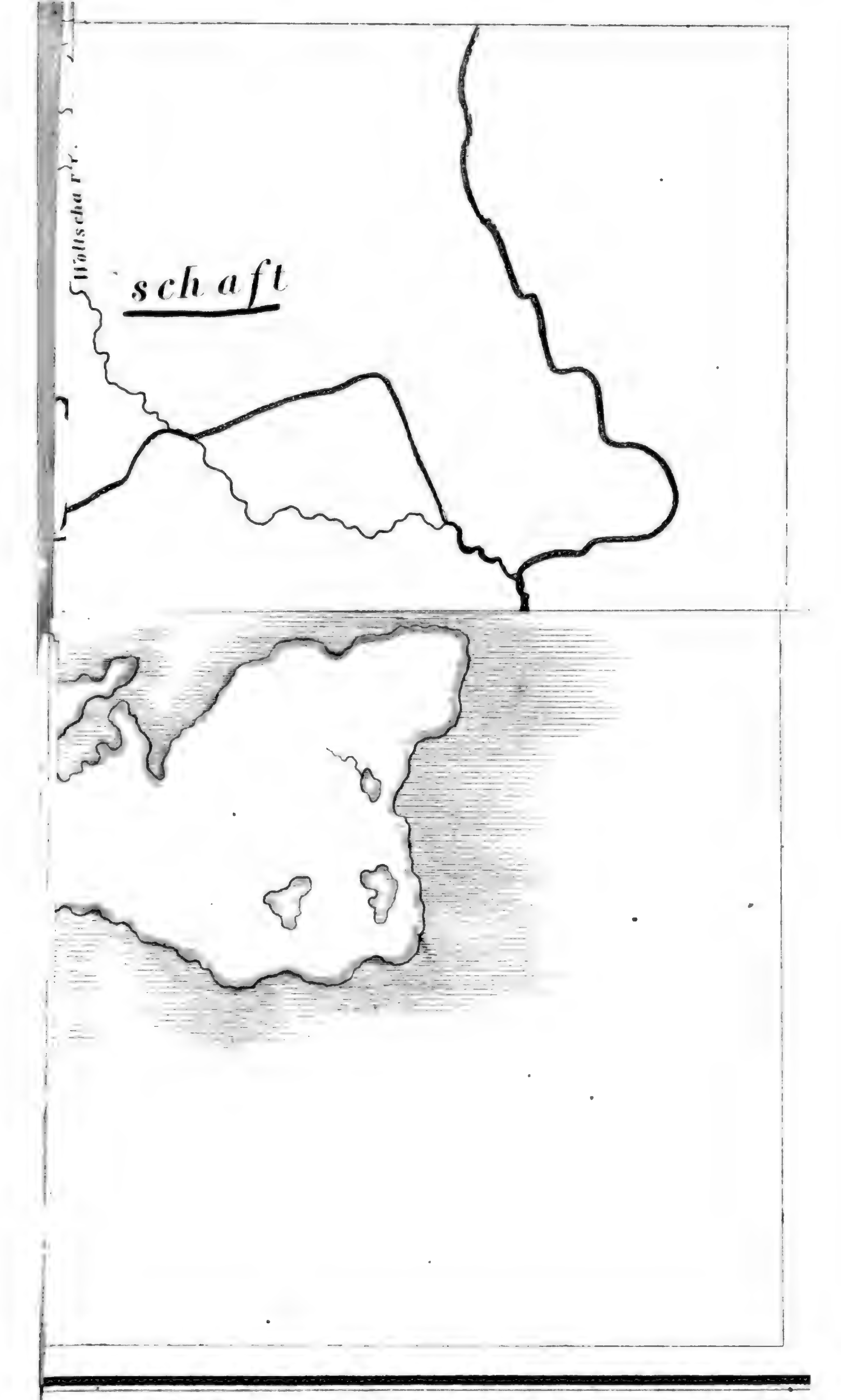
Wisconsin 493. 494. 501.

Z.

Zoar. 143—146.

Verbesserungen.

Im zweiten Band. S. 263. Z. 1. v. u. Mosig statt Moriz.
S. 497. Z. 13. v. u. auf statt auch.
Im dritten Band S. 92. Z. 12 v. o. l. romanisch statt romantisch.
Auf der Karte: Kutschurgan (Fluß) statt Kugurgau.
Wasserau statt Nasserau (am Dnjepr.)

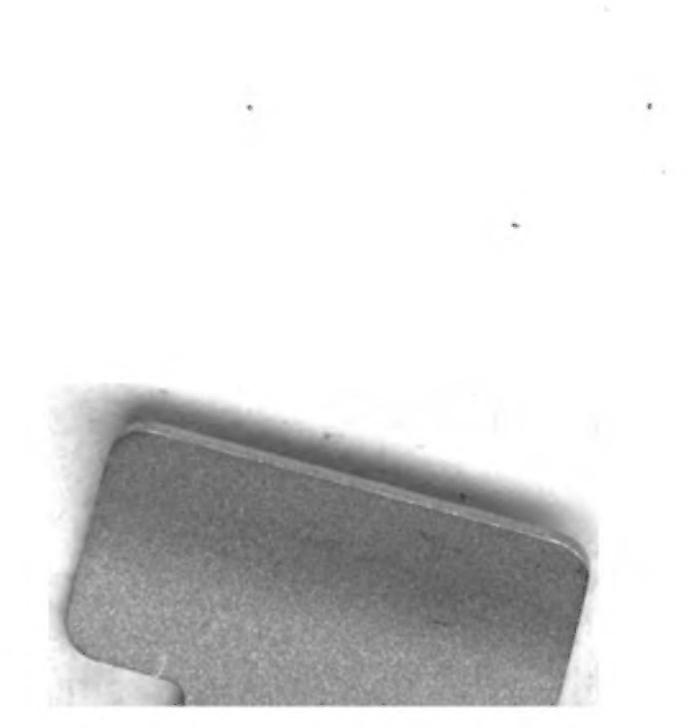


Auf Stein gezeichnet und gedruckt bei C. Knatz in Frankfurt a/M.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google